


HANDBOUND
AT THE
UNIVERSITY OF
TORONTO PRESS

Die neue Rundschau

XXXter Jahrgang der freien Bühne

1919

Band 2, 7-12



Berlin / S. Fischer / Verlag


LIBRARY
NOV 20 1967
UNIVERSITY OF TORONTO

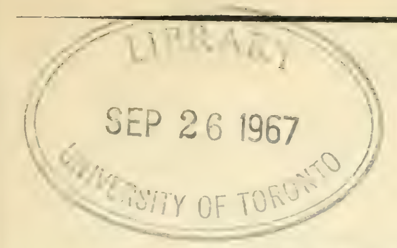
Inhaltsverzeichnis

Romane, Novellen, Dramen, Briefe, Gedichte:

Aufsätze:

Rundschau:

Anmerkungen:



Das Weltreich des Abendlandes

von Paul Lensch

I

In seinen Artikeln für die „New York Tribune" über den Krim-Krieg und die orientalische Frage schrieb Marx einmal: „Konstantinopel ist die goldene Brücke zwischen dem Westen und dem Osten und die westliche Zivilisation kann gleich der Sonne nicht um die Erde wandeln, ohne diese Brücke zu passieren; das aber ist ohne einen Kampf mit Rußland unmöglich. Der Sultan hält Konstantinopel lediglich in Verwahrung für die Revolution, und die augenblicklichen nominellen Würdenträger Westeuropas, die das letzte Bollwerk für ihre ‚Ordnung' selber an den Ufern der Newa finden, können nichts anderes tun, als die Frage so lange in der Schwebe zu lassen, bis Rußland auf seinen wirklichen Gegner, die Revolution, gestoßen ist."

In der Tat blieb die orientalische Frage seither das Sorgenkind der europäischen Politik. Man hatte die Empfindung, daß aus dem Hexenkessel des Balkan, in dem die Glieder junger Nationen erst noch gargekocht wurden wie in dem Braukessel der Medea, einst furchtbare Gefahren für die alte Kultur des Abendlandes aufsteigen möchten. Unfähig, den jungen Kräften Gelegenheit zur freien Entfaltung zu geben, huldigte man der Fafner-Weisheit: ich lieg und besitze, laß mich schlafen. Man ließ alles in der Schwebe, man hoffte ins Blaue hinein, in Wien, in Petersburg, in London. Und genau so kam es schließlich, wie Marx geschrieben hatte: man hielt die orientalische Frage in der Schwebe, bis in Rußland die Revolution ausgebrochen war.

Jetzt aber ist nicht bloß Rußland eine Trümmerstätte, auch die Türkei existiert nicht mehr, Österreich ist dahin, ganz Mitteleuropa hat sein Gesicht verändert. Die „augenblicklichen nominellen Würdenträger Westeuropas" aber können ihre weltpolitische Unfähigkeit und ihre Angst vor der Revolution nicht deutlicher bezeugen, als daß sie als Ersatz für den einstigen kleinen Hexenkessel auf dem Balkan ganz Mitteleuropa in einen riesenhaften brodelnden Balkan verwandeln. In der Tat: die Balkanisie-

rung des Abendlandes, das ist die Lösung der orientalischen Frage, das ist das Schlußwort des Weltkrieges, wie die Entente es ausgesprochen hat.

Daraus geht schon hervor, daß auch diese Lösung nur ein In-der-Schwebe-lassen bedeutet. Sie ist das letzte, große Schlußwort des alten, ungezügelten, privatkapitalistischen Systems, das nichts anderes kennt als Gewalt und Herrschsucht, Ausbeutung und Unterdrückung, und wenn Marx einst schrieb, daß das Kapital aus jeder Pore blut- und schmutztriefend zur Welt gekommen sei, so hat der Weltkrieg und der Versailler Friedensentwurf der Entente bewiesen, daß es jetzt, drei Jahrhunderte später, bei der entscheidenden Erschütterung seiner Herrschaft noch die gleichen Male trägt.

In diesem Augenblick, wo alles noch schwankt, wo nur das eine gewiß ist, daß es nicht so kommen wird, wie die einen befehlen, noch wie die anderen wünschen, ist die Linienführung einer zukünftigen auswärtigen Politik so gut wie unmöglich. Und doch erheben sich die Umrisse des neuen Europa bereits mit genügender Deutlichkeit aus der Sintflut des Weltkrieges, um wenigstens in den allgemeinsten Grundlagen die Bedingungen unserer Zukunft erkennen zu lassen.

So paradox es auch zunächst klingen mag, so richtig ist es doch: der Weltkrieg, diese Selbstzerfleischung Europas, hat uns zum ersten Male das einheitliche Abendland geschaffen und zwar als einen kulturellen wie wirtschaftlichen Begriff; kulturell bedeutet er die Einheit der romanisch-germanischen, wirtschaftlich die Einheit der kapitalistischen Welt. Zu diesem Behufe war ein Doppeltes nötig: es mußte alles ausgeschieden werden, was zu dieser Welt nicht gehörte, was sich aber in den letzten Jahrzehnten in sie hineingedrängt, und es mußte alles hineingezogen werden, was zu ihr gehörte, was sich aber ihr bisher noch ferngehalten hatte. Zu den auszuscheidenden Elementen gehörte das frühere Rußland nach Abtrennung seiner zweifellos zur abendländischen Kultur zu rechnenden Gebiete wie Polen; zu den anzugliedernden Staaten gehörte die amerikanische Riesenrepublik. Das eigentliche Rußland steht der abendländischen Kultur fremd und ablehnend gegenüber. Das haben die besten Söhne Rußlands, wie ein Tolstoi und ein Dostojewski, aus unbeirrbarem Gefühl heraus stets empfunden und ausgesprochen. Diese Tatsache wurde durch den schnell und oberflächlich aufgetragenen Firnis eines importierten Kapitalismus in den letzten Jahrzehnten verwischt. Dazu kam noch die unglückliche Bildung des Begriffs: Europa als einer kulturellen Einheit, wodurch man verleitet wurde, die Grenzen der „europäischen“ Kultureinheit bei den geographischen Grenzen des Erdteils Europa zu suchen. Man vermischte Kultur und Geographie und gelangte so dazu, das europäische Rußland zum europäischen Kulturkreis zu rechnen, zu dem es

schlechterdings nicht gehört. Wie fremd die russische Seele in Wahrheit der „europäischen", das heißt der abendländischen gegenübersteht, das hat die nicht zufällig auf das alte echte Rußland beschränkt gebliebene Erscheinung des Bolschewismus gezeigt, die das Fremdgewächs des Kapitalismus mit Stumpf und Stiel ausgerottet hat. Möglich, daß Rußland in Zukunft wieder so etwas wie Kapitalismus erhält, vielleicht als eine amerikanische Wirtschaftskolonie. Aber an die Seele des Volkes wird der Kapitalismus auch in Zukunft in Rußland ebensowenig greifen, wie er es in Indien zu tun vermochte, dessen Abstand von der abendländischen Geisteswelt durch den aufgepfropften Kapitalismus nicht um ein Atom verringert worden ist.

Der Krieg hat auch hier nur ausgesprochen, was ist, dieser Krieg, den der Kapitalismus selber führte und der durch seinen Ausgang wie in einer symbolischen Handlung dem alten Moskowitertum zurief: „Die Probleme, um die es sich diesmal handelt, gehen dich nichts an; gib frei, was von dir zum Abendland gehört, du selber aber gehe hinter deine großen Ströme zurück und warte in Ruhe deine große Zukunft ab, die kommen wird, wenn die abendländische Kultur zur Rüste geht." So haben wir das Paradoxon, daß Rußland, das so lange der Schiedsrichter Europas war, das auf der Seite der siegreichen Entente focht, am Ende des Krieges, obwohl es als Staat noch da ist, nicht mehr existiert, und in dem Friedensdokument seiner einstigen Freunde nicht einmal erwähnt wird. Und in der Tat: die Probleme, um die es jetzt nach Abschluß des Krieges geht, kommen für Rußland überhaupt nicht in Betracht. Was sollte die Nationalisierung der Volkswirtschaft, die Ökonomisierung der Betriebe, Tailor-System und Berufsauslese, kurzum die organisierte Sparsamkeit mit Menschen und Materialien, die auf alle Gebiete des menschlichen Lebens angewandte Wissenschaft, wie Bebel einmal den Sozialismus definierte, was soll das alles einem Staate und einem Volke, dessen sprichwörtlich „breite Seele" zu alledem nicht die geringste Nötigung empfand, dem diese Sorgen und Notwendigkeiten ferner lagen als der Sirius, und das hinter dem Wall seiner Sümpfe, Urwälder und Wüsten für all das soviel Interesse hatte, wie die Germanen zur Zeit des Marius für die Sorgen der sterbenden antiken Welt? Das hinderte nicht, daß wenige Jahrhunderte später die Germanen die Herren Roms waren, und vielleicht ist das Russentum nach Absterben der abendländischen Kultur einmal zu einer ähnlichen Rolle bestimmt. Jetzt freilich bemühen sich abendländische Stockrussen und seltsame Kulturzwitter wie Lenin, dieser russische Cheruskerfürst, der in Lloyd George seinen Kaiser Augustus erlebt, die wirtschaftlichen Legionen, die der abendländische Kapitalismus in Gestalt von Fabriken und Banken in seine Heimat entsandt hat, durch eine zweite

Varusschlacht zu vernichten. Die Bolschewisten sind seine Chatten, Cherusker und Marsen und sie haben ebenso gründliche Arbeit gemacht wie vor zweitausend Jahren jene.

Das volle Gegenstück zu Rußland bilden die Vereinigten Staaten von Nordamerika. Hatte sich Rußland lange Zeit in den abendländischen Kulturkreis zu drängen gesucht, in den es nicht gehörte, so hatte umgekehrt die amerikanische Union bis in die Jahre des Krieges hinein sich vom Abendland fernzuhalten gesucht, dem es schlechterdings angehörte. Der klassische Ausdruck ihres vergeblichen Bemühens war die Monroedoktrin. Im Kriege hat sie sie preisgeben müssen und zum Zeichen dafür, daß ihr Eingreifen in diesen Krieg keine Laune und kein Zufall war, sondern ein tiefer historischer Zwang, war es just der amerikanische Präsident, der das schlagende Endwort dieses Krieges prägte und als erster seine Organisation in die Hand nahm: Völkerbund. Hatte der schiefe Begriff einer „europäischen" Kultur die Nichtzugehörigkeit Rußlands zu ihr verdeckt, so hatte sie umgekehrt die Zugehörigkeit der amerikanischen Union zu ihr ebenfalls verdeckt. Und um das Nichtverständnis noch mehr zu konservieren, hatte man der Union unter dem Namen der „neuen Welt" eine gesonderte Existenz verschafft. Aber keine Kolonie der Welt, weder Kanada, noch Südafrika, zu schweigen von Indien und Ägypten, gehört dem abendländischen Kulturkreis so innig an, wie die Union. Sie ist die eigentliche Musterkolonie des Kapitalismus. Sie entstand mit ihm, sie wuchs mit ihm. Solange der Kapitalismus in seinen Kinderschuhen steckte, mochte die Union ihr scheinbares Sonderdasein führen. Als aber der Kapitalismus in seine große Krisis eintrat, da riß der falsche Schein: Europa entzwei und die abendländische, das heißt die kapitalistische Kultur- und Sorgeneinheit trat über den Ozean hinweg in die Erscheinung. Amerika hatte neben Deutschland die entwickeltste Form des Kapitalismus geschaffen. Obwohl das Land der unbegrenzten Möglichkeiten und der unerschlossenen Produktivkräfte, hatte die Heimat des Tailor-Systems und der raffiniertesten Menschenausbeutung ein Lebensinteresse an jenen Fragen, die für Rußland Hekuba waren: Nationalisierung der Volkswirtschaft, Ökonomisierung der Betriebe, Sozialismus. Und alle Versuche Amerikas, sich jetzt etwa wieder auf seine Küsten zurückzuziehen, werden scheitern an der Logik der Tatsachen. Der Sozialisierungsprozeß des Kapitalismus kann sich nicht auf ein kapitalistisches Land, er kann sich auch nicht auf das kapitalistische Europa beschränken. Er wäre unmöglich. Er muß alle aktiven Träger der kapitalistischen Produktionsweise umfassen, das ist eben der abendländische Kulturkreis, während die übrige Welt einschließlich Japan nur als Objekt des Kapitalismus für ihn und für die nächste Zukunft in Frage kommt.

Die Krisis nun, in die das Abendland durch den Weltkrieg eingetreten ist, bedeutet nicht das plötzliche Auftauchen völlig neuer Probleme, sondern nur das rapide Anwachsen alter. Leise hatte mit dem ersten Aufkommen des Frühkapitalismus auch der Prozeß der Rationalisierung eingesetzt. Er war ein fortgesetzter Kampf gegen die Tradition, und zwar gegen die Tradition in Worten und Werken. Gegen die überkommene Arbeits- und Denkmethode, die alles dem Zufall, dem Schicksal, dem Willen Gottes überließ und die froh war, wenn man mit Ach und Krach durchs Leben kam, ging der unbewußte aber deshalb nicht weniger zähe Kampf. Noch gegen Ausgang des Mittelalters hatte man auch in Kaufmannskreisen keine Empfindung dafür, daß eine Rechnung „stimmen" müsse. Man begnügte sich mit ganz allgemeinen Angaben der Größenverhältnisse und erst mit Anbruch der neuen Zeit, fast gleichzeitig mit der Entdeckung Amerikas und des Seeweges nach Ostindien und der ihr folgenden Umwälzung aller Wirtschaftsverhältnisse, im Jahre 1494, erscheint das erste wissenschaftliche System der doppelten Buchführung von Luca Pacioli. Sie war nicht bloß, wie es im „Wilhelm Meister" heißt, eine der schönsten Erfindungen des menschlichen Geistes, sondern eine der folgenschwersten Umwälzungen auf wirtschaftlichem Gebiete, und mit Recht sagt Sombart von ihr: sie war aus demselben Geiste geboren wie die Systeme Galileis und Newtons, wie die Lehren der modernen Physik und Chemie. In der Tat siegte in ihr der gleiche Gedanke der Mechanik, der von da an das abendländische Denken so kennzeichnend gestaltete und zu den Triumphen der Naturwissenschaften geführt hat. Die Ideen der Gravitation, des Blutkreislaufs, der Erhaltung der Kraft und im Ökonomischen die Idee des rein quantitativen Tauschwertbegriffs im Gegensatz zum qualitativen Gebrauchswert, wodurch überhaupt erst eine Preistheorie und damit eine politische Ökonomie möglich wurde, alles das ließe sich in der doppelten Buchführung in gewissen Ansätzen wiederfinden. Es war der Geist des Kapitalismus, der hier zum Durchbruch kam und der sich nicht bloß das eine Feld der Volkswirtschaft unterwarf, wie man meist annimmt, sondern der alle Gebiete des Lebens, und des geistigen Lebens ganz besonders, sich zu eigen machte. Und dieser Geist war gekennzeichnet durch einen schrankenlosen Erwerbstrieb, sehr im Gegensatz zu dem sorglosen Prinzip der bloßen standesmäßigen Bedarfsdeckung im Mittelalter. Hier sprang nach einem umgekehrten Worte Hegels die Qualität — der Gebrauchswert des Feudalismus — in die Quantität — den Tauschwert des Kapitalismus — um. Und dies rein quantitative, im Prinzip endlose Produzieren unterschiedsloser Tauschwerte entsprach vollkommen dem Geiste des Abendlandes in seinem Drang nach dem Unendlichen, wie er uns in der Mathematik in der Unendlichkeitsrechnung und der Analysis entgegen-

tritt; in der Malerei in einer Perspektive, wie sie nur die abendländische Ölmalerei kennt; in der Musik im Kontrapunkt und in der Sonate, wo die Elemente des Nahen und Körperlichen verschwinden und die Ferne, die Unendlichkeit siegt; in der Baukunst in Gotik und Barock, wo der beschränkte Raum überwunden ist und der unendliche Raum mit hereingezogen wird in das aufgelöste, durch phantastische Lichtreflexe belebte Mauerwerk. Derselbe Geist herrscht in der Philosophie, in der Naturwissenschaft, in der Geschichte. Die Evolutionstheorie sieht allenthalben eine im Prinzip unendliche Entwicklung.

Dieser restlose, alles zählende, messende, berechnende Geist des Kapitalismus war unvereinbar mit der gottergebenen Lässigkeit und dem noch im Geheimnis der Natur dahinlebenden Traditionalismus des Mittelalters. Er vertrieb ihn aus den letzten Schlupfwinkeln, er riß, wie das Kommunistische Manifest sagt, dem Familienverhältnis seinen rührend-sentimentalen Schleier ab, er entkleidete alle bisher ehrwürdigen und mit frommer Scheu betrachteten Tätigkeiten ihres Heiligenscheins und löste alles in Formeln und Zahlen auf. Dieser nüchterne Rationalisierungsprozeß, der alles aristokratische Qualitative verdampfte und nur noch demokratische unterschiedslose Massen- und Tauschwerte herstellte, er war der viel bewunderte und viel gescholtene Siegeszug des Kapitalismus.

Aber die Zersetzung der alten organischen und ihre Verwandlung in eine mechanische Welt war von Erschütterungen begleitet, die um so furchtbarer wurden, je mehr sich jene ihrem Abschluß zuneigte. Denn dieser Prozeß war ein Auflösungsprozeß, er verwandelte die alten organischen politischen Stände mit ihrem starken Staatsgefühl in die modernen mechanischen, sozialen Klassen mit ihrer so charakteristischen Staatsfeindschaft. Erst jetzt kam in Wahrheit Klassenkampf und Klassenherrschaft auf mit all ihren auseinanderstrebenden Begleiterscheinungen. Die alte Gemeinschaft des Volkes wandelte sich in die moderne anorganische Gesellschaft, damit aber waren die Bolzen und Klammern aus dem Bau herausgezogen und es stürzte zusammen. Der Individualismus kam auf. Ebenso wie die Gesellschaft nur noch unterschieds- und beziehungslose Einzelwerte, Tauschwerte herstellte, so bestand die Gesellschaft selber nur noch aus unterschieds- und beziehungslosen Einzelpersonen, die durch die kapitalistische Arbeitsverfassung, die moderne Lohnarbeit, zu Trägern von Tauschwerten geworden waren und nur noch als solche Bedeutung hatten. So war aus der alten Volksgemeinschaft, in der jeder, wie Lamprecht einmal sagt, Beamtencharakter trug, die moderne Gesellschaft geworden, in der jeder im andern seinen Feind, Nebenbuhler und Konkurrenten erblickte: homo homini lupus. Und je mehr man diesen wütenden

Konkurrenz- und Klassenkampf im Innern der Staaten zu bändigen suchte, desto wilder und atemloser trat er nach außen, im Kampf der Staaten untereinander, hervor. Es war der Imperialismus. Im Weltkrieg kam dieses System der privatkapitalistischen Anarchie endlich zu dem ihm gemäßen Ausbruch, der zugleich der endgültige Zusammenbruch des Systems selber war.

Welche dialektische Ironie liegt in dieser Entwicklung! Seit seinem frühesten Stadium ist es das Bemühen des Kapitalismus, den Zufall zu überwinden und die Vernunft an seiner Statt walten zu lassen. Man rechnet, man zählt, man sieht voraus, nichts bleibt unberücksichtigt. Noch nie in der Geschichte des Abendlandes herrschte so unumschränkt die ratio. Ein Zeitalter des Versicherungswesens war heraufgekommen. Alter und Tod, Krankheit und Arbeitslosigkeit, Hochzeit und Kindbett, Feuer und Diebstahl, Unfall und Hagel: alles war vorgesehen. Und in den Kasernen, in den Fabriken, in den Banken, den Kaufhäusern: welche Ordnung! Überall herrschte der Rechenstift, überall eine allmächtige Bürokratie. Organisation war alles, dem Zufall war das letzte Loch verstopft. Und just in diese vorausberechnende, altkluge, versicherte Gesellschaft mußte der verwünschte „Zufall" des Weltkrieges hineinfahren! O, er war wirklich nur ein Zufall. Fragt die Pazifizisten und gewisse Sozialisten, die ja von Haus aus die Vertreter einer versorgenden Weltanschauung sind, sie werden euch sagen: wäre nicht und hätte nicht ..., dann hätte und wäre heute alles noch so wie einst im Mai 1914. Der „Zufall", der verwünschte „Zufall"! –

Doch ist damit die Geschichte zu Ende? Soll die jahrhundertelang sich vorbereitende Rationalisierung unseres Wirtschafts- und Geisteslebens mit einer sinnlosen Blutlache enden? Sollte dieser Weltkrieg nicht vielmehr eine Etappe auf diesem Wege der Rationalisierung sein? Ein Umschlagen der friedlichen Evolution in die unvermeidliche gewaltsame Revolution, die diesen Rationalisierungsprozeß nicht aufheben, sondern bestätigen, nicht verhindern, sondern beschleunigen wird? Diese Rationalisierung, dieser Feldzug gegen den Zufall und die Anarchie, war – und das war sein Verhängnis – im Grunde beschränkt geblieben auf das Gebiet der inneren Verhältnisse. Schon im Jahre 1878 schilderte Friedrich Engels diese Seite der Dinge einmal mit den Worten: „Zwischen einzelnen Kapitalisten wie zwischen ganzen Industrien und ganzen Ländern entscheidet die Gunst der natürlichen oder geschaffenen Produktionsbedingungen über die Existenz. Der Unterliegende wird schonungslos beseitigt. Es ist der Darwinsche Kampf ums Einzeldasein, aus der Natur mit potenzierter Wut übertragen in die Gesellschaft. Der Naturstandpunkt des Tieres erscheint als Gipfelpunkt der menschlichen Entwicklung. Der Widerspruch

zwischen gesellschaftlicher Produktion und kapitalistischer Aneignung stellt sich nun dar als Gegensatz zwischen der Organisation der Produktion in der einzelnen Fabrik und der Anarchie der Produktion in der Gesellschaft."

Seit Engels diese Sätze geschrieben, hatte sich vieles geändert. Innerhalb der einzelnen Länder tobte nicht mehr der schrankenlose Konkurrenzkampf zwischen den Kapitalisten und nicht mehr wurde der Unterliegende schonungslos beseitigt. Die Organisation des Kapitalismus in Gestalt von Kartellen und Syndikaten hatte mildere und weniger kostspielige Methoden gefunden. Man einigte sich unter leichtem Zwang in Güte, das steigerte die Produktion, konzentrierte die Kapitalmacht und senkte die Unkosten. Aber schließlich war es gerade diese gesteigerte Rationalisierung der Wirtschaft in den einzelnen Ländern, die den Konkurrenzkampf der Staaten untereinander auf die Höhe hob und schließlich ihren notwendigen Ausgang im Weltkriege fand.

Die Organisation der Produktion ohne Krieg auf internationaler Basis durchzuführen, war zwar ein logischer Gedanke und die Internationale Arbeiter-Assoziation hatte sich in den agitatorischen Dienst dieses Gedankens gestellt. Aber er war zunächst ein frommer Wunsch, denn die Organisation der Arbeit in den einzelnen Fabriken und den einzelnen Ländern hatte nicht zufällig die Anarchie der Produktion auf dem Weltmarkt als ihr Widerspiel gefunden. Sie ruhte auf widerspruchsvoller Grundlage, sie war lediglich zu Nutz und Frommen der Kapitalisten durchgeführt, deren Interesse nicht darin lag, Gebrauchswerte zu schaffen, sondern Tauschwerte, das heißt Profit zu machen und die daher auf die freie Konkurrenz, wo der Stärkere herrscht oder der Naturstandpunkt des Tieres als der Gipfelpunkt der menschlichen Gesellschaft erscheint, angewiesen blieben. Sie fanden die Konkurrenz, die auf dem Inlandsmarkt durch die Organisation des Kapitals verschwunden oder wenigstens stark beschränkt war, auf dem Auslandsmarkte wieder. Um auch hier die Anarchie in die gesellschaftliche Organisation umschlagen zu lassen, bedurfte es erst einmal der Schaffung der kapitalistischen Gesellschaft selber. Wohlgemerkt: der kapitalistischen Gesellschaft im internationalen Rahmen, das heißt der abendländischen Kulturgemeinschaft als einer geschlossenen Wirtschaftseinheit. Denn außerhalb des Abendlandes haben wir keine Subjekte sondern nur Objekte des Kapitalismus. Dieser selber ist eine spezifisch abendländische Erscheinung. Man darf sich durch das eine Japan nicht täuschen lassen.

Diese internationale kapitalistische Gesellschaft als solidarische Einheit geschaffen und damit die grundlegende Voraussetzung für den weiteren Rationalisierungsprozeß von Geistesleben

und Volkwirtschaft gelegt zu haben, ist das ungeheure Verdienst des Weltkrieges.

In der Tat konnte nur ein Weltkrieg die Völker des Abendlandes so nahe aneinander bringen, daß die ihnen allen gemeinsamen Interessen endlich klar zutage traten: ein Weltkrieg, der deshalb ein Krieg des Abendlandes war, weil das Abendland die Welt beherrscht, zugleich aber auch weil in ihn alle zum Abendland gehörigen Staaten und Völker hineingezogen und alle nicht zu ihm gehörigen ausgeschieden oder als bloße das abendländische Kulturzentrum umkreisende Trabanten in die Peripherie geschoben wurden. Dieser Krieg konnte deshalb auch nicht ausgehen wie irgendein anderer banaler Raub- und Eroberungskrieg, sondern er konnte nur enden mit der Niederlage des Privatkapitalismus als der Verkörperung der alten Produktionsanarchie und dem Triumph des weltorganisatorischen Gedankens, des Sozialismus. Was in den Versailler Friedensvorschlägen der Entente zutage tritt, das ist nichts anderes als die Bankerotterklärung des alten Systems, das sich mit Händen und Füßen vor dem Sterben sträubt und das doch gleichzeitig eben durch seine Friedensbedingungen offen vor aller Welt eingestehen muß, daß es nur durch Verewigung des Krieges, Verschärfung der Ausbeutung, Vertiefung des Nationalhasses und Nationaldünkels, eben also durch die untrennbaren Begleiterscheinungen des bisherigen anarchischen Systems am Leben bleiben kann. Durch diese Friedensvorschläge haben die heutigen Machthaber der Entente im entwicklungsgeschichtlichen Sinne eingestanden, daß sie in diesem Kriege geschlagen sind. Der einzige Friede, der in der Linie jahrhundertelanger historischer und wirtschaftlicher Evolution liegt, in der Linie weiterer Rationalisierung und Mechanisierung der Gesellschaft, und der deshalb auf die Dauer auch der einzig mögliche Friede ist, er ist mit ihren Lebensinteressen unvereinbar. Damit haben sie das Todesurteil über sich und das von ihnen vertretene System ausgesprochen. Von diesem Standpunkt aus machen die Clémenceau und Lloyd George, die keinen Begriff von der Bedeutung haben, die der Weltkrieg für die Entwicklung des Kapitalismus und des abendländischen Kulturkreises besitzt, mit ihrem „unerbittlichen" Getue den Eindruck komischer, vorlauter Zwerge und seltsam ähneln sie hierin Bismarck, der zwar ebenfalls ein gerissener Staatsmann und Menschenkenner war, aber gleich ihnen von den bewegenden Kräften im Völker- und Wirtschaftsleben nur höchst abenteuerliche Vorstellungen hatte und über den Marx, wie seine Töchter nach seinem Tode aus bestimmtem Anlaß einmal öffentlich erklärten, das respektlose Urteil fällte, das auf Clémenceau und Lloyd George so gut paßt, er sei eine erheiternde Figur und höchstens noch ein stellenweise recht brauchbarer unfreiwilliger Helfershelfer an der sozialen Revolution

gewesen. Es ist kein Zufall, daß das Bismarckische Deutschland des Militarismus und der Gewalt in diesem Kriege zusammengebrochen ist, während das sozialistische Deutschland, das Bismarck mit wütendem Hasse verfolgte, zu den Siegern des Weltkrieges gehört.

Und hier liegt der springende Punkt: Der Sozialismus gehört zu den Siegern. Freilich nicht etwa, weil die Sozialisten sich als überlegene Politiker erwiesen hätten oder gar weil sie alles hätten kommen sehen. Davon könnte nur im Scherz die Rede sein. Wohl aber weil der Sozialismus die einzige theoretische Erkenntnis und Schule war, die grundsätzlich auf die Notwendigkeit der Mechanisierung und Rationalisierung unserer Volkswirtschaft eingestellt war, das heißt eben jenes Prinzips, das im Weltkriege gesiegt hat. Die Entente hat zwar die Pläne des echten Rationalisten Wilson über die Rationalisierung des Kapitalismus in ihrer ursprünglichen Form zunichte gemacht, aber gleichzeitig setzte sich die Richtigkeit dieses Gedankens mit so unwiderstehlicher Gewalt durch, daß selbst die Lloyd George und Clémenceau ihm ihre Reverenz machen mußten. Sie haben den Völkerbund grundsätzlich anerkannt, gleichzeitig freilich versucht, ihn im Interesse des alten Systems für sich nutzbar zu machen. Diese Position, die fortschrittliche Gedanken für rückschrittliche Zwecke ausnützen möchte, leidet an einem inneren Widerspruch und kann trotz aller materiellen Machtmittel der Entente nur zu einer Niederlage führen.

Zur Zeit, wo diese Zeilen geschrieben werden, ist es noch völlig unübersichtlich, ob es in Versailles zu Verhandlungen kommt und welches Ergebnis die Verhandlungen haben werden oder ob die Verbündeten weiter einmarschieren und sich die Bedingungen ihres Diktatfriedens ertrotzen wollen. Aber für den hier eingenommenen Standpunkt sind das alles Fragen minderer Wichtigkeit. Hier kann es sich nur darum handeln, den Fluß der geschichtlichen Entwicklung in seinem großen Zusammenhange zu erkennen und da ist es ziemlich gleichgültig, ob die „führenden Männer" der Entente diesen Zusammenhang etwas früher oder später begreifen, so sehr das auch für unsere allernächste Zukunft von Bedeutung sein mag. Und da steht als Endergebnis des Krieges schon jetzt fest, daß er das alte privatkapitalistische System kurz und klein geschlagen hat. Auch der glänzendste Siegfriede kann an diesem Ergebnis nichts ändern und insofern die Entente als die Vertreterin dieses alten Systems in den Kampf gezogen ist — wie weit das zutrifft, habe ich vor zwei Jahren an dieser Stelle in den Aufsätzen: „Drei Jahre Weltrevolution" auseinandergesetzt — ist sie die Verliererin des Krieges. England hat noch, wie ebenfalls an jener Stelle bereits nachgewiesen wurde, genügend Elastizität bewiesen, um während des Krieges die notwendigen Umwälzungen im eigenen

Wirtschaftsleben vornehmen zu können. Es ist als ein ganz neues, höher entwickeltes Land dem Blutbad des Weltkrieges entstiegen, während Frankreich, soweit man urteilen kann, nichts dergleichen aufweist.

So ist denn die Zeit gekommen, wo die kapitalistischen Länder in ihre letzte große Entwicklungsphase eintreten, wo sie allmählich aufhören werden sich untereinander zu bekämpfen und wo sie anfangen, sich der übrigen Welt gegenüber als einheitlichen Kulturkreis zu fühlen. Die kapitalistischen Gebiete reichen von Warschau bis nach San Franzisko und bilden das Abendland. Sie sind immer noch die Herren, das heißt die Ausbeuter der Welt und werden es für absehbare Zeit in gewisser Form auch noch bleiben. Dabei darf aber nicht verkannt werden, daß diese abendländische Kultur ihrem Abschluß und ihrer Auflösung entgegengeht und vielleicht stehen schon die Füße der Männer vor der Tür, die sie einst hinaustragen werden. Diese Altersphase des Abendlandes wird aber nichts anderes sein, wie es der Abschluß jeder großen Kultur in der Geschichte bisher gewesen ist: ein Weltreich, in dem des Krieges Stürme schweigen, die dafür draußen jenseits der Grenzen um so kräftiger brausen.

Dieses sozialisierte Weltreich des Abendlandes wird kommen trotz aller dramatischen Gebärden der heutigen übertägigen Machthaber in England und Frankreich. Die schmutzige Versklavungs- und Ausplünderungsphantasie dieser Männer ist nur noch das Eingeständnis ihres Zusammenbruchs. Möglich, wahrscheinlich sogar, daß sie sich noch einige Zeit wehren mögen gegen ihren unvermeidlichen Untergang. Aber die Weltrevolution ist noch nicht zu Ende, und wie man sich auch ihren weiteren Fortgang und ihr Tempo vorstellen mag, ob sie gewaltsam oder friedlich, schneller oder langsamer ihre Kreise vollenden wird, an ihrem Siege, an dem Aufstieg der Arbeiterklasse und des Sozialismus kann nicht gezweifelt werden.

Mit dem Sozialismus siegt nicht ein phantastisch-erhabenes Glückseligkeits-, sondern im Gegenteil ein beinahe etwas plattes Nützlichkeitsprinzip, und nur soweit er nützlich, praktisch und sparsam ist, wird der Sozialismus siegen. Wie kräftig wir ihm schon entgegengerückt sind, beweist vielleicht am besten die heutige Haltung der breiten Massen, für die der Sozalismus, je näher wir ihm kommen, desto mehr von seinem Zauber und Reiz verliert. Die Massen brauchen aber auch in der Politik etwas, was ihre Phantasie und ihr Gemüt stark in Bewegung setzt, das war bisher der chiliastische Charakter der sozialistischen Idee, die Lehre vom Tausendjährigen Reich, die auch noch Marx und Engels vertraten. Bekannt sind ihre Worte von dem Sprung aus dem Reich der Notwendigkeit (wo die Verhältnisse die Menschen beherrschen) in das Reich der Freiheit (wo die

Menschen die Verhältnisse beherrschen), von der Vorgeschichte der Menschheit, die mit dem Zusammenbruch des Kapitalismus abschließt, allwo erst die wahre Menschengeschichte mit dem Sozialismus anfange. Erst mit dem Sozialismus, heißt es noch bei Engels, scheidet der Mensch in gewissem Sinne endgültig aus dem Tierreich, tritt er aus tierischen Daseinsbedingungen in wirklich menschliche. Diese chiliastischen Anschauungen finden die Massen heute bei den Unabhängigen und noch mehr bei den Kommunisten getreulich konserviert vor, weshalb sie jetzt ihnen zulaufen, während der Sozialismus selber, je dichter sie vor ihm stehen, ihnen als eine dürre Nützlichkeitsbewegung erscheint, die allen Schwung von früher verloren hat.

Carlyle, glaube ich, macht einmal die Bemerkung, daß, ehe Roland, der Sohn des großen Karl, zum Helden der Rolandssage werden konnte, die letzte Erinnerung an sein Hüftweh, seine Zahnschmerzen und seine sonstigen körperlichen Gebrechen verschwunden sein mußte. Umgekehrt geht es dem modernen Sozialismus, dem Sohn, wenn man so will, eines anderen großen Karl. Erst mußte die letzte Erinnerung an seine einstige heroische Sagengestalt verschwunden sein, ehe er in voller Leiblichkeit unter uns wandeln kann, wobei er sich freilich ebenfalls als ein mit Hüftweh, Zahnschmerzen und andern körperlichen Gebrechen behaftetes Wesen herausstellen wird, das vielleicht gar nicht heroisch ist, aber doch den einen Vorzug hat, ein Wesen von Fleisch und Blut zu sein.

In der Tat ist der Sozialismus nur der krönende Abschluß jener Entwicklungstendenz nach Rationalisierung und Mechanisierung, die wir durch die Jahrhunderte seit Beginn des Frühkapitalismus verfolgen konnten und die in der doppelten Buchführung ihren ersten beziehungsreichen Triumph feierte. Nicht zum wenigsten hierin liegt die Sicherheit seines Sieges.

Heute erleben wir die ersten Versuche, die Grundsteine, auf denen sich die Organisation des sozialisierten Abendlandes einst erheben soll, in das Erdreich zu senken. Die Worte und die Vorschläge des Friedenstraktats über Völkerbund und Schiedsgerichte sind nicht bloße Vokabeln, noch weniger ein schaler Neuaufguß der Heiligen Allianz, sie sind Anzeichen einer neuen Zeit. Sie eröffnen der Mechanisierung der Welt die Pforte zum Welttriumph. Charakteristisch für diese Entscheidung der Dinge ist der starke Haß gegen alles Traditionelle und Gestrige, der in ihr zutage tritt. Die ältesten Dynastien sind ihr zum Opfer gefallen, Österreich, das lebendigste Überbleibsel des einstigen Römischen Reiches Deutscher Nation, ist völlig verschwunden. Zugleich haben die beiden organischen Mächte der Überlieferung, Adel und Kirche, einen starken Stoß erlitten. Am

schärfsten aber kommt vielleicht der Haß gegen das Überlieferte und geschichtlich Gewordene in der gedankenlosen Errichtung sogenannter Nationalstaaten zum Ausdruck. Selbstredend spielt bei diesem Balkanisierungsprozeß Mitteleuropas, als den sich die Durchführung des Nationalitätenprinzips in praxi herausstellt, das Sicherungsbedürfnis der allzu ängstlichen „Sieger" eine große Rolle. Allein es erklärt ihn nicht völlig. Zugrunde liegt die herzlich platte mechanische Auffassung, daß jedes Volk einen Staat bilden soll von wegen des erhabenen „Selbstbestimmungsrechts der Völker". Zugleich beweist diese mechanische Zerschneidung der alten historischen Staaten und das ebenso mechanische Backen neuer Staaten, wie tief der Bruch mit der Vergangenheit ist und wie stark schon die Tendenzen zu einem Weltreich des Abendlandes sind. Der Kapitalismus ist ein entschiedener Anhänger des Großbetriebs auch im Staatsleben und ihm wohnt die Tendenz inne, die noch geschichtslosen Nationen zum Leben und Selbstbewußtsein zu erwecken, gleichzeitig aber sie einem größeren Reich anzugliedern, da nur so ihnen der Segen des Großbetriebs und des Großmarktes zugute kommt. Wenn nun jetzt die staatlichen Schranken zerschlagen werden, innerhalb deren diese Nationen bisher gelebt hatten, so würde das für diese „befreiten" Nationen einen unerträglichen Rückfall in den Kleinbetrieb bedeuten, in dem sie nicht aufsteigen, sondern schnell verkümmern würden, wenn sich nicht um sie als eine größere Einheit der „Völkerbund", das heißt das werdende Weltreich des Abendlandes legen würde. Wird dieses Weltreich aber eine Realität und etwas mehr als eine Neuauflage der englischen Weltherrschaft, so ist der Grenzlauf für die abendländische Staatenpolitik eine Frage von verhältnismäßig untergeordneter Bedeutung. Die Lebensinteressen dieser Völker werden dann sich um so leichter durchsetzen, je gründlicher die störenden Ergebnisse des Geschichtsverlaufs, also eines vom rationalistisch-mechanischen Standpunkt aus völlig gleichgültigen Geschehens, beseitigt sind.

Dieses Weltreich des Abendlandes ist nur denkbar als ein sozialer Organismus, in dem durch Organisierung der Arbeit eine Bedürfnisdeckung der Organisationsmitglieder möglich ist. Wir stehen erst am Anfang dieser Wandlung und man kann nicht eindringlich genug davor warnen, den Revolutionierungsprozeß, den die abendländische Welt jetzt durchmacht, bereits als irgendwie abgeschlossen anzusehen. Wieviel Widerstände zu überwinden sind, wie stark noch die Macht des alten Systems ist, das hat uns der Friedensentwurf der Entente bedeutsam genug bewiesen. Auch ist das englisch-amerikanische Verhältnis keineswegs mit dem bequemen Schlagwort von der angelsächsischen Vetternschaft, die jetzt die Welt beherrschen werde, abgetan. Den entscheidenden Stoß wird hier die Hal-

tung der englischen Arbeiterklasse geben. Sie geht unwiderstehlich auf die Sozialisierung der englischen Volkswirtschaft los, nicht so sehr aus bewußter Absicht, als aus objektivem Zwang. Ein sozialisiertes England aber bedeutet die endgültige Befreiung Europas von dem furchtbaren Doppeljoch, das Marx immer wieder mit so beredten Worten denunzierte und das er in der Knechtung Europas durch den englischen Kapitalismus und den russischen Zarismus erblickte.

Damit erst ergibt sich eine unbefangene Würdigung der unvergleichlichen Leistung, die Deutschland in der Weltrevolution vollbracht hat. Sie ist allem überlegen, was jeder seiner Gegner für sich genommen geleistet hat. Wohl verstanden: ich rede hier von der objektiven entwickelungsgeschichtlichen Bedeutung, die die deutschen Leistungen für die Zukunft haben werden, nicht etwa von den Anstrengungen und Entbehrungen von Volk und Heer. Um diese objektive Bedeutung zu würdigen, muß man sich allerdings frei machen von dem aufgeregten Geschrei des Tages und von den Vorurteilen, denen ein erschüttertes Nervensystem leicht zum Opfer fällt. In meiner auch ins Englische übertragenen Schrift: „Drei Jahre Weltrevolution" spreche ich einmal davon, daß das furchtbare Ententegeschrei über die deutschen „Barbaren" im Grunde nichts anderes sei, als eine verkappte Bewunderung, was die „Times" und die ihr entsprechende Presse der Entente derartig erboste, daß sie mich als einen ganz besonders niederträchtigen „Alldeutschen" ihren empörten Lesern vorführte. In der Tat muß man auch das Barbarengeschrei der Entente historisch zu würdigen wissen. Es gehört zu dem psychologischen Mimikry, dessen die Nationen in revolutionären Zeiten sich zu bedienen pflegen. Die Engländer führten ihre Revolution des siebzehnten Jahrhunderts in der Maske alter Juden durch und ihre gewichtigsten Argumente entnahmen sie dem Alten Testament. Die Franzosen wieder markierten alte Römer, als sie ihren König köpften, und die Reden im Konvent waren gespickt mit Berufungen auf lateinische Rhetoren. Die jetzige Revolution, die Engländer und Franzosen vereinigt sieht, führen sie durch in der Psychologie eines Moralklubs. An der subjektiven Ehrlichkeit ihrer moralischen Entrüstung ist dabei ebensowenig zu zweifeln, wie an der Ehrlichkeit, mit der man einst seine Argumente dem „Buch der Richter" oder den Schriften Senecas entnahm. Aber dieses subjektive Bewußtsein der Ententevölker hat mit der objektiven Rolle, die sie in der Weltrevolution spielen, oder gar mit den Tatsachen nicht das geringste zu tun. In jüdischer, römischer und modern-moralpfäffischer Vermummung führten sie ihre geschichtlichen Aufgaben durch, ohne daß ihr Selbstbewußtsein irgendwie ihr geschichtliches Sein berührte, das diesmal in der kontrerevolutionären Aufgabe besteht, den überalterten Privatkapitalismus zu schützen. Auf

diesen geschichtlichen Zusammenhang hat man zu blicken, um das hysterische Barbaren- und Schuldgeschrei der Entente achselzuckend zum einen Ohr hinein und zum andern heraus lassen zu können.

Das aber ist notwendig, wenn man über die geschichtliche Leistung Deutschlands im Weltkriege ein richtiges Urteil abgeben will. Und da bleibt es auch heute noch bei dem, was ich vor zwei Jahren schrieb: Deutschland ist das Zentrum der Weltrevolution. Das mag heute, wo die deutsche Humilität wieder einmal am Boden dahin kriecht, reichlich seltsam klingen. Aber spätere Zeiten werden vielleicht einmal den stolzesten Augenblick der deutschen Geschichte in der ewig denkwürdigen Szene zu Versailles erblicken, nicht freilich, wo sich der alte Wilhelm von Preußen zum Deutschen Kaiser ausrufen ließ — was ist heute davon übrig geblieben? — sondern wo die Vertreter der deutschen sozialen Republik als die eine Partei den Vertretern fast aller anderen Staaten der Welt als der andern Partei gegenübertraten, als siegende Geschlagene, als die bewußten Vertreter eines neuen Kultur- und Wirtschaftsprinzips, als Revolutionäre mit dem Gift in der Tasche, wie Lassalle einst Friedrich II. schilderte. Und wem fiel bei dieser Szene nicht das andere Wort Lassalles ein von der einen reaktionären Masse, die sich gegen die aufsteigende revolutionäre Macht solidarisch zusammenschließt?

Bei dem Zusammenbruch des deutschen Militarismus am 9. November 1918 fragten sich viele und nicht die Schlechtesten voller Verzweiflung, ob denn all die ungeheuren Opfer an Gut und Blut für nichts oder vielmehr nur für die Schändung und Versklavung Deutschlands gebracht sein sollten. Die Frage war in der damaligen psychologischen Depression dieser Kreise begründet, eine sachliche Berechtigung hatte sie nicht. Denn die Leistungen dauernden Wertes, die Deutschland vollbracht hatte, lagen schon offen zutage: es hatte den Zarismus endgültig in Stücke geschlagen und damit Mitteleuropa von einer stetigen und furchtbaren Bedrohung befreit, es hatte die amerikanische Union zum Heraustreten aus ihrem Sonderdasein und zur tätigen Teilnahme an den Geschicken des abendländischen Kulturkreises in einem Augenblick gezwungen, wo dieser Kulturkreis von den schwersten Gefahren bedroht war, und es hatte schließlich durch seine unerhört lange Widerstandskraft das veraltete englische Gesellschaftssystem, den antisozialen Privatkapitalismus, dieses neben dem Zarismus stärkste Bollwerk der Weltrevolution, zur Auflösung gebracht und England vor die Notwendigkeit der sozialen Revolutionierung, das heißt der Sozialisierung, gestellt. Mit diesen drei entscheidenden Tatsachen hatte das alte Deutschland nichts Geringeres getan als die Voraussetzungen geschaffen für das werdende Weltreich des Abendlandes. Es hatte sich wie ein zweiter Mucius Scävola

dabei selber zum Opfer gebracht und war mit seinem Militarismus, seinem Obrigkeitssystem und seiner Reaktionswirtschaft in den dunklen Abgrund der Revolution gesprungen.

Dem alten deutschen System eine Träne nachzuweinen, liegt kein Anlaß vor, wohl aber gilt es zu begreifen, daß die ungeheuren Opfer, die unter ihm das Volk geleistet hat, nicht umsonst gebracht sind. Ohne den deutschen Militarismus war nun einmal der Zusammenbruch des spezifisch englischen Privatkapitalismus in der Welt und der Durchbruch zu einem sozialisierten Weltreich des Abendlandes nicht zu haben. Er selber ist dabei umgekommen, aber sein Widerspiel auch, entsprechend dem Worte: Du sollst ihr den Kopf zertreten und sie wird dich in die Ferse stechen.

Vor uns aber steht eine neue Welt, die wir zu gestalten haben.

Die Weltgeschichte

von Gustav F. Steffen

Das Wort „Weltgeschichte“ scheint die Auffassung anzudeuten, daß die „ganze Welt“ oder wenigstens „eine ganze Welt“ innerhalb der ganzen Welt eine gewissermaßen gemeinsame oder zusammenhängende Geschichte oder Kultur- und Gesellschaftsentwicklung habe. Die Geschichte der Rassen und Völker, die anscheinend mit der jener „ganzen Welt“ nicht in Zusammenhang steht, würde dann aus dem Rahmen der Weltgeschichte herausfallen.

Gibt es jedoch solche Rassen oder Völker?

Wenn die Völker der westlichen Halbkugel vor Columbus nicht mit zur Geschichte der östlichen Halbkugel gehörten, so hat sich dieses Verhältnis doch nach Columbus gründlich geändert. Und weshalb könnte man nicht vor Columbus mit einer Weltgeschichte „der Neuen Welt“ neben der Weltgeschichte „der Alten Welt“ rechnen?

Nehmen wir ein Beispiel aus der Alten Welt selbst. Dort läßt man die Weltgeschichte allgemein mit der Geschichte der „Vorzeit“ oder des „Altertums“ beginnen, welche man dann wiederum in die Geschichte des orientalischen oder morgenländischen Altertums und die der klassischen (griechisch-römischen) Antike einteilt. Wie steht es dabei nun zum Beispiel einerseits mit den Germanen und andrerseits mit den Chinesen? Sie haben doch auch ihre Geschichte, ehe sie in eine weltgeschichtlich bedeutungsvolle Berührung mit jenen Völkern des „Altertums“ getreten sind. Da nun ihre frühere Geschichte die Vorbereitung zu dieser weltgeschichtlich bedeutungsvollen mittelbaren oder unmittelbaren Berührung ist, kann man sie doch nicht als außerhalb des Rahmens der Weltgeschichte liegend ansehen. Das wäre eine ebenso ungereimte wie ungeschichtliche Anschauungsweise.

Hat sich nun die ganze Erdkugel durch geographische Entdeckungen, Eroberungen, Handel und Verkehrsverbindungen schließlich in einen unentwirrbaren Knäuel wirtschaftlicher, politischer, kultureller und völkischer Verbindungen und Gemeinschaften verwandelt und müssen wir, was uns niemand wird verargen können, auch diese Gegenwart als ein Stück der Weltgeschichte ansehen, so bleibt uns nichts anderes übrig, als auch die früheren, zersplitterteren Verhältnisse zur Weltgeschichte zu rechnen.

Irgendwelches Dogmatisieren, daß es gewissen Ländern oder Weltteilen, gewissen Völkern oder Rassen und gewissen Zeitabschnitten oder Entwicklungsperioden vorbehalten sei, ein Monopol auf Zugehörigkeit zu der einzig wahren Weltgeschichte zu besitzen, ist jedenfalls nicht gutzuheißen. Wie

bei der Frage nach der Art der Einsätze in die Entwicklung der Kultur und Gesellschaft, die ein Volk zu einem Platze in der Weltgeschichte berechtigen würden, ist der Wissenschaft hier zum mindesten ein Problem gestellt. Und zwar weder mehr noch weniger als eines der Grundprobleme aller weltgeschichtlichen Forschung.

Doch mit einfachem Hinweisen auf die herkömmlichen Betrachtungsarten löst man dieses Problem nicht. Denn auch sie sind selbst geschichtliche Erscheinungen, bedingt durch die fortschreitenden Veränderungen der Forschungsmethoden und des Forschungsmateriales.

Alle Völker haben eine Geschichte, die als ein mehr oder weniger wichtiges Kapitel der Weltgeschichte anzusehen ist. Dies ist grundsätzlich der einzig richtige Ausgangspunkt der Argumentation. Man muß annehmen, daß Völker, die ohne auch nur mittelbare Wechselwirkung mit anderen so oder so in die Weltgeschichte verflochtenen Völkern gelebt haben und gestorben sind, aller Erfahrung nach nur sehr selten, wenn gar überhaupt, vorgekommen sind. In weit entlegenen Zeiten hat es eine sehr geringe Zahl an Völkern und Rassen gegeben, das heißt die Menschheit muß in körperlicher und geistiger Hinsicht viel einheitlicher gewesen sein, als es während späterer Perioden der Fall gewesen ist.

Von den großen Abzweigungen des Baumes der Menschheit haben die amerikanische Rasse und die australische ganz gewiß sehr lange in vollständiger oder fast vollständiger Abgeschiedenheit auf je ihrem Festlande gelebt. Indessen ist zu beachten, daß die geographische Isolierung beider Festländer entschieden eine jüngere Erscheinung ist als der Mensch selbst und daß es durchaus nicht an alten Anzeichen einer Verwandtschaft zwischen Uramerikanern oder Uraustraliern und anderen Rassen — nordasiatisch-mongolischen in dem einen Falle und südasiatisch-malaiischen in dem andern — fehlt. Überdies wurde die betreffende soziale Isolierung schließlich ja von europäischer Seite her beendet.

Was nun wiederum die euro-asiatisch-afrikanische Festlandsmasse anbelangt, so haben ihre wechselnden Naturverhältnisse alle Arten Völkerwanderung und Vermischung der verschiedenen Rassen im Lauf der jüngsten geologischen Abschnitte eher gefördert als gehemmt. Zwischen Europa und Asien gibt es keine natürliche Grenze. Die Zusammendrängung des Mittelmeeres nach Westen hin in eine schmale Meeresstraße und die in seinem äußersten Osten bestehende natürliche Landverbindung Asiens und Afrikas, sowie die bequemen Seeverbindungen an gewissen anderen Stellen, teils zwischen Nordafrika und Südeuropa, teils zwischen Ostafrika und Arabien, haben ohne Zweifel dem in längst entschwundenen Zeiten nachweisbar vorgekommenen wechselseitigen Menschenaustausch zwischen dem Weltteile

der „Schwarzen" und den beiden Weltteilen der „Weißen" als Grundbedingung gedient.

Negerähnliche Volkselemente sind von den Altertumsforschern im südlichen Europa aufgespürt worden. Auch ist es eine bekannte Tatsache, daß Nordafrika seit mehreren der letzten Jahrtausende in ethnographischer Beziehung zu Europa oder, richtiger, zu einem besonderen, europäisch-westasiatisch-nordafrikanischen Gebiete mit vorherrschend indo-europäischen, hamitischen und semitischen Völkern gehört. Unter anthropologischen und kulturgeschichtlichen Gesichtspunkten, wenn auch nicht unter sprachlichen, lassen sich jene Völker zu einer Gruppe für sich vereinigen: zur Gruppe der Mittelmeervölker. Die „arischen" West- und Südasiaten wären dann als den Mittelmeervölkern verwandte Völker, eine im Osten beheimatete Brudergruppe, anzusehen, deren Kultur in vieler Beziehung der Mittelmeerkultur ebenbürtig ist.

In den Augen der heranreifenden Geschichtsforschung kann die Weltgeschichte nichts anderes sein als die Geschichte der ganzen Menschheit ohne weitere räumliche und zeitliche Begrenzung als die durch unsere Möglichkeiten zum Kennenlernen aller Völker der Erde und aller ihrer Entwicklungsperioden bedingte.

Die körperlichen und geistigen Verschiedenheiten der gegenwärtig auf unserer Weltkugel lebenden Menschenrassen sind nicht so tiefgehend, daß man umhin könnte, ihre gemeinsame Abstammung von einer einzigen Urrasse anzunehmen. Diese, oder ihre Vorgängerin, kann sich ihrerzeit über sehr große Ländergebiete ausgebreitet haben, ohne sich in anthropologisch stark voneinander abweichende Zweige zu zersplittern, wenn, wie es wahrscheinlich ist, das Klima und die Naturverhältnisse während gewisser Teile der Tertiärzeit der Geologen auf dem größeren Teile des Erdballes viel gleichmäßiger gewesen sind, als es vom Ende der Tertiärzeit an, während der Eiszeiten und nach ihnen der Fall war.

Die noch fortfahrende Zersplitterung der Geschichte der Menschheit in eine Menge mehr oder minder voneinander isolierter geschichtlicher Begebenheiten innerhalb des Lebens verschiedener Rassen oder Völker wäre dann eigentlich nur eine Episode nach den relativ einheitlichen Entwicklungsverhältnissen des fernsten Altertums.

Die entwicklungsgeschichtliche Zersplitterung hat die verschiedenen Rassen, die ungleichen Nationalitäten und die voneinander abweichenden Kulturen erschaffen. Diese verschiedenen fundamentalen geistigen Typen innerhalb des Menschengeschlechtes werden weiterbestehen und sich weiterentwickeln und müssen dies tun. Es ist jedoch klar, daß die Gegenwart jetzt der ganzen Menschheit ein Leben der Gemeinsamkeit voll wachsender wirt-

schaftlicher, politischer und kultureller Intensität vorbereitet. Wie ungleich alle gegenwärtig lebenden Völker der Erde einander auch an Charakteranlage, Begabung und erreichtem Kulturniveau seien, so gleiten sie doch jetzt in eine in Zukunft unauflösliche geschichtliche Gemeinschaft hinein. Trotz bewahrter wesentlicher Verschiedenheiten werden sie schließlich wieder, wie einst in der ältesten Urzeit, einunddemselben weltgeschichtlichen Entwicklungsverlaufe angehören.

Wenn wir nun die Art und Weise der Welt- und Nationalitätsgeschichtsschreiber, wie sie ihre Schilderungen der Völkergeschicke von den ältesten Zeiten bis zum heutigen Tage in Perioden eingeteilt haben, genauer betrachten, so zeigt sich, daß man im allgemeinen dabei zwei Grundsätze befolgt hat. Dies ist jedoch eher instinktiv oder in Übereinstimmung mit langsam entstehender Überlieferung als nach irgendeinem klaren Gedankengange und Plane geschehen.

Man hat die im Raume und in der Zeit mehr oder weniger scharf isolierten geschichtlichen Entwicklungsverlaufe einzeln und für sich behandelt. Und man hat innerhalb eines jeden solchen welt- oder nationalgeschichtlichen Entwicklungsverlaufs verschiedene Abschnitte oder Entwicklungsperioden unterschieden.

Immer ist indessen ein besonders ins Auge fallender Fehler gemacht worden — ohne Ausnahme bis auf heute. In einem gewissen Falle von durchaus entscheidender methodologischer und realer Bedeutung hat man zwei in der Zeit aufeinanderfolgende, aber in allem Wesentlichen nicht zusammengehörende geschichtliche Entwicklungsvorgänge so behandelt, als ob sie eine frühere und eine spätere Periode einundderselben geschichtlichen Entwicklung bildeten. Hiermit meine ich die übliche Darstellung der Geschichte des vorderen Orientes, der Griechen und der Römer als der des „Altertums" und der Geschichte der germanisch-romanischen Völker als des jenem „Altertum" folgenden „Mittelalters" mit der „Neuzeit".

Jedes Lehrbuch der Weltgeschichte ist bekanntlich nach alter Gewohnheit noch immer in die „Alte Geschichte", „Geschichte des Mittelalters" und „Neuere Geschichte" eingeteilt. Das Altertum teilt man dann noch meistens, mehr oder weniger deutlich, in die „Geschichte des Orients" und die „Klassische Antike" oder in das morgenländische und das griechisch-römische „Altertum". Das „Mittelalter" beginnt mit den germanischen Völkerwanderungen, also um das Jahr 400 herum, und soll ungefähr bis 1500 dauern, welche Jahrhundertwende man auf Grund der großen Entdeckungen, der Renaissance und der Reformation als die Scheide zwischen „Mittelalter" und „Neuerer Zeit" anzusehen pflegt.

Größere weltgeschichtliche Werke neuesten Datums folgen noch diesem alten Brauche. So finden wir eines unter ihnen, Ullsteins „Welt-

geschichte", in die vier Hauptabteilungen „Altertum", „Mittelalter", „Orient" und „Neuzeit" eingeteilt. Das einzige Charakteristische hieran ist, daß die „Vorgeschichte" des Menschen mit der griechisch-römischen „Antike" unter der Rubrik „Altertum" zusammengefaßt ist, während das „Altertum" des vorderen Orientes mit der Geschichte Indiens, des Islams, Chinas und Japans in einer Abteilung behandelt wird, die man hinter das „Mittelalter" gesetzt hat. Diese beiden Anordnungen sind entschieden eine Verschlimmerung des herkömmlichen Fehlers und tragen zu noch größerer Steigerung der Verwirrung bei.

Der Grundfehler ist natürlich der, daß man die ganze geschichtliche Entwicklung der Griechen sowohl wie der Römer schlankweg „Altertum" oder „Alte Zeit" getauft hat, oder daß man diese beiden Bezeichnungen auf den nationalgeschichtlichen Entwicklungsverlauf dieser beiden Völker und daneben noch auf die ganze geschichtliche Entwicklung der Ägypter, Babylonier, Assyrier und Perser und noch anderer vorderorientalischer Völker anwendet.

Hierdurch ist es dahin gekommen, daß das Wort „Mittelalter" sich mit der Geschichte der Germanen von der Zeit ihrer ältesten Kultur- und Gesellschaftsverhältnisse an bis zu ihrem Übergehen vom Feudalstaate in einen mehr oder minder absolutistischen nationalen Einheitsstaat deckt. Mit diesem läßt man dann die „Neuere Zeit" anfangen.

Das Richtige wäre natürlich, griechische oder römische, ägyptische oder babylonische Geschichte ruhig das sein zu lassen, was sie ist, das heißt an sich weder „Altertum" noch „Alte Geschichte", sondern schlichtweg die Geschichte der griechischen oder römischen oder ägyptischen oder babylonischen Gesellschafts- und Kulturentwicklung von ihrer ältesten bis zu ihrer neuesten bekannten Kulturstufe oder, mit anderen Worten, vom „Altertum" jener Völker an bis auf ihre „Neuzeit". Und es dürfte auch das Einzigrichtige sein, die Geschichte der Germanen, Romanen, Kelten und Slawen auf dieselbe Weise zu behandeln. Das heißt nicht als „Mittelalter", dem eine „Neuere Zeit" folgt, sondern als kulturelle und soziale Entwicklung dieser Völker beginnend mit ihren ältesten uns bekannten Verhältnissen und fortgeführt bis auf ihre neuesten.

Dadurch vermeidet man die Ungereimtheit, daß die „Alte Zeit" der Germanen als ein Teil des „Mittelalters" behandelt wird, während man die Feudalstaaten der Griechen und der Römer und ihre sich an diese anschließenden teils absolutistischen, teils demokratischen, jedenfalls aber höchst „modern" anmutenden Gesellschaftsverhältnisse unter der Rubrik „Altertum" zu suchen hat.

Es kommt ja darauf an, daß man einerseits erkenne, wie zwischen den ältesten und den jüngsten bekannten Gesellschaftszuständen in Ägypten,

Sinear, Griechenland, Rom und Germanien Reihen sozialer, wirtschaftlicher und kultureller Entwicklungsstufen liegen, und sich andrerseits klar mache, daß diese Reihen sozialer Perioden in hohem Grade übereinstimmen, trotzdem sie, der absoluten Chronologie nach, zu ganz verschiedenen Zeiten bei den verschiedenen Völkern auftreten.

Durch derartige Beobachtungen ist die Geschichtsforschung schließlich dahin gelangt, sowohl in der Geschichte der Babylonier und der Ägypter, wie auch in der römischen, griechischen, germanischen, keltischen und slawischen eine „Urzeit", eine „Alte Zeit", ein „Mittelalter" und schließlich auch eine „Neuere Zeit" zu unterscheiden. Ägyptisches, griechisches, römisches, germanisches Mittelalter ist typologisch ganz dasselbe, nämlich: Adelsherrschaft, Feudalstaat, durch Territorialmagnaten geschwächte Königsmacht, Ringen um die Macht zwischen Krone und Adel und zwischen diesem und den unteren Ständen.

Der Umstand, daß man beim Reden von ägyptischem, griechischem oder germanischem „Mittelalter" im Gegensatze zum ägyptischen, griechischen oder germanischen „Altertum" die Bezeichnung „Altertum" auf die ganze ägyptische oder griechische Geschichte anwendet, von der Geschichte der Germanen aber von ihrem „Altertum" an bis zu ihrem „Mittelalter" den Ausdruck „Mittelalter" gebraucht, muß ja in hohem Grade begriffsverwirrend wirken.

In der absoluten Zeit fällt die „Neuere Zeit" der Römer mit dem „Altertum" der Germanen zusammen. Es ist selbstverständlich, daß dieses letztere während und nach der Zerstörung des römischen Reiches keine Fortsetzung jener ist. Daß die Germanen einen Teil der griechischen und römischen Kultur als Erbschaft übernommen haben, ist natürlich eine ganz andere Sache.

Einer der mißlungenen Versuche, aus diesem Wirrwarr herauszukommen, sei hier aus dem Grunde erwähnt, weil er ziemlich klar beleuchtet, was das Grundprinzip der Gruppierung der weltgeschichtlichen Tatsachen oder der Leitfaden einer weltgeschichtlichen Darstellung sein muß und was es nicht sein darf.

In Helmolts „Weltgeschichte" ist mit der Überlieferung zwar radikal gebrochen worden, aber nur um sie durch ein ganz unmögliches Schema eines geographischen Typus zu ersetzen. Diesem Schema zufolge müssen wir die Geschichte der Völker der Welt in folgender merkwürdiger „Ordnung" studieren: Amerika, Stiller Ozean, Ozeanien und Ostasien, Indischer Ozean, Westasien, Afrika, die Mittelmeerländer, Osteuropa und die Ostseeländer, das romanische und germanische Europa und Westeuropa bis 1800 und nach diesem Jahre.

In dem Vorworte der 1899 erschienenen Auflage heißt es über diesen Arbeitsplan, dessen Zweck es sei, den Aufbau einer „Geschichte der ganzen Menschheit" nicht nur zu ermöglichen, sondern sogar erforderlich zu machen, folgendermaßen: „Als der am wenigsten zu Einwendungen herausfordernde Grundsatz für die Anordnung ergab sich nach reiflicher Erwägung und gewissenhaftester Prüfung aller Möglichkeiten die Gruppierung nach ethno-geographischen Gesichtspunkten."

Die Tatsache, daß die einzelnen Abteilungen dieses Werkes an und für sich außerordentlich wertvoll sein können und es zum großen Teile auch sind, soll keinen Augenblick in Frage gestellt werden. Aber ebensowenig läßt sich bestreiten, daß der angeführte Grundsatz „für die Anordnung" des weltgeschichtlichen Stoffes in allerhöchstem Grade „zu Einwendungen herausfordern" muß. Ich will hier bloß die „Einwendung" betonen, daß „die Anordnung" jede Spur des einzig möglichen Grundgedanken eines methodologisch und real tragfähigen Planes zu einer Weltgeschichte weggefegt hat: die Spur des entwicklungsgeschichtlichen nämlich. Eine weltgeschichtliche Darstellung, die nicht schon durch die Grundzüge ihres Aufbaues klar und deutlich davon zeugt, daß ein Gesetz fundamentaler gemeinsamer Entwicklung im Leben und in den Geschicken aller Völker, aller Gesellschaften und aller Kulturen herrscht, verfehlt ihren wichtigsten intellektuellen Zweck und verliert von Grund aus an Wahrheitsgehalt.

Die Menschheit existiert im Raume und in der Zeit, mit anderen Worten: geographisch und historisch.

Mit der geographischen Zerteilung der Menschheit hängt ihre ethnische Zersplitterung zusammen. Die verschiedenen Klimate der verschiedenen Weltgegenden und ihre ungleichen sonstigen Naturverhältnisse haben die Beanlagung der Urmenschheit zu körperlicher und geistiger Differenzierung gefördert und verwirklicht. Außerdem wirken die geographischen Verhältnisse stabilisierend und erhaltend auf die so entstandenen ungleichen Menschentypen, die Rassen und die Völker. Was bei einer Menschenart schließlich stereotyp wird und sich Jahrtausende hindurch ziemlich unverändert erhält, das haben wir dem geographischen Faktor, dem „Raum", zu verdanken.

Hierin steht dieser in krassem Gegensatze zu dem anderen Hauptfaktor im Dasein des Menschen: der Zeit, dem historischen Faktor. Alle Veränderung ist in der Zeit und hat in der Zeit ihr Maß. Alles Leben ist Veränderung, eine in irgendeiner Richtung „aufwärts" oder „abwärts", „vorwärts" oder „rückwärts" fortschreitende Veränderung.

Allerdings können die niederen, rein physiologischen Lebensprozesse und die gewohnheitsmäßigen psychischen Erscheinungen mechanisch oder wenigstens

stark mechanisiert erscheinen. Von einer Seite gesehen kann sich das Leben wie eine beständige Wiederholung eines Kreislaufes, ein Pendeln um eine Gleichgewichtslage, darstellen. Aber der Kreislauf verschiebt sich beständig nach einer gewissen Richtung hin; der Rhythmus des Pendels und die Gleichgewichtslage verändern sich unablässig. Jeder Einzelmensch wird jedem anderen ungleich geboren, und bleibt er lange genug am Leben, so durchläuft er eine in typologischer Hinsicht gebundene Reihe körperlicher und geistiger Veränderungen, die wir sein „Leben" oder seine „Entwicklung" nennen.

Im Dasein eines Volkes, einer Gesellschaft, eines Staates geht es auf ähnliche Weise zu. In vielem ist das Leben eines Volkes mechanisiert und in scheinbar gleiche, periodenweise wiederkehrende Ereignisse oder Vorgänge aufgelöst. Indessen ist jedes Volk jedem anderen Volke unähnlich und erleidet eine ununterbrochene, wenn auch zu verschiedenen Zeiten verschieden schnelle Verwandlung vom Anfange seines Daseins an, da es sich als eine Geschlechtergruppe immer mehr von seinem eigenen Stamme trennte, um sein eigenes Leben zu leben. Hat das neue Volksembryo Kraft und Ausdauer in sich, erliegt es nicht irgendeiner früheintretenden Katastrophe und sind die Naturverhältnisse nicht übermächtig hinderlich, dann wird eine soziale und kulturelle Lebensentwicklung stattfinden, die eine in typologischer Beziehung gebundene Reihe an Gesellschaftsbildungen und Kulturformen aufweist.

Die Grundzüge dieser Typenreihe findet man nämlich bei allen Völkern wieder, die nicht vorzeitig untergegangen oder im Wachstum zurückgeblieben sind; gleich wie wir die Typenreihe der menschlichen Individualentwicklung bei allen Einzelmenschen wiederfinden, wenn sie lange genug am Leben bleiben oder nicht pathologisch abnorm sind.

Die Geschichte — die Weltgeschichte und die Nationalgeschichte — ist die Schilderung des sozialen und kulturellen Wachstums. Die Quintessenz der Geschichte ist die soziale und kulturelle Typenserie oder die Reihe der allgemeinen Entwicklungsformen der Gesellschaft und der Kultur in ihren bei jedem Volke abweichenden Gestaltungen.

Wohlverstanden, das Wort „Zeit" hat innerhalb der Sphäre des Lebens eine ganz andere Bedeutung als auf dem Gebiete des Leblosen oder der Mechanik: und halten wir daran fest, daß wir unseren Begriff „Zeit" in Übereinstimmung mit der Wesensart des Lebenden und besonders des Menschen, seiner Gesellschaften und seiner Kultur zu gestalten haben, so versteht es sich von selbst, daß uns nicht die Geographie oder der „Raum" als das Zentrale in der Weltgeschichte erscheinen kann, sondern einzig und allein die „Zeit" oder die typische Gestaltung der Entwicklung.

Geschichtsschreibung ist ihrem Wesen nach Zeitschilderung; eine Be-

schreibung der Zeiten, der Perioden, welche die Völker durchlebt haben. Die geographischen Verhältnisse, in denen die Völker gelebt haben oder leben, können für den Historiker niemals etwas anderes als sekundäre Bedeutung haben. Es ist also unmotiviert, über diese einfache Sache noch viele Worte zu machen, und kann, wie der Fall Helmolt zeigt, den Geschichtssystematiker radikal von seinem richtigen Wege abführen.

Eine vertiefte Geschichtsforschung muß früher oder später zu der Entdeckung führen, daß die „Urzeit", das „Altertum", das „Mittelalter", die „neuere" Zeit usw. keine Episoden sind, die einmal waren und dann nie wiederkommen, sondern daß sie einander gesetzmäßig folgende Typenformen der Gestaltung der Gesellschaft und der Kultur bei allen Völkern sind. Selbst wenn ein Volk sozial und kulturell im Wachstum stehen geblieben oder beziehungsweise früh untergegangen ist, so daß es sich noch heute in seiner „Urzeit" oder in seinem „Altertum" befindet oder zu existieren aufgehört hat, nachdem es sein „Altertum" oder „Mittelalter" erreicht gehabt, dann liegt hierin nichts unserer Behauptung Widerstreitendes.

„Kindheit", „Jugend", „reifes Alter", „Greisenalter" hörten darum noch nicht auf universale, einander gesetzmäßig folgende Typenformen des Lebens oder der Entwicklung des Einzelmenschen zu sein, weil manche Menschen in ihrer Kindheit oder Jugend sterben oder weil einer oder der andere, pathologisch verunglückte, gewissermaßen ein Kind bleibt, obwohl er ein hohes Alter erreicht. Eine Ungleichheit, die übrigens ein für allemal von jeglicher unvorsichtigen Anwendung von Analogien in der Geschichtswissenschaft und Soziologie abschrecken muß, ist natürlich die, daß eine Rasse oder ein Volk Jahrtausende länger auf einer frühen Entwicklungsstufe stehen bleiben kann als eine andere Rasse oder ein anderes Volk, ohne deshalb die Befähigung zu normaler Fortsetzung ihrer, beziehungsweise seiner Gesellschafts- und Kulturentwicklung auch nur im geringsten einzubüßen.

Schon beim Herodot, dem „Vater der Geschichtsschreibung" und bei dem römischen Germanenschilderer Tacitus — also im fünften Jahrhundert vor und im ersten nach dem Anfange unserer Zeitrechnung — zeigt sich eine aufdämmernde Erkenntnis, daß die „Barbarei", die sie bei gewissen fremden Völkern beschreiben, doch wohl keine unveränderliche Eigenschaft dieser sei und auch bei ihren eigenen, mehr oder weniger hochzivilisierten Landsleuten nicht immer gefehlt haben werde.

Als die „Germanen" selber es soweit gebracht hatten, daß sie mit Geschichtsschreibung beginnen konnten, stellten sie sich gleich die Aufgabe, zwei zeitlich getrennte Gruppen geschichtlicher Vorgänge zu schildern: die Geschichte der Griechen und der Römer, sowie deren orientalischer Vorgänger

und die Geschichte der germanisch-romanischen Völker. Hierdurch wurde die Entdeckung der universalen geschichtlichen Entwicklungsstufen vorbereitet. Und je tiefer man in sowohl „antikes“ wie „modernes“ Gesellschaftsleben eindrang, desto mehr näherte man sich der großen Entdeckung.

Diese wurde dann durch das Ausdehnen der Geschichtsforschung auf den hinteren Orient, durch die Ethnologie und schließlich, auf das entscheidendste, durch die Archäologie mächtig gefördert.

Nicht allein wurde hierdurch die Menge geschichtlich erforschter und in ihren gegenwärtigen Verhältnissen beschriebener Völker sehr vermehrt, so daß ein umfassendes Material zur vergleichenden soziologischen und kulturgeschichtlichen Forschung vorzuliegen begann. Sondern auch die durch die Archäologie bewirkte Erweiterung der historischen Perspektive erhielt entscheidende Bedeutung. Das „Altertum“ erwies sich als aus einer ganzen Reihe Entwicklungsstufen — einer älteren Steinzeit, einer jüngeren Steinzeit, einer Kupferzeit, einer Bronzezeit und einer Eisenzeit — zusammengesetzt, die man auch bei den verschiedensten Völkern, die es später zu einer höheren Kultur als der die „Eisenzeit“ charakterisierenden gebracht, alle wiederfand. Und die Ethnologen begannen nachzuweisen, daß die auf dem Erdballe noch reichlich vorkommenden „Wilden“ nichts anderes sind als Völker, die noch immer in ihrer älteren oder jüngeren Steinzeit, beziehungsweise in ihrer Bronzezeit oder Eisenzeit leben.

Hierdurch entstand nun das Bedürfnis, hinter dem „Altertum“ noch eine „Urzeit“ zu unterscheiden, nämlich eine noch ältere, urwüchsigere Barbarei als die, welche zum Beispiel Tacitus bei den ihm zeitgenössischen Germanen entdeckte. Und je gründlicher sowohl die Ethnologie wie die Archäologie den in die primitivsten Zustände des menschlichen Daseins zurückführenden Spuren nachgingen, desto deutlicher erkennbar wurde es, daß sich hier der Forschung ein ungeheuer großes Gebiet erschließt. Das Dasein des primitiven Menschen, des Urmenschen, muß sich über mehr Jahrtausende erstrecken, als das des Altertums- oder Mittelaltersmenschen Jahrhunderte zählt.

Auf den frühesten Stufen ging es mit der Entwicklung augenscheinlich am langsamsten vorwärts, aber um so ausschlaggebender waren sie für die ganze Fortsetzung. Und obwohl es außerordentliche Schwierigkeiten darbietet, in das Dunkel, das den Anfang des Menschen und seine ersten unsicheren, aber unvergleichlich bedeutungsvollen Schritte auf dem zu immer höherem sozialen Leben und immer größerer Kultur führenden Wege umgibt, auch nur ein wenig Licht zu bringen, so beginnt es doch immer klarer zu werden, daß diese eigentliche Urzeit des Menschen oder seine „Vorgeschichte“ eine lange Reihe Entwicklungsstufen umschließt, die sich insofern in wichtigen Beziehungen voneinander unterscheiden, als sie eine

fortschreitende Veredelung der körperlichen und geistigen Kennzeichen des Menschen nebst einer ständig anwachsenden Ansammlung materieller und geistiger Kulturwerte enthalten.

Die neueren Forschungen, die sich mit der festländisch-europäischen, besonders der südwesteuropäischen, älteren Steinzeitkultur beschäftigen, haben uns in den langen Zeiträumen, als Nordeuropa eine Eisdecke trug und der Rand des Inlandseises sich von der Rheinmündung über den Thüringer Wald nach dem Erzgebirge hinzog, heimisch gemacht. Wir wissen heute, daß in den Gegenden, die wir jetzt Belgien, Frankreich, Süddeutschland und Mitteldeutschland nennen, damals niedere Menschenrassen und niedrigere Kulturstufen durch edlere Rassen und höhere Kultur abgelöst worden sind. Eine Periode folgte der anderen, die Bearbeitung des Feuersteins wurde immer besser, und die Werkzeuge vervielfältigten sich. Rückgänge in der Entwicklung fanden auch statt. Eine Zeit reicher Entwicklung wird von einem Abschnitte des Niedergangs und des Stillstands abgelöst, dem dann ihrerseits schließlich eine neue Blütezeit folgt.

Dieser Vielheit einander ablösender Kulturperioden — alle vor dem letzten, endgültigen Abschmelzen des nordeuropäischen Inlandseises! — glauben sowohl die Geologen wie auch die Archäologen im allgemeinen keinen kürzeren Zeitraum als einige hunderttausend Jahre geben zu müssen. Manche meinen, daß fünfhunderttausend Jahre eine bescheidene Mindestschätzung sei. Unter prinzipiellen Gesichtspunkten ist jedoch die absolute Größe der Ziffer gleichgültig. Selbst wenn man schließlich bei einem einigermaßen beweisbaren Zeitabstande von „nur" zweihunderttausend Jahren zwischen uns und den ältesten unbestreitbaren Spuren des Menschen und seiner Werke stehen bleiben wollte, so ändert das an dem geschichtswissenschaftlich Wesentlichen nichts. Und dies ist, daß der längste Abschnitt der Entwicklung des Menschen eine ältere Steinzeit, ein Paläolitikum, gewesen ist, eine Zeit, die eine große Vielheit verschiedenartiger Kulturperioden umfaßte, von äußerster Primitivität aufstieg und es zu einer in vieler Beziehung staunenswerten Höhe technischer Geschicklichkeit und geistiger Schöpferkraft brachte.

Erst nach dieser älteren „Urzeit" treten wir in die jüngere Steinzeit mit ihrer imposanten Reihe keineswegs kurzfristiger Kulturperioden ein. Der große geschichtliche Abschnitt, den wir „Altertum" nennen, beginnt schon in der jüngeren Steinzeit.

In jeder geschichtlichen Spezialwissenschaft ergibt sich der Grund für die Einteilung in Perioden von selbst.

Dem politischen Geschichtsforscher oder dem „Historiker" im gewöhnlichen Sinne des Wortes sind Entstehung und Veränderungen der Staats-

form und der Rechtsordnung der eigentliche Gegenstand der Forschung. Er teilt die Geschichte eines Landes nach den großen Veränderungen der politischen Verfassung und des Rechtszustandes in Perioden ein. Wenn möglich, geht er so weit in die Urzeit oder das Altertum zurück, daß er den eigentlichen Anfang der Staatsmacht und des Rechtes aufspüren kann. Die Entwicklung des Häuptlingswesens im Frieden und im Kriege wird vielleicht der Ausgangspunkt sein. Dann kommt die Zeit der kleinen Könige oder der Stammes-, Volks- und Landschaftskönige. Dann das erste Großkönigtum. Die Reiche des Menes, des Hammurabi und Karls des Großen sind Beispiele. Dieses patriarchalische Altertumsreich zerfällt in einen Feudalstaat mit monarchischer Dekoration oder auch ohne solche. Dieser lockeren Staatsform folgt ein neues starkes Großkönigtum, das dem älteren sehr unähnlich ist; denn jetzt befinden wir uns, was das moderne Europa anbetrifft, in der Zeit des Merkantilismus und des sich konsolidierenden Nationalstaates, die ihrerseits von der Zeit des Konstitutionalismus und des Demokratismus abgelöst wird.

Dieser Art wird das politische Periodenschema sein. Die Bezeichnungen „Urzeit", „Älteres Altertum", „Jüngeres Altertum", „Mittelalter", „Neuere Zeit" und „Neueste Zeit" erhalten dann ungefähr die Bedeutung: „Primitive Demokratie", „Kleines Königtum", „Älteres Großkönigtum", „Adelstaat", „Neueres Großkönigtum", „Moderner Konstitutionalismus und Demokratie". Die fortschreitende Forschung wird die dieser Periodeneinteilung zugrundeliegenden Unterscheidungen natürlich vertiefen und wahrscheinlich auch ihre Anzahl vermehren. In ihren gröbsten Zügen ist sie jedoch bisher von der politischen Geschichtsforschung als richtig erkannt worden; auch dann, wenn diese sich über Europa und das Mittelmeergebiet hinauserstreckt hat.

Sogar rein ethnologische Forschungen haben, wie es ja nur natürlich ist, das angedeutete Periodenschema bestätigt. Man hat in Amerika, Afrika und Ozeanien unter den Urbewohnern nicht nur primitives Häuptlingswesen festgestellt, sondern auch kleines Königtum und sogar Großkönigtum, wie in Mexiko, Peru, Mittelafrika und auf Madagaskar, und schließlich vielleicht auch Ansätze zu Adelsstaaten, wie in Polynesien.

Daß Japan ein Beispiel des ganzen Periodenschemas ist, bestätigen sowohl einheimische wie europäische Gelehrte. Es ist nur noch zweifelhaft, ob das heutige Japan als ein Gegenstück zu dem Europa des Merkantilismus oder zu dem des Konstitutionalismus anzusehen ist. Vielleicht liegt eine Zwischenform vor, die dadurch bedingt wird, daß Japans soziale und kulturelle Entwicklung während der letzten fünfzig Jahre (nach 1868) zum großen Teile im Nachahmen europäischer Muster bestanden,

jedoch ohne dadurch die Fühlung mit dem nationalen Grunde zu verlieren.

Probleme ganz besonderen typologischen Interesses bieten China und Indien. Es hat den Anschein, als gebe uns die politische Entwicklung dieser Länder das Beispiel einer Rückkehr vom Adelsstaate zu dem älteren Typus eines Großkönigtums oder eines wiederholten Hin- und Herpendelns zwischen diesen beiden Entwicklungsformen des Staatslebens.

Beide Erscheinungen – „Überspringen" einer Periode oder „Rückkehr" zu einer früheren Entwicklungsform – enthalten natürlich nichts dem Begriffe der geschichtlichen Perioden und der sozialen Entwicklung Widerstreitendes. Wir müssen ja unsere Begriffe in Übereinstimmung mit der Erfahrung konstruieren, so daß sie diese ungezwungen einschließen. Wenn die Wirklichkeit neben einer allgemeinen Regel gewisse Unregelmäßigkeiten aufweist, dann ist es Sache des Gelehrten, diese Tatsache ruhig zu notieren und ohne unnötiges Dogmengeschwätz seine Begriffskonstruktionen zu ändern, falls er in ihnen nicht schon Platz zu solchen „Ausnahmen" gelassen haben sollte.

Die Periodentheorie besagt an sich nichts anderes, als daß alle geschichtliche Entwicklung das in der astronomischen Zeit erfolgende Auftreten einer Reihe sozialer und kultureller Typen bei einunddemselben Volke ist. Der Umstand, daß wir das sehr häufige Vorkommen einer bestimmten solchen Reihe entdecken, ist eine Sache für sich. Daß wir aber auch Fälle entdecken, welche diese Regel teils bestätigen, teils sich als Ausnahme von ihr erweisen, ist eine andere, an sich weder mehr noch weniger merkwürdige Sache.

Welcher Grund zur Einteilung in Perioden – der politisch-rechtliche, der sexualhistorische oder ein kulturgeschichtlicher – ist nun als der allgemeingültigste oder fundamentalste anzusehen?

Diese Frage hat die Gemüter sehr erregt, besonders in staatswissenschaftlichen und volkswirtschaftlichen, sowie soziologischen Fachkreisen, und hat unnötig lange und unnötig hitzige Fehden hervorgerufen. Zunftmäßige Engsichtigkeit hat hierbei wohl auch ihre Rolle gespielt. Doch ebensosehr der Glaube, daß hier eine besonders wichtige Prinzipienfrage vorliege. Man ist nämlich ziemlich allgemein von der Auffassung ausgegangen, daß in der Entwicklung des Menschen, vor allem in seiner Gesellschaftsentwicklung, eine einzige fundamentale Triebkraft vorherrsche. Den ältesten Vorstellungen zufolge ist diese entweder politisch, wirtschaftlich oder religiös.

Vom ersten Anfange der Geschichts- und Gesellschaftsforschung bei den alten Griechen an bis zum jetzigen Augenblicke hat man gewohnheits-

mäßig den Begriff „Staat" den Begriff „Gesellschaft" umschließen lassen und die Staatsentwicklung als das Primäre, die soziale und kulturelle Entwicklung aber als etwas Sekundäres betrachtet. „Geschichte" ist in der Regel gleichbedeutend mit Staatsgeschichte — politischer Geschichte, Verfassungsgeschichte, Kriegsgeschichte und dynastischer Geschichte — gewesen. Neuerdings ist es freilich immer mehr Mode geworden, der staatsgeschichtlichen Darstellung auch ein wenig Kulturgeschichte und allgemeine sozialgeschichtliche Aufklärungen hinzuzufügen. Doch dieses Zugeständnis an eine sich allmählich verändernde Auffassung des Wesens der Geschichte hebt eigentlich nur den alten Grundgedanken, daß das Politische das Bestimmende in der Geschichte als solcher sei, um so schärfer hervor.

Gegen diese Einseitigkeit haben in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts einige Nationalökonomen, darunter vor allem der Sozialist Karl Marx und seine Anhänger, mit großer Energie reagiert. Sie vertreten den Grundgedanken, daß die wirtschaftliche Entwicklung jegliche Gesellschafts- und Kulturentwicklung bestimme. Und innerhalb der wirtschaftlichen Entwicklung gilt ihnen die technische als die fundamentale. Danach wäre also die moderne Maschinentechnik, im Gegensatz zu der Handwerkszeugstechnik vor 1750, der letzte Grund der wesentlichen Abweichungen unserer gegenwärtigen Gesellschafts- und Kulturverhältnisse von den in der Zeit vor 1750 herrschenden.

Im Grunde ist diese ökonomistische oder, ein wenig irreführend, „materialistisch" genannte Geschichtsauffassung ebenso alt wie die Geschichtsphilosophie überhaupt. Wir treffen sie schon in Platos „Politeia" und dann in vielen folgenden „Utopien" an. Nur dadurch, daß man die w i r t s c h a f t l i c h e n Gesellschaftsverhältnisse auf eine gewisse Weise ordnete, glaubte man die Idealgesellschaft, die man anstrebte oder sich ausmalte, ermöglichen und sicherstellen zu können. War man nicht Utopist, sondern Determinist und glaubte man, daß nicht menschliche Willkür, sondern objektive Notwendigkeit die Weltgeschichte beherrsche, so gelangte man also zu der Schlußfolgerung, daß eine soziale und kulturelle Neugestaltung nur von einem notwendig erfolgenden Umsturze zu erwarten sei.

Den Theologen, Metaphysikern und Logikern lag es natürlich nahe, das Zuletztbestimmende in der Weltgeschichte in religiösen oder intellektualen Faktoren zu sehen. Bei jüdischen Propheten und christlichen Kirchenvätern finden wir genügend Beispiele naiver, religiöser Geschichtskonstruktion. Als religiös-intellektualistisch läßt sich Auguste Comte bezeichnen. Die geistige Entwicklung des Menschen bestimmt seine soziale und kulturelle, sagt er. Und er behauptet, daß jene geistige Entwicklung drei Stadien aufweise — das theologische, das metaphysische und das positive.

Folglich fänden wir in der Weltgeschichte drei entsprechende Hauptperioden. In der ersten, der theologischen, entdeckt Comte nun drei Unterabschnitte, den Fetischismus, den Polytheismus und den Monotheismus. Die theologische Periode endet, nach Comte, um das Jahr 1300 nach Christo herum. Die metaphysische dauert von 1300 bis 1789. Die dritte, positive, gehört eigentlich der Zukunft und der Prophezeiung an.

All dieses Theoretisieren und leider oft auch Dogmatisieren über einen gewissen fundamentalen Faktor in der Weltgeschichte ist der gründlicheren, umfassenderen modernen Geschichts- und Gesellschaftsforschung zuvorgekommen, kann sich also nicht auf sie stützen und muß es ihr überlassen, ihrerzeit die Fragestellung selbst zu werten, sowie diese möglicherweise schließlich anzuerkennen und die Frage zu beantworten.

Es ist indessen schon jetzt klar, daß der Staat nur eine unter vielen Gesellschaftsarten ist und daß man den Staatsbegriff dem Gesellschaftsbegriffe ebensowenig überordnen wie mit ihm identifizieren darf. Die Weltgeschichte ist zum großen Teile Staatsgeschichte, aber auch wesentlich etwas ganz anderes.

Das Ganze, was der allgemeine Begriff „Geschichte" umfassen muß, können wir bis auf weiteres mit dem Ausdrucke „Geschichte der Gesellschaft und der Kultur" umschreiben. Darin sind Staat, Wirtschaft, Religion, Ehe, geistige Bildung, soziales Leben, Sport, Sitten und Moden eingeschlossen: und alles gegebenenfalls noch Vergessene läßt sich ungezwungen in diesen Rahmen einfügen.

Hinsichtlich des Problemes der Geschichtsperioden bedeutet diese Auffassung, daß wir uns beim Feststellen der Kennzeichen der weltgeschichtlichen Perioden ohne vorgefaßte Meinung von der Wirklichkeit, welche die Forschung uns zu enthüllen vermag, leiten lassen müssen. Allemal, wenn die Kennzeichen der Entwicklungsreihe des politischen Gesellschaftslebens einen geschichtlichen Vorgang besonders klar charakterisieren, wird es natürlich angebracht sein, den geschichtlichen Perioden Benennungen zu geben, die der Evolution des Staatslebens entlehnt sind. Freilich ist beständig darauf zu achten, daß durch solche politische Periodeneinteilung keine soziale oder kulturelle Entwicklung andrer Art verdeckt werde. Stellt sich heraus, daß dies der Fall ist, so hat man eben einen anderen, sich der Wirklichkeit besser anschließenden Grund zur Einteilung in Perioden auszuarbeiten.

Bei den ältesten, längsten geschichtlichen Perioden — den „vorgeschichtlichen" oder rein „archäologischen" — fehlt uns, infolge der eigentümlichen Beschaffenheit des Forschungsmaterials, oft jede Möglichkeit zur Anwendung eines politischen Periodeneinteilungsgrundes. Bei Zeiten, aus

denen uns nichts weiter erhalten geblieben ist als Werkzeuge, Waffen, Bilder, Schmuckstücke, Skeletteile, Hausreste, Müllhaufen und dergleichen, kann von ihm ja gar keine Rede sein.

Ebensowenig läßt sich die politische Periodeneinteilung anwenden, wenn wir die noch lebenden primitivsten Völker studieren. In ihrem Gesellschaftsleben ist der Staat noch kein klar ausgeprägter, stark hervortretender Faktor geworden. Ihr in gewissem Sinne verstaatlichtes Gesellschaftsleben weist viele ungleiche und bedeutungsvolle Entwicklungsstufen auf. Man muß sie aber ihrem eigenen Wesen gemäß kennzeichnen, das eben kein politisches, sondern in weit höherem Grade ein sexuelles, wirtschaftliches und kulturelles Wesen ist. Hier hat man der Entwicklung der Technik besondere Aufmerksamkeit zu schenken. Weniger um ihrer selbst willen, als um Vergleichungen mit den archäologischen Forschungsresultaten zu ermöglichen.

Nicht aus freier Wahl teilen wir die Jahrtausende menschlicher Geschichte nach so blutarmen Typen, wie denen der Steinmesser, Steinbeile und Bronzenadeln, in Perioden ein. Aber in Ermangelung eines Besseren freut man sich, sie zu haben. Da die noch lebenden „Wilden" uns die Möglichkeit gewähren, an ihnen mehr und Lehrreicheres zu studieren als ihre Grabstöcke, Bogen usw., so müssen wir natürlich die Gelegenheit bis aufs äußerste ausnutzen. Denn bald wird es unwiderruflich zu spät sein.

Qualität
von Emil Waldmann

Bei aller Beschäftigung mit Kunstwerken kommt es letzten Endes auf Wertfragen an. Wertungen sind alles. Wir interessieren uns heute nicht mehr ausschließlich für die historische Betrachtungsweise der Kunst, sondern halten uns an die künstlerische Frage nach der Qualität. Das Wort Qualität wurde im letzten Jahrzehnt zur Parole in allen Kunstdebatten. Schriftsteller arbeiten mit ihm ebenso geläufig wie Ausstellungsleiter, Sammler und Käufer nicht weniger als Händler. Aber eines fällt dabei auf: Bei den Werken der modernen Malerei, bei den Werken der heute lebenden und noch mit Problemen ringenden Generation ist man vorsichtig mit dem Wort. Vor zwei Bildern von Courbet oder Menzel weiß jeder Kundige, welches die höhere Qualität hat, oder glaubt es wenigstens zu wissen und sagt es jedenfalls. Vor zwei Bildern von Heckel oder Kokoschka äußert es der in diesen Dingen Kundigste nicht gerne, sondern redet von ganz andren Dingen, von Vision, Realisierung und dergleichen ästhetischen Elementen; bestenfalls, wenn auch nur zögernd, von Materie. Diese Tatsache muß deshalb so nachdenklich machen, weil der Wertmaßstab, der nach stillschweigender Übereinkunft für die Kunst von gestern und vorgestern als ebenso gültig anerkannt ist wie für die Kunst von Altdorfer und Vermeer van Delft, plötzlich, wenn es sich um Lebendigstes handelt, zu versagen scheint, während man doch denken sollte, daß der einzige Wertmaßstab, mit dem man rechnet, gerade und erst recht vor den Werken der Lebendigen, vor denen alle Historie und Kulturhistorie und Archäologie und Philologie nichts mehr nützt, die höchste Geltung haben müßte.

Vor einer Reihe von Jahren haben sich einmal zwei damals moderne Maler in einer Art von Polemik in einer Zeitschrift über dieses Thema öffentlich unterhalten. Der eine, Max Beckmann, definierte Qualität, etwa, als handwerklich vollendete Wiedergabe der schönen Erscheinung. Die Darstellung des farbigen Seidenglanzes auf einer Mädchenwange zum Beispiel. Er dachte an Renoir. Was der andere, Franz Marc, unter Qualität verstand, ward nicht recht klar und die Pilatusfrage des Herausgebers der Zeitschrift: „Was ist's mit dem Picasso?" blieb so gut wie unbeantwortet. Jedenfalls meinten beide etwas ganz Verschiedenes und Max Beckmann meint, wenn man nach seinen neueren Bildern schließen darf, heute auch etwas andres als damals. Man kann die Beckmann und Franz Marc mit Hundert multiplizieren und trifft mit dem Ergebnis genau die heutige Situation. Jeder stellt sich etwas andres

unter dem Wort und dem Begriff vor, und deshalb ist das Wort überall dort, wo um die Werte der neuen Kunst und ihre Erkenntnis gerungen wird, tabu. Wenn Worringer im Vorwort zu einem Sezessionskatalog meint, die Qualität müsse sich wie das Moralische von selbst verstehen, aber neben der Qualität der Malerei gäbe es auch eine Qualität der Gesinnung, so ist das nicht nur falsch, sondern es zeigt uns, wie sehr auch kluge Köpfe und produktive Ästhetiker einmal um ein Problem herumdenken können. Qualität der Malerei ohne Qualität der Gesinnung gibt es überhaupt nicht; aber Qualität der Gesinnung garantiert noch lange nicht Qualität der Malerei. Wenn Qualität der Gesinnung vorhanden ist und bewußt im Anfang des künstlerischen Schaffens steht, wird die Malerei dennoch oft sehr schlecht. Sie muß unter der Hand vorhanden sein und zeigt sich erst am Ende, als Resultat, der Arbeit. Etwa so, wie Psychologisches beim Bildnismalen. Lenbachs Bildnisse sind deshalb oft so minderwertig, weil Lenbach in ihnen Psychologie suchte. Leibls beste Bildnisse wirken deshalb so psychologisch, weil er nur Menschen darstellen wollte. Die Seele „bammelt nur so mit", wie Goethe sagt. Das Seelische war das Resultat, nicht der Anfang der Arbeit.

Hiermit ist angedeutet, wo der Kernpunkt der Verwirrung liegt. Qualität ist keine äußere Eigenschaft eines Bildes, sondern eine innere, innig verflochten mit dem eigentlich Schöpferischen. Die Sache mit dem Seidenglanz auf einer Mädchenwange hat ihre Gefahren. Er kann ein Zeichen der Qualität sein; bei einem Renoir oder bei denen, die so ähnlich sind, wie Renoir. Schuchs geschliffene Oberfläche ist seine Qualität, aber sie ist es nicht um des schönen Emails der Oberfläche willen, sondern wegen ganz andrer, ganz phantastischer Dinge. Sie ist für ihn genau so notwendig, wie für Slevogt der andeutende offene Pinselstrich notwendig ist und für van Gogh die grobe Struktur seiner Farbflächen. Man kann das eine mehr lieben als das andre. Aber das sagt nur etwas aus über das Temperament des Liebenden und nichts über den Wert des geliebten Gegenstandes. Aus seiner Vorliebe ein Gesetz für alle Erscheinungen machen wäre nicht weniger unbegabt wie Whistlers Vorgehen, der von allen Kunstwerken die berühmte „perfection" verlangte; der in dem Hochmut des Kunstgewerblers forderte, an einem Kunstwerk dürften die Spuren der Arbeit nicht mehr sichtbar sein. So viele schöpferische Künstlerindividualitäten es gibt, so viele Äußerungsformen von Qualität gibt es. Der schöpferische Künstler signiert wenn nicht mit einem Monogramm, so doch immer mit seiner Qualität. Und die Frage nach der Qualität ist identisch mit der Frage nach dem Schöpferischen. Wenn wir Klarheit gewinnen wollen, müssen wir uns immer wieder fragen, auch auf die Gefahr der

Trivialität hin, wie sich das Schöpferische im Kunstwerk manifestiert, worauf das Schöpferische beruht.

Alle künstlerische Tätigkeit, auch wenn sie auf einem Erlebnis der unmittelbaren Anschauung beruht, ist Phantasietätigkeit. Phantasie ist Imagination, Ein-Bildung, das Hereinnehmen eines geschauten Bildes in das Innere, in die Seele. Ob dieses geschaute Bild aus der Wirklichkeit stammt oder aus der Vorstellung des Künstlers, macht für die Frage des Schöpferischen keinen Unterschied aus. Da die Kunst nicht nachahmt, sondern den Schein neu aufbaut und seine Wirkungen darstellt, hat das geschaute Bild ja nur den Wert des Funkens, an dem sich ein Erlebnis entzündet. Wenn Leibl einen Mädchenkopf „abmalt", oder Cézanne ein paar Äpfel oder Hans Thoma eine Schwarzwaldlandschaft, dann beruht diese Tätigkeit genau so gut auf Phantasiearbeit wie wenn Daumier einen Don Quichotte macht oder Feuerbach eine Iphigenie. Das Modell im Nebenzimmer unterscheidet sich wenig oder, im tiefsten Sinne, gar nicht von dem Modell, das vor einem auf dem Podest steht oder das man auch nur im Kopf trägt. Als man Courbet einmal fragte, wie er etwas so Langweiliges wie die vier Äpfel da auf dem Tischtuch habe malen mögen, antwortete er: „J'étais ému." Das heißt, diese Äpfel bedeuteten ihm etwas, das über die bloße Sichtbarkeit hinausging. Und Menzel muß Friedrich den Großen, Daumier muß Don Quichotte irgendwie gesehen haben. Sonst hätten sie sie ja nicht malen können.

Man kann sich, als Laie, den schöpferischen Akt etwa so vorstellen — (mögen auch die Künstler, die es besser wissen, aber nicht sagen können, darüber lachen): ein Künstler geht durch eine Landschaft, ganz arglos, ohne an Böses und Malerei zu denken. Plötzlich ergreift oder erregt ihn der Anblick der Landschaft und er findet das so schön, daß er es malen muß, jetzt, auf der Stelle, oder später, ganz gleich, irgendwann und irgendwie. Dies ist sein Erlebnis. Oder er liest im Don Quichotte, und eine Stelle des Gedichts, eine Situation, wird in seiner Vorstellung so bedeutend, daß sie vor seinem Auge bildhafte Gestalt annimmt. Um diesem Augenblick Dauer zu verleihen, stellt er sich in seiner Phantasie das Ganze noch einmal vor, blitzschnell, gleichsam mit geschlossenen Augen: er sieht das Bild als Ganzes. Und nun fragt er sich, was an dieser Erscheinung, an diesem Scheingebilde, wohl die Träger der Wirkung sein mögen, die Elemente, auf denen die lebendige und erregende Wirkung beruhte. Er findet, beispielsweise, gewisse durchgehende große Linien, die im Gesamtgefüge dominieren, er findet bestimmte Kontraste von Hell und Dunkel, gewisse Zusammenhänge von Farben und Licht, Wechselwirkungen von Farbe und Licht, von Plastik und Raum, von Leere und Fülle — kurz, er findet eine Reihe formaler Faktoren, die diese Wirkung tragen,

und er findet, welche Faktoren die herrschenden, entscheidenden für sein Erinnerungs- oder Vorstellungsbild sind. Er findet, musikalisch gesprochen, den Kammerton, auf dem sich die Harmonie aufbaut, gewisse Grundformen, auf die sich alles, was an Formen da ist, zurückführen läßt. Und allmählich werden diese Formenelemente und Formenverhältnisse immer selbständiger, ihre Beziehungen untereinander werden immer klarer und immer dichter, das wahre Wesen der Erscheinung und seiner tieferen Gründe tritt immer reiner heraus in seinem Phantasiegebilde. Der Künstler vergißt beinahe die einzelnen Gegenstände der Wirklichkeit, die sich hinter den Formen verbergen, er sieht diese Gegenstände am Ende nur noch daraufhin an, ob sie dem dominierenden Formenempfinden entsprechen oder nicht. Wenn nicht, so fällt gelegentlich ein Baum in die Versenkung. Langsam und schrittweise entmaterialisiert die Phantasie des Künstlers die Wirklichkeit, sie zieht den Schein von den Dingen ab und verselbständigt den Schein — bis alles, was an Einzelheiten im ursprünglichen Phantasiebilde da war, auf dieselbe Distanz von der Wirklichkeit gebracht ist, bis alles den gleichen Grad von Scheinhaftigkeit bekommen hat, den der Kammerton des Ganzen fordert. Der Grad von Gleichmäßigkeit in der Umformung der Wirkungsfaktoren — das ist der Grad von Qualität.

Wenn auf einer Landschaft von Corot etwa alle Einzelheiten, verglichen mit der „Natur", nur soviel Bedeutung haben, wie ihnen nach dem Gradmesser des dominierenden Formempfindens zukommen, wenn beispielsweise, um nur ein Formenelement zu nennen, die großen Massen alle denselben Grad von Flächenhaftigkeit und die kleinen Massen alle dieselbe Art von aufgelöster Fläche haben, so daß sie alle wie einbezogen erscheinen in die ideale Ebene, die vor der Bildfläche schwebt, so, daß keine Einzelheit aus ihr nach vorn herausfällt oder nach hinten wegsinkt, dann ist die Einheit der Formenempfindung da, und mit ihr eine gewisse Qualität. Denn dann hält jeder Teil des Bildes die gleiche Distanz vom Natureindruck inne. Es gibt aber auch Bilder von Corot, und zwar auch echte, auf denen Einzelheiten, ein im Abendschein leuchtendes Kastell oder der rote Rock eines Mädchens, so „deutlich" sind, im Gegensatz zu ihrer Umgebung, daß man fühlt: Hier war das gegenständliche Interesse des Künstlers plötzlich so lebhaft, daß dieses Kastell oder dieser rote Rock nachträglich ihm so bedeutend erschienen, daß von dieser Sinnlichkeit die langsam umformende Phantasietätigkeit, das Geistige, erstickt wurde, daß die Distanz vom Natureindruck überschritten wurde. Es handelt sich hierbei nicht um die Forderungen der gleichmäßigen Ausführung im alten Sinne, nicht etwa da um, daß in einem Ensemble ausgeführter Dinge nicht plötzlich ein skizzenhaft angedeutetes Detail stehen geblieben sei oder umgekehrt. Wo er andeuten, wo er ausführen will, weiß jeder Künstler selbst am besten.

Sondern es handelt sich hier vorläufig nur um die Konzeption, nur um die Stärke der Empfindung, nur um den gleichen Grad von Phantasietätigkeit, nur um das Tempo, in dem die Erscheinung Stück für Stück entstofflicht wird. Es ist eine Frage der geistigen, nicht der sinnlichen Sphäre des Kunstwerks. Feststellen kann auch der Betrachter des Bildes diese Dinge nur, wenn er den Akt des Schöpferischen zurückzuverstehen versucht und sich dann das Gemälde, das er mit leiblichen Augen sieht, als Erinnerungsbild wieder vorstellt, gleichsam mit geschlossenen Augen.

Auf der Gleichmäßigkeit und der Folgerichtigkeit in der Durchführung eines formalen Hauptmotivs beruht das, was wir „Stil" nennen. Stil kommt von „stilus", Schreibgriffel, und bedeutet zunächst im übertragenen Sinne nur soviel wie Handschrift. Wenn Dürer in einem Kupferstich den büßenden Hieronymus in der Landschaft darstellt, und Cranach dasselbe formale Motiv in der heiligen Genoveva behandelt, äußert sich der Unterschied der schöpferischen Anschauung, der diese beiden Künstler trennt, in der Differenz ihrer Stilstärke. Dürer sieht den Akt in der Landschaft, der Akt ist, natürlich für damalige Begriffe, die Hauptsache. Er zeichnet den Menschen so, wie er ihn erlebt, knorrig, etwas eckig, mit ausgearbeiteten Körperformen. Sein Grabstichel modelliert das mit zügigen, heftigen, erregten Linien, die Flächen in ihrer Glätte immer wieder durchschossen von Knoten und Kanten, das Licht immer wieder unterbrochen von krausen Schatten. Alles was an Linienwerk da ist, erscheint wie in bohrender Bewegung. Nun kommt die Landschaft hinzu. Und nun ruht er nicht, bis die Landschaft auch überall diesen Charakter bohrender Bewegung hat. Das Terrain pflügt er mit denselben zügigen Linien um, wie er es bei der Brust des Alten gehalten hatte, die Bäume sind ebenso eigensinnig gedreht wie die Glieder des Mannes, die Felsen sind ebenso schründig und zerrissen, wie sein verwitterter Kopf. Überall findet man, auf größere Fläche übertragen, die gleichen Verhältnisse von Volumen und Leere, dieselben Abwandlungen im Spiel von Rundheit und Verfließen, von Hell und Dunkel, von Fläche und Durchbrechung, von Scharf und Weich. Dürer weiß ja, daß ein Felsen anders wirkt, als der auf seinem Stich. Als er vor der Natur saß, da in dem Steinbruch, den er aquarellierte, bewies er es sich. Aber darauf kommt es ihm nicht an. Dieses Stück Steinbruch fügte er nun, da er es kannte, ein in eine höhere Ordnung. Wie es aussehen mußte, das hatte nicht mehr er zu sagen, sondern das befahl ihm ein anderer – der heilige Hieronymus, der nun einmal da war. Der strahlte seinen Formencharakter, seine Naturferne, seinen Stil aus über die ganze Bildfläche. Eine Baumwurzel ist gegenständlich nicht deutlicher, bedeutender gegenüber dem Tatbestand der Realität, als der Hieronymus gegenüber einem wirklichen Menschen. Jeder Strich

hält dieselbe Distanz, dieselbe Ebene der Entfernung inne, wie die ganze Konzeption. Cranach kommt sich wahrscheinlich ehrlicher vor mit seiner wirklichkeitsnäheren Kunst. Für den Menschen, den er mit Dürerlinien zeichnet – das taten alle damals – hat er andere Ausdrucksmittel als für Felsen und Bäume. Nach dem Akt der Genoveva fragt man nicht. Aber die Tanne, die da auf dem Felsenhang steht mit ihren aufrechten Kerzen, glaubt man aus der Natur zu kennen, und von dem bezaubernden Wirrwarr des Waldes mit allen seinen so intim beobachteten Einzelheiten bekommt man viel mehr zu sehen als bei Dürer, und in diesem Walde möchte man spazieren gehen. Den Akt hat man längst vergessen, trotzdem er an Maßen nicht unscheinbarer im Bilde steht, als der Hieronymus. Das kommt: Cranach schlägt plötzlich eine andere Tonart der Wirklichkeitsnähe an, seine Bäume sind schön, aber sie sind organisch nicht so durchgefühlt wie der Akt, und der Akt fällt nach vorne aus dem Bilde heraus. Einheit und Harmonie sind zerrissen. Cranachs Stil ist nicht so fest, die Details sind nicht so innig ins Ganze verschlungen wie bei Dürer, er schwankt zwischen zwei Entfernungsebenen von der Wirklichkeit hin und her. Deshalb ist seine Qualität nicht so hoch. Das muß doch wohl daran liegen, daß bei ihm das Feuer der Phantasieanschauung nicht stark genug brannte, daß die Flamme nicht ausreichte, um in dem schöpferischen Akt den ganzen Inhalt seiner Vorstellung gleichmäßig zu erfassen und umzuschmelzen. Es blieben Schlacken übrig, Gegenständlichkeiten, die als Scheinhaftigkeiten dann nicht mehr selbständig werden konnten. Dies, und nur dies, ist vergleichsweise sein Mangel an Qualität. Nicht das geringere Können im Verständnis der Form und in der Technik des Darstellens.

Beispiele übertreiben immer und Gegenbeispiele noch viel mehr. Aber man wird sie nicht entbehren können, wenn man das Problem klar herausstellen möchte und erkennen, weshalb die Qualitätsfrage eine Frage der schöpferischen Phantasie und nicht etwa eine Frage der Ausführung und der Vollendung ist. An sich hat solche Wertung Cranachs gegenüber Dürer ja nur höchst relative Bedeutung.

Innere Qualität beruht nun aber nicht allein auf dem gleichmäßigen Durchbilden der Formenelemente, auf dem Innehalten der Distanz, sondern dieser eine Faktor, den man als Grundfaktor immerhin wird annehmen mögen, und dessen Wirkung bei Schöpfungen der Graphik besonders klar heraustritt, verschlingt sich auf dem Gebiete der malerischen Konzeption mit anderen Faktoren: Die Trennung führender und begleitender Formenelemente gibt das Entscheidende. Im schöpferischen Akt sowohl wie beim ästhetischen Verhalten kann immer nur ein Element den Gipfel des Bewußtseins einnehmen. Für die Malerei gesprochen: Von formalen

Elementen führen entweder die plastisch-zeichnerischen, oder die farbig-atmosphärischen. Jener Künstler, der durch die Landschaft geht und sich fragt, welche Faktoren in seinem Erinnerungs- (oder Vorstellungs-)Bilde die Wirkung tragen, wird als Hauptmomente je nach seinem Temperament entweder bestimmte in Linien und plastischen Volumen greifbare Formationen finden, oder aber die Sprache koloristischer und atmosphärischer Verhältnisse, Beziehungen von Farbe, Licht und Luft als maßgebend für die einheitliche Gesamtwirkung auffassen. Sieht er in Linien und Flächen, dann sind die atmosphärischen Dinge nur Begleitung, wie Orchestrierung gegenüber der Singstimme. Sieht er farbig, so ist die Zeichnung nur latent, nur als Skelett, als Suggestion am Werke. Diese Gegensätze bezeichnen keine willkürlichen Kategorien, sondern entspringen wirklichen, in der seelischen Naturanlage des Künstlers vorhandenen Prinzipien, und Rodin, der doch gewiß keine kunsthistorischen Neigungen besaß und seinen Freund Paul Gsell ausdrücklich warnte, Künstlerpersönlichkeiten zu etikettieren wie Apothekertöpfe, vertiefte in seinen Gesprächen die berühmte Antithese Raffael-Rembrandt, die nach seiner Meinung das Leitmotiv für eine neue, für eine künstlerische Geschichte der Kunst sein könnte. Das heißt schließlich nichts andres, als daß große Künstler das Gesetz von Überordnung und Unterordnung der formalen Elemente instinktiv fühlten und beachteten. Weil Andrea del Sarto nie recht empfand, was in seiner Vision führte, Raffaels Linie oder Venedigs Kolorit, hat seine Qualität nie die letzte, vollkommenste Reinheit. Zu sagen, Delacroix hätte nicht zeichnen können oder sei kein guter Zeichner gewesen, ist ebenso falsch wie zu behaupten, Raffaels Malerei wäre nur mittelmäßig gewesen, und es ist im Sinne dieses ästhetischen Irrtums nur konsequent, wenn Raffael-Experten die Behauptung drucken lassen, auf dem Bilde der Donna Velata sei der so „tizianisch" gemalte Ärmel gar nicht von Raffael, sondern wahrscheinlich von einem venezianisch orientierten Schüler, da er einen andern Stil zeige als der Kopf. Wer das schrieb, unterschied nicht zwischen führenden und begleitenden Formfaktoren und verlangte von der Orchestrierung dieselbe Linienführung wie vom melodiösen Hauptmotiv. Und wer vor dem Castiglione-Bildnis im Louvre oder vor dem Kopf des Papstes Sixtus auf der Sixtinischen Madonna nicht empfindet, daß hier heimlich dieselbe Anschauung und der gleiche Wille am Werke sind, wie in der Vision, die hinter Cézannes Bildnissen steht, hat weder Raffael noch Cézanne gründlich angesehen: Die Bedeutung der Plastik im farbig erfüllten Luftraum ist ihm entgangen. Daß in einem Fall der Künstler von der Plastik aus empfand, im andren vom Raum aus, bedeutet an sich keinen Unterschied der Qualität, sondern nur einen Unterschied des Temperamentes und der Anlage. Die Legende von dem gut gemalten

Bilde, das schlecht gezeichnet ist, konnte nur entstehen in einer Zeit, wo man diese Verhältnisse nicht durchschaute. Ein Bild, das gut, das heißt mit den adäquaten Mitteln, gemalt ist, ist auch gut gezeichnet, und die Tatsache, daß Ingres und Delacroix zu gleicher Zeit lebten und folglich miteinander verfeindet waren, trägt wohl die meiste Schuld an dieser Verwirrung. Da Ingres die akademische Doktrin und Raffael hinter sich hatte, und da Rembrandt* eben erst wieder anfing, als großer Künstler zu gelten, glaubte man, Zeichnung sei ein fester Begriff und nannte Delacroix' Zeichnung im besten Falle skizzenhaft, ohne zu merken, daß bei diesem Vorwiegen von Farbe und Atmosphäre und Bewegung alles Zeichnerische nur andeutend sein konnte und durfte. Da die Farbe führte, mußte sich die Zeichnung ihr unterordnen und genau so leidenschaftlich und erregt, so schwärmend und so beweglich sein, wie die Farbe; sie durfte keine Eigenrolle im Bilde spielen. Wäre sie ebenso selbständig, so würde sie die Lebendigkeit töten, die Instrumentierung würde die Melodie durchkreuzen und überschreien. Was in den Nebensatz gehört, stünde plötzlich im Hauptsatz. Menzel ist oft genug daran gescheitert, daß er die Elemente nicht auseinanderhielt, daß beim Durcharbeiten einer malerischen Vision die Zeichnung allmählich zu mächtig wurde. Seine malerische Phantasie hat in solchen Bildern, etwa im „Marktplatz zu Verona", nicht alles Gegenständliche auf die einmal angeschlagene Grundformel gebracht und die leichte Erscheinung schließlich zuschanden gezeichnet. Er vergaß über der Arbeit, woran sich seine Phantasie im Augenblick der Konzeption ursprünglich entzündete, und so überschritt er die Distanz, die er sich selber aufgerichtet hatte.

Während es bei Künstlern, deren Vision auf den plastisch-zeichnerischen Elementen ruht, verhältnismäßig leicht ist, die Gleichmäßigkeit in der Durchführung des formalen Hauptmotivs nachzuempfinden und, nach dem Beispiel des Dürerstiches und des Cranachstiches, sozusagen graphisch, mit dem Fingerdrauflegen, festzustellen, scheinen gegenüber rein malerisch konzipierten Werken die ästhetischen Maßstäbe zu versagen. Flächenrhythmus und Linienausdruck sind bei Feuerbach beinahe meßbar; man kann, wenn man nichts als eine Hand aus einem Feuerbachschen Figurenbilde sieht, sagen, wohin sie gehört und woher sie stammt; sie hat denselben Rhythmus und dieselben Gliederungen im Kleinen, wie das ganze Bild im Großen. Und bei Leibl geht die Modellierung eines Kopfes im Ganzen wie im Einzelnen in derart schlafwandlerisch sicheren Bahnen, die Stärke des Volumens bei einem Mund entspricht so sehr

* Delacroix schrieb in sein Tagebuch, er wage die Ketzerei auszusprechen, daß Rembrandt ein größerer Künstler sei als Raffael. — Damals war es tatsächlich eine Ketzerei.

der Stärke des Schädels, daß das Gleichgewicht in jedem Punkte spürbar und fast geographisch feststellbar ist. Überall fühlt man die gleiche Luftschicht, dieselbe Ebene, dieselbe Distanz vom Natureindruck, dieselbe Entfernung zwischen dem Auge des Künstlers (oder des Beschauers) und der ursprünglichen Erscheinung. Wo aber keine greifbaren und tastbaren Werte mehr die Hauptrolle spielen, sondern so flüchtige und immaterielle Dinge wie Farbe und Licht und Luft die Führung haben, fehlt alles Beweisbare. Einheit und Harmonie, Gleichgewichtsverhältnisse hier aufzuzeigen, ist in noch höherem Grade Gefühlssache als bei Leibl. Es ist kein Zufall, daß die Väter der malerischen Richtung im neunzehnten Jahrhundert, Delacroix sowohl wie Philipp Otto Runge, sich bemüht haben, auch wissenschaftliche Klarheit über die Probleme von Licht und Farbe zu erlangen, um damit sich selber zu beweisen, daß sie recht hatten. Wenn, wofür wir Laien nicht dankbar genug sein können, Künstler das Wort ergriffen haben zum Problem: „Die Malerei um der Erscheinung willen", so waren es ausnahmslos Vertreter dieser malerischen Richtung und Liebermanns bahnbrechender Aufsatz über die „Phantasie in der Malerei", der aus solchen, auf diesem Wege eroberten Erkenntnissen die ästhetischen Schlußfolgerungen von allgemeiner Bedeutung zieht, konnte nur einer schreiben, den es anging. Ingres oder Leibl wären nie darauf gekommen, weil sie eine Rechtfertigung vor sich selber nicht brauchten, weil die vorhandene Ästhetik im großen ganzen auf sie paßte. Und als Laien die neuen Gesetze formulierten, Zola und George Moore, waren es Laien, die mit den Führern der neuen schöpferischen Bewegung im vertrautesten Verkehr standen und ihnen beim Geheimnis des Schöpferischen über die Schulter schauen durften.

Diese Gesetze kreisen um das Wort „Valeur". Valeur bedeutet zunächst nichts weiter als die Summe von Licht und Schatten, die in einer Farbe enthalten ist. Da das Wort ebensooft mißverstanden wie mißbraucht wird, tut man gut, sich diese Bedeutung ganz primitiv, bei der farblosen Graphik, klarzumachen. Sieht man sich beispielsweise eine Kohlezeichnung an, so findet man, daß die Beziehung irgendeines Striches, vielleicht eines mittelkräftigen Striches zum hellsten Licht, den Valeur dieses Schwarz ausmacht, das heißt, seine Stellung auf der Tonleiter zwischen hellstem Licht, das durch das Weiß des Papiers dargestellt wird, und tiefstem Dunkel, den die Materie des Kohlestiftes bezeichnet. Valeur ist also zunächst nur die Ausdrucksstärke, die Dichtigkeit; die Intensität. Bei der Graphik, beim „Schwarz-Weiß", pflegt man nun im allgemeinen nicht von Valeur zu sprechen, weil in dem Wort zugleich eine Qualitätsvorstellung liegt. Diese aber ist relativ und wird nur beim Zusammenwirken mit anderen Werten fühlbar. In der Malerei mit Farben liegt

dieses Zusammenwirken mit andren Werten vor. Farbe kann man und muß man immer unter zwei Gesichtspunkten betrachten. Einmal als eine so oder so bunte Sache — als ein so oder so intensives, dichtes Grün. Dann aber auch, wie bei der Graphik den schwarzen Strich, als eine bestimmte Summe von Licht und Schatten. So enthält jenes Grün nicht nur bestimmte Mengen von Blau und Gelb in bestimmten Mischungsverhältnissen, sondern es spielt auch eine bestimmte Rolle in der Skala vom höchsten Licht, etwa Schminkweiß, einerseits zum tiefsten Dunkel, etwa Elfenbeinschwarz, anderseits.

Wenn die Natur ein Maler wäre, so hätte sie auf ihrer Palette einen unendlichen Reichtum von Nuancen. Die Skala von Grün reichte von 1—1000 Grad. Der Künstler aber hat nur eine Skala von 1—100 Grad. Will er eine Landschaft malen, so kann er natürlich nicht das Grün aus seinem Farbenkasten heraussuchen, das der Wirkung der grünen Wiese in der Natur an Stärke entspricht, und dann ein Blau darüber setzen, so blau wie der Himmel —, sondern er muß instinktmäßig die Verhältniswahrheit, die Proportionswahrheit finden, so, daß die Beziehungen seiner Farben untereinander die Lichtwirkung seiner Vision auf engerer Skala ausdrücken. Geht er nun in seinem Übersetzungsprozeß von einem Ton aus, der heller ist als der entsprechende Ton in der Natur oder in seiner ursprünglichen Vision, so muß er innerhalb dieser helleren Skala bleiben, und umgekehrt. Die Harmonie seiner Wirkung beruht darauf, daß die Valeurs im Gleichgewicht sind, das heißt, daß dieselben Valeurs in den verschiedenen Farben wiederkehren. So wie der Musiker, der eine Symphonie schreibt, weiß, daß er im Orchester denselben Akkord über alle Instrumentengruppen von Zeit zu Zeit gleichmäßig verteilen muß, um die Festigkeit des Gesamtgefüges zu bewahren, ebenso sorgt der Maler gefühlsmäßig für die Wiederkehr der gleichen Valeurs. Je selbständiger er den farbigen Schein von den Gegenständen abzieht, um so dichter ist das Gewebe der Valeurs. Denn keine Farbe ist für sich allein richtig oder falsch, sondern ihre Wahrheit enthüllt sich nur in ihrer Wechselwirkung mit den andren Farben des Gemäldes. Unmusikalische Menschen stört es nicht, wenn sie, beim Singen von Mozarts Baßarie von den heiligen Hallen, den berühmten tiefsten Ton eine Oktave höher nehmen, als Mozart wollte, oder wenn sie ein Quartett, das für Holzbläser geschrieben ist, mit Streichinstrumenten spielen. Sie verletzen die Gesetze von Harmonie oder die Empfindungen für Klangfarbe. Ebenso transponieren gelegentlich valeurblinde Maler eine Farbe von einer Skala in eine andre. Auch bedeutende Maler haben es bisweilen getan. In einem Gesellschaftsbilde von Pieter de Hooghe aus seiner Spätzeit kommt eine rote Tischdecke vor, die eine Oktave zu tief liegt. Wahrscheinlich fand

der Künstler das Rot dieser Decke in natura so bezaubernd und wohlklingend, daß er sein Bild und die Vision vergaß, von der er ausgegangen war. (Auch bei Terborch kommt es hie und da vor; bei Vermeer nie.) Das heißt: ein Detail gewinnt gegenständlich einen Grad von Deutlichkeit und Nähe, den die Harmonie des Ganzen, das führende Motiv, nicht zuläßt.

Das Valeurgesetz ist keine Erfindung des neunzehnten Jahrhunderts. Es hat immer bestanden und so eminent malerische Naturen wie Rubens haben ihm Rechnung getragen. Wenn es für die Malerei des neunzehnten Jahrhunderts ausschlaggebende Bedeutung gewinnen konnte – und seit Delacroix und Corot, Courbet und Manet herrscht es –, so liegt das daran, daß dieses Jahrhundert infolge seiner philosophischen Grundlagen, seit Kant und Schopenhauer, den Begriff des Scheines und der Vorstellung viel bewußter faßte, als die vorhergegangenen Epochen.

Fragen wir an dieser Stelle nun nach der Bedeutung des Valeurgesetzes für den Begriff des Schöpferischen, so kommen wir zu der Feststellung, daß im spezifisch Malerischen der Valeur dieselbe Rolle spielt, wie beim Plastisch-Zeichnerischen die gleichmäßige Durchführung der führenden Form und das Prinzip von Überordnung und Unterordnung der Elemente. Hier wie dort handelt es sich um die gleichen Erscheinungen. Denn das Beobachten des Valeurgesetzes ist mutatis mutandis auch nichts weiter als das Innehalten der gleichen Distanz vom Naturbeziehungsweise vom Visionseindruck. Wer immer in der gleichen Entfernung von dem Idealbild bleibt, das er sich im Augenblicke des schöpferischen Schauens in seiner Seele aufrichtet, und alle Formenelemente mit gleichmäßiger Empfindung verselbständigt, hört weder mit der unbewußten Stilisierung zu früh auf, noch durchkreuzt er Melodie und Instrumentierung, noch vergreift er sich in der Oktave. Dieses Innehalten der Distanz, diese Gleichmäßigkeit in der Empfindung ist Qualität. Wenigstens die innere, auf den Bedingungen des Schöpferischen beruhende Qualität. Alles, was sonst noch Qualität genannt wird, ist nur Ausdruck und Resultat dieser schöpferischen Empfindung.

Man redet soviel von Qualität der Farbe und Qualität des Vortrages, von veredelter Materie und von vollendeter Technik. Leute, die Leibl oder Courbet, Manet oder Renoir lieben, ohne noch recht hinter ihr Geheimnis gekommen zu sein, rühmen von ihnen mit falscher Bescheidenheit, sie hätten nichts weiter getrieben als gute Malerei, im Sinne von alleredelstem Handwerk. „Gute Malerei" schlechthin gibt es gar nicht, eine Malerei, die auf all und jeden Fall gut ist. Manet konnte, wenn er rotblonde Haare malte, gelben Ocker über gelben Ocker setzen, ohne daß seine Ölfarbe schmutzig wurde, und die Oberfläche von Leibls Bildern

hat gelegentlich eine funkelnde Kostbarkeit wie geschliffenes Email, eine handwerklich höchst beglückende Eigenschaft, zu der eine unendliche Summe handwerklichen Könnens und handwerklicher Erfahrung gehört. Aber wer nicht gelben Ocker über gelben Ocker malen kann und wessen Oberfläche rauh und borstig aussieht, kann darum doch ein großer Künstler sein, und man muß sich hüten, dergleichen immerhin äußerliche Dinge für den wahren Kern der Sache zu nehmen und nun von allen Bildern die gleichen Eigenschaften zu verlangen. Manet konnte so malen, weil seine Vision so rein, so leicht, so schwebend im Gleichgewicht war. Er konnte gelben Ocker auf gelben Ocker setzen, weil sein schöpferisches Auge im Augenblick der neuaufbauenden Phantasietätigkeit alles Trübe ausschied und verbannte, was zwischen dem Gelb der ersten Schicht und dem Gelb der zweiten Schicht liegt, weil er mit unfehlbarer Sicherheit die Akzente der Farbenwirkung in der Natur herausempfand und schließlich nur sie noch sah als selbständige Elemente. Und Leibl durfte die Oberfläche seiner Bilder so schleifen und emaillieren, weil er wußte, daß das Auf und Ab seiner Formen so sicher hineinmodelliert war in die ideale Bildebene, daß alles fehlerlos hineinpaßte in die Luftform und daß auch unter dieser geschlossenen Oberfläche noch jede Schwellung und jede Senkung der Modellierung fühlbar bleiben würde. Wie bei einer Seifenblase, dicht vorm Zerspringen. Auf Bildern von Monet und Renoir ist manchmal an Lichtstellen die leere Leinwand stehen geblieben und ihr Ton mitbenutzt für das Gewebe des gesamten Farben- und Lichtspiels. Sie malen so dünn und setzen die Farbe so behutsam und schmiegsam und zärtlich auf die Leinwand, daß die leeren Stellen nicht unfertig wirken. Aber ob einer dünn malt oder dick, ob er die Leinwand als äußerste Helligkeit stehen läßt oder die Lichter im Gegenteil pastos mit Kremserweiß aufträgt, spielt für die Frage der Qualität gar keine Rolle. Nicht die dünne Technik an sich ist die Qualität, sondern diese Technik ergibt sich doch erst aus der Klarheit und Fertigkeit der Vision. In Monets oder Renoirs Phantasie stand das Bild vor dem inneren Auge, dank der Energie und der Schnelligkeit ihrer Empfindung und ihres Sehens, so ganz und fertig bis ins letzte da, so rund in allen seinen Beziehungen von Licht und Farbe und Valeur, daß sie genau wußten, welcher Grad von Helligkeit an jeder Stelle und bei jedem Pinselstrich richtig war, daß sie von vornherein die Lichter hinstellen und mit jedem Pinselstrich den richtigen Lichtgrad ausdrücken konnten. Weil sie die Vision innerlich hatten, brauchten sie nicht durch schrittweises Übermalen ihr Bild dem Natureindruck anzunähern und die Wirkung erst auf der Leinwand auszuprobieren. Ihre Vision schon hatte der Erscheinung ihr Geheimnis entrissen, weil sie von der Valeurempfindung ausgingen. Schuch malte

dick und schliff dann die Oberfläche wieder glatt. Er holte, in lückenlosem Aufbau von hinten her, aus dem Grunde heraus, die Farbe langsam nach vorn und entwickelte die helle Farbe aus dem dunklen Ton heraus. Seine Vision ging vom entgegengesetzten Pol aus und machte den umgekehrten Weg. Man kann Monets dünne Leichtigkeit und Renoirs zarten Vortrag als edelste Materie und höchste Qualität preisen. Aber mit ebenso großem Recht bewundert man Schuchs Email und seine Ruhe als kostbarste Eigenschaft der Ölmalerei. Wer eingesehen hat, daß tatsächlich das eine mit ebensoviel Recht geschieht als das andere, weiß plötzlich nicht mehr, was „gute Malerei" und „edler Vortrag" eigentlich ist. Er weiß, daß hiermit allein nur erst handwerklich technische Fragen, allerdings Fragen von letzter Geistigkeit, bezeichnet werden, und daß die hiermit bezeichneten Eigenschaften keine selbständigen Eigenschaften oder Qualitäten sein können, sondern nur Ausdruckseigenschaften für schöpferische Werte. Wenn man von einem Bilde sonst nichts weiß, als daß es „gut gemalt" ist, daß seine Oberfläche sinnlich wohltut, dann weiß man von dem Bilde noch gar nichts. Denn diese sinnlichen Eigenschaften sind sekundärer Natur und geben einen Maßstab höchstens für kunstgewerbliche Erzeugnisse. Wenn ein Musiker ein paar Töne anschlägt, kann man auch unmöglich sagen, ob es Harmonien oder Dissonanzen sind, solange man nicht die Empfindung und den Aufbau erfaßt hat, die sie ausdrücken. Die schöpferische Anschauung diktiert die Formen in all ihren äußeren Eigenschaften. Wer bei Bildern immer nur von guter oder schlechter Malerei, von edlem oder vollendetem Vortrag redet, fängt von hinten an und verirrt sich nur allzuoft, wenn es sich um schöpferische Werte handelt.

Früher war unsere Kunstkritik einseitig ästhetisch gerichtet und ging zu wenig in die Ateliers. Heute dürfte eher das Umgekehrte der Fall sein. Die Kritik ist etwas zu sehr atelierhaft geworden, etwas zu fachmännisch. Sie hat, zu ihrem Heile, von den Künstlern gelernt, aber sie redet nun etwas ausschließlich Künstlersprache ohne immer daran zu denken, daß die ästhetischen Dinge, auf die es uns Laien doch auch ankommt, den Künstlern, den naivschaffenden wenigstens, selbstverständlich sind, nicht erwähnenswert oder unausdrückbar. Ein Maler dessen Vision so geartet ist, wie Schuchs Vision, einerlei ob selbständig oder beeinflußt, versteht unter Qualität wohl nur die äußeren Eigenschaften, weil es ihm in seinem Streben auf sie ankommt, weil er sich darum müht und wissen will, „wie man das macht". Die innere Qualität ist ihm selbstverständliche Voraussetzung. An die denkt er nicht, denn die hat er oder glaubt sie doch zu haben. Der Laie aber, also auch der Kritiker muß oder müßte gerade diese sich erst zurückzuverstehen suchen. Weil man, dieser Gewohnheit der Zeit folgend, äußere und innere

Qualität miteinander vertauscht, stellt sich jeder unter Qualität etwas anderes vor als sein Nachbar. Ob einer Schuchs äußere Qualitäten mehr liebt als Cézannes, ist Privatsache. Wer Recht hat, der Verehrer von Schuch oder Cézanne, läßt sich auf diesem Wege nicht ausmachen, da der eigentliche Maßstab, der Maßstab des Schöpferischen, hierbei gar nicht in Aktion tritt.

Aus diesem Grunde erklärt es sich, daß gegenüber der Kunst der ringenden Gegenwart so wenig von Qualität die Rede ist, sondern von ganz andren Dingen. Man fühlt instinktiv, daß es noch nicht an der Zeit dazu ist. Der Zeitinstinkt hat immer Recht und er scheint zu fühlen, daß man vor Werken der neuesten Kunst von Qualität im Sinne äußerer Eigenschaften noch nicht reden kann. Solche Qualität kommt immer erst hinterher und ist dann eines schönen Tages plötzlich da. Es ist, als sei man vorsichtig geworden durch die Lehren der neueren Kunstgeschichte und ihrer Wertungen. Alles Schöpferische sieht naturgemäß zunächst immer unangenehm aus, weil es aus einer jungfräulichen und barbarischen Seele geboren wird. Als Manet seine Olympia ausstellte, schrien die Leute über die brutale Farbe und die stümperhafte rohe Technik. Uns heute erscheint Manets Farbe und Manets Vortrag als sehr edle Qualität. Das kommt nicht daher, daß wir heute alles kluge und kultivierte Leute sind und daß die Menschen, die über Manet zeterten, einer wie der andre gefühllose Banausen gewesen seien, die gar nichts von Malerei verstanden hätten. Es waren im Gegenteil Leute darunter, die sehr kultiviert waren und von der Malerei, von der Malerei von damals, sehr viel verstanden. Nur: sie sträubten sich gegen die neue Anschauung, die Manet brachte, und daß sie zunächst seine Farbe und seine Technik beschimpften, geschah nur aus unklarer Verlegenheit, weil sie mit dem ganzen schöpferischen Phänomen nichts anfangen konnten. Denken wir uns, wir schrieben das Jahr 1863 und gingen in eine Ausstellung und dort hinge zwischen silberigen Landschaften von Corot und tieftonigen Courbets und altmeisterlichen Rousseaus und Daubignys plötzlich diese Leinwand mit den reinen Farben ohne Zwischentöne und mit der kühlen harten Technik, die so gar nichts hat von dem schmeichelnden Reiz der Corots und der sonoren reich instrumentierten Tonfülle Courbets – wir würden wahrscheinlich auch schreien und uns verletzt fühlen von der Kraßheit der Farbenkontraste. Daß wir es nicht mehr tun, liegt nicht nur an der Gewohnheit, sondern daran, daß Manets schöpferisches Teil, seine Anschauung, die Zeit unterjocht hat, daß die Zeit Manets Phantasie als wahr und zwingend akzeptiert hat und daß wir seine Formen als notwendige Ausdrucksmittel seiner Vision empfunden haben. Seit uns sein Schöpferisches nicht mehr beunruhigt, sehen wir auch seine äußeren Qualitäten, seine Qualitäten von Farbe und von Vortrag.

Und wir können uns noch an die Zeit erinnern, wo die ersten Bilder von van Gogh ausgestellt werden, und an den Sturm der Entrüstung. Seine Farbe galt als barbarisch, seine Technik als roh und brutal. Sieht man heute eines jener Bilder, die damals so beschimpft wurden, wie etwa das Mohnfeld, an dessen Erwerbung durch ein Museum sich der Protest deutscher Künstler entzündete, so finden auch die damaligen Gegner die Farbe nicht mehr roh und brutal; es wirkt wie ein schöner Gobelin und überschreit die Liebermannschen Landschaften, zwischen denen es heute hängt, durchaus nicht. Die Gegner sagen: Wer konnte damals wissen, daß die Farben sich so verändern und so matt werden würden! Aber die Farben haben sich gar nicht verändert oder doch nur so unbedeutend, daß das heute noch keine Rolle spielt, und auf alle Fälle hat sich der Vortrag doch nicht geändert. Nur wir haben uns geändert. Wir haben van Goghs Anschauung als eine schöpferische Anschauung am Ende gefallen lassen, wir haben seine Vision als zwingend hingenommen und sehen heute, daß die reine Leidenschaft und die Glut seines Erlebnisses gerade diese reinen glühenden Farben und die leidenschaftlichen Formen des Pinselstrichs brauchen. Wir wissen, daß er seine Vision restlos verwirklichte, daß er mit unerhörter Kraft alle Formenelemente verselbständigte, daß er das Idealbild von der Welt, das in seiner Seele lebte, stets in demütiger Entfernung behielt und sich von der Wirklichkeit nicht verführen ließ. Und daher haben seine Bilder, und auch seine Farben und sein Vortrag, für uns plötzlich Qualität bekommen. Weil wir ihm sein Innerliches, sein Schöpferisches jetzt glauben, weil wir dies als stark und notwendig zu empfinden gelernt haben.

Wenn unter den zahllosen Künstlerindividualitäten, die heute unter uns schaffen und deren Form auch solche Menschen einstweilen als barbarisch empfinden, die Respekt vor der Kunst haben, einige sich befinden, deren schöpferische Anschauung sich der Mitwelt und der Nachwelt aufzwingen wird, so ist in dem Augenblick, wo dieser Prozeß sich vollzieht, die Welt plötzlich um neue Qualitäten malerischer Art reicher. Wenn man um die neue Kunst kämpft, handelt es sich einstweilen einzig und allein um die Frage, ob ihre Erzeugnisse und welche ihrer Erzeugnisse auf schöpferischer Anschauung, auf starkem Erlebnis und auf gestaltender baumeisterlicher Phantasie beruhen. Diejenigen, von denen man dies glaubt und weiß, haben heute schon Qualität, innere und äußere. Glauben und wissen es erst alle, dann ist die jetzt noch latente äußere Qualität plötzlich sichtbar und der Kampf ist vorüber. Zu sagen, Kokoschka sei eine schöpferische Begabung, aber seine Malerei habe keine Qualität, ist eine Verlegenheitsphrase. Es heißt: Entweder — Oder. —

***

Der Prinz und der Tiger

Eine Berliner Phantasie von Oskar Loerke

I

Das Jahr 1916 hat begonnen. Nun ist auch die Knabenzeitschrift, die ich bisher redigierte, dem Kriege zum Opfer gefallen. Ob ich bald einen neuen Broterwerb finden werde? Vorläufig habe ich Muße. Um die Wehmut zu unterdrücken, die uns befällt, wenn ein lange betreutes Werk beendet ist, mag es noch so unscheinbar sein und den Geist oft nur lau angewärmt haben, — um den Stimmen Gehör zu geben, die aus der Vergangenheit noch fortreden, will ich mir auf diesen Blättern die Menschen aus meinem Arbeitskreise vergegenwärtigen, deren Wesen und Schicksal mich bewegte, als ich es nahe kennen lernte. Und es sind ja erst Wochen vergangen, seit mir diese Kenntnis wurde. Solange ich in der Schreibstube arbeitete, habe ich nichts Erregendes erfahren, erst der Werksaal der Druckerei öffnete mir ein sonderbares Stück Welt. Wenn ich jetzt in meinem Zimmer auf- und abgehe und mir dabei meine Krüppelhaftigkeit aus dem Spiegel entgegenkommt, glaube ich recht dorthin zu gehören, wo soviel Krüppelhaftigkeit beisammen hauste.

Im vergangenen Spätherbst waren unserer Druckerei die geübtesten Setzer und Maschinenmeister durch die Militärbehörde genommen. Ich mußte oft hinüberfahren, um bei der Herstellung der Zeitschrift nach dem Rechten zu sehen. Hatte ich bis dahin dort nur am Sonnabend, dem Tage, an dem das Blatt erschien, die letzten Fehler beseitigt, so rodeten wir nun tagelang mit Feder und Ahle an den zahllosen Versehen, deren Bezeichnung den Rand der Fahnen wie eine phantasielose Keilschrift bedeckte. Dann lenkte ich die Erfahrung, die ich dem alten Metteur durch aufmerksames Zuschauen abgewonnen hatte, in die langsamen großen Hände seines Nachfolgers, des Setzers Hey und durfte bittende, aufmunternde, geduldige Worte nicht sparen. Es war ferner nötig, hinter den Kasten hin- und wiederzugehen und die neu angenommenen, oft wechselnden Arbeiter zu unterrichten, welchen Durchschuß, welche Schrift sie zu nehmen hätten, ihnen anzugeben, was wir wegzulassen pflegten, wenn der Stoff zu reichlich wurde, oder wie wir uns über Stoffknappheit fortzuhelfen wußten. Ich maß den Satz aus, sorgte für eine erfreuliche Anordnung der Anzeigen und dergleichen mehr.

War das verdrießlich und zeitraubend, so kam ich dabei mit den Druckern öfter und vertraulicher in ein Gespräch als bisher, und jedesmal, wenn ein neues Heft in seinem orangenen Umschlag dalag, hätte ich ein Heft von gleichem Umfang mit Anekdoten von kleinen mensch-

chen Torheiten und Weisheiten anfüllen können. Die weite Rückfahrt us dem Osten Berlins nach dem Westen ist mitunter besinnlich gewesen.

Manche Setzer stellten Fragen, um den technischen und naturwissen=haftlichen Inhalt, den sie unseren Halbwüchsigen übermitteln halfen, sich nzueignen und zu erweitern. Gleich der — übrigens herzlich schlechte —)olzschnitt des Kopftitels fiel ihnen auf. Er stellte zwei Dampfregula=oren dar, deren kreisende Kugeln gehäufte Wetterwolken auseinander=irbelten und in den aufgerissenen Lichtungen die Globen der Sonne nd ihrer meisterforschten Planeten sehen ließen. Und so weckte der ge=amte Text bis zur letzten Rubrik „Briefkasten", in welcher auf meist ur vorgegebene Fragen nach dem Jüngsterforschten und noch Strittigen napp einführende Antworten erteilt wurden, ihre Aufmerksamkeit. Ich agegen erkundigte mich, an die tägliche Arbeit anknüpfend, bei meinen)aupthelfern nach Lehr= und Wanderjahren und brauchte bald nicht erst u fragen, weil die schweigsamen Menschen gern für ein paar Minuten us dem Banne des dumpf dröhnenden und polternden Hauses, das nmer leise zitterte, erlöst sein mochten.

Die Druckerei lag im vierten Stockwerk eines überaus schmutzigen, nster roten Fabrikgebäudes, dem auf beiden Seiten schmale Höfe und or diesen alte häßliche Wohnkasernen vorgelagert waren — Wälle gegen ie Sonne und was sich in ihrem Lichte regt. Sooft ich von der Straße urch das Tor trat, faßte mich die Empfindung einer stumpfen Finsternis nd geheimnisvollen Abgeschlossenheit. Das Vorderhaus kam mir in der rinnerung jedesmal unbewohnt vor. In dem Geschoß unter unserer)ruckerei befand sich noch eine. Eisentreppen führten hinauf, die Füße ührten gleichsam ein grausam hallendes Glockenspiel auf schwarzen Platten nit Rostflecken. In dem unsauberen Putz mit schwarzgrünem Ölanstrich, er sie begleitete, waren zahllose Scharten abgeblättert, so daß man bald ne Kraterlandschaft des Mondes, bald ein Bild des sternbesäten Nacht=immels vor sich zu haben glaubte. War man vier halbe Treppen ge=iegen, so hörte die Wandverkleidung auf, und der nackte rohe Backstein hien hervor. Eiserne Türen verschlossen die Arbeitsräume der Metall=aren=, Lampen=, Spielsachenfabrik und der beiden Druckereien, aber ischen und Kreischen stieß manchmal durch sie auf die Vorübergehenden u wie scharfe unsichtbare Stichflammen.

Klinkte man endlich oben die Kerkertür auf, so trat man in einen weiten Raum von ovaler Rundung, der jedoch viele Winkel abstieß und etwa en Grundriß einer riesigen Mürbekuchenform hatte. Handpressen, Falz=naschinen, die Schneidemaschine, Gerätekasten und Garderoben waren in en Winkeln untergebracht; einer war von einer grünen, einer von einer hwarzen, mit roten Kreisen gemusterten Gardine abgeschlossen. In beiden

Langseiten befanden sich breite Fenster, vielrautig gewürfelt, teils mit milchig geblendetem, teils mit blasig durchsichtigem Glase gefüllt. Wo eine Scheibe zerbrochen war, hatte man sie in einer dieser beiden Glasarten willkürlich ersetzt. Dämmerlicht schien immer die Gesichter der Arbeiter zu beschmutzen. Schwungräder oder meist nur brausende Kreisräume an ihrer Stelle funkelten wie Unterweltsonnen und schienen ein dunkles Licht durch den Raum zu senden. Geliebtes Licht einer Heimstatt für viele Männer und Frauen! Schornsteine, Eisenträger und Fahrstuhlschachte reckten sich durch die Länge und Breite des Raumes auf, dazwischen meist Papiersäulen bis an die Decke. Sie glichen plumpen Kathedralenpfeilern und schienen mir einer eben sichtbar werdenden Kirche innerhalb der Fabrikstatt anzugehören. Griffen sie nicht durch die gemauerten Wölbungswolken oben? Nicht auch die schwankenden Riemen, obschon diese sichtbar an der Transmissionswelle umkehrten?

Doch während ich dies aufschreibe, habe ich mir wohl schon die Augen Leopold Heys geliehen. In meinem Notizbuche stehen einige Bemerkungen über ihn, die ich mir während des Wartens auf einen Korrekturabzug oder eine neue Manuskriptsendung gemacht habe. Eine lautet: „Er scheint immer dabei, seine Traumgesichte in das Licht des Tages zu setzen, — in eine Zeit, in der auch die Körper wachen; seine Phantasie nimmt zu früh die späten Folgen einer Tat wahr, und das bringt ihn um die Tat oder veranlaßt eine falsche." Wenn ich mir die Menschen vorstelle, die in der Druckerei um mich waren, kann ich sie vollends nur in dem Bilde sehen, das Hey mir gegeben hat. Wahrscheinlich besaßen sie noch mehr Wirklichkeiten außer dieser einen.

2

Zum ersten Male fand ich Vertrauen bei Leopold Hey, als er mich durch sein jähes Auftauchen zwischen den Setzkästen ein wenig erschreckt hatte und mit seiner Freundlichkeit trösten wollte.

Aus herbstlichem Regenwetter war ich hereingekommen und machte fröstelnd einen Gang durch den Saal, ohne den Metteur schon zu suchen, weil ich ein Unbehagen, das ich von dem Anblick der nüchternen Stadtgegend mitbrachte, durch andere Eindrücke auflösen wollte. Auf einem Roste über unterirdischem Straßenkanal hatte ich eine kleine tote Katze gesehen, und das heran- und hinabschießende schmutzige Regenwasser hatte ihr die Leichenmusik gemacht. Ich war in phantastisch endloser Wiederholung scheinbar immer an demselben kleinen Schaufenster mit den Reihen braungrüner Seifenstücke vorübergekommen und immer an derselben frierenden alten Frau hinter dem Ladentische. Es schien mir nun in meiner gereizten Stimmung, als gäbe es in der großen Stadt nichts anderes als

)lüpfrige Pflaster, tote Katzen, unter denen der Regen in die Finsternis
|nabrauschte, und kleinbürgerliche Seifenlädchen mit blutarmen Wesen
|rin, die sie bewachten.

Hier oben nun schien sich die Lähmung fortzusetzen: auf der einen
ingsseite des ovalen Saales die Pulte mit den Setzkästen und stumme
Tenschen davor, die nicht auffahen, auf der anderen hinter den Pressen
rauen, die mit müden Fingern zurechtrückten, was der Ablegerechen
nen geschäftig hinwarf. Die großen Bogen schlugen ihnen den Wind
die Augen, und ihre Haare flatterten bei jedem neuen Sinken des
uslegers auf. Sie mußten Schmerzen haben von der ewigen Zugluft,
r ihr Gesicht von morgens bis abends, durch Wochen, Monate, vielleicht
ahre ausgesetzt war, aber ihre Züge waren stumpf und geduldig. Nur
ne kleine, noch junge Frau hatte eine zerlittene Stirn und einen schmerz=
iften Mund. Ihre großen dunklen Augen waren nicht auf die mechanische
rbeit gerichtet, sondern brannten sich in das Gewirr der Stäbe und
Zalzen der Maschine, hinter der sie saß, brannten sich hindurch in eine
umlose Ferne.

Ich hatte die Empfindung, die beiden Arbeiterreihen wären mit auf=
zogenen Wachspuppen besetzt. Aber die Pressen zwischen ihnen lebten
ppelt und vollführten ein polterndes Getöse. Die Wagen liefen hin und
r, kreischten, röchelten und quietschten, als entgleisten sie fortwährend
i ihrem hastigen Daherfahren. Die eisernen Polterer waren die Gebieter
ber alle, die ich hier sah.

Traurig darüber und im ersten, langsamen Begreifen, was schwere
rbeit sei, schwer durch den einförmigen Zwang zur Fron, schritt ich
eiter, als mir so plötzlich ein Gnom zu Füßen stürzte, daß ich nervös
rücktaumelte und mich auf einen Ausguß der Wasserleitung setzte.

Der dort vor mir am Boden hockte, war Hey. Er war nicht gefallen,
ndern hatte sich in seiner behenden Art nur gebückt, um an seinem
raunen Halbschuh die breite Schleife auseinanderzuplustern. Und schon
and er wieder aufrecht. Aufrecht? Er war verwachsen und viel kleiner
ls die Pulte, die rechts und links von seinem Metteurtisch aufgeschlagen
aren.

„Seien Sie mir nicht böse, bitte," sagte er mit treuherzigem Ton und
gte seine klobigen Hände kreuzweis übereinander. „Ich habe Sie er=
hreckt." Dann ließ er sich noch einmal so ruckweis auf das linke Knie
ieder und steckte die stolze Schleife in den Schuh. Ohne mich zu be=
chten, spuckte er nun in die Hände, holte mit den Armen gewaltig weit
us, griff einen Hader aus einem vollen Wassereimer und reckte sich ge=
hwinde scheuernd über den blechbeschlagenen Tisch. Der war in wenigen
Sekunden gesäubert. Der Lappen blieb liegen, und Hey seufzte. Mit

großen leisen Schritten ging er auf das nächste Doppelpult zu, auf dessen Rist sein Emaillekännchen mit dem Mittagessen stand wie ein Schornstein. Er ergriff den danebenliegenden Löffel und klopfte ein paarmal dagegen. Dann hatte er beides, Kanne und Löffel, in Händen, schlug die grüne Gardine mit dem Kopfe zurück und verschwand hinter ihr. Die Hälfte seiner Bewegungen war überflüssig und putzig übertrieben, und der ganze kleine Mann schien nun in dem Kasten eines Puppenspielers verschwunden zum Schlafe mit drahtgezogenen Figuren seinesgleichen.

Doch gleich tauchte er wieder hervor und richtete mir ein ernstes Gesicht ganz still entgegen. Sein schwerer Kopf wuchs nicht aus der Mitte des Körpers auf, sondern schien nach rechts verrückt, und seine rechte kurze Schulter sah aus wie der Stumpf eines zweiten kleineren Kopfes. Doch verbarg der weitbauschige Setzerkittel in seinen grauen Falten, was darunter uneben sein mochte. Das bleiche Antlitz war leicht verzerrt, so als zögen sich darin Gummibänder auseinander und könnten nicht wieder zurückschnellen: eine krankhafte Härte versuchte Zartgefühl und Verlegenheit, sie zu offenbarer Schau festhaltend, zu bemeistern. Nachdem er mich eine Weile angesehen hatte, sagte er:

„Sie haben Ihren linken Arm nicht." Dabei nahm er meinen leeren Ärmel zwischen die Hände und klopfte ihn zärtlich.

„Ich war vierzehn Jahre alt, als er mir amputiert wurde. Immer hatte ich eine Neigung zu technischen Dingen, weil ich mir aus den Naturkräften Phantasieländer aufbaute und sie mit Maschinen und Apparaten an Stelle der Tiere und Menschen bevölkerte. Einmal konstruierte ich aus einer Blechdose eine Azetylenlampe. Die Flamme hatte schon einige Minuten auf meiner Konstruktion geschwebt, als es einen Knall gab und das ganze Ding an die Decke flog. Ich war am Arme leicht verletzt, sagte aber den Eltern nichts, weil sie meine meist unnützen und zeitraubenden Versuche nicht gern sahen. Die Wunde entzündete sich aber, und eine Blutvergiftung machte die Amputation notwendig. Ich bin seither wohl geblieben, wie ich damals war; — daß ich jetzt eine Kinderzeitschrift mache, mag ein Zeichen dafür sein, nicht wahr? Und so wollen wir den Verlust als ein Ehrenzeichen des Quacksalberberufes gelten lassen, was?"

Er nickte groß herunter, und dann arbeiteten wir schweigend. Währenddessen mühte sich in ihm das Bedürfnis heran, mit mir weiterzusprechen, und unversehens hob er mit einer Gebärde, als habe er Gericht zu halten, den Schwamm, mit dem er eine Spalte Satz angefeuchtet hatte, empor und deutete nach beiden Seiten. „Rechts die Bösen, links die Guten."

Er machte wiederum eine Pause, sah mich wieder treuherzig an und — arbeitete weiter, obgleich ich mit den Augen fragte. Mir etwas Per-

nliches mitzuteilen, gewann er noch nicht über sich, und so ordnete er
h in dem, was er mir erzählte, unter seinen Kameraden ein.

„Bitte, ich wollte nicht roh sein vorhin mit der Bemerkung vom Rechts
nd Links. Wir sind hier alle Krüppel, wir Männer. Sie wissen ja,
er einigermaßen gesund ist und nicht zu alt, der ist jetzt irgendwo außer
andes. Aber auch hier gibt es große Unterschiede in der Tauglichkeit.
echts von diesem Metteurtische stehen die Akkordarbeiter. Die haben
war ihre Fehler, Magenkrämpfe, Krampfadern und Plattfüße oder sonst
gend etwas, aber sie sind scharf im Geist und flink mit den Gedanken.
as macht auch die Hände geschickt. Sehen Sie hin, – sehen Sie?
einer hebt den Blick auf. Ihre Körper wiegen ganz leicht hin und her
sehen Sie? – wie die Uhrpendel, nicht wahr? Sie bringen es in
r Woche auf zweiundvierzig, fünfundvierzig, auch fünfzig Mark. Aber
haben, soviel mir bekannt ist, ein einförmiges Leben. Sie verwandeln
Stück um Stück ihr Dasein in Geld, dann schlafen sie sich aus, dann
eiter, Stück um Stück. Meistens sind sie nicht lange bei uns: sie
nden schnell bessere Stellen in großen Druckereien.

Die auf der linken Seite von unserem Stand aus, das sind die Armeren.
ch sage immer, die Seele kann durch die Löcher ihrer Kittel sehen oder
hat die Flicken wie Scheuklappen vor. Sie arbeiten auf Tagelohn und
aben immer das Gleiche, ob sie viel oder wenig schaffen. Sie sind lang=
m, oft schwerfällig, aber sauber. Oder sie sind hurtig und stellen dann
assenhaft Buchstaben auf den Kopf. Manche machen das Einfachste
rkehrt, weil sie es zuviel bedacht haben. Aber so mancher hat etwas
lebt zwischen Werkeltag und Werkeltag. Wenn nicht, dann haben sie
ußtritte bekommen von Fortuna. Schwein haben, sagt man ja: an denen
at sich das Schwein den dreckigen Rüssel abgewischt. Wir auf dieser Seite
ürden mit dem Zeitungsblatt nie fertig werden, das am Abend erscheinen
uß. Mit unserem eigenen Text kommen wir weiter als die rechts."

Er zeigte mir unter den Linksstehenden einen weißhaarigen Greis mit
eitem sonnigen Gesicht, dessen Augen froh und feucht waren, in einer
Weise, als zerdrücke er Freudentränen. „Der hat im Kriege bis jetzt drei
Söhne verloren, der vierte lebt vielleicht noch, – er hat lange nicht ge=
hrieben." Der Mann sah, daß von ihm gesprochen wurde, nickte lachend
rüber, holte eine halbleere Flasche Bier hinter seinem Pult hervor und
ank sie leer.

Hey war glücklich, daß ich verstand, wie er nur von sich selbst erzählte
nd mich in den Arbeitssaal mit seinen Kameraden gleichsam wie in sein
irn einließ.

„Wer ist der Große dort?" fragte ich und bedeutete, daß ich einen
elähmten an hohen Krücken meinte.

„Das ist ein unglücklicher Mensch," sagte Hey und sprach wieder nicht weiter. Ich störte ihn nicht und wartete. „Ich habe auch immer auf der linken Seite gestanden," war sein nächstes Wort. Dann sprang er auf den Großen zurück und sagte: „Er heißt Pelzer."

Und nun entwarf er ein absonderliches Schicksalsbild ungefähr diesen Inhalts:

Pelzer war ein österreichischer Redakteur. Ihn hatte ein Schlagfluß gelähmt, den Körper wie den Geist. Er hatte früher einmal zu seinem Vergnügen beim Revidieren in den Druckereien das Setzen gelernt. Die Setzer hatten sich an seiner Aufmerksamkeit für ihr Gewerbe gefreut und es ihm beigebracht. Als sein Unglück geschah, konnte er sich nur toter oder selbst bedürftiger Verwandten erinnern, Freunde besaß er nicht, seine Zeitung sorgte nicht für ihn. Sein Geschick ging ihm sehr zu Herzen, und als er sich einigermaßen zu erholen begann, las er, daß er hätte tiefsinnig werden müssen, wäre er es nicht schon gewesen, — las er nichts als Angebote von Stellen. Es war ihm, als spräche er zu zehntausend Türen hinein, aber keine wäre für ihn offen. Er versuchte wieder Artikel zu schreiben; es ging nicht. Angst durchsickerte seine Langeweile und schwemmte sie zu einer zähen Last auf, die er schleppen mußte. Was sollte er tun? Er begann auf großen Bogen zu notieren, welche Stellen in der Welt offen waren, dann fing seine Wehmut an weitere Arbeitsgelegenheiten zu erfinden. Er zog lange Linien von oben nach unten über das Papier, die er mit wagerechten durchkreuzte, und füllte die Rechtecke unter kindisch-wichtigem Gebärdenspiel aus seinen Erinnerungen an die Zeitungsinserate, als betriebe er mit mathematischer Phantasie den Entwurf einer neuen, menschenwimmelnden industriellen Welt. Am Abend gingen ihm doch die Augen über, er las, um sich zu beruhigen, was er geschrieben hatte. Unten auf seinen gewürfelten Blättern kehrte immer der Satz wieder: gewandter Setzer gesucht. Auf verworrenen Wegen hatte er damit gefunden, was er wünschte. Er nahm nun nochmals die gedruckten Zeitungen zur Hand und meldete sich wiederholt bei Druckereien seiner Stadt, wurde jedoch abgewiesen. In Berlin erhielt er endlich auf sein schriftliches Gesuch die jetzige Stelle. Er reiste zu und wurde üblen Blicks empfangen, aber eingestellt. Nun saß er auf einem Drehstuhle, eine hohe gekrümmte Gestalt. Die Brille war immer auf die Stirn geschoben, und wenn er einmal aufsah, schien er vier blinde Augen zu haben. Seine Haare schienen wurzellos auf den Scheitel gehäuft und immer vom Schweiß an die Schläfen geklebt. Manchmal nahm er die Krücken unter die Achseln, stand auf, und so, halb schwebend, setzte er weiter. Er trug dauernd einen Sportanzug. Die kecke Jacke saß schlotternd, die Hosen waren peinlich gebügelt und hatten Aufschläge. Um zu leiden, war sein

Geist zu beschwert von einer Bürde, die ihm das Gefühl eindrückte, sie sei zu leicht und er müsse irgendwie etwas dazulegen, und hierzu war der Rest seiner Erinnerung zu gering. Aber soviel wußte er, daß er gleichsam von einem hohen Hause heruntergesprungen war, aus einer Welt in eine Unterwelt. Dort mußte er bleiben. So arbeitete er denn, zwar ganz langsam, und der Kegel eines Buchstaben zitterte oft lange in seiner Hand, während er die Signatur suchte, aber er machte wenig Fehler.

Hey errötete plötzlich bei seinem Berichten und sagte:

„Sie fragen sich, woher ich das alles habe? Ihr Zuhören verführte mich, die Bruchstücke aus Pelzers Munde in meiner Auskunft zu verbinden, wie ich es im stillen für mich selbst getan habe. – Mit Worten zu reden ist ein anderes als ohne Wort zu reden. – Doch auch Sie, ein ganz klein wenig vielleicht – – bitte, seien Sie nicht böse. – – – Es kommt von der Einsamkeit."

„Sind Sie so einsam?"

„Immer bin ich mit vielen Menschen zusammengewesen und habe auch gern mit ihnen geredet. Aber das zieht den Einsamen nicht aus seiner Einsamkeit. Die kann er nicht verlassen. Er stimmt zu und tut, was er versprochen hat, und knüpft das nächste Mal an, wo er diesmal abbrach. Darunter aber führt er mit den anderen Menschen ein zweites Leben, das für ihn wahrhafte."

„Er fällt sie heimlich an?"

„Er fällt sie an, – – nein, das kann ich nicht sagen. Sie sind nicht wehrlos. Sie antworten, wenn er fragt, die Geister. Sie sind auch nicht Geister. Sie leben. Sie haben an unserem Blute die tägliche Nahrung. Die ich lieben muß, liebe ich reiner, betrachtender. Die ich hasse, – wenn sie sich verantworten, reiße ich sie freilich nur tiefer in meinen Haß."

Als hätte er ganz allgemeine Gedanken geäußert, die mit persönlichen Qualen nichts zu schaffen hatten, verließ er sie unvermittelt, knautschte einen großen Bogen zusammen, ließ ihn an der Glut eines der eisernen Öfen Feuer fangen und zündete die Gaslampen an. „Vormittag noch, und dieser Himmel. Es wird gleich wieder gießen."

„Dann will ich mich rasch in eine Bahn retten und laufen."

Aber schon auf der Treppe hörte ich, wie der Regen strömte. Die tote Katze lag noch auf ihrem harten Lager, in den Seifengeschäften brannte nun auch Licht.

3

Hey war von immer gleicher Freundlichkeit und Sachlichkeit. Die Schilderung seiner Kameraden war das erste Persönliche, das er mir bewußt darbot. Sonst hatte ich bei Gelegenheit darauf schließen

nicht verhindern, daß Wiens den Schalthebel an der Wand umlegte. Die Elektrizität summte in die Maschine, das Messer fiel nieder und zerlegte sämtliche Hefte mit einem Schnitt in der Diagonale.

„So, jetzt kannst du Geometrie daran studieren, du lumpiger Bengel, du," keuchte der Schwindler.

Hey schien wahnsinnig geworden: er rankte sich mit beiden Beinen um eins des Riesen, zerrte mit der äußersten Kraft der Wut an seinem linken Arm und biß ihm verzerrten Gesichtes in den rechten. „Das kostet deine Hand, du Hund! Mir ist alles egal," stieß er dabei hervor. Der Gebissene zuckte und wollte abwehren. Hey befahl wild: „Messer andrehen, Karl!" so roh, daß der Knabe ihm gehorchte, und hatte, während die blanke Guillotine niederwuchtete, die Hand seines Opfers mit blitzschnellem Ruck daruntergerissen. Jedoch sie blieb nur einen Augenblick liegen und rettete sich. Das Messer kaute in schwerer Wucht auf dem Tische einmal hin und her, als hätte es nicht die leere Luft, sondern ein Metallstück zerbissen, und stand dann still.

Ein Schrei gellte dabei durch den Arbeitsraum. Hinter ihrer Presse her war jene kleine Frau, die ich neulich beobachtet hatte, aufgeflogen, ihre Haare waren vom Winde des Ablegers zerzaust, sie stand mit erhobenen Händen einen Augenblick im Gange und stürzte dann zusammen.

Der Knabe eilte zu ihr und rief: „Mutter, Mutter!" Hey ließ Wiens aus seiner krampfhaften Umklammerung und lispelte: „Marta!" Noch einmal wiederholte er machtlos: „Deine Hand, das kostet, das kostet – –"

Der Riese Wiens legte sie dem Zwerge Hey auf den Kopf. Dann lachte er laut und gezwungen. Weiter wagte er nichts, weil sich das ganze Personal um ihn drängte.

All das war im Laufe weniger Sekunden vor sich gegangen.

Hey ging, Karl an der Hand, die Frau aufrichten und führte sie heran. Pelzer sagte: „Das ist ja Frau Stallmann, – das ist ja Karl."

Mir drängte sich die Gewißheit auf, in Hey und den beiden Stallmanns die Glieder einer geistigen Familie vor mir zu haben, aber auch eine Ahnung, daß jedes auf einem anderen Sterne siedeln und durch die Welt fahren mochte.

Ein enger Kreis hatte sich um sie geschlossen, den der bleiche, vollbärtige Pelzer auf seinen beiden Krücken umstelzte. Er sagte: „Er soll gehen, der Wie–der Wiens soll gehen. Ich sammle für ihn." Alle nahmen den sonderbaren Gedanken an und legten ein Geldstück in seine Hand, zuletzt auch Karl und Hey.

Der Große wartete es nicht mehr ab, wickelte seinen Kittel zusammen, zog den Rock an, setzte den Hut auf und ging.

Pelzer atmete schwer, redete sich zu: „Nicht aufregen, gar nicht auf-

regen, hübsch gesund bleiben," setzte sich auf eine Papierkiste, lehnte die Krücken daneben an die Wand und erbat von Karl die zerschnittenen Hefte, Seidenpapier und Leim. Er schnitt dünne Florstreifen, fügte Blatt um Blatt der Piratengeschichte und klebte bis Feierabend. Hey und Marta sahen ihm eine Weile stumm zu, dann ging jeder an seine Arbeit. Hey war verwirrt und mied meinen Blick, der ihn nach Erklärungen alles dessen fragte, was ich gesehen hatte.

Dann begann er selbst zu reden, während er die Hände unter einen Hahn der Wasserleitung hielt und, bevor er sie wusch, dem langsamen Fall der daran hängenden Tropfen zusah. „So ist es, einer – zwei – drei vier. Hat man es einmal verfehlt, sein Leben ins Sinnvolle zu öffnen, den leuchtenden chemischen Tropfen einzuträufeln, der das Trübe verklärt – und weiß es –, wie will man noch glücklich werden! – Ich höre immerfort Ihre Frage: was ist hier vorgegangen? Ich habe in jenem Menschen das Gespenst eines anderen fassen und besiegen wollen, der mein einziger Freund und mein einziger Feind im Leben gewesen ist und den ich nicht faßte und besiegte. Das Gespenst und sein Vorbild hatten äußerlich wenig gemeinsam außer der Körpergröße. Nur eine gewisse Starre im blauen Weiß des Auges, von der ich nun schon jahrelang befreit bin, sah mich wieder an, und das gleiche Anheben der Schultern ängstete mich, wie es mich nie geängstet hat."

Er konnte seine Erklärung nicht fortsetzen, und wir taten weiter, was unseres Geschäftes war. Zwischenein ging ich einmal zusehen, wie der Gelähmte klebte. Auf dem Rückwege kam ich an einem Bretterverschlage inmitten des Raumes vorüber. An seiner Wand waren Zeitungsbilder berühmter Frauen und Männer der Sozialdemokratie befestigt, ferner eine verstellbare Himmelskarte und ein pappener Blumenkorb, unter dem sich früher der Block eines Abreißkalenders befunden hatte. Daneben hing ein mit schöner Schwabacher Fraktur bedrucktes Blatt. Das holte Hey, der leise hinter mich getreten war, herunter und reichte es mir mit den Worten: „Das hatte ich einmal für eine Zeitschrift zu setzen; ich habe es mir extra noch einmal gesetzt und abgezogen." Schon gab er Fragern an den Pulten Weisungen, wie: „Ja, ausbinden – einhalb Cicero – zwölf Konkordanz" – und beachtete mich nicht mehr.

Ich las eine indische Geschichte:

Der Prinz Mahasattvavan kam einst mit seinen Brüdern Mahadeva und Mahapranada in einen abgelegenen Wald. Dort fanden sie eine Tigerin mit Jungen, die eine Woche alt sein mochten. Die kleinen Tiere waren fröhlich und gut genährt, aber die alte Tigerin sah schmerzlich traurig aus und schien, seit sie die Kleinen geboren, nichts genossen zu haben. Da fragten Mahadeva und Mahapranada, wer sich für die arme

hungrige Tigerin opfere. Mahasattvavan dachte bei sich, daß eine bessere Gelegenheit, seinen unreinen Körper zum Wohle anderer darzubieten, in seinem Leben nicht kommen werde. Er warf sich vor das Tier, dieses jedoch, das einen Heiligen in ihm erkannte, berührte ihn nicht. Mahasattvavan dachte, die Tigerin sei zu schwach, ihn zu töten, und so schnitt er seine Kehle mit einem Bambusstücke auf und stürzte vor sie hin. Nun nahm sie sein Fleisch und Blut an. Die Brüder waren überrascht und bewunderten seinen Geist, und ihr Vater errichtete über den Knochen Mahasattvavans einen Tempel mit der Inschrift: Der Staub von den Füßen eines guten Menschen ist mehr wert als ein Gebirge von Gold.

Als ich ausgelesen hatte, hängte ich, da Hey sich nach wie vor um mich nicht mehr kümmerte, die Tafel an ihren Platz. Die verstaubten Fenster verdunkelten sich, man sah schief über ihre Rauten die Schatten von Schneeflocken streichen. Das Gas wurde angezündet. Über den Schirmen traten die niedrigen Tonnengewölbe mehr hervor, deren Rippen aus eisernen Trägern bestanden, während die Höhlung geweißte Ziegelsteine wie ein Zellengewebe zeigte. Rußkreise legten ihre Mondfinsternisse über die Lichträder, Spinnengewebe fingen hier und da an, in der Hitze zu zittern. Das stille Wesen löschte das wiehernde Poltern der Wagen, die wie immer in den Pressen hin- und herliefen, fast aus.

Heys Körper schien sich unter dem Kittel, diesem grauen Priesterkleid einer schmutzigen Unterwelt, zu verwandeln und an Stelle der Muskelbündel Nervenhaufen einzutauschen, die, sollte das regierende Hirn sich einmal vergessen, erstarren würden, daß nichts sie mehr erwecken konnte, und die darum aus ahnender Furcht zuckten.

Plötzlich richtete er einen vollen Blick auf mich und ging mir voran. Ein unsichtbares unfaßliches Gewölk von Schmerz schwebte mit ihm. Deutlicher als je fühlte ich: die Schwungräder zischten als wahnsinnig rollende schwarze Unterweltsonnen, warfen Sicheln, spien schwärzliche, konzentrische Blitze, die in ihren leeren Scheiben den Lauf mittobten. Man war versucht, hineinzufassen.

Hey führte mich an der Maschine vorbei, hinter deren Rechen Marta Stallmann saß. Sie ließ die Augen einmal aufflackern, ganz kurz, und senkte sie dann wieder in den tiefenlosen Raum auf und unter ihrer Arbeit. Ich erstaunte, als Hey sie anredete:

„M'aimes-tu, ma chérie?“

„Non, pas du tout,“ entgegnete sie ganz mechanisch wie aus einer anderen Welt.

„Je le sais,“ sagte er in gleichem Tone.

Er ging unverweilt zurück. Das Zwiegespräch hatte geklungen wie etwas Oftgesagtes, Abgegriffenes, das sich aus keinem Nachhall der Seelen,

sondern bloß der Ohren erhob. Die beiden waren sich gegenübergewesen wie große Papageien, denen das Gefieder ausgefallen ist. Sie trugen Menschengestalt gleich einem Kleide.

„Das ist so ein altes Spiel, eine Erinnerung," wandte sich Hey nach einer der Pausen, die er häufig machte, an mich oder vielleicht nicht einmal an mich. „Natürlich, wir sind glücklich erzogene Menschen, und am Ende ist das auch eins von den Unglücken in unserem Unglück. Am Ende? – Am Ende sind wir gar nicht unglücklich. Wir bilden es uns schon lange nicht ein."

Nun durfte ich sein Bedürfnis zu reden wohl ermuntern. „Lieber Herr Hey," sagte ich, „wir sind einander nicht fremd. Wollen Sie mir nicht einmal von dem Gespenst, das jetzt verschwunden ist, etwas erzählen?"

„Bitte, seien Sie nicht böse," erwiderte er wie oft, „es war nicht recht von mir vorhin. – Morgen werden wir spät Feierabend machen, vielleicht erst um zehn. Zwanzigtausend Bogen sollen durch die Pressen laufen."

4

Am nächsten Morgen war ich zeitig in der Druckerei, obgleich ich dort wenig zu besorgen hatte. Hey schien den vorigen Tag vergessen zu haben, wie er in dem großen lärmenden Uhrwerk steckte, das seine gewohnten Alltagsstunden vollbrachte. Er sah übernächtig aus, arbeitete aber doppelt geschäftig, fast hastig an seinem Metteurtisch und tat, als wäre ich ihm nicht willkommen. Auch als die Mittagspause erreicht war und alle Maschinen mit einmal still wurden, ruhte er sich nicht aus, und erst, als die Stunde der beginnenden Nachmittagsarbeit nahe war, wusch er den Tisch sauber, trocknete die Hände und sagte lächelnd:

„Ich habe nicht vergessen." Er rückte mir einen Klappstuhl zurecht. Bis zum Abend hatte er nun Muße und brauchte nur das Maschinenpersonal zu beaufsichtigen. Er wußte nicht recht, wie beginnen, und sprach zunächst stockend und leise, um niemand zu stören. Alle Arbeiter hatten ihre mitgebrachte Mahlzeit ausgelöffelt und schliefen. Es war ein ergreifender Anblick. Sie saßen klein und demütig hinter den Setzkasten, hielten den Kopf geneigt und die Augen wie im Zwang zugekniffen, oder sie hatten die Arme auf die Pulte hinaufgekrümmt und die Oberkörper darangelegt wie Betende. Die Mühsal war nicht aus ihnen gewichen, die Zeit war dafür zu kurz, – dennoch löste der zum Frondienst befohlene Schlaf hie und da ein Glied, einen Bruchteil der Menschenleiber. Er war sehr leise, und da er nicht ganz in die Seelen eindurfte, glich er dem zerstörenden Bruder und ließ sich auf die Dinge im Umkreise der Schläfer nieder. Das zerknitterte Papier neben ihnen, in dem Brot

gewesen war, war von ihm besessen, die leergetrunkenen Milchflaschen und Kaffeekannen, die kaum gestützt auf der Schrägung der Kasten lagen, aufrecht oder horizontal, schienen wie auf einer Flucht ereilt und gebannt. Nur Marta, die lautlos hinausgeschlichen war und wiederkam, lange bevor es Zeit wurde, schlief nicht. Sie hatte sich auf ihren Platz gesetzt und sah auf ihre Hände. Und ihretwegen wohl am meisten redete Hey fast furchtsam leise, denn sie war von Anbeginn in seiner Geschichte.

Gern ließe ich seine Worte ganz unverändert. Doch fügte ihnen der Klang seiner Stimme vieles hinzu, was die Worte erhellte oder verschleierte; seine Füße erzählten mit, wenn er in einer Pause zwischen den Kasten auf- und abging, und sein Atem trug oft den verschwiegenen Rest aus der Tiefe herauf und wehte den Sinn in das nackte Licht des Tages, den uns der gütige Herr des Lebens nicht haschen läßt, damit uns Lust und Drang der Bewegung nicht gehemmt werde. Dies muß ich hinzutun. Die Scham des Sprechers und die Neugier des Hörers entdeckten und entschlüpften einander, und sie führten die Erzählung manchmal auf abgekürzten Wegen, die nur ein einzigesmal aufgefunden werden können.

Und der Aufenthalt in dem gewitternden Fabrikhause ließ mich zuweilen vergessen, daß ein Mensch redete: das Eisen selbst schien zu lallen, zu schnalzen, zu flennen, zu lachen, zu knurren. Mörtel und Mauern gaben ein Echo, Dunst und Staub der Straßen und der Rauch der Häuser bildeten etwas wie ein spukhaftes Raubtier über dem Phantom der Stadt, – die Fabriken und Kontore der Hinterhäuser tönten mit ihren Geräten und Maschinen ihre Arbeit wie eine grausame Ballade heraus.

Schreibend möchte ich von alledem wieder etwas vernehmen.

(Fortsetzung folgt)

Die Retter

Tragisches Spiel von Reinhard Goering

(Ein Raum mit zwei Betten, auf denen zwei alte Männer im Sterben liegen. Es ist eine Weile ganz still.

Der erste alte Mann: Hörst du, Bruder?
Der zweite alte Mann: Den Tod.
Der erste: Noch etwas sonst.
Der zweite: Nichts mehr.
Der erste: Lärmen.

(Für die Zuhörer ist indessen nichts hörbar.)

Der erste: Kälte und Finsternis.
Der zweite: Fürchte ich nicht.
Der erste: Willkommener Tod.
Der zweite: Auch mir.

(Pause.)

Der erste: Getan ist alles.
Der zweite: Gut war es alles.
Der erste: Wie wir es hielten, war es recht.
Der zweite: Nichts blieb uns dunkel.
Der erste: Alles ward gewußt.
Der zweite: Warum sprechen wir wieder?

(Lange Pause.)

Der erste: Hörst du es jetzt?
Der zweite: Das letzte Singen.
Der erste: Als ob etwas herankommt.

(Der zweite antwortet nicht.)

Der erste: Du bist schon fort?

(Der zweite antwortet nicht.)

Der erste: Täuschung ist ja nicht mehr. / Ich höre deutlich.

(Für den Zuschauer ist hier immer noch nichts hörbar. Der zweite antwortet nicht.)

Der erste: Bruder!!
Der zweite: Rufst du?
Der erste: Lärm, hörst du nicht? / Schreien. Sie kommen her.
Der zweite: Man stirbt so langsam!

(Mit einemmal hat sich ein großes Tosen erhoben und ist der Raum durch ein Fenster von Feuerschein erhellt worden. Die beiden in den Betten haben sich jäh aufgerichtet.)

Der zweite: Fluch ihnen! Fluch! Fluch! Fluch!

Der erste: Was ist geschehen?
Der zweite: Das sind sie!
Der erste: Wir leben wieder.
Der zweite: Die Flamme wärmt.
(Pause.)
Der erste: Weh, wehe, weh!
Der zweite: Wir sitzen ja im Bette auf.
Der erste: Wir sind ja wieder jung.
Der zweite: Weh, wehe, weh!
(In den Greisen ist in der Tat neues Leben erwacht. Pause.)
Der zweite: Weh, ihre Sünde gibt uns Kraft.
Der erste: Die Flamme wärmt.
Der zweite: Die Sünde ist warm.
Der erste: Ihr Bössein / Zwingt uns neu zu leben!
Der zweite: Weißt du noch?
Der erste: Was?
Der zweite: Gestern –
Der erste: Was du?
Der zweite: Als wir es sahen.
Der erste: Was denn sahen wir?
Der zweite: Einer hob seine Hand.
Der erste: Was weiter?
Der zweite: Den andern sahst du auch, / Das Opfer.
Der erste: Ha! warum das / Warum das fürchterliche Bild / Noch einmal?
Der zweite: Wie er da stürzte.
Der erste: Rot, ganz rot, ganz rot!
Der zweite: So traf der Schlag.
Der erste: So war die Hand gehoben.
Der zweite: Nichts hielt ihn auf.
Der erste: Und beide Menschen!
Der zweite: Lebendig, weich aus Fleisch. / Ein jeder wußte, wie es tut / Und was er zufügt.
Der erste: Für immer aus der Welt.
Der zweite: Als wir das sahen, / Dachten wir mit Freude, / Daß wir nun sterben sollten, / Von selbst auslöschen / Wie ein Licht.
(Pause.)
Der erste: Die Wärme, spürst du sie, die Wärme?
Der zweite: Die Schändlichen.
Der erste: Wie das belebt.
Der zweite: Mir klopft das Herz / Vor Zorn.

Der erste: Hörst du, hörst du?

(Erst jetzt hört man anhaltend ein fernes Lärmen.)

Der zweite: Noch einmal aufstehn –

Der erste: Hörst du? Hörst du?

Der zweite: Und ihnen zeigen –

Der erste: Wehe, o wehe, wehe!

Der zweite: Das Schreien plötzlich?

Der erste: Was willst du tun? / Was willst du?

Der zweite: Was sagte ich denn?

Der erste: Aufstehn –

Der zweite: Das machen die mich tun, / Da draußen die!

Der erste: Zeigen –

Der zweite: Was wir ein Lebenlang / bezeugten.

Der erste: Jetzt noch.

Der zweite: Ja, gerade jetzt.

Der erste: Laß mich doch sinnen.

(Pause.)

Der zweite: Auf, auf. / Das Gute siegt durch uns.

(Er erhebt sich halb.)

Der zweite: Auf, auf. / Das Gute muß getan sein!

r tut die Beine von dem Bett, auf dem er wie der andere angekleidet gelegen hat.)

Der zweite: Auf, auf. / Erkennst du nicht den Sinn?

(Pause.)

Der erste: Die Luft ist angenehm.

Der zweite: Das Haus ist gut.

Der erste: Wehe den Bösen, wehe, wehe!

Der zweite: Auf, Bruder, auf!

Sie haben sich beide von den Betten erhoben und stehen einen Augenblick ungewiß da.)

Der erste: Du sterbend –

Der zweite: Was du sterbend –?

Der erste: Ich will nichts sagen.

Der zweite: Ich möchte einen Sprung tun.

Der erste: Ich denke an einen Sprung.

Der zweite: Nein, den nicht jetzt!

Der erste: Als du ein junger Mann warst –

Der zweite: Den nicht. / Den nenne jetzt nicht, nein!

Der erste: Und plötzlich Blumen trugst –

Der zweite: Da brennt es doch! / Da brennt es ja! / Wir löschen, lfen! / Tun, was wir können! / Komm!

Der erste: Jemand kommt herauf!

(Ein Mann ohne Arme tritt auf.)

Der Mann ohne Arme: Ihr lebt! Großer Gott!

Der erste: Siehst du?

Der Mann ohne Arme: Ihr seid wieder lebendig geworden, / Großer Gott?

Der zweite: Wieder lebendig!

Der Mann ohne Arme: Dann könnt ihr gehn? / Dann könnt ihr laufen? / Kommt schnell und flieht.

(Die beiden Greise sagen nichts.)

Kommt mit fort, / Ehe es zu spät ist.

(Die beiden Greise sagen nichts.)

Ihr seht doch / Und hört doch / Und könnt laufen.

(Die beiden Greise stehen ohne eine Bewegung.)

Meint ihr, / Daß man euch schont? / Daß man jetzt noch / Einen schone, / Wer es auch sei? / Wollt ihr euch zwingen lassen, / Mitzuschlachten, / Draußen oder hier im Haus? / Überall, überall? / Wißt ihr nicht, / Was in den Häuser geschieht, / Daß keiner leben bleiben darf, / Keiner, / Wer es auch sei? / Kommt mit, / Ehe es zu spät ist.

(Pause.)

Da stehn sie. / Wollt ihr nicht? / Wenn ihr nicht tun werdet, / Was sie euch heißen, / Verbrennen sie euch / Bei lebendigem Leibe / Es ist ein Haß, / Eine Wut, / Eine Verzweiflung, / Man möchte meinen, / Von tausend und tausend Jahren. / Wollt ihr nicht? / Dann lebt wohl. / Ich habe keine Arme, / Das hat mir mein Leben vergällt. / Jetzt rettet es mich.

(Der Mann ohne Arme geht ab.)

Der erste: Hast du was verstanden?

Der zweite: Ich denke.

Der erste: Was denn?

Der zweite: Nun erst recht / Müssen wir handeln.

Der erste: Fluch euch, Fluch euch!

Der zweite: Wenn es wahr ist, / Was er sagt.

Der erste: Warum sollte er lügen?

Der zweite: Man möchte wünschen, / Sie hätten allzusammen / Einen Hals, / Alle du, alle die solches tun. / Einen einzigen, / Daß man sie mit einem / Griff / Erwürgen könnte, / Dann wäre die Welt wieder gut.

Der erste: Wir müssen sanft sein.

Der zweite: Sanft? Was hilft das?

Der erste: Danach gar nicht fragen.

Der zweite: Es geht um das Gute.

(Der erste Greis entfernt sich gegen die Wand und von dort aus ringt er verzweifelt die Arme.)

Der erste: Wir, wir sollen es tun?
Der zweite: Wer denn / Wenn nicht wir?
Der erste: Wir wissen ja nichts.
Der zweite: So! So! Wir wissen nichts?
Der erste: Nichts Festes.
Der zweite: Nichts Festes? Nichts Festes? / Hier nichts?
Der erste: Es könnte ja sein –
Der zweite: Daß wir uns retten müßten.
Der erste: Nein das nicht.
Der zweite: Was dann noch?
Der erste: Ich mache meine Augen / Soweit auf als ich kann / Und h sehe doch nur / Daß ich blind bin.
Der zweite: Jetzt meinst du, / Daß du noch die Wahl hättest, / Aber u wirst sehen / Du hast sie nicht. / Höre, höre / Da kommen sie schon.
Der erste: O Bruder!
Der zweite: Schnell, was willst du?
Der erste: Du, noch einmal / Auf diesen Betten liegen / Und schnell erben / Und sich helfen / Wenn es nicht von selbst geht.
Der zweite: Helfen! helfen! / Denen die da kommen.
Zwei Männer mit Waffen, ohne weitere Kriegsabzeichen treten auf.)
Der erste: Kommt mit.
Der zweite Greis: Ja, sofort.
Der erste Mann: Warum folgt ihr nicht?
Der erste Greis: Wohin sollen wir denn mitkommen?
Der zweite Mann: Wohnt noch jemand hier?
Der erste Greis: Nein, nur wir beide.
Der erste Mann: Dies Haus / Liegt ganz für sich allein / Von allen ndern.
Der zweite Greis: Ja, so ist es.
Der erste Mann: Kommt also.
Der erste Greis: Was sollen wir denn tun?
Der erste Mann: Das erfahrt ihr draußen.
Der zweite Greis: Komm mit Bruder, / Wir folgen ihnen / Ohne Angst.
Sie gehen alle ab. Gleich darauf kehrt der erste Greis mit den beiden Männern zurück.)
Der erste Greis: Gewalt! Gewalt!
Der erste Mann: Ruhe Alter!
Der zweite Mann: Keiner stiehlt dir was.
Der erste Greis: Gewalt, Gewalt!
Der erste Mann: Von Gewalt ist keine Rede.

Der erste: Jemand kommt herauf!

(Ein Mann ohne Arme tritt auf.)

Der Mann ohne Arme: Ihr lebt! Großer Gott!

Der erste: Siehst du?

Der Mann ohne Arme: Ihr seid wieder lebendig geworden, / Großer Gott?

Der zweite: Wieder lebendig!

Der Mann ohne Arme: Dann könnt ihr gehn? / Dann könnt ihr laufen? / Kommt schnell und flieht.

(Die beiden Greise sagen nichts.)

Kommt mit fort, / Ehe es zu spät ist.

(Die beiden Greise sagen nichts.)

Ihr seht doch / Und hört doch / Und könnt laufen.

(Die beiden Greise stehen ohne eine Bewegung.)

Meint ihr, / Daß man euch schont? / Daß man jetzt noch / Einen schone, / Wer es auch sei? / Wollt ihr euch zwingen lassen, / Mitzuschlachten, / Draußen oder hier im Haus? / Überall, überall? / Wißt ihr nicht, / Was in den Häuser geschieht, / Daß keiner leben bleiben darf, / Keiner, / Wer es auch sei? / Kommt mit, / Ehe es zu spät ist.

(Pause.)

Da stehn sie. / Wollt ihr nicht? / Wenn ihr nicht tun werdet, / Was sie euch heißen, / Verbrennen sie euch / Bei lebendigem Leibe / Es ist ein Haß, / Eine Wut, / Eine Verzweiflung, / Man möchte meinen, / Von tausend und tausend Jahren. / Wollt ihr nicht? / Dann lebt wohl. / Ich habe keine Arme, / Das hat mir mein Leben vergällt. / Jetzt rettet es mich.

(Der Mann ohne Arme geht ab.)

Der erste: Hast du was verstanden?

Der zweite: Ich denke.

Der erste: Was denn?

Der zweite: Nun erst recht / Müssen wir handeln.

Der erste: Fluch euch, Fluch euch!

Der zweite: Wenn es wahr ist, / Was er sagt.

Der erste: Warum sollte er lügen?

Der zweite: Man möchte wünschen, / Sie hätten alljusammen / Einen Hals, / Alle du, alle die solches tun. / Einen einzigen, / Daß man sie mit einem / Griff / Erwürgen könnte, / Dann wäre die Welt wieder gut.

Der erste: Wir müssen sanft sein.

Der zweite: Sanft? Was hilft das?

Der erste: Danach gar nicht fragen.

Der zweite: Es geht um das Gute.

(Der erste Greis entfernt sich gegen die Wand und von dort aus ringt er verzweifelt die Arme.)

Der erste: Wir, wir sollen es tun?
Der zweite: Wer denn / Wenn nicht wir?
Der erste: Wir wissen ja nichts.
Der zweite: So! So! Wir wissen nichts?
Der erste: Nichts Festes.
Der zweite: Nichts Festes? Nichts Festes? / Hier nichts?
Der erste: Es könnte ja sein –
Der zweite: Daß wir uns retten müßten.
Der erste: Nein das nicht.
Der zweite: Was dann noch?
Der erste: Ich mache meine Augen / Soweit auf als ich kann / Und ich sehe doch nur / Daß ich blind bin.
Der zweite: Jetzt meinst du, / Daß du noch die Wahl hättest, / Aber du wirst sehen / Du hast sie nicht. / Höre, höre / Da kommen sie schon.
Der erste: O Bruder!
Der zweite: Schnell, was willst du?
Der erste: Du, noch einmal / Auf diesen Betten liegen / Und schnell sterben / Und sich helfen / Wenn es nicht von selbst geht.
Der zweite: Helfen! helfen! / Denen die da kommen.
(Zwei Männer mit Waffen, ohne weitere Kriegsabzeichen treten auf.)
Der erste: Kommt mit.
Der zweite Greis: Ja, sofort.
Der erste Mann: Warum folgt ihr nicht?
Der erste Greis: Wohin sollen wir denn mitkommen?
Der zweite Mann: Wohnt noch jemand hier?
Der erste Greis: Nein, nur wir beide.
Der erste Mann: Dies Haus / Liegt ganz für sich allein / Von allen andern.
Der zweite Greis: Ja, so ist es.
Der erste Mann: Kommt also.
Der erste Greis: Was sollen wir denn tun?
Der erste Mann: Das erfahrt ihr draußen.
Der zweite Greis: Komm mit Bruder, / Wir folgen ihnen / Ohne Angst.
(Sie gehen alle ab. Gleich darauf kehrt der erste Greis mit den beiden Männern zurück.)
Der erste Greis: Gewalt! Gewalt!
Der erste Mann: Ruhe Alter!
Der zweite Mann: Keiner stiehlt dir was.
Der erste Greis: Gewalt, Gewalt!
Der erste Mann: Von Gewalt ist keine Rede.

Der erste Greis: Was geschieht mit meinem Bruder?

Der erste Mann: Hör mal.

Der erste Greis: Ja, was?

Der erste Mann: Dich.

Der erste Greis: Ha furchtbar, / Ha, ha, ha.

Der erste Mann: So quakt der Frosch.

Der zweite Mann: So schnappt der Fisch / Am Land.

Der erste Greis: Ja.

Der zweite Mann: So faucht die Ente.

Der erste Greis: Ja.

Der zweite Mann: Die Raben hacken / Emsig ihr die Augen aus.

Der erste Mann: So ist es.

Der erste Greis: Aber ihr Menschen / Ihr Menschen.

Der zweite Mann: Wissen das.

Der erste Mann: Und schnappen nicht.

Der erste Greis: Ich aber / Was wollt ihr von mir.

Der erste Mann: Du hast es ja gehört.

Der erste Greis: Es ist fürchterlich.

Der zweite Mann: Aber nicht zu ändern.

Der erste Greis: Für euch! für euch! / Das ist es ja: für euch selbst.

Der erste Mann: Du hörst mich jetzt Greis: / Wenn du nicht tust – / Hörst du –?

Der zweite Mann: Da ist er stumm / Geworden.

Der erste Mann: Wenn du's nicht tust – / Hörst du?

Der zweite Mann: Wie er da steht.

Der erste Mann: Er hat alles gehört. / Er weiß.

Der zweite Mann: Arme Gesellen / Arme Gesellen.

Der erste Mann: Wirst du fortgehen?

(Der erste Greis nickt.)

Der erste Mann: Dann können wir / Dich ja gleich erschießen.

(Der erste Greis nickt.)

Der zweite Mann: Komm fort / Komm fort / Komm doch. / Er weiß ja Bescheid.

(Die beiden Männer gehen ab. Der erste Greis steht und wächst dann, während er spricht, zu übergewöhnlicher Höhe.)

Der erste Greis: Wüßtet ihr! / Wüßtet ihr! / Vater im Himmel / Hilf ihnen / Sie wissen nicht / Was sie tun!

(Man hört Lärm.)

Wenn die Welt / In euren Händen wäre / Wenn keine andere Hand / Auch noch das Ende hielte –

(Er hält inne und fährt nach einer Pause fort.)

Entsetzlich, entsetzlich / Durch Drohen / Glauben sie zu bestehn.

(Pause.)

Bruder, wo bist du, Bruder / Was geschieht dir? / Warum wehrtest du dich nicht? / Was geschah mit dir? / Was wandelte dich so plötzlich? / Hat dich Hoffnungslosigkeit / Ergriffen? / War es das?

(Man hört wieder Lärm.)

Hört sie! hört sie!

(Pause.)

auch das / Habe ich schon einmal erlebt / Dieses / Daß nichts hilft / Als der Tod. / Warum starb ich nicht damals?

(In diesem Augenblick ist der zweite Greis in der Tür erschienen. Er ist verwandelt, blutig und wie ein Geist eher als wie ein Mensch anzuschauen.)

Der zweite Greis: Eine Stätte! / Eine Stätte.

Der erste Greis: Mein Bruder! / Mein Bruder!

(Der zweite Greis weist auf sein Bett.)

Der zweite Greis: Da! Dort! Ja da!

Der erste Greis: Nicht hier / Bruder, tritt nicht herein!

Der zweite Greis: Hier! ja hier / Und nirgend / Anders mehr!

Der erste Greis: Dies Haus hier ist verflucht!

Der zweite Greis: Mein Totenbett!

Der erste Greis: Hier droht dir alles / Weh, wie siehst du aus!

Der zweite Greis: Komm mir nicht nah!

Der erste Greis: Hier wirst du mit mir sterben!

Der zweite Greis: Entferne dich von mir! / Geh dorthin an die Mauer.

Der erste Greis: Was ist mit dir geschehen?

Der zweite Greis: Geh dorthin / Hörst du nicht?

(Der erste Greis tut wie gewünscht wird.)

Der zweite Greis: Dort bleib / Komm mir nie näher!

(Der zweite Greis legt sich auf sein Bett und bleibt mit weit geöffneten Augen gerade vor sich hinblickend liegen ohne zu sprechen.)

Der erste Greis: Du willst nicht sprechen?

(Der zweite Greis macht keine Bewegung.)

Der erste Greis: Du willst hier bleiben?

(wie oben)

Der erste Greis: Du weißt / Was hier geschehen wird?

(wie oben)

Der erste Greis: Wie? niemehr?

(wie oben)

Der erste Greis: Du willst immer / Nur so vor dich hinsehen?

(wie oben)

Der erste Greis: Bis jetzt / Wußte ich alles. / Jetzt bin ich nichts mehr? / Wer tat das! / Wer hat das getan? / Habe ich nicht gesehn? / Hast du gelächelt? / Ich will alles hingeben. / Ich will sterben, / Ich will – / Ich will böse werden / Wenn du wieder sprichst. /

(wie oben)

Kein Erbarmen? / Keine Hilfe? / Ich begreife nichts mehr. / Es war doch! / Es war doch! / Was ist geschehn?

(In diesem Augenblick läßt sich von der Tür her eines Menschen Stimme vernehmen.)

Die Stimme: Zu Hilfe! zu Hilfe!

Der erste Greis: Da rief jemand.

Die Stimme: Zu Hilfe! zu Hilfe!

Der erste Greis: Ich komme! / Ich komme!

(Der erste Greis geht ab und kehrt mit einem schwer verletzten Manne zurück, den er stützt.)

Der Mann: O Gott, o Gott.

Der erste Greis: Willst du nicht mit hinein?

Der Mann: O ich war schwach / Und schrie!

Der erste Greis: Und dir zu helfen / Kam ich gleich zu dir.

Der Mann: Ich weiß wie du mir hilfst.

Der erste Greis: Ich bringe dich ins Bett / Und pflege dich.

Der Mann: Tu es, tu es. / Ich will nicht länger zittern / Einmal muß jeder sterben. / Bring mich um!

Der erste Greis: Ha, deshalb willst du / Nicht ins Haus.

Der Mann: Bring mich nicht um / O warum schrie ich doch / O gegen meinen Willen schrie es plötzlich.

Der erste Greis: Dort in die Kammer / Leg ich dich aufs Bett.

Der Mann: Nein, laß mich los / Laß mich hinaus.

Der erste Greis: Wenn ich dich lasse, / Fällst du hin.

Der Mann: Dort in der Kammer / Würgst du mich ja nur.

Der erste Greis: Wehe, o wehe / Das blieb von euch übrig!

(Die beiden stehen eine Weile. Plötzlich wirft sich der Verletzte in die Arme des Greisen.)

Der Mann: Schütze mich! schütze mich.

Der erste Greis: Solang ich lebe, / Tut dir keiner unrecht.

Der Mann: Laß ihn nicht ein, / Wenn er herein will.

Der erste Greis: Keiner wird dir was tun, / Solang ich lebe, / Hier schwöre ich es dir!

Der Mann: Er kommt gekrochen / Ach, ich sah's, ich sah's / An seinem Blick sah ich's / Er läßt nicht ab, / Bis er mich würgt / Und mit ihm sterben macht.

Der erste Greis: Sprich nichts mehr . Komm.

Der Mann: An einer Tür war ich / Daraus floß Blut / Das floß so leise, leise / wie der Tod. / Laß mich, laß mich! / Ich will nicht sterben!

Der erste Greis: Sieh, mit wie sanfter Gewalt / Ich dich hinführe.

Der Mann: Erbarmen, o Erbarmen / Ich weiß alles.

Der erste Greis: Du bist bei Guten / Merkst du es noch nicht.

(Pause.)

Der Mann: Der da!

Der erste Greis: Das ist mein Bruder / Komm nun willig.

Der Mann: Was blickt er so? / Was heißt das?

Der erste Greis: Mißtraust du ewig?

Der Mann: Ihm will ich's sagen / Er erbarmt sich! / Gezwungen hat man uns / Ich schwör's, gezwungen / Wir waren blind / Und glaubten ihnen alles. / Hört er mich nicht? / Ich bin unschuldig, hör, / Verführt, betrogen. / Hier ist noch alles / Wie es war von Anfang, / Ich darf nicht sterben! / Keiner darf mich töten!

Der erste Greis: O ärmste / Ärmste Welt!

Der Mann: Weh was ich tat!

Der erste Greis: Hä, was ergreift dich, Mann?

Der Mann: O unermeßlich schädlich. / Ich, ja ich. / Ich selbst!

Der erste Greis: Erkennst du das?

Der Mann: Wehe o Wehe / Wer hilft mir / Mir Armen?

Der erste Greis: Sprichst du im Ernst so / Mann?

Der Mann: Ich selbst, ich selbst / Ich selbst hab es verschuldet.

Der erste Greis: O Bruder, Bruder / Hörst du ihn?

Der Mann: Ich traue dir.

Der erste Greis: O Tag der Freude, / Bruder, hörst du nicht?

Der Mann: Leg mich aufs Bett.

Der erste Greis: Ich weiß / Jetzt wirst du leben.

Der Mann: Die Tür mach zu / Laß keinen rein / Wenn einer schreit / Hör nicht auf ihn / Verbirg mich Alten. / Er sah mich / Er wird kommen / Wenn er kann.

Der erste Greis: Solang ich lebe / Lebst auch du / Komm, du bist schwächer / Als du denkst.

(Die beiden gehen ab nach rechts. Der zweite Greis im Bett hebt den Kopf. Darauf richtet er sich lauschend halb auf. Dann legt er sich wieder ins Bett zurück. An der Tür wird ein Geräusch vernehmbar. Kurze Zeit darauf kehrt der erste Greis auf die Bühne zurück.)

Der erste Greis: Gelauscht habe ich hinten / Und aus dem Fenster gesehen / Das Unwetter ist vorbei. / Es ist still. / Wie herrlich, Bruder /

Wie herrlich / Wir sind gerettet. / Jetzt werde ihn, den Mann da hinten, / Wie es gut ist, pflegen. / Ruhigere Zeit wird kommen. / Alles wird gut sein. / Was jetzt noch rast / Wird zur Ruhe kommen. / Es wird alles wieder schön sein. / Wach auf, Bruder, wach auf. / Da eben noch / Als ich Leben wieder / In mir spürte / Da erschrak ich auch. / Es ist ja ein Netz / Es ist ja eine Falle / Das Leben, dunkel / Und furchtbar, furchtbar / Wenn man des Guten / Nicht sicher ist. / Aber jetzt ist es ja / So gut gegangen. / Einen Mörder / Einen Mörder wollten sie / Aus mir machen / Und auch aus dir.

(Der zweite Greis bewegt sich im Bett.)

Der erste Greis: Da in der Kammer / Schläft er jetzt / Der, den ich gerettet. / Er ist gut, / Er ist im Tiefsten / Ein guter Mensch. / Die wenigen Worte, die er sprach / Und wie er hier / Von Verzweiflung über sich / Erfaßt wurde, / Beweisen es mir. / Hast du gesehen / Wie er es plötzlich gewußt hat. / Plötzlich! / Ja, plötzlich, wie das Wissen kommt / Den Guten / Geht es am Ende / Doch immer gut aus / Wie ich mich freue / Daß ich lebe.

(Der zweite Greis bewegt sich wieder.)

Der erste Greis: Habe ich nicht recht?

(Der erste Greis will sich dem zweiten nähern, dessen vollkommen passive Haltung hält ihn aber zurück.)

Der erste Greis (nach einigem Verweilen sich abkehrend): Ich fühle ein solches / Alleinsein / Daß es mich berauscht.

(Der zweite Greis bewegt sich wieder im Bett.)

Der erste Greis: Es ist alles still. / Dies nennt man: / Sein Schicksal annehmen, / Wie es auch sei / Mit gutem Herzen, / Wird alles gut. / Ein Beispiel ist gegeben, / Mein Bruder, / Das wirkt durch die Welt. / Und wenn keiner es erführe / Es genügt, daß es gegeben ist / Und die Welt / Ist gerettet. / Sprich, Bruder, / Was siehst du? / Was geschieht in deinen Augen? / Jetzt gehe ich / Nach meinem Manne / Da drinnen sehen.

(Der erste Greis geht ab.)

(Das Zimmer bleibt einen Augenblick leer, dann öffnet sich die Tür links und ein ebenfalls blutiger Mensch kriecht herein.)

Der Mensch: Wo ist er?

(Er schaut sich um.)

Der Mensch: Ist er da? / Wo ist er? / Ist er schon tot?

(Der Mann sieht sich um.)

Der Mensch: Ich bitte euch / Tötet ihn nicht / Er gehört mir.

(Der Mann richtet sich halb auf.)

Der Mensch: Auge um Auge / Zahn um Zahn.

(Der Mann sieht den zweiten Greis auf dem Bett liegen.)

Der Mensch: Da liegt er.

(Der Mann läßt sich wieder zum Boden nieder.)

Der Mensch: Du mußt sterben / Du mußt mit mir / Zusammen sterben. / Das ist die Gerechtigkeit / Das ist die Ordnung, / Die niemand umstößt. / Deshalb bin ich / Dir nachgekrochen / Deshalb habe ich / Noch Kraft behalten / Bis es so erfüllt ist. / Hörst du mich? / Verstehst du mich? / Du verstehst mich / Nicht wahr? / Du bist ein Mensch wie ich. / Für das, was du mir getan / Hast / Gibt es nur eine Lösung / Das wissen wir beide. / Hörst du mich / Von vorn hast du mich getroffen / Von hinten hast du mich getroffen / Von rechts / Von links / Hast du mich getroffen, / Von oben, / Von unten / Hast du mich getroffen / Hast zugehauen / Hast zugehauen. / Warum hast du das getan. / Warum sprichst du nicht. / Warum lügst du. / Warum verhehlst du / Noch jetzt? / Hoffst du, daß ich sterbe / Ehe ich zu dir komme? / Das gibt es nicht / Das wird nicht sein / Das wird er mir nicht / Antun. / Es gibt Gerechtigkeit.

(Pause.)

Ich weiß / Warum du es getan hast / Du Armer / Du Kleiner / Kleiner. / Es nützt dir nichts. / Ich komme jetzt / Und erwürge dich.

(Der Mann hebt sich mit äußerster Anstrengung auf und erblickt den zweiten Greis. Er stößt einen Schrei aus und fällt zurück.)

Der Mensch: Ein falscher! / Ein anderer! / Nicht er!

(Pause.)

Der Mensch: Betrogen, bestohlen. / Schwindel, Schwindel / Dreck alles!

(Pause.)

Der Mensch: Ich sterbe, ich sterbe / Der Mörder lebt!

(Pause.)

Der Mensch: Du, du, im Bett / Ich kenne dich, / Ich habe dich gesehn / Du gingst / Mit erhobenen Armen / Vorauf. / Und dann am Boden / Machtest du dir / Bei zweien zu schaffen. / Du weißt, wo er ist. / Sprich! Sprich schnell / Eh es zu spät ist / Sonst schreie ich / Bis sie kommen. / Sprich. / Ich höre da drinnen jemand. / Geschieht es jetzt da drinnen / Sag doch, sag doch. / Hab Mitleid.

(Pause.)

Ich werde schreien / Bis sie kommen.

(In diesem Augenblick kehrt der erste Greis zurück und spricht, ohne den Mann am Boden zunächst zu bemerken.)

Der erste Greis: Er weint / Er weint / Er will nicht sprechen / Und jetzt eben / Hat ihn eine furchtbare / Angst gefaßt. / O Gott, o Gott / Was muß ihn drücken / Wie muß es / Drinnen in ihm aussehn. / Wenn

sie so sind / Wenn sie alle so sind / Dann muß ihnen / Sterben ja eine Wohltat sein.

Der Mann: Er –

Der erste Greis: Wie?

Der Mann: Er gehört –

Der erste Greis: Ein andrer.

Der Mann: Er gehört mir.

Der erste Greis: Noch einer.

Der Mann: Bring ihn –

Der erste Greis: O Gott, ihr Armen! / Komm! / Komm du gleich aufs Bett.

Der Mann: Bring ihn mir her.

(Der erste Greis nähert sich dem Manne, der ihn mit einer großen Gebärde fortweist.)

Der erste Greis: Ärmster / Du stirbst so.

Der Mann: Bring ihn her.

Der erste Greis: Was spricht er da?

Der Mann: Bumm, Bumm.

Der erste Greis: O welche Angst / Welche Angst in euch allen!

(Der Mann am Boden macht Grimassen.)

Der erste Greis: Ärmster / O Ärmster / Was hat man dir getan?

(Der Mann macht weiter Grimassen.)

Der erste Greis: Komm / Ob du willst oder nicht / Ich helfe dir / Ich lege dich da ins Bett.

(Er trägt ihn ins Bett.)

Der erste Greis: Das zu sehen / Das zu sehen / Nimmt mir / Fast alle Kraft. / O Erbarmen / Erbarmen / Über dieses Fleisch / Und diese Seelen.

Der Mann im Bett: Laß mich, o lieber Greis / Laß mich. / Faß' mich härter an / Ich ertrage es nicht so.

Der erste Greis: Laß mich doch / Gut zu dir sein.

Der Mann: Wer bist du, Greis?

Der erste Greis: Ein schwacher Greis / Den das Gute / Stark macht.

Der Mann: Ich will nicht, ich will nicht / Laß mich los. / Ich will hinab.

(Der Mann wirft sich aus dem Bett.)

Der Mann: Jetzt bring ihn / Jetzt bring ihn / Oder ich schreie.

Der erste Greis: Ha, was geschieht!

Der Mann: Bring ihn / Oder ich schreie.

Der erste Greis: Ein fürchterliches / Grauen / Packt mir / Die Kehle.

Der Mann: Da draußen, da draußen / Trieb man uns hinein. / Es

war ein Loch / Ein dunkles Loch / Dahinein gingen wir / Sprangen, taumelten. / Plötzlich, vor mir / Ein Gesicht! / Gräßlich! verzweifelt / Mitleid erzeugend / Mitleid, Mitleid. / Mein Gesicht, sein Gesicht / Waren gleich, dieselben. / Eine Sekunde / Ich wandte mich. / Er auch. / Dann kam ein Schlag / Noch einer, noch einer! / Von hinten traf er mich / Von vorn traf er mich / von oben, von unten / Von rechts, von links. / Sein Gesicht weinte / Meins auch. / Gib ihn mir / Gib ihn / Ich muß ihn ganz töten / Das ist die Rettung.

(Pause.)

Er kroch hier hinein. / Ich sah's. / Ich kroch nach. / Hier ist er. / Laß uns zusammen! / Tu uns zusammen! / Laß uns allein!

(Der Greis hebt entsetzt die Arme.)

Der Mann: Du sollst nicht schwätzen! / Du sollst nicht denken! / Du sollst nicht jammern! / Du sollst verstehen.

(Pause.)

Du sollst verstehen / Daß es so sein muß.

(Pause.)

Du sollst Erbarmen haben / Mit mir / Und mit ihm!

(Pause.)

Habe Mitleid.

(Pause.)

Ich sterbe.

(Pause.)

Mach schnell.

(Pause.)

Es ist maßlos / Gesündigt worden / An uns allen. / Oder jetzt ist es zu spät. / Ich sterbe / Mach schnell.

(Pause.)

Misch dich / Nicht weiter ein! / Du willst nicht / So schreie ich.

(Er versucht zu schreien, kriegt aber nur ein Lächeln hervor.)

Der Mann: Ha, willst du mich überlisten / Willst du, daß ich sterbe / Ehe Gerechtigkeit war? / Ich gehe, ich krieche / Jetzt dahinein! / Nichts wird mich hindern.

(Der Mann beginnt gegen die Tür zu kriechen. Der Greis, wie er das sieht, läßt sich wie er auf den Boden nieder.)

Der Mann: Was machst du?

(Der Greis macht Grimassen.)

Der Mann: Geh von der Tür fort.

(Der Greis macht weiter Grimassen.)

Der Mann: Willst du mich schrecken / Mit deinen / Grimassen, du?

(wie oben)

Der Mann: Kannst du nicht / Sprechen mehr?

(Große Pause.)

(Der zweite Greis richtet sich im Bette auf. Der erste Greis läßt den Kopf sinken.)

Der erste Greis: Laß ab. / Ich bitte dich.

Der Mann: Laß du ab. / Hast du gebeten?

Der erste Greis: Ich kann nicht mehr.

Der Mann: Ich fast auch nicht.

Der erste Greis: Es ist zu viel.

Der Mann: Hu, hu, hu!

(Dabei bewegt er die rechte Hand kreisförmig.)

Der erste Greis: Ich will uns ja nur retten.

Der Mann: Das willst du?

Der erste Greis: Dich und mich und alle.

Der Mann: Mich auch?

Der erste Greis: Uns alle, uns alle.

Der Mann: Sind wir denn noch zu retten?

Der erste Greis: Da auf dem Bett / Lagen wir schon / Mein Bruder und ich / Im Sterben. / Da machtet ihr uns / Wieder lebendig.

Der Mann: Wir?

Der erste Greis: Euer Rasen.

Der Mann: Unser Rasen?

Der erste Greis: Da standen wir / Noch einmal auf / Das Gute zu bezeugen / Die Welt zu retten!

(Der Mann macht mit Kopf und Armen abwehrende Bewegungen.)

Der erste Greis: Wenn du willst –

Der Mann: Was?

Der erste Greis: Wenn du glaubst –

Der Mann: Was?

Der erste Greis: Daß das Gute –

Der Mann: Siehst du nicht –

Der erste Greis: Was?

Der Mann: Daß ich im Sterben liege?

(Längere Pause.)

Der erste Greis: Ich nehme dich in meine Arme, / Du wirst wieder leben. / Ich sorge für dich.

Der Mann: Mein Leben lang.

Der erste Greis: Ich lehre dich.

Der Mann: Zart gegen mich sein?

Der erste Greis: Es ist ja nicht nötig / Glaube mir, es ist nicht nötig / Daß alles / So schrecklich ist.

Der erste Greis: Willst du?

(Der Mann sieht den ersten Greis lange an.)

Der Mann: Du –

Der erste Greis: Ja, ich?

Der Mann: Du lügst.

Der erste Greis: O Gott, o Vater, o Gott.

Der Mann: Ich will nicht.

Der erste Greis: Du willst nicht?

Der Mann: Ich kann nicht. / Gib die Tür frei.

Der erste Greis: O Gott, o Vater, o Gott.

(Der Mann sieht sich rings im Zimmer um.)

Der erste Greis: Vielleicht –

(Der Mann starrt auf einen Punkt.)

Der erste Greis: Ginge es ohne –

(Der Mann blickt starr hinter sich.)

Der erste Greis: Könnten wir uns einfach / Verstehen, / Verständigen.

(Der Mann erblickt den zweiten Greis und stößt einen Schrei aus.)

Der Mann: Vorwärts.

(Der Mann beginnt sich wieder nach der Tür hin zu bewegen. Der erste Greis bewegt sich auch.)

Der erste Greis: Rückwärts.

Der Mann: Rechts.

Der erste Greis: Links.

Der Mann: Schnell.

Der erste Greis: Langsam.

Der Mann: Du Teufel.

Der erste Greis: Du Satan.

(Sie beginnen zu ringen. Plötzlich ruft der Mann.)

Ich sterbe, ich sterbe!

(Der erste Greis läßt von ihm ab. Steht auf und entfernt sich gegen eine Wand.)

(Der erste Greis steht lange, ohne zu sprechen. Dann geht er langsam zu seinem Bett und legt sich da hinauf. Es ist eine Weile ganz still. Dann hört man den Mann im Nebenzimmer schreien. Plötzlich wendet sich der zweite Greis zum ersten.)

Der zweite Greis: Da draußen ging ich / Vor ihnen her / Mit erhobenen Armen. / Ich wollte ein Beispiel geben. / Da sah ich / Neben mir / Zwei ringen / Und Zorn erfaßte mich. / Ich wollte sie trennen. / Ich faßte zu. / Ich habe / Beide erwürgt. / Es geschieht, / Es geschieht, / Begriff ich da. / Es geschieht / Es geschieht / Habe ich da begriffen. / Es

geschieht / Es geschieht. / Wer schweigt / Wer nicht handelt / Von dem weiß man / Er hat es begriffen.

(Beide Greise liegen nun wie am Anfang, als plötzlich zur Türe zwei junge Menschen hereinkommen. Beide in dieser Umgebung wie aus einer anderen Welt erscheinend. Sie beachten nichts, was sie im Zimmer sehen. Sie sind ganz mit sich beschäftigt, es scheint, daß außer ihrer Welt keine andere für sie existiert.)

Der junge Mann: Und als wir da gingen.

Das junge Weib: Ich weiß, ich weiß.

Der junge Mann: Laß mich es / Dennoch sagen.

Das junge Weib: Ja, sag es / Ja, sag es.

Der junge Mann: Als wir zu den Bäumen kamen –

Das junge Weib: Ich weiß, ich weiß.

Der junge Mann: Als du da standest / Und plötzlich / Dich zu bewegen begannst – / Als du plötzlich / Die Bäume da tanztest –

Das junge Weib: Hattest du solche Augen.

Der junge Mann: Als du sie tanztest / Die Bäume –

Das junge Weib: Wie sahst du mich / Nachher an!

Der junge Mann: Wie denn?

Das junge Weib: Wie es erwünscht war.

Der junge Mann: Mit dir sah ich dich.

Das junge Weib: O, du! O, du!

Der junge Mann: Als du da die Bäume tanztest / Sah ich sie plötzlich geschehen / Sah ich sie, / Die Bäume / Plötzlich geschehen.

Das junge Weib: Was jetzt geschieht / Laß uns tanzen.

Der junge Mann: Wie du willst.

(Sie stehen einen Augenblick wie lauschend, wie um sich in das, was in ihnen und für sie, um sie herum geschieht, zu versenken, dann beginnen sie eigentümlich tanzende Bewegungen zu machen, die jedoch mit dem gewöhnlichen Tanzen nichts gemein haben.)

Der junge Mann: Hierhin / Dorthin / Über mich / Unter mich / Allüberallhin / Allüberall.

Das junge Weib: Hier / Dort / Über mir / Unter mir / Allüberall / Allüberallhin.

(Sie hören auf zu tanzen.)

Der junge Mann: Als die roten Winde kamen –

Das junge Weib: Und an deine / Stirn stießen.

Der junge Mann: Als der Bach scherzte –

Das junge Weib: Und der Vogel / In gelben Wirbeln sang.

Der junge Mann: Geschah es / Geschah es.

Das junge Weib: Was jetzt geschieht / Laß uns tanzen.

(Sie tanzen wie oben.)

Der junge Mann: Ich werde du.

Das junge Weib: Ich werde du.

(Sie nähern sich und berühren sich ganz kurz, dann halten sie sich fern.)

Der junge Mann: Zu viel geschieht.

Das junge Weib: Laß uns fern bleiben.

Der junge Mann: Näher, immer näher.

Das junge Weib: Auf jedem Wege.

Der junge Mann: Kommen wir uns.

Das junge Weib: Gleicher, immer gleicher –

Der junge Mann: Wurde jedes Werden.

Das junge Weib: Werden wir uns. / Du?

Der junge Mann: Ja?

Das junge Weib: Ich will noch einmal. / Abgelöst, frei / Kurzlebig / Es wissend / Oder auch nicht: / Was dauern soll / Kümmert uns nicht, / Noch was nützt / Oder schadet. / Wir geschehen / Wir geschehen / Was gedacht wird / Was geschaut wird / Noch was gut ist / Oder böse / Kümmert uns nicht. / Kurzlebig / Abgelöst / Ein Hauch / Ein Leichtes, ein so / Und nicht anders. / Ob wir dauern / Ob die Welt dauert / Wir fragen es nicht / Noch irgend etwas. / Wir denken nicht / Wir sinnen nicht / Wir sind / Was wir sind, / Leicht kurzlebig / Ohne Leid / Ohne Wollen / Wir tanzen / Wir sind da / Und sind nicht da / Uns kümmert nichts / Wir leben, wir leben. / Kommst du, Liebster, / Kommst du mit fort?

Der junge Mann: Wie du willst. / Wie du es tust.

(Das Paar verschwindet.)

(Die Greise sitzen in ihren Betten eine Zeitlang erstarrt.)

Der erste Greis: Was war das?

Der zweite Greis: Was das war?

Der erste Greis (schreit): Das war mein Leben!

Der zweite Greis: Das war das Leben!

Der erste Greis: Wie es hätte sein können.

Der zweite Greis: Wie es vielleicht war.

Der erste Greis: Ohne daß wir es wußten.

Der zweite Greis: Ohne daß wir es merkten.

Der erste Greis: Blind gemacht durch ein anderes.

Der zweite Greis: Durch zuviel, durch zuviel.

Der erste Greis: Das war es.

Der zweite Greis: Das war's.

(Sie springen von ihren Betten.)

Der erste Greis: Schicksal, o Schicksal! / Versenkt, verwirkt.

Der zweite Greis: Jetzt hingelegt zum Sterben / Zum zweitenmal.
Der erste Greis: Schuldbeladen, o, o! / Selbstverhaßt, o, o!
Der zweite Greis: Jetzt, gerade jetzt / Wird es uns gezeigt.
Der erste Greis: Uns vor die Nase gehalten.
Der zweite Greis: Uns vorgemacht!
Der erste Greis: Jetzt das wissen!
Der zweite Greis: Jetzt das sehen!
Der erste Greis: Wo es zu spät ist.
Der zweite Greis: Zu spät, zu spät!

(Sie weinen.)

Der erste Greis: Hin, wieder dahin! / Kaputt, versenkt / Unter die Decke!
Der zweite Greis: Unter die Decke / Nichts mehr wissen / Nichts mehr hören / Sterben, sterben, endlich!
Der erste Greis: Ach, wer bekommt es / Einmal zu fassen / Wer züchtigt es einmal.
Der zweite Greis: Das Schicksal, das Schicksal!
Der erste Greis: Reißt ihm die Haare aus / Schmeißt es tot!
Der zweite Greis: Daß es daliegt / Daß es daliegt / Wie jetzt wir!
Der erste Greis: Wir sind immer / Noch da!
Der zweite Greis: Immer noch! / Immer noch!
Der erste Greis: O Bruder –
Der zweite Greis: Auch ich bin plötzlich / Mild.
Der erste Greis: Wir haben –
Der zweite Greis: Wir haben es / Wenigstens noch gesehen.
Der erste Greis: Wir haben es hier vor / Augen gehabt.
Der zweite Greis: Wir können daran glauben.

(Sie schweigen.)

Der erste Greis: Bruder.
Der zweite Greis: Auch ich bin plötzlich erstarrt.
Der erste Greis: Wenn es wieder / Nur ein Betrug ist?

(Die Greise sterben.)

Rundschau

Dinge der Zeit

von Otto Flake

1. Die Intellektuellen

Ich bin Schriftsteller, das heißt ein geistiger Mensch, der das Bedürfnis hat, mit Menschen zu denken und vielleicht auch für sie. Unser Gemeinsames, die Existenz, das, was wir politisches, geistiges, soziales Leben nennen, ist eine Ballung von Altem und Neuem, so reich an Problemen, Gesichtspunkten, Wirrnis, Erregung, daß nichts natürlicher sein kann, als daß man von Zeit zu Zeit ein Heft zur Hand nimmt und sich von einem Freund beraten läßt, der keineswegs den verlognen Anspruch erhebt, ein kleiner Herrgott zu sein, der Ordnung in die Welt der geistigen Dinge bringen kann, wohl aber die Idee dieser Ordnung als Gebot in sich fühlt. Sie ist das beste, was der Geist hervorbringt, das eigentlich menschliche Prinzip.

Aber wie es mit Ideen geht, sie haben die Neigung, über ihren Herren und Erzeuger, unser Hirn, ihrerseits Herr zu werden, und sind sie erst Herr, so werden sie Dämon, der seinen Schöpfer überwuchert und aufsaugt – wer Ideen nicht mehr besitzt, ist von ihnen besessen. Die Gegenwart ist voll solcher Beispiele, weisen wir nur auf das größte Problem des Tages, den Bolschewismus, hin: der geistige Mensch sieht in ihm nicht nur, wie der um seine Ruhe und seinen Gewinn besorgte Bürger, eine Verirrung, sondern eine sehr ernste neue Anschauungsform, eine neue Lehre von energischster Logik, eine ganze geschlossne Philosophie. Ist er einmal so weit, so fühlt er alle Schranken in sich zusammenstürzen, tut seinen Instinkten, die ihm von der Relativität jeder und jeder Methode reden, Gewalt an und gibt sich der Idee hin, weil Hingabe erfüllt, befruchtet, Sinn verleiht und, was die eigentliche Erklärung ist, von dem Chaos widersprechender Überlegungen befreit. So sind wir Zeuge einer wuchernden Masseninfektion der Hirne, und es ist kein Geheimnis, daß gerade die Intellektuellen die Schrittmacher der neuen Dämonie geworden sind.

Hier öffnet sich ein Wirkungsfeld. Die Aufgabe kann nicht sein, a priori zu behaupten, der Kommunismus (wir sprechen von ihm immer nur als von einem Beispiel) sei ein Unsinn, sondern die Aufgabe ist, auch dieser großen Idee gegenüber jene eigentlich menschliche Kraft des Wägens zu betätigen. Die Aufgabe ist also: sich den Ideen ernsthaft nahen, sich ihnen öffnen und ihnen dann doch noch immer um den letzten Grad überlegen sein — nicht unter dem Griff des Dämons stammeln, sondern mit ihm ringen.

Nicht erhitzt sein, klar bleiben; nicht weiblich untertan werden, obwohl alle Beschäftigung mit Problemen zunächst ein feminines Stadium bedingt, männlich sich nicht aus der Hand geben. Das Verhältnis von Männlich und Weiblich, Hingabe und Beherrschung, ist das Grundproblem des Geists; unsre Dichter, zumal die der neusten Generation, machen es sich bequem, denn sie überschütten die Zeitgenossen mit einer Fülle femininer Protuberanzen wie Leid, Mitfühlen, Erregung, Besessenheit, und der nicht produktive Mensch, der „Bürger", fühlt wohl in sich die Ablehnung gegen dieses Zuviel an Seele, gegen diese zu rasche Liquidation von Gefühlen, weiß aber keine Waffe daraus zu machen: so hat er immer die Empfindung, vergewaltigt zu werden und doch die schwächre Position einzunehmen. Ich teile keineswegs die Meinung, daß der bürgerliche Mensch ein Idiot sei, mit dem wir zwar noch das physische Konnubium und Kommerzium, nicht aber mehr das geistige, aufrecht erhalten, sondern ich denke: die geistig interessierten Schichten seien unsre besten Abnehmer, edler ausgedrückt unser bester Widerhall und wir seien auf sie angewiesen, wie jede Opposition mit der bekämpften Partei steht und fällt, und zudem, wir sollten nicht den Totschlag des Bürgers proklamieren, weil wir zuletzt doch die Verständigung mit ihm suchen, das heißt sein Verständnis für unsre eigne Domäne, die seelische Welt, die wir ja nicht gepachtet haben, sondern für ihn verwalten.

Das heißt nicht, daß man einem Kompromiß mit dem Bürger begegnen wird, sondern daß geistige Dinge eine Angelegenheit sind, die alle gemeinsam angeht. Diktatur des Geists ist derselbe Irrtum und derselbe Hochmut wie Diktatur einer Partei. Das wurde mir neulich klar, als ich in Zürich einem Abend beiwohnte, den befreundete Literaten gaben; wenn man vor die Leute tritt und ihnen ein paar Herausforderungen mit einem Ton hinschleudert, der deutlich sagt: Ihr seid Schweine, die wir so verachten, daß wir uns nicht mehr die Mühe geben, euch zu erklären, was wir überhaupt beabsichtigen, dann wird sich der Zuhörer wehren. Sagt man ihm aber: Ihr denkt matt und falsch, ich werde es euch auseinandersetzen, dann darf man auf Gehör und Wirkung rechnen und kann ebenso scharf wie jene werden.

Zwei Dinge liegen fern: plaudernd die Ideen nur zu streifen und geist-

reich zu sein. Ein Schriftsteller soll vom Ernst der Dinge herkommen, und dieser Ernst wird es sein der ihn mit Menschen, die ein andres Tagwerk haben, verbindet; was den Geist betrifft, so ist von ihm zu sagen, daß man ihn haben muß, aber nur mit äußerster Vorsicht verwenden soll. Das Funkeln geschliffner Pointierung ist so schlimm wie unterhaltender Feuilletonismus.

2. Diktatur des Proletariats

Die zweite Internationale würgte an der Frage der Evolution; die Zeit, Positives über das Verhältnis dieses Begriffs zu dem der Revolution auszusagen, war noch nicht gekommen. Der Krieg machte das Problem aktuell, der Sozialismus stand vor der Aufgabe, sich zu entscheiden. Aber diejenige Partei, die bis dahin die stärksten theoretischen Beiträge geliefert hatte, die deutsche Sozialdemokratie, besaß nicht mehr die Freiheit des Entschlusses, denn sie hatte sich mit dem Feudalismus und der Bourgeoisie zusammengetan, das heißt sie war an eine Auslegung des Begriffs Evolution gebunden, die schon längst durch die Praxis von vier Jahren vorgezeichnet und noch viel enger war, als man früher befürchtet hatte. Evolution hieß hier nur noch: Kompromiß, Verzögrung, Verzicht auf die Marxsche Grundforderung, reinen Tisch zu machen. Das Problem Evolution—Revolution schien verfahrener als je zu sein.

Da erfolgte eine Klärung, der Blitz, der das Gewölk zerriß. Als die Sozialisten der kriegführenden Länder in Bern zusammenkamen, erklärten die Schweizer Genossen, die die Rolle des Gastgebers hätten übernehmen sollen, sie würden sich von einer Konferenz fernhalten, die trotz der Anwesenheit der deutschen Unabhängigen und der französischen Minoritären eine Versammlung von Nationalsozialisten, Kriegskreditbewilligern und Bundesgenossen der Bourgeoisie sei. Und damals hörte man zum erstenmal deutlich, daß bereits eine dritte Internationale existierte, die den Begriff Evolution verabschiedet und durch den der Revolution ersetzt, den Knoten mit dem Schwert durchhauen hatte – es war in der Welt der Ideen etwas geschehen, die Ära der akademischen Abhandlungen abgeschlossen, der Endkampf angesagt. Wer Mut hatte, der vernahm das Wort: die wahre Evolution heißt Revolution.

Das war eine jener Benennungen, die Tat sind; sie wirkte in der bürgerlichen Gesellschaft wie der Stoß eines Stabs im Ameisenhaufen, und der trägste Zeitungsleser empfand: es geht um alles, heute, morgen schon.

Der aufgebrachte Bürger begann sofort einen Wall von Argumenten aufzuwerfen, der denkende Kopf ebenfalls. Viele dieser Argumente waren und sind ausgezeichnet: daß Gewalt im Dienst eines Ideals nicht weniger verwerflich sei wie die im Dienst des Imperialismus, daß unter zivili=

sierten Menschen jede Partei auf den Weg der geistigen Eroberung und des Kampfs um die Majorität zu verweisen sei; es kamen die gewiß nicht gegenstandslosen Argumente hinzu, die aus der Praxis der ersten Verwirklichung des kommunistischen Staats, aus Rußland, Ungarn und den spartakistischen Enklaven Deutschlands gezogen wurden: Not, Sterblichkeit, Hunger, Korruption, Bestialität, Verelendung.

Von Moskau antwortete man darauf mit einem System geistiger und praktischer Propaganda, dem man Bewunderung nicht versagen kann. Während die Welt noch über Möglichkeit und Berechtigung der neuen Lehre stritt, hatten die Russen sie durchgeführt und trieben Psychologie: sie rechneten auf die Grundeigenschaft der Menschen, sich geistig in das, was ist, hineinzuarbeiten und seinen Aufbau in sich selbst zu rekonstruieren, bis ihnen die Idee, die Logik, die Vitalität der neuen Erscheinung bewußt wird. So wurde der Bolschewismus aus einem Kuriosum der Ferne eine Philosophie, die Einlaß in die europäischen Hirne verlangte.

Ihre Grundidee ist, daß Ruhe und Ordnung wie alle menschlichen Begriffe relativ, nicht absolut sind, gut für ein Gesellschaftssystem, das noch lebend wächst, belanglos und altes Gerümpel, wenn die Zeit gekommen ist, es durch ein neues zu ersetzen. Alle jene Gegenargumente wurden so zu Einwänden, die das Wesentliche nicht zu treffen schienen. Das Wesentliche heiße: ernst machen; ernst machen heiße, die reine Idee verwirklichen; die reine Idee verwirklichen heiße – und das ist der offen zugegebene Zynismus – sie mit jedem Mittel erzwingen. Wer sich noch darüber empört hatte, daß die Russen mit Ludendorff verhandelt hatten, begann nun zu verstehen.

Man wies in Moskau weiter darauf hin, daß Sozialismus nicht eine Streitfrage unter Gelehrten gleich der nach der Berechtigung des Darwinismus, sondern ein Problem der Tat ist: die herrschende Klasse werde nie durch Verständigung ihrer Macht entkleidet werden, nur durch Gewalt – also wollet die Gewalt und jene letzte Anstrengung, die im Lied der Internationale la lutte finale heißt.

Und es ward die Fanfare hinausgeschleudert: Diktatur des Proletariats, Mittelpunkt, Mutterzelle der neuen Taktik. Sie gebar alle die Einzelheiten, deren befremdende Herausforderung noch gut erinnerlich ist: achselzuckende Verabschiedung des als sakrosankt geltenden Begriffs der Demokratie; Proklamierung der Macht als des Mittels zur Einrichtung einer Gesellschaft des Verzichts auf Macht; der absolutistische Staat als Vorbedingung zur Zertrümmrung der Staatlichkeit; Diktatur als Weg zum ewigen Frieden; Zensur als Förderin ekstatischer Gesänge der neuen Menschenliebe. Noch einmal wollen wir töten, dann schaffen wir die Todesstrafe auch gewiß ab.

War es Paradoxie, war es doch Konsequenz; gleichwohl, diese Paradoxie ist der schwache Punkt des Systems, seine tödliche Stelle. Menschen glauben so überlegen zu sein, daß sie eine Idee mit dem Hintergedanken erfinden, sie nur solange gebrauchen zu wollen, bis sie ihren Zweck erfüllt hat. Auch hier wird es sich zeigen, daß Ideen aus Dienern Herren, aus Herren Dämonen werden! Denke ich an Lenin und Trotzki, so empfinde ich wohl Respekt vor Willen und Energie, aber auch das, was die Alten kannten, wenn sie von der Hybris und der Rache der Götter sprachen. Hybris ist der Hochmut des Verstands, der lenken zu können glaubt und dahin gelenkt wird, wo alles Menschliche anlangt, bei der Tragik des Verstands.

Die Ungerechtigkeit der Diktatur des Proletariats besteht nicht in den Zielen, sondern im Mittel. Das Rätesystem bietet sich als ein Ersatz des verbrauchten Parlamentarismus an, das ist ein werbender Gedanke; die Diktatur als ein Appell an die Vergeltungsgelüste des Sklaven, der nun Herr sein wird, das ist Demagogie. Abschaffung des Kapitalismus, Ausdehnung des Begriffs Arbeiter auf alle Mitglieder der Gesellschaft sind Axiome, an deren Sieg man nicht mehr zweifeln darf, und man nimmt in Kauf, was sie an imponderablen Reizen des alten Systems, die wir nicht leugnen wollen, zerstören werden. Was aber Diktatur unannehmbar macht, ist, daß mit ihr auf dem Gebiet des Moralischen eine Zwangsherrschaft einträte, die der Untergang der Moralität überhaupt wäre, als die ich definiere: ein furchtloser Mensch zu sein. Eine Gesinnungsschnüffelei, ein Denunziantentum, eine Brutalität des Terrors träten ein, die den Menschen, der die Macht hat, zu einem entgöttlichten Tier machen, und den, der sie erleidet, zum freiwilligen Selbstmord treiben würden. Es wäre kein Gleichgewicht der Kräfte, also auch kein Kampf um Ideen mehr da, sondern nur noch ein Austoben der entfesselten Herrschaftsmacht.

Mensch erträgt Gewalt nicht. Voranstellend, daß ich wie nur einer an die Kraft des von seiner Arbeit lebenden Volks glaube, weil nur Arbeit, Fron um den Tag, Moralität verleiht, darf ich sagen, daß auch das Volk nur aus Menschen besteht, die nicht besser sein werden als überall und immer der Mensch ist, der nicht mehr gezügelt wird.

Diese Zügelung heißt nicht Klasse über dem Volk, Gebildeter, Kapitalist, sondern Existenz von Ideen. Ideen, die Regulative, Zwang zu Ethos sind. Die Religion, einst das größte dieser Regulative, hat ihre Kraft verloren; an ihre Stelle können nur Gedanken treten, die auf die Grundtatsache Mensch und Gesellschaft zielen: Gerechtigkeit, Duldung, Verzicht auf suveräne Ausübung der Macht. Die Philosophie, die heute aus Rußland kommt, ist groß an Willensimpulsen, klein an Leistungen

des denkenden Herzens, bar wirklicher Lebensphilosophie, die das Ziel Glück, den Erfolg Unglück nennt. Darum wachsen mir Lenin und Trotzki nicht ins Mythische, und letzte Anerkennung bleibt versagt. Da sie mit Paradoxie arbeiten, erliegen sie selbst der Paradoxie, daß die soziale Gerechtigkeit, von der sie ausgehen, nicht vom Verstand zum Herzen findet und die geistige Verarbeitung ihrer Lehre fehlt, die einzige, die die Menge draußen gewinnen könnte.

Was Denkende am Sozialismus als gewaltig empfinden, daß er mit der Reformation der Gesellschaft ernst macht und Bedingungen einer neuen Geistigkeit schafft, hat mit der Diktatur nichts zu tun — es ist erreichbar auf dem Weg der entschlossenen Evolution. Die Ohnmacht und Feigheit derer, in deren Hände diese Evolution gelegt ist, siehe Deutschland, ändert nichts daran, daß nur Evolution Würde und Unabhängigkeit erlaubt. An uns, diese Evolution zu erzwingen.

Die Lösung der Frage, wie Evolution in Revolution überführt werden könne, lautet nicht Macht, sondern Gesinnung. Was ist Gesinnung? Die mit Energie vertretene Idee. Der sogenannte Realpolitiker, der die Änderung des Gesellschaftssystems unter „Wahrung aller berechtigten Interessen" herbeiführen will und der Idealisten Ideologen nennt, ist nicht Evolutionist, sondern Freisinniger und Fortschrittsmann, denn er sieht sich von so vielen Interessen umstellt, daß er den Weg aus dem Kreis nicht findet. Der Revolutionär pur sang besitzt wohl den Geist, bleibt aber die Form schuldig. Die Energie seines Geists ist Dynamit, sie sprengt nur und verzichtet auf die eigentliche Aufgabe des Geists, anschaulich zu werden. Revolutionäre Gesinnung darf nur Reservoir sein, das den Motor mit Öl speist. Dem unbereitwilligen Gegner auf den Fersen sitzen, bürgerliche Trägheit und Selbstgerechtigkeit aufpeitschen, drohend da sein, die Dinge in Fluß bringen und in Atem halten, nicht dulden, daß das theoretische Stadium nie verlassen wird, das ist die Lösung. Wahre Revolution heißt Evolution, ihr Agens Energie. Evolution und Revolution sind nicht Gegensätze, sondern verhalten sich wie Mittel und Zweck, wiederum: wie Form und Idee, Evolution ist Projektion der Revolution. Revolution ist die hochgespannte Kraft, Evolution ihre Verteilung und Differenzierung, jene der Stoß, diese die erzeugte Bewegung.

Sozialer Ausgleich durch Diktatur ist Utopie, gekreuzt mit Jesuitismus. Und in den Köpfen der verführten Massen ist er Chiliasmus, wie die „Frankfurter Zeitung" in einem ihrer guten Artikel es treffend nennt, mystische Sehnsucht nach einem Zustand, in dem alles anders ist als es war; es wirkt da ein noch unerfaßbares biologisches Gesetz mit, das Menschen als elementare Himmelskörper mit periodischen Mutationsvorgängen ahnen läßt.

Das Ziel ist alles, der Erfolg nichts — Banalität, die größter Tiefsinn ist. Erreichter Bolschewismus ist Kaserne, Herrschaft des Unteroffiziers und der Megäre (Riga), erwünschter Sozialismus ist: garantiertes Existenzminimum, nicht niedrig bemessen, für jeden Mensch; Vermögensgrenze nach oben, nicht zu niedrig bemessen; Erziehung zur gleichen Wertung aller Berufe, Abschaffung des Hochmuts vom Herzen her, ermöglicht durch den Geist der Materialität. Denn Materialität ist kein materialistischer, sondern ein religiöser Begriff: wir sind alle der Erde und der Fron untertan, Fron ist Demut, durch die wir uns erheben. Diktatur ist ohne Demut, ohne Philosophie, ohne Glaube.

Der Bolschewismus wird zusammenstürzen — nicht gesagt, um Bürger zu trösten, denn es könnte sein, daß er zunächst die Geißel wird, die Trägheit des Bürgers zu strafen. Bolschewismus ist ein übereilter Versuch, die Idee in Form zu überführen, wobei skrupellose Lenker die egoistischen Instinkte der Massen benutzen und die Propaganda des Herzens und der Gerechtigkeitsidee vernachlässigen. Man kann nur mit Sorge Zeuge sein, wie in sozialistischen Blättern, die auf dem Boden der dritten Internationale stehn, eine Demagogie betrieben wird, die bewußt das arbeitende Volk davon abhält, nachdenklich und gütig zu sein: auf die Mitwirkung derer, die sich Kritik bewahren wollen, wird gepfiffen, von jedem Bürgerlichen, auch dem unkapitalistischen, der etwas, viel zu tun bereit ist, heißt es écrasez l'infame, im Hirn des Proletariers wird Hochmut gezüchtet, indem man ihm täglich sagt, er sei, ohne Erziehung und Erfahrung, der Siegfried, der spielend alle Probleme lösen wird, der Wissende und Allmächtige, das Leben ist nicht mehr gemeinsame Angelegenheit aller, sondern Reservat des Proletariers, der „es schon schaffen wird".

Er wird es nicht schaffen, nicht so schaffen. Der Geist des Sozialismus wird weniger vom Proletarier erzeugt werden, als von den übrigen Ständen, die zum Sozialismus reif werden, sich ihm öffnen. Lenin und Trotzki bedürfen einer Ergänzung, sie heißt Tolstoi. Haben die doch recht, die sagen, es sei zuviel jüdischer (in Budapest sind von 30 Räten 24 Juden) und zu wenig christlicher Geist im Bolschewismus? Nicht die dritte Internationale wird den Sozialismus verwirklichen, sondern die vierte Internationale. Sie sei hier vorausgesagt, sie müßte in allen Ländern und Klassen von jenen gelehrt werden, die weder den Kapitalismus noch den Bolschewismus erträglich finden und es wagen dürfen, dem Proletarier zu sagen, daß er einer menschlicheren Bildung bedarf, als die Parteiredner ihm vermitteln. Gorki, heute Trumpf, den der Bolschewismus ausspielt, war im ersten Jahr ein Gegner und er besaß damals den tiefren Instinkt. Alle, die den Ideen zu nahe kommen, geben nach — es gibt nichts Wichtigeres, als nicht nachzugeben.

3. Blick auf Deutschland

Die sechs Monate nach dem Waffenstillstand, entsetzliches Interregnum, sind vorüber. Ein Gefühl ergreift uns wie die Menschen vor hundert Jahren, als die Epoche der Napoleonischen Kriege überwunden war. Aber es ist ein Unterschied zwischen ihnen und uns. Wir kehren nicht zum Alten zurück, die Erschütterungen des Krieges wirken nach, unsere ganze innere Welt ist gestört. Schwere Frage: wie gestalten wir unsere Zukunft, welche große Prinzipien leiten uns?

Ihrer zwei bieten sich an, die Frage zu lösen, der Völkerbund und der Sozialismus. Welcher Völkerbund? der zu Paris dekretierte, die Verewigung einer Interessentenpartei? Welcher Sozialismus? Die gesprengte zweite Internationale, die kommunistische dritte? Nein. Wir haben weder den Völkerbund, der uns genügt, noch den Sozialismus, der imstande ist, eine alle umfassende Weltanschauung zu werden. Zwei ungelöste Aufgaben, die um so schwerer sind, als von beiden schon temporäre Lösungen vorliegen, die uns nun hindern, aus dem Vollen, noch Ungestalteten zu formen.

Der Völkerbund ist bürgerlich-demokratisch und enthält eine geheime Spitze gegen den Sozialismus. Der Sozialismus nennt diese reaktionäre Tendenz zwar beim richtigen Wort, aber er ist selber noch ohnmächtig — aus zwei Gründen:

Erstens ist die wichtige deutsche Partei im Materiellen erstarrt; sie hat seit ihrer Gründung um physische Macht gekämpft und war eine Art preußischen Systems im großen preußischen System. Sie hat wenig getan, um mehr als Arbeiterpartei zu werden. Ihre Aufgabe ist aber heute: die gesamte Kultur umzugestalten. Das kann sie nicht als Proletarierpartei, im Begriff Proletarier liegt eine Unklarheit, vielleicht eine Lüge.

Zweitens führte die Übereile, mit der einige europäische Landesparteien aus der zweiten Internationale austraten und sich zum Moskauer Programm bekannten, dazu, daß sie nun geistig und moralisch „festsitzen". Der Bolschewismus ist von der Richtung, die die deutsche Partei eingeschlagen hatte, nicht so verschieden, wie man glaubt: er war ihre Konsequenz. Es war konsequent, den Gedanken der Proletarierpartei durch die Diktatur des Proletariats zu krönen: es ist der gleiche Machtgedanke, der gleiche Versuch, die Weltanschauung durch materielle Mittel zu verwirklichen und zu glauben, der Geist werde sich schon einstellen, wenn das bürokratische Gerüst errichtet sei. Der Betrachter darf die beiden Richtungen zusammenfassen und feststellen: es gibt noch gar keinen Sozialismus, er muß erst geschaffen werden, und er darf pointiert sagen: der Sozialismus wird nicht vom Arbeiter geschaffen werden, sondern von den Geistigen des Bürgertums. Solange sie nicht erobert sind, durch

die Macht des Gedankens, solange sie nicht freiwillig sich an der Arbeit an der neuen Weltanschauung beteiligen, ist Sozialismus undenkbar.

Was ist denn heute das „Volk"? Eine Masse, der man einredet, daß sie nichts zu lernen habe, daß sie nur „die Sache in die Hand zu nehmen" brauche, um alles aufs beste zu ordnen, eine Masse, die vom geistigen Leben, den großen Problemen ausgeschlossen ist, deren Kräfte nicht benutzt und nicht geweckt werden, eben eine Klasse. Der Begriff Klasse muß schwinden, der Begriff Proletarier muß fallen, Gemeinschaft der Nation und der Arbeitenden muß hergestellt werden. –

Was darf man nun von den Kräften des deutschen Volks erwarten? Es gibt Pessimisten, die ihm die Fähigkeit zu Selbständigkeit absprechen und es seelisch unnobel nennen, weil es die Ideen Freiheit und Gleichheit den andern Völkern zu finden überlassen hat. Mit Pessimismus kommen wir nicht weiter, auch nicht mit dem Hochmut der Ententevölker, zumal der Franzosen. Wie steht es denn geistig mit Frankreich? So schlecht wie mit Deutschland. Die stolz gehegten französischen Ideale Klarheit, Eleganz, Ordnung sind unerträglich banal geworden, unschöpferisch, ein Propagandaexportartikel, um elsässische Kleinbürger und Levantiner zu gewinnen. Die Klarheit des französischen Lebens ist die Klarheit des bürgerlichen Aufbaus, sie ist ganz diesseitig und unmetaphysisch. Ein Roman wie die „Hölle" von Barbusse ergreift deswegen so, weil hier ein Franzose das Idol seines Landes, die alte Klarheit, mit Haß und Verachtung bedenkt. Mit Grausen erinnern wir uns an den Wortsprecher des italienischen Pathos, d'Annunzio. Vorbei die schöne Beredsamkeit, mit Pathos lockt man keinen Hund mehr vom Ofen, so wenig wie mit bürgerlicher Klarheit.

Es könnte sein, daß die Deutschen die neue Klarheit schaffen, die auf dem richtigen Verhältnis von Ja und Nein, Diesseits und Jenseits beruht, die Willensphilosophie mit Hintergrundsgefühl, das die große Relativität aller irdischen Dinge umschreibt, den Aktivismus, der sich zum französischen Positivismus verhält wie Philosophie zu Nützlichkeit. Man lese ein elegant plauderndes Märchen Zolas (Contes à Ninon) und ein deutsches, und man wird an Deutschland nicht verzweifeln.

Was Rußland betrifft, so wissen wir nichts von ihm, nicht, wie es aus dem Bolschewismus hervorgeht. Vielleicht werden wir reif, auch bei der Lektüre Dostojewskis nun zu empfinden, daß unsre Wege andre sind. Das Leid, die Qual, das Aufwühlen sind Stadien, nicht Endziele. Vielleicht haben die Erlebnisse der Monate nach dem Krieg auch in uns das freigemacht, was uns mit den Russen verband und doch von ihnen trennte, weil wir vor seiner Entfesselung scheuten: die Fähigkeit zum radikalen Zuendedenken; der Russe begnügt sich damit, und alles

bleibt in ihm zersetzt, der Deutsche könnte fähig sein, den Radikalismus, der zum Pessimismus führt, danach der Bejahung zuzuleiten.

Wir haben einen Krieg verloren, es wird unser seelischer Gewinn sein. Wir litten einmal darunter, daß wir keine klare bürgerliche Gesellschaft hatten, und beneideten die Franzosen um ihre Romane und Theaterstücke, die aus dieser Gesellschaft schöpften. Da die bürgerliche Gesellschaft nicht mehr unser Ziel ist, verwandelt sich der Mangel in den Gewinn: nicht bürgerliche Kunst, sondern seelische, absolute; keine Gesellschaftsphilosophie, die immer sentimental bleibt, weil ihr höchster Gedanke das „Glück" ist, sondern gereinigte, in Energie schwingende, straffe der weiten Horizonte. Lese ich in Pariser Zeitungen die witzigen Glossen des Esprit, deren eine den Deutschen mit einem Kamel vergleicht, das zu schreien beginnt, wenn man ihm einen Sack aufladen will, und doch imstand ist, fünfzehnhundert Kilo (lies hundert Milliarden) mühelos zu tragen, dann fühle ich: die Kräfte der Auferstehung sind nicht beim Sieger, der Besiegte wird eine Geistigkeit aufrichten, die Deutschland zum Hirn der Welt machen soll. Zum erstenmal seit fünf Jahren stehe ich wieder auf deutscher Seite.

Es droht uns auf diesem Weg nur eine Gefahr: die politische Reaktion, die sich auf den Überdruß stützt, der den Bürger ergreift, wenn er bedenkt, daß der spartakistische Radikalismus dadurch entstand, daß die fessellose Idee sich nicht um die sogenannten Realitäten kümmerte. Eine große Abneigung gegen Ideen wird also bald festzustellen sein, und darunter leiden auch wir, die an jener Geistigkeit arbeiten wollen; wir werden wenig Kredit haben. Es gilt auch das zu überwinden und durchzuhalten. Um Gottes willen nicht wieder Individualist werden, der sich aus dem Leben zurückzieht, um zu malen und zu dichten. Seid, wenn ihr nicht anders könnt, unpolitisch im Parteisinn, aber politisch im religiösen oder ethischen Sinn: haltet am Sozialismus fest, der euch die allgemeinen Ideen geben wird, und die großen.

Die Liquidation eines Großstaates

von Walther Federn

Die in Übereinstimmung mit der mir von der Redaktion gegebenen Anregung gewählte Überschrift dieses Aufsatzes deckt sich eigentlich nicht mit dem Inhalt. Denn unter Liquidation eines Geschäftes, eines Vermögens, einer Firma versteht man einen geordneten Rechts-

vorgang, bei dem die einzelnen Beteiligten, die Firmainhaber entsprechend dem Gesetz oder einem Vertrage die Aktiva allmählich abstoßen oder untereinander aufteilen, die Passiva auszahlen oder übernehmen und mit dem übrig bleibenden Aktivum schließlich in vorher bestimmter Weise verfahren. Wenn die österreichisch-ungarische Monarchie in solcher Weise liquidiert hätte, wäre es immer noch ein ungeheuer komplizierter, schwieriger, in seinen Folgen kaum zu übersehender Vorgang gewesen, für den es an Vorbildern durchaus fehlt. Es würde den Raum dieser Studie überschreiten, wenn sie Vergleiche mit dem Zerfall früherer Großmächte anstellen wollte; die Verhältnisse haben sich ganz geändert. Da handelte es sich um mehr oder minder lose miteinander zusammenhängende Gebiete, oft um ein Zentrum mit Kolonien; die wirtschaftlichen Beziehungen der zu einem Staate verbunden gewesenen Teile, die Verkehrsdichte usw. waren nicht entfernt so eng wie in einem modernen, Jahrhunderte lang vereint gewesenen Staate mit den gegenwärtigen Verkehrsmitteln, dem unentwirrbaren Knäuel der durch die Arbeitsteilung, den Warenaustausch, die Geld- und Kreditorganisation geschaffenen Interessenverknüpfungen, von den Familienbeziehungen gar nicht zu reden. Auch der Zerfall des russischen Riesenreiches bildet kein Vorbild. Schlimm genug waren ja dort die Wirkungen, beziehungsweise die Umstände, unter denen er sich vollzog. Schreckensherrschaft, Revolution, Krieg, Hungersnot und Anarchie. Aber in Rußland handelt es sich um ein Land mit weitaus überwiegender agrarischer Verfassung. Wenn auf dem Lande gearbeitet wird und insoweit gearbeitet wird, können die Lebensbedingungen erträglich bleiben, nur die verhältnismäßig wenigen großen Städte sind durch die Kreditwirtschaft miteinander und mit dem Ganzen eng verknüpft. Sie sterben ab infolge des Terrors und der Hungersnot, aber der so zugrunde gehende Teil ist ein kleiner Bruchteil des Ganzen, das weiterleben kann. Ganz anders liegt die Sache in der bereits intensiv mit Industrie durchsetzten österreichisch-ungarischen Monarchie, deren einzelne Teile von einem dichten Netze von Kreditinstituten aller Art auf das engste untereinander und vor allem mit den Zentren Wien und Budapest verknüpft sind.

Aber es hat sich von Anfang an nicht um eine geordnete Liquidation nach festgelegten Grundsätzen, sondern um ein Hin- und Herzerren, um ein gewaltsames Zerreißen gehandelt, politisch durch die gewalttätige Angliederung national nicht zugehöriger Gebiete seitens der einzelnen Nationalstaaten, wirtschaftlich durch die gegenseitige Absperrung des Personen-, Güter- und Geldverkehres, rechtlich durch die plötzliche Trennung der gemeinsamen Verwaltungs-, Verkehrs- und Kreditinstitutionen. Der Erfolg konnte nur ein Chaos sein. Er wäre es auch gewesen, wenn sich etwa ohne Krieg in einer kurzen siegreichen Revolution die einzelnen National-

staaten von der Gesamtmonarchie losgelöst hätten und nun jeder Staat ohne Rücksicht auf die alten gemeinsamen Verpflichtungen und die zahllosen Interessenverknüpfungen ohne Vereinbarung mit den bis dahin zu einem Gemeinwesen vereinigten Nachbarstaaten sein Budget, seine Handels- und Verkehrspolitik, seine Bank und Währung usw. selbständig eingerichtet hätte. Ja in gewissem Sinne wären die Wirkungen noch ärger gewesen, denn das im Frieden überaus empfindliche Wirtschaftsleben, das noch nicht die Entbehrungskuren des Krieges durchgemacht hatte, würde mit einer schwer empfundenen wertzerstörenden Krise darauf reagiert haben. Jetzt ist man die Absperrung, das Loshämmern auf die Kultur- und Wirtschaftsgewohnheiten von außen und innen schon so gewöhnt, daß ein Mehr oder Weniger an Sperrmaßnahmen, Entbehrungen und Schikanen mit einem gewissen Gleichmut hingenommen wird. Aber es ist der Gleichmut des Verendenden, der sich willenlos in sein unabwendbares Schicksal ergibt, und das schnellere oder langsamere Hinsiechen aller Teile der ehemaligen Monarchie ist die unvermeidliche Folge des brutalen Zerreißens an Stelle eines vorsichtigen anatomischen Loslösens all der Nervenstränge und Blutzirkulationswege, die die lebendigen Funktionen des Staatskörpers früher gesichert haben. Die unvermeidliche Folge, wenn nicht sehr rasch Vernunft und Billigkeit über Leidenschaft, Haß und Schadenfreude siegt, vorausgesetzt, daß überhaupt noch Zeit dazu ist. Denn dieser Körper war bereits bis zur Kraftlosigkeit erschöpft durch die übermenschlichen Anstrengungen und Entbehrungen der viereinhalb Kriegsjahre. Der größten Schonung, der zielbewußtesten Förderung des Wiederaufbaues hätte es bedurft, um ihn wieder zu Kräften zu bringen. Und kaum ein Teil des Ganzen wird wie ein zerrissener Regenwurm sich neue zur Lebensbetätigung notwendige Organe sobald bilden können, wenn die übrigen absterben, denn dazu ist ein moderner Großstaat, eine moderne Volkswirtschaft ein viel zu fein ineinandergreifendes Räderwerk. Daß jene Nationalstaaten glaubten, nur ihre eigenen Interessen schützen zu sollen und dies am besten tun zu können, je weniger sie ihre Nachbarstaaten und die frühere Staatseinheit berücksichtigten, das wird die tragische Schuld sein, die sie ihren eigenen Staatsangehörigen verantworten werden müssen, wenn die Stunde der Erkenntnis kommen wird.

Mit dem unüberlegten, eine feige Fahnenflucht der bis dahin herrschenden Faktoren bedeutenden kaiserlichen Manifest an die „treuen" Völker Österreichs hat das tragische Schicksal begonnen. Das Manifest führte zur Auflösung der Armee, in der bis Ende Oktober noch Regimenter aller Nationen standhaft ihre Pflicht getan hatten. Mit ihm begann statt des geordneten Rückzuges die regellose Flucht, bei der Milliarden von Werten vernichtet, gestohlen, verschleppt wurden und der Rest an Sittlichkeits- und Verantwortlichkeitsgefühl, den der lange Krieg noch übrig

gelassen hatte, eingebüßt wurde. Dann sagten sich die einzelnen Nationalstaaten los, bildeten ihre eigenen Regierungen, erklärten sich in Feindschaft mit der ehemaligen Monarchie und den als ihre Rechtsnachfolger bezeichneten Zentren Wien (Deutschösterreich) und Budapest (Ungarn) und suchten, da ihr aufgepeitschtes Nationalgefühl ihnen noch brauchbare Heereskörper zur Verfügung ließ, im Kampf die Grenzen ihres Staatswesens zu erweitern, unbekümmert um die von Wilson für den Friedensschluß aufgestellten, inzwischen allerdings von ihm völlig preisgegebenen Rechtsgrundlagen. Deutschösterreich und Ungarn sahen fast wehrlos immer größere, ganz oder weitaus überwiegend von ihren Volksgenossen bewohnte Gebiete an die vordringenden anderen Nationalstaaten verloren gehen, mit der geringen Hoffnung, daß sich Wilson seiner vierzehn Punkte erinnern und bei seinen Bundesgenossen dem Rechte zum Siege zu verhelfen wissen werde. Was da zum Teil in blutigem Kampfe – meist nur der Bürger gegen die eindringenden Bataillone der fremden Nationen – in allen Grenzgebieten der neuen Nationalstaaten an Menschenleben und Gut zugrunde gegangen ist, das wird man kaum jemals erfahren; besonders Galizien hat bei diesen Kämpfen nicht viel weniger Zerstörung erfahren als in den furchtbaren Schlachten des wechselvollen Krieges, der so oft die eben begonnenen Ansätze zum Wiederaufbau vernichtet hat. Galizien wird in seinen beiden nationalen Teilen Jahrzehnte brauchen, ehe es wieder zu Wohlstand gelangen kann. Und was an Verbitterung durch diese Kämpfe erzeugt worden ist, das werden Generationen nicht überwinden können. Die Umwandlung der lähmenden, aber doch gezähmten innerstaatlichen Streitigkeiten der bunt durcheinander gewürfelten Völker auf dem Gebiete der ehemaligen Monarchie zu völkerrechtlichen Problemen und Kämpfen wird einstmals kaum als ein Meisterstück der in Paris versammelten Weltherrscher angesehen werden.

Aber diese Kämpfe waren doch mehr oder minder auf die Sprachgrenzen beschränkt. Inzwischen hätte das Staats- und Wirtschaftsleben im Innern zielbewußt wieder aufgebaut werden können. Das konnte nur durch Loslösung von dem früheren Ganzen geschehen. Wäre Österreich-Ungarn noch ein gesundes, finanziell gefestigtes, wirtschaftlich kraftvolles Staatswesen gewesen, so hätte dies allmählich geschehen können. Aber es war ein finanziell zusammenbrechender, überschuldeter, wirtschaftlich ausgezehrter Staat mit aufgebrauchten menschlichen und motorischen Produktivkräften, mit einer hinsiechenden Währung, und da begreift man schließlich die Eile, welche die neugebildeten auf die Stütze der Westmächte rechnenden Nationalstaaten bekundeten, sich von dem ruinierten alten Staate loszulösen. Ungarn hatte noch vor dem allgemeinen Zusammenbruch damit begonnen und damit schwere Schuld auf sich

geladen; als es einsah, daß es dafür keinen Dank von der Entente gewonnen hatte, daß es nur den Eroberungsgelüsten der neuen Nachbarstaaten ausgeliefert wurde, da suchte es die Stütze beim Schicksalsgenossen Deutschösterreich und wünschte die Gemeinsamkeiten zu erhalten. Aber es war zu spät und schließlich verfiel Ungarn dem Bolschewismus. In Wien erkannte man rasch die Gefahr und bemühte sich nach Konstituierung der Republik gute Nachbarschaft mit den neuen Nachbarstaaten zu pflegen und ihre Vertreter zu Verhandlungen über die Liquidation des zerfallenen Staates zu bringen, aber sie wollten nichts davon wissen. Allerdings, von den Aktiven nahmen sie, was ihnen erreichbar war, die Lokomotiven und Waggons der Staatsbahnen auf ihrem Herrschaftsgebiete, die ärarischen Bergwerke und Fabriken und von dem Demobilisierungsgut verlangten sie ihren Anteil, soweit er sich in Deutschösterreich befand. Sie lehnten aber jede Haftung für die Kriegsschulden ab, ja sie kündigten sogar die Forderung von Kriegsentschädigungen gegen Deutschösterreich und Ungarn an. Und die Passiva sind vielfach größer als die Aktiva. Die Gläubiger des ehemaligen Staates sind zum weitaus überwiegenden Teil die eigenen Staatsangehörigen — von 101,5 Milliarden Kriegsschulden sind nur 5 Milliarden im Ausland aufgenommen — und wenn der Staat zahlungsunfähig würde, müßten in allen Nationalstaaten alle Kreditinstitute, nahezu alle Einzelwirtschaften zahlungsunfähig werden.

Und nicht nur das, die neuen Staaten sperrten ihre Grenzen gegeneinander, der direkte Zugsverkehr wurde fast zur Gänze eingestellt, der freie Güterverkehr, der Personenverkehr auf ein Minimum eingeschränkt und zeitweise ganz eingestellt. Sie haben damit vor allem die Wirtschaft Deutschösterreichs schwer geschädigt, ihr den Rest von Leben, den sie aus dem Krieg gerettet hatte, nahezu genommen. Deutschösterreich war mit Wien und seiner weiteren Umgebung — neben Deutschböhmen — immer das stärkste Verarbeitungs- und Verbrauchszentrum der Monarchie. Selbst an Naturprodukten relativ arm bezog es seine Nahrungsmittel und Rohstoffe aus allen Teilen des Reiches. Die Zufuhren waren ja schon lange infolge der Erschöpfung der Arbeitskräfte unzureichend, nun wurden sie ihm fast ganz abgeschnitten. Die Absperrung der Lebensmittel führte geradezu zur Hungersnot. Der Kohlenmangel brachte den Fabriksbetrieb, den Eisenbahnverkehr, die städtischen Verkehrsmittel und die Beleuchtung nahezu zum Stillstand. In Deutschösterreich wurde hierdurch die durch die psychischen Störungen der Arbeiterbevölkerung ohnedies so sehr verminderte Gütererzeugung auf ein Minimum herabgedrückt. Diese Politik hat in allen Teilen des Reiches alte einkömmliche Bezugs- und Absatzquellen verstopft, Geschäftsverbindungen, die das Ergebnis vieljähriger aufbauender Arbeit waren, vernichtet, ungeheure Geschäftswerte zer=

stört und es wird, wenn einmal der gegenwärtige Warenmangel überwunden, der Absatz mehr das Ziel der Anstrengungen sein wird als die Versorgung, schwere Mühe kosten die gestörten Beziehungen wieder anzuknüpfen.

Ganz sinnlos war, was auf dem Gebiete des Geld- und Kreditverkehres geschehen ist. Der Krieg hat es mit sich gebracht, daß direkt oder indirekt dem größten Teil aller privaten Geldforderungen — und sie sind im Kriege durch den wirtschaftlichen Liquidations- und Aufzehrungsprozeß vervielfacht worden — der Staat als Verpflichteter gegenübersteht. Man geht kaum fehl mit der Annahme, daß mindestens ein Drittel bis die Hälfte des gesamten Privatvermögens Österreich-Ungarns aus direkten oder indirekten Forderungen an den Staat besteht. An diesen Forderungen an den Staat nehmen nun alle Glieder des ehemaligen Reiches teil. Nur der verhältnismäßige Anteil an den einzelnen Schuldarten des Staates ist in den Nationalstaaten sehr verschieden. Deutschösterreich ist besonders stark an dem Schicksal der Kriegsanleihen interessiert. Ebenso haben in Ungarn die eigentlich magyarischen Teile, weniger weil die slawischen Völker Ungarns sich gleich den österreichischen Slawen aus politischen Gründen ablehnend verhalten hätten, als weil sie wirtschaftlich zurückgeblieben den modernen Kreditformen weniger zugänglich waren, den größten Besitz an Kriegsanleihen. Aber da der Krieg noch viel mehr eine Konjunktur für die agrarischen Kreise war als für die industriellen, haben die slawischen Länder der ehemaligen Monarchie um so mehr Banknoten — deren Deckung gleichfalls in Schuldversprechen des Staates besteht — und sind daher an dem Ausgang der Liquidation der Monarchie ebenso beteiligt wie die deutschen und ungarischen. Und abgesehen davon, von Wien und Budapest gehen alle Stränge der Kreditorganisation über das ganze Land. Die Wiener Banken haben ihre Filialen in allen Nationalstaaten, sie haben in Böhmen ein vielfach größeres Geschäft als die weit jüngeren tschechischen Banken, von denen die größeren übrigens auch ihre Filialen in Wien haben. Wie könnten diese Banken, die Einlagen aus allen Teilen der Monarchie haben, ihre Gläubiger befriedigen, wenn der Staat seine Verpflichtungen ihnen gegenüber nicht erfüllte, und wie sollten die Großindustriellen ihre Betriebe aufrechterhalten, ihre Arbeiter entlohnen, wenn die Erben des alten Staates ihre Forderungen nicht anerkennen sollten? Dasselbe gilt von den Versicherungsgesellschaften, den Sozialversicherungsanstalten, den Sparkassen und Genossenschaften usw., deren Anwärter und Einleger meist kleine Leute sind. Alle die kleinsten Sparer kämen um ihr Geld, wenn die Kriegsanleihen nicht anerkannt würden. Und schließlich alle die vielen vermögenden und reichen Geschäfts- und Privatleute, die sich in größerem oder geringerem Maße an

der Erwerbung der Kriegsanleihen beteiligt haben, teils aus vaterländischem Pflichtgefühl — es ist eine nachträgliche Fiktion, daß alle Slawen von Anfang an österreich- und kriegsfeindlich gewesen wären — teils wegen der hohen Verzinsung von rund sechsundeinviertel Prozent — könnte man sie alle um ihr Vermögen bringen?

Die einfache Vernunft hätte erfordert, daß man von allen Seiten sofort nach der Auflösung des Reiches die feierlichsten Erklärungen abgegeben hätte, daß die Nationalstaaten gemeinsam für die Verpflichtungen des Staatswesens, in dessen Erbe sie sich teilten, aufkommen würden. Die Festsetzung der Anteile hätte dann freilich noch den Gegenstand schwerer Verhandlungen bilden müssen. Aber nur in Wien und in Budapest wurde dies erkannt. Die Nationalstaaten wollten in ihrem chauvinistischen Siegesrausch nichts davon hören. Deutschösterreich und Ungarn waren ja die Besiegten, sie sollten zahlen, nicht nur die Schulden an ihre eigenen Staatsangehörigen, sondern auch noch Kriegsentschädigungen an die neuen Nationalstaaten. Wie das die ausgepreßten Volkswirtschaften aufbringen sollten, denen man ihre reichsten Landesteile entrissen hatte, darüber zerbrachen sich die „Sieger" ebensowenig den Kopf wie die im Milliardenrausch verwirrten Staatslenker in Paris. Immer wieder wurden Erklärungen der Regierungen abgegeben, daß sie nicht daran dächten, einen entsprechenden Teil der Kriegsschulden zu übernehmen. Nur zu den Vorkriegsschulden, welche nur einen kleinen Bruchteil der gesamten Schuld ausmachen, erklärten sie sich bereit beizutragen. In Prag baute man darauf, daß in den tschechischen Kreisen verhältnismäßig wenig Kriegsanleihen seien, man verkannte dabei die indirekte Verknüpfung des Schicksals der ganzen Bevölkerung mit den Forderungen an den Staat durch die Kredit- und Versicherungsinstitute und den Zusammenhang zwischen Kriegsanleihen und Banknoten und vor allem das große Interesse der tschecho-slowakischen Volkswirtschaft an der Kriegsschuld, das von dem Augenblick an bestand, als sie die deutschen Gebiete der Sudetenländer sich einverleibt hatte, in denen der Anteil an den Kriegsanleihen nicht geringer ist als in dem Deutschösterreich verbliebenen Gebiete.

Solange die Kupons der Kriegsanleihen aus einem Vorschuß, den die letzte österreichische Regierung bei der österreichisch-ungarischen Bank aufgenommen hatte, eingelöst wurden, erlitten alle Besitzer von Kriegsanleihen schwere Kursverluste und Vertrauen und Kredit wurden empfindlich beeinträchtigt, aber die ganze Größe der Gefahr blieb latent. Seitdem diese Mittel erschöpft sind und Deutschösterreich nur an Deutschösterreicher die Kupons der österreichischen Staatsschuld zahlt, mehren sich die Klagen aus den anderen Nationalstaaten über die Vermögens- und Einkommenverluste, die die Existenz zahlloser Wirtschaftssubjekte bedrohen.

Noch tiefer in das Wirtschaftsleben greifen die Maßnahmen der verschiedenen Regierungen ein, um sich aus der Bank- und Währungsgemeinschaft mit den anderen Nationalstaaten zu lösen. Daß man die Banknoten nicht wie die Kriegsschulden notleidend werden lassen könne, das sahen allerdings alle Regierungen ein. Aber jede wollte so wenig als möglich auf ihre Rechnung übernehmen. Der jugoslawische Staat machte den Anfang. Er verfügte eine Zählung und Kennzeichnung der auf seinem Territorium umlaufenden Banknoten und entzog den ungestempelten die Zahlkraft. Aber er führte beides so mangelhaft durch, daß man durch Nachahmung irgendeines amtlichen Trockenstempels — in jedem Orte waren die verwendeten Stempel verschieden — ungezählte Mengen ungestempelter Banknoten in gestempelte umwandeln konnte, so daß Jugoslawien heute keine Ahnung hat, wie groß der auf seine Rechnung übernommene Notenumlauf ist. Das Bedürfnis dazu hörte allerdings bald auf, da die Schaffung einer jugoslawischen Kronenwährung ihr keinen eigenen von dem der alten Krone abweichenden Wert verlieh. Es besteht kein Agio der jugoslawischen Krone gegenüber der deutschösterreichischen. Mit mehr Bedacht ist die tschecho-slowakische Regierung vorgegangen, die die auf ihrem Gebiet umlaufenden Banknoten anfangs März zur Anmeldung und Kennzeichnung einberief. Vor allem verband sie die Währungs-Trennung mit der Anlegung eines Katasters alles mobilen Vermögens, um die Grundlagen für die Einhebung der großen Vermögensabgabe zu gewinnen. Und sie suchte den Erfolg dadurch zu sichern, daß sie bis zur Hälfte aller Banknoten, aller Bankguthaben und anderen Forderungen sperrte, so daß heute der Staat der Schuldner der ganzen Bevölkerung aus den zurückbehaltenen mobilen Vermögen ist, die seinerzeit in der von der Abgabe nicht verbrauchten Höhe zurückgegeben werden sollen. Damit sollte auch der Überfluß an Zahlungsmitteln vermindert werden, woraus sich die Regierung eine unmittelbare Ermäßigung der Preise im Sinne der Quantitätstheorie versprach. Diese ist ausgeblieben. Aber immerhin hat die tschechische Regierung erreicht, daß die tschecho-slowakische Krone einen eigenen Kurs hat, der — allerdings durch künstliche Manipulationen — um etwa 50 Prozent höher ist als der der alten österreichisch-ungarischen und der deutschösterreichischen Krone, wobei freilich der Kurs selbst noch keineswegs höher ist als Ende 1918. Denn der Kurs der Krone im Ausland ist einem unaufhaltsamen Verfall ausgesetzt gewesen seit dem Augenblick, wo es klar wurde, daß die Nationalstaaten das Geltungsgebiet der Krone immer mehr einzuengen gedachten und insbesondere für im Ausland befindliche Banknoten und Kronenguthaben niemand aufkommen wollte. Bei Beginn der Revolution stand die Krone in der Schweiz noch 45 Centimes, Anfang Februar noch etwa 30 Centimes. Sie sank auf

16 Centimes, als Tschecho-Slowakien seine Währungstrennung durchführte und Deutschösterreich notgedrungen, um nicht von allen Seiten mit ungestempelten Noten überflutet zu werden, auch eine Kennzeichnung seiner Noten verfügte, die technisch übrigens weitaus am vollkommensten durchgeführt worden ist, und als gleichzeitig der kommunistische Umsturz in Ungarn den Geltungsbereich der Krone neuerlich einengte. Seither hat sich die deutschösterreichische Krone wieder auf 23 Centimes, die tschechoslowakische auf 34 Centimes erhöht. Der Mehrwert der tschechischen Krone erklärt sich unschwer daraus, daß der an Naturprodukten und Industrie reiche tschechische Staat viel weniger auf ausländische Lebensmittel- und Rohstoffzufuhren angewiesen ist und viel mehr Exportprodukte besitzt als Deutschösterreich. Wenn aber die Krone nicht während der letzten Monate mutwillig um ihren Wert gebracht worden wäre, so würde der Mehrwert der tschechischen Krone gegenüber der deutschösterreichischen vielleicht nicht so groß sein, dafür aber stünden alle Kronen im Ausland höher. Polen mußte den Versuch der Konskription seiner Banknoten mangels eines verläßlichen Beamtenkörpers und aus anderen Gründen aufgeben, in Ungarn glaubte die Räterepublik die Geldfrage radikaler lösen zu können. Nun sind aber nicht nur in diesen Staaten, sondern auch in Deutschösterreich, Tschechoslowakien und Jugoslawien noch Milliarden ungestempelter Banknoten vorhanden, zu denen sich keiner der Staaten bekennt.

In der inneren Volkswirtschaft wären bei einverständlichem Vorgehen viele andere schwere Nachteile vermieden worden. Um die Zählungen und Stempelungen vornehmen zu können, mußte überall der Personen-, Waren-, Post- und Zahlungsverkehr über die Grenzen gesperrt werden. Die Prager Regierung hat diese Sperren mit der äußersten Brutalität durchgeführt. Durch neun Tage durften nur Ärzte, Krankenpflegerinnen und Hebammen im Beruf die Grenzen überschreiten. Kein Brief, kein Telegramm, keine Ware überschritt die Landesgrenzen. Aber auch der Verkehr im inneren war auf das äußerste gehemmt. Die Banken waren für den gewöhnlichen Parteienverkehr geschlossen, die Börse ist es seit anfangs März bis heute immer noch. Die Sperre der Hälfte der Bankguthaben und anderen Forderungen bringt eine schwere Beeinträchtigung des geschäftlichen Verkehres mit sich und gerade in Tschecho-Slowakien, wo die Voraussetzungen für die Wiederaufnahme einer intensiven Produktionstätigkeit am günstigsten wären, ist der Nachteil, der dadurch der Bevölkerung zugefügt wird, am sichtbarsten. In Wien würden Kohlenmangel und Unsicherheit der Zukunft die Arbeit im großen Maße behindern, auch wenn nicht durch alle möglichen Maßnahmen der eigenen Behörden und der Nachbarstaaten die Unternehmungslust niedergehalten würde. In Tschecho-Slowakien sind es in erster Linie alle die Schikanen und Maß-

nahmen der Regierung, durch die der Nachbar getroffen werden soll, die aber die eigene Volkswirtschaft kaum weniger schädigen und die die Unternehmertätigkeit vor allem in Deutschböhmen, aber auch in den tschechischen Teilen lahmlegen. Charakteristisch dafür ist, daß die noch im Vorjahr gut besuchten, weltberühmten böhmischen Bäder nur einen Bruchteil der Kurgäste zählen, die sonst dort Heilung oder Unterhaltung suchten.

Ganz unerträglich sind die Störungen des Zahlungsverkehrs zwischen den einzelnen Nationalstaaten. Die Banknote, welche noch vor einem halben Jahr zu Zahlungen in einem Fünfzigmillionen-Reich verwendbar war, ist heute jeweils in ihrer Zahlkraft auf den Nationalstaat beschränkt, in welchem sie abgestempelt ist. Man kann mit der deutsch-österreichischen Krone nicht mehr in Laibach oder Prag kaufen, mit der tschechischen nicht mehr in Wien oder Budapest usw. Auch bankmäßiger Überweisungsverkehr zwischen den einzelnen Staaten hat vollständig aufgehört. Man kann von Wien nach Prag oder Laibach und umgekehrt kein Geld überweisen. Von Budapest nach Wien Geld zu erlangen, ist infolge der Verfügungen der Räterepublik ganz unmöglich. Jeder der Nationalstaaten hat seine eigene Postsparkasse eingerichtet und diese sind mit den Schwesteranstalten nicht in Verbindung getreten, der einst vorbildliche Überweisungsverkehr dieser Anstalt hat aufgehört. Man ist darauf angewiesen, die Kronen der anderen Nationalstaaten im Devisenverkehr zu kaufen, aber ein regelmäßiges Geschäft darin besteht nicht. Denn die alten wechselseitigen Guthaben sind gesperrt und die Unterbindung des Waren- und Kreditverkehrs verhindert das Entstehen neuer, von einem Nationalstaat in den anderen übertragbarer Guthaben. Wenn man sich die vielfältige Verknüpfung nicht nur der Banken, sondern aller Unternehmungen der verschiedenen Nationalstaaten vergegenwärtigt, die zumeist Betriebe in den verschiedenen Staaten und fast durchwegs Guthaben in Wien besitzen, über die sie nicht mehr verfügen können, um Zahlungen zu leisten, so kann man sich die Verwirrung und den Schaden für die ganze Geschäftswelt vorstellen. Noch größerer Schaden wird in Zukunft erwachsen, wenn die Gerichte in den verschiedenen Staaten entgegengesetzte Entscheidungen darüber fällen werden, in welcher der vielen Kronen zwischenstaatliche Zahlungen zu leisten sind.

Der gegenwärtige Zustand, nicht nur in Deutschösterreich, sondern in allen Nationalstaaten, ist ein Chaos. Sie hängen immer noch durch das Geldwesen, durch die Kreditinstitute, durch die zwischenstaatlichen Industrie- und Handelsunternehmungen, durch den Wertpapierbesitz, durch Familienbeziehungen usw. mit zahllosen Fäden aneinander, aber die Fäden hängen schlaff. Die motorische Kraft, die sie in Bewegung gesetzt hat, ist ausgeschaltet. Aber dennoch reagiert die Volkswirtschaft jedes National-

staates empfindlich auf alles, was in dem anderen vorgeht. Wenn Ungarns Räterepublik die Sozialisierung und die Einstellung der Kuponzahlungen verfügt, so werden Tausende von Österreichern, Hunderte von Banken und Kreditinstituten, die drüben Forderungen und Unternehmungen haben, dadurch getroffen. Wenn in Böhmen die Skodawerke keine Zahlungen für ihre Forderungen an das Kriegsärar erhalten, sind die Kredite, die die Wiener Banken ihnen erteilt haben, immobilisiert. Die Guthabensperre in Wien bedroht zahllose Betriebe in Böhmen und Ungarn und ihre Arbeiter mit Stillstand. Wenn in Ostrau die Löhne erhöht werden, die Arbeiter in Streik treten, kann Wien nicht beleuchten und heizen und seine Fabriken und Eisenbahnen kommen zum Stillstand. Die tschechischen Eisenwerke sind geschädigt, wenn sie von Deutschösterreich kein Magnesit, die Bergwerke, wenn sie keine Sprengstoffe erhalten. Mühsam wird ein engbegrenzter Warenkompensationsverkehr aufrechtgehalten. Wo der freieste Verkehr im Interesse aller liegen würde, hat die tschecho-slowakische und nun auch die polnische Regierung Zollgrenzen aufgerichtet und die autonomen Zollsätze eingeführt, mit der Verpflichtung zum Frankkurs zu zahlen, das heißt die früher gegen das Ausland geltenden Zollsätze um mehrere hundert Prozent erhöht und gegen die anderen Nationalstaaten angewendet.

Welcher Wahnsinn gehörte dazu, um an Stelle einer geordneten Liquidation und der Herstellung eines freundnachbarlichen Wirtschaftsverkehres gewaltsam alle Bande zu lösen, geradezu unübersteigbare Grenzen zwischen den Nationalstaaten aufzurichten, die man doch wieder abzubauen gezwungen sein wird (wie man sich ja auch über die Staatsschulden wird einigen müssen) schon weil das Ausland sich nicht gefallen lassen wird, daß seine österreichisch-ungarischen Wertpapiere und Banknoten wertlos werden. Es ist derselbe Wahnsinn, der die neuen Nationalstaaten verleitet hat, so viel von Deutschen und Ungarn, aber auch von anderen Völkern bewohnte Gebiete an sich zu reißen, als ihnen irgend zur Arrondierung ihrer neuen Staatswesen, zur Förderung ihres wirtschaftspolitischen Imperialismus nützlich erschien. Das alte Ungarn ist dadurch zur Verzweiflung getrieben worden und es hat sich dem Bolschewismus ergeben, der politisch die Nachbarstaaten zu infizieren droht und sie wirtschaftlich durch die Einstellung der Zahlungen, durch die Kommunisierung der Betriebe — und solche besitzen nicht nur deutsch-österreichische Staatsangehörige, sondern auch tschecho-slowakische und jugoslawische in Ungarn in großem Umfang — schwer schädigt. Über Deutschösterreich hat man durch all das eine Wirtschafts- und Finanzkrise verhängt, welche nur infolge der einzigartigen Gutmütigkeit und Geduld seiner Bevölkerung noch nicht zu gewaltsamen sozialen Ausbrüchen geführt hat. Zwischen Ungarn und den

Nachbarstaaten, zwischen Polen und Ukrainern besteht Kriegszustand, zwischen Jugoslawen und Italienern kann er täglich ausbrechen. Italien bemüht sich wenigstens, Deutschösterreich, trotzdem es ihm besonders liebgehaltene Gebiete Südtirols entrissen hat, durch kluges Entgegenkommen in wirtschaftlicher Beziehung, durch Hilfe in seinen Ernährungsnöten zu versöhnen. In Jugoslawien wächst die Uneinigkeit zwischen Serben, Kroaten, Slowenen und Muselmännern und ein großer Teil dieser ehemaligen Angehörigen der österreichisch-ungarischen Monarchie ist jetzt schon wenig zufrieden, daß sie die Herrschaft von Wien und Budapest mit der viel gewalttätigeren Belgrads eingetauscht haben. Tschecho-Slowakien, das unter allen Staaten auf dem Boden der Monarchie politisch und wirtschaftlich die größte Zukunft haben könnte, hat sich durch die Angliederung rein deutscher und ungarischer Gebiete eine Irredenta geschaffen, die zwei Fünftel seiner Staatsangehörigen zum Widerstand einigt und früher oder später den neuen Staat sprengen wird. Es bemüht sich nicht einmal, sie durch Gewährung weitgehender politischer Rechte mit der neuen Regierung zu versöhnen. In der Prager Nationalversammlung sitzen nur Tschechen, es gibt nicht einen deutschen Abgeordneten oder Minister. Den deutschen Städten hat man tschechische Kommissäre auf den Hals geschickt, welche die deutschen Gemeindevertretungen und Bürger drangsalieren. Und zu alldem beschwört man durch die Entwertung der Kriegsanleihen und die anderen finanz- und wirtschaftspolitischen Maßnahmen eine furchtbare Wirtschaftskrise über den Teil des Landes herauf, der industriell bei weitem dem tschechischen überlegen ist, der im alten Österreich neben Wien weitaus den größten Teil der Steuerlasten getragen hat. Und man ist verblendet genug, nicht zu sehen, daß man damit die ganze eigene Volkswirtschaft dem Ruin entgegentreibt. Man scheint zu glauben, daß die einzige Folge der deutschfeindlichen Wirtschaftspolitik darin bestehen wird, daß deutsche Industrielle ihre Betriebe an tschechische abtreten, daß deutsche Banken ihr Geschäft tschechischen überlassen werden müssen. Dabei herrscht auch unter den Tschecho-Slowaken durchaus keine Einigkeit. Nicht nur die sozialen Fragen machen den Machthabern schwere Sorgen. Die katholisch gesinnten mährischen Tschechen und die Slowaken sind alles eher als einverstanden mit dem hussitischen Regime in Prag. Dort aber blickt man nur fasziniert nach Paris, und solange man sich der Stütze der Entente versichert glaubt, hegt man keine Furcht und sieht nicht, daß das kunstvolle Gebilde der Entente tiefe Risse zeigt und daß Tschecho-Slowakien an seinen Grenzen von erbitterten Feinden umgeben und von der leidenschaftlichen Opposition fast der Hälfte seiner Einwohner im Innern unterwühlt, sich nicht halten kann, sobald Deutschland wieder zu ruhiger Kraft sich emporgearbeitet haben wird. Kein Krieg wird dann nötig sein,

um die deutschen Gebiete Tschecho-Slowakiens zu seinem Stammland zurückzuführen. Nur eine sie national versöhnende, sie wirtschaftlich befriedigende Politik könnte die Deutschböhmen dauernd an Tschecho-Slowakien fesseln. Was bisher geschehen ist, kann nur zum Gegenteil führen, und ob überhaupt noch die Möglichkeit — den Willen vorausgesetzt — zur Umkehr besteht, ist fraglich. Der österreichisch-ungarische Großstaat aber wird nicht liquidiert, er ist zerrissen und zerfetzt worden und von den Gesetzen sind nur wenige lebensfähig. Man kann kaum mit vollem Recht das Wort von der Balkanisierung Österreich-Ungarns als Gleichnis anwenden. Denn die Balkanstaaten waren, als sie aus der Türkenherrschaft befreit wurden, politisch völlig rechtlos, wirtschaftlich und kulturell verwahrlost und tiefstehend. So viel Sünden auch das alte Österreich-Ungarn gegen seine Nationalitäten begangen haben mag, national und politisch waren sie durchaus nicht rechtlos, zum mindesten hatten sie weit größere Rechte als jetzt die Minderheiten in den neuen Staaten, und wirtschaftlich standen sie zum Teil auf sehr hoher Stufe. Man hat nur zerstört und als Fundament des Wiederaufbaus Treibsand genommen. Und vielleicht ist in diesem Zusammenhang zu begreifen, daß die Entente alle Mittel in Bewegung gesetzt hat, um Deutschösterreich von der Rückkehr zu dem alten Stammland Deutschland abzuhalten. Denn wenn Deutschösterreich mit Deutschland — allerdings mit einem, das man nicht aller Lebensfähigkeit beraubt — vereinigt würde, dann würde sich wahrscheinlich herausstellen, daß der einzige Teilstaat, der keine Ursache hätte, sich nach der Vergangenheit zurückzusehnen, derjenige wäre, der früher der Träger des österreichisch-ungarischen Staatsgedankens gewesen ist. Freilich scheint es auch mit dieser Hoffnung vorläufig vorbei zu sein. Deutschösterreich wird dahinsiechen, aber den anderen Nationalstaaten wird es nicht viel besser gehen, bis eine neue Epoche der Weltgeschichte anbricht, in der es Deutschland und Deutschösterreich gelingen wird, die Ketten abzustreifen, mit denen sie jetzt gefesselt werden sollen.

Kapitalistischer und antikapitalistischer Imperialismus

von Justus

Seit dem Zusammenbruch erscheinen in Deutschland fortgesetzt Bücher, Broschüren und Aufsätze über den Völkerbund. Die grundsätzlichen Pazifisten erheben ihre Stimme, die während des Krieges unterdrückt war, jetzt um so lauter; und das Publikum glaubt ihnen gerne,

daß der Krieg, der mit einer so fürchterlichen Niederlage endigte, von vornherein ein Verbrechen war, das verhütet werden konnte und dessen künftige Wiederholung um jeden Preis verhütet werden muß. Aber auch manche früheren Machtpolitiker sind nach der vorläufigen Zerstörung der materiellen Angriffs- und Abwehrkraft des deutschen Volkes Pazifisten geworden. Sie suchen im Völkerbund eine letzte Zuflucht vor den Wirkungen der Niederlage; sie klammern sich an allgemeine und abstrakte Moralforderungen und Rechtspostulate, an internationale Welt- und Menschheitsinteressen, um der Knebelung und Unterdrückung zugunsten der besonderen und konkreten Ziele und Interessen der feindlichen Sieger zu entgehen. Sie berufen sich im verzweifelten Bemühen, das Schlimmste abzuwenden, auf die ethische Ideologie, mit der die Ententeregierungen den Kriegswillen ihrer Völker wachhielten, auf die Ideologie, die sie selbst hundertmal als bloße Taktik, als Propagandamache, als Verhüllungsmanöver zurückgewiesen haben.

Diese neue deutsche Völkerbundsliteratur ist im ganzen ebenso illusionistisch, wie es etwa die Kriegsliteratur der Alldeutschen oder unserer unbelehrbaren anglophilen Verständigungspolitiker war; sie wird sich — genau wie jene — schon in kurzer Zeit als eine Sammlung schwer begreiflicher politischer Irrtümer und Ahnungslosigkeiten darstellen. Der Völkerbund als Realität ist keine Angelegenheit des Rechts der Besiegten, eines allgemeinen Weltanspruchs, eines abstrakten Rechts aller Völker, sondern es ist (solange nicht eine wirkliche, politische und soziale Weltumwälzung jeden heutigen Gesichtswinkel gründlich verschiebt) einfach eine Angelegenheit der angelsächsischen Politik. Die Angelsachsen sind, weltpolitisch gesehen, die einzigen Sieger dieses Krieges; was sich sonst noch als Sieger fühlt, ist es (soweit dies Gefühl nicht überhaupt trügt) höchstens in einem engen, lokalen und nationalen, aber nicht im Weltsinne. Daß die Sieger die Politik der Welt im Augenblicke ihres Triumphs nach *ihren* Zielen und Interessen einrichten, ist eine bare Selbstverständlichkeit. Sie mögen dabei irren und die Politik, die sie heute begründen, mag deshalb über kurz oder lang scheitern. Sie wird nicht scheitern, weil sie sich mit abstrakten Rechtsprinzipien und allgemeinen Menschheitspostulaten in einigen Widerspruch setzt; sie wird vielmehr nur dann zusammenbrechen, wenn inner- und außerhalb der Ententeländer gegnerische Kräfte und Interessen aufkommen und zusammengefaßt werden, die sich schließlich als die stärkeren erweisen. Aber das ist Zukunftsentwicklung — vielleicht nahe, vielleicht ferne. Wenn *jetzt* der Völkerbund geschaffen wird, so nur als Instrument dessen, was die gegenwärtigen britischen und amerikanischen Führer als richtige, angelsächsische Politik ansehen.

Nun besteht allerdings auch unter den Angelsachsen über das, was

„richtige angelsächsische Politik" ist, keine Einigkeit. Das Ziel, die Hegemonie des Angelsachsentums in der Welt, steht ja außerhalb jeder Debatte. Aber über die Mittel und Wege herrscht starke Meinungsverschiedenheit. Vor kurzem ist eine deutsche Übersetzung von Bernard Shaws „Peace conference hints" erschienen („Winke zur Friedenskonferenz", S. Fischer, Berlin 1919), nachdem schon vorher in Zeitungen und Zeitschriften Auszüge aus dieser Schrift veröffentlicht worden waren. Man hat Shaw in England und Deutschland als Deutschenfreund und Pazifisten denunziert und gepriesen. Sehr zu unrecht; er ist weder germanophil, noch im herkömmlichen und abstrakt grundsätzlichen Sinne pazifistisch, sondern einfach ein fortschrittlicher angelsächsischer Politiker, frei zwar von britisch-insularer Beschränktheit, aber doch mit selbstverständlicher Ausschließlichkeit eingestellt auf das allgemeine und grundlegende angelsächsische Weltziel. Er verurteilt den Krieg Englands gegen Deutschland politisch durchaus nicht; er geißelt und verhöhnt nur seine heuchlerische, moralisierende Begründung, den „melodramatischen" Aufputz, die verlogene Legende von der deutschen Kriegsschuld, den deutschen Kriegsverbrechen und der englischen Unschuld und Makellosigkeit. Er erklärt ausdrücklich, daß er an der Stelle Greys wahrscheinlich „mit Überlegung" genau das gleiche getan hätte, was dieser „instinktmäßig" tat. Er gibt offen zu, daß er sich nach einem gescheiterten Versuche keine Mühe mehr gab, den Fürsten Lichnowsky von der Gefahr, in der Deutschland schwebte, zu überzeugen, weil er wünschte, „daß der deutsche Kaiser geschlagen werde". Wie für alle politisch wollenden Angelsachsen — und Shaw, der Ire, denkt großpolitisch als Angelsachse — war auch für ihn die entscheidende machtpolitische Schwächung Deutschlands eine unentbehrliche Voraussetzung der weiteren Gestaltung der Weltpolitik. Nachdem diese Voraussetzung erfüllt ist, will er freilich — entgegen den Lloyd George und Bonar Law und ihren französischen Helfern Clémenceau und Bourgeois — Deutschland nicht noch weiter verkrüppeln und knebeln, sondern er will es in den angelsächsischen Weltkonzern, den er Völkerbund nennt, aufnehmen. Nicht um der Deutschen oder um der Menschheit willen — nein, im Interesse der Angelsachsen selbst. Er sieht — ganz richtig — aus dem Ausschlusse und der Knechtung Deutschlands, aus dem Lloyd George-Clémenceauschen Frieden eine unabsehbare Folge gewaltsamer Konflikte in Europa aufkeimen, in die das Angelsachsentum unweigerlich mit hineingerissen wird, die seine ruhige, wirtschaftliche Fortentwicklung stören müssen. Er sieht England in lästige Abhängigkeit von den Sonderwünschen seiner lateinischen Verbündeten auf dem Kontinent geraten. Er sieht, daß ein Bund, der nur eine Fortsetzung der Entente ist, den stärksten Anstoß zu Gegenkoalitionen geben, sich als neuer Kriegsfaktor erweisen muß, daß er am Ende gar die Ge-

schlossenheit des Angelsachsentums selbst bedrohen mag. Und deshalb wünscht er, das niedergeworfene Deutschland nicht abzustoßen oder auszuschalten, sondern es durch Aufnahme und rationiertes Wohlwollen fest in den Dienst des angelsächsischen Friedens zu spannen.

Der Durchschnittsengländer will von diesem Programm nichts wissen, weil er die Wiederkehr der deutschen Wirtschaftskonkurrenz, das Wiedererstarken der deutschen Macht fürchtet. Shaw überwindet diese Besorgnis durch die Sicherheit seines angelsächsischen Überlegenheitsbewußtseins. Er kann das, weil er die Dinge nicht aus dem engen Gesichtswinkel eines Bewohners des Vereinigten Königreichs betrachtet, sondern auf das ganze Angelsachsentum blickt, auf das Angelsachsentum über See, das Angelsachsentum Amerikas. Auf die angelsächsische Schwerpunktsverschiebung von den britischen Inseln und Europa weg, gegen die sich der typische englische Staatsmann noch zu wehren sucht, gründet Shaw seine neue Weltpolitik. Sie ist nicht spezifisch britisch, sondern angelsächsisch. Und weil sie das ist, kann sie darauf verzichten, Deutschland mit Gewalt niederzuhalten und rings um seine Grenzen Minen zu legen, die in jedem Augenblicke zur Explosion gebracht werden können, sofern sie nicht (was wahrscheinlicher ist) schon vorher von selbst in die Luft fliegen. Die geeinte angelsächsische Macht in der Welt besitzt eine Überlegenheit, gegen die Deutschland, auch wenn ihm die Möglichkeit der Erholung und Kräftigung gegeben wird, innerhalb des angelsächsischen Konzerns nicht aufkommen kann. Sie verfügt über die wichtigsten Rohstoffquellen, über den Großteil des kolonialen Reservebodens, über das kräftigste Finanzkapital der Erde, über die Seeherrschaft. Mit all dem kann sie die deutsche Entwicklung in den Grenzen halten, die sie ihr selbst zumißt, wenn sie Deutschland in den eigenen Konzern hineinzieht. Nur dann könnte ihr die Kontrolle über diese Entwicklung entgleiten, wenn das aus dem angelsächsischen Konzern ausgeschaltete und von ihm mißhandelte Deutschland zum Anschlusse an einen anderen getrieben würde, der dem angelsächsischen feindlich gegenüberstünde und sich wirtschaftlich und machtpolitisch selbst zu genügen vermöchte — zum Anschlusse also an einen osteuropäisch-asiatischen Konzern. Darum wollen Shaw und seine Gesinnungsgenossen wie Brailsford (vergleiche die politisch sehr bemerkenswerte Arbeit H. N. Brailsfords über die psychologischen Voraussetzungen des Völkerbunds in dem Friedschen Sammelbuch „Der Völkerbund", Verlag von E. P. Tal & Cie., Leipzig und Wien 1919) Deutschland nicht weiter „strafen", sondern so rasch wie möglich in ihrer angelsächsischen Völkerbundsgründung haben. Darum sucht Shaw die Mitglieder dieser Gründung nur „zwischen den Rocky Mountains und den Karpathen", darum schweigt er über die Mitgliedschaft Rußlands, ironisiert die Chinas, läßt die Japans ganz außer Betracht.

Shaws Völkerbund ist gar nicht deutschfreundlich; er will die angelsächsische Führung sichern und ihr Deutschland und das übrige Mittel- und Westeuropa unterwerfen. Deutschland kann in ihm leben — aber unter angelsächsischer Macht- und Wirtschaftssuveränität. Er ist ebenso spezifisch angelsächsisch, wie seinerzeit Cobdens freihändlerischer Pazifismus (der auf der Grundlage gesicherter britischer Überlegenheit ruhte), spezifisch englisch war. Aber er wird genau wie der Cobdenismus in Deutschland viel Beifall finden: einmal bei den grundsätzlichen Freihändlern von der Art Brentanos oder Bernsteins, (siehe Bernstein, „Völkerbund oder Staatenbund", Berlin, P. Cassirer, 1918) außerdem bei jenen Politikern, die sich deutschen Aufstieg von jeher nur im Schatten des angelsächsischen Imperialismus vorstellen konnten und der verlorenen Chance der Junior-Partnerschaft stets heiße Tränen nachweinten. Diejenigen aber, die (wie unsere unpolitischen Durchschnittspazifisten) nicht verstehen, daß bei der gegebenen Völker- und Machtverteilung auf der Erde ein Völkerbund keine Gesellschaft gleich aktiver und gleichberechtigter Nationen sein kann, sondern nur ein Anschluß geführter Völker und Staaten an führende, werden den angelsächsischen Bund für den Völkerbund schlechthin halten, für die tatsächliche Verwirklichung des pazifistischen Ideals. Sie werden nicht erkennen, daß der Frieden, den dieser Bund bestenfalls bringen kann, nicht die pax mundi sein wird, sondern nur eine pax anglo-saxonica, und daß er nur solange gesichert ist, wie dem angelsächsischen Weltkonzern kein ebenbürtiger entgegentritt.

Shaw glaubt (und das ist durchaus bezeichnend für seinen nicht britischen, sondern gesamtangelsächsischen Standpunkt) in Wilson den berufenen Verfechter und Träger seiner neuen Welt- und Völkerbundspolitik zu finden. In Deutschland hat man neuerdings (seit man zu seinen Vierzehn Punkten griff, um aus dem Bankrott wenigstens ein nationales Existenzminimum zu retten) Wilson vielfach als „reinen" uneigennützigen Pazifisten, als „Menschheitsapostel" angesehen. Die Auffassung Shaws war sicher richtiger als die deutsche. Aber auch Shaw ist inzwischen von Wilson schwer enttäuscht worden. Wahrscheinlich hatte der amerikanische Präsident ursprünglich in der Tat die Absicht, eine großangelsächsische Weltpolitik, wie sie Shaw vorschwebt, zu inaugurieren; schon deshalb, weil sie ja die gegebene amerikanische Politik war. Er hat jedoch diese Politik schließlich so gut wie vollständig einer insular-englischen geopfert, die den auf die Dauer aussichtslosen Versuch macht, Deutschland zu knebeln und zu ruinieren, die den europäischen Kontinent zugunsten Englands spaltet, schwächt und mit ewiger Unruhe bedroht, die aber dem angelsächsischen Weltkonzern nicht die breiteste mögliche Basis schafft, und

die deshalb am Ende dem Angelsachsentum über See und vor allem Nordamerika eher schaden als nützen muß.

Wir besitzen jetzt eine ganze Anzahl deutscher Ausgaben der Reden und sonstigen politischen Kundgebungen Wilsons. Sie sind sämtlich vor Versailles erschienen oder doch zusammengestellt und meist mit sehr panegyrischen, sehr unkritischen Einleitungen und Kommentaren versehen. (Als Beispiel sei erwähnt die Einleitung Heinrich Lammaschs zu seiner Sammlung von Briefen, Schriften und Reden des Präsidenten, die er unter dem Titel „Woodrow Wilsons Friedensplan" bei E. P. Tal & Cie. in Leipzig und Wien herausgegeben hat.) Wenn man jetzt, nach Versailles, diese programmatischen Äußerungen nochmals liest, in denen immer wieder betont ist, daß das verübte Unrecht nur durch strengste Gerechtigkeit gutgemacht werden könne, daß das deutsche Volk nicht bestraft, sondern daß im Gegenteil nach Beseitigung seiner militärischen Führer seine künftige Wohlfahrt (im angelsächsischen Konzern) gesichert werden solle, (wie eifrig und erfolgreich ist während des Krieges mit diesem Versprechen in deutschen Schützengräben und Fabriken gearbeitet worden!) — so kann man sich dem Eindrucke schwer entziehen, daß, um mit Shaw zu reden, die Wilsonsche Rhetorik ebenso „Melodrama", verlogenes Melodrama war, wie die der Politiker von Downing Street.

Daß Wilson niemals der reine Idealist, der unbekümmerte Wahrheitssucher gewesen ist, als den sich ihn seine naiven deutschen Bewunderer vorzustellen pflegten, kann man einer ausführlichen Biographie entnehmen, die der Franzose Halévy, augenscheinlich ein Verehrer des Präsidenten, kürzlich veröffentlicht hat und von der auch eine deutsche Übersetzung vorliegt. (Daniel Halévy, Präsident Wilson, Rascher & Cie., Zürich 1918.) Man ersieht aus dem Lebenslaufe Wilsons vor allem, daß er mit planmäßigem Ehrgeiz, mit bewußter und gewollter Anpassung der Mittel an das persönliche Erfolgsziel seine „Karriere" aufgebaut hat, — was schwerlich ein Kennzeichen von reinem und unbekümmertem Idealismus ist. Er benutzt die Präsidentschaft der Princeton Universität, um sich durch einen klug in die Öffentlichkeit getragenen Konflikt dem Publikum als radikaler Demokrat zu empfehlen. Er bewirbt sich um den Gouverneurposten von New Jersey, um ein Sprungbrett und eine agitatorische Plattform für die nahe Präsidentenwahl zu gewinnen. Von Haus aus eine aristokratisch-autoritäre Natur (der französische Biograph gebraucht sogar die Bezeichnung cäsaristisch), wird er in dem Augenblicke zum demokratischen Volksversammlungsmann, in dem er in den Kampf um die Präsidentschaft der Vereinigten Staaten eintritt. „Indem Wilson sich an die große Menge wendet," schreibt Halévy, „ändert er seine Sprache. Er läßt seinen historischen Realismus ein wenig zurücktreten. Die Massen sind, er weiß

es, im Grunde immer gläubig, hoffnungsvoll, den idealistischen Antrieben und religiösen Anregungen zugänglich. Er schafft sich eine neue Redekunst, die idealistisch und religiös ist und die Gleichheit und Demokratie verherrlicht. Es scheint, daß ihm dies sofort und ohne Anstrengung gelingt." Die Erklärung für diese mühelose Wandlung findet der Franzose in einem „realistischen und praktischen Instinkt, der ihm in jedem Moment die wirksamsten Worte eingibt". „Er sucht immer die Zustimmung, die Unterstützung des Publikums zu finden, das ihm gerade zuhört . . . ." „In der Politik," sagt er zu Ida Tarbell, „bin ich Pragmatiker, mein erster Gedanke ist: wird das Erfolg zeitigen?" Kleine Züge bestätigen diese opportunistisch-demagogische Neigung. Wilson lebt als Präsident völlig isoliert, aber für die Presse ist er jede Woche einen ganzen Nachmittag zu sprechen. Er legt seine Kundgebungen nur seinem Privatsekretär Tumulty vor, weil dieser „den Eindruck wunderbar errät, den die Worte machen, wenn sie über die Plattform gehen". Er ist Pazifist à outrance, wenn bevorstehende Wahlen die Rücksicht auf friedliche Parteistimmungen nötig machen, und er singt in der Volksversammlung, „in dramatischer Haltung, die linke Hand auf die Brust gelegt, das Haupt zurückgeworfen" die amerikanische Hymne, wenn er gerade für eine Militärvorlage spricht. Er stellt sich in einer Wahlversammlung hin und sagt: „Ich habe Eure Angelegenheiten nicht geführt, liebe Mitbürger. Ich versuche bloß zu verstehen, was Ihr wollt, daß ich tue, und dann tue ich es".

Dieser Mann blieb nur seinen politischen Gewohnheiten und Methoden treu, wenn er für den Krieg, in dem Amerika unmittelbar anscheinend nichts zu gewinnen hatte, eine Ideologie schuf, die dem Bedürfnis der Massen nach „idealistischen Antrieben und religiösen Anregungen" entsprach. Hinter dieser Ideologie stand bei ihm, wie gesagt, vermutlich das Programm einer Politik groß-angelsächsischen Imperialismus unter amerikanischer Führung, einer Politik also, die die Niederlage und gründliche Schwächung Deutschlands anstrebte, es aber dann, geschwächt und zurückgeworfen, in den angelsächsischen Weltkonzern aufnehmen wollte. In der Wahlkampagne im Herbst 1916 deutet er diesen neuen angelsächsisch-amerikanischen Weltimperialismus an: „Es hat ein Ende mit dem Klein-Amerikanismus, mit den engen Ansichten und den geschützten Industrien . . . . Endlich erhebt sich für die Vereinigten Staaten der Tag der großen Unternehmungen, deren Wirkungsfeld die weite Welt ist." — Als er dann nach London und Paris kam, fand er hier bei den Politikern, beim Großteil der Presse und in der öffentlichen Meinung völlig andere Stimmungen und Wünsche. Shaw verlangte von ihm, daß er sich um Wahlergebnisse und Zeitungsgeschrei nicht kümmere, sondern treu und fest zu seinen Ideen stehe. Aber Wilson ist „in politischen Dingen

Pragmatiker", seine „einzige Frage ist die nach dem Erfolg". Im Augenblicke galt es, in Europa Erfolg zu haben, das heißt in England und Frankreich. Nach Amerika zurückgekehrt wird er den Erfolg vielleicht wieder auf ganz anderen Wegen suchen, — wenn er auf ihnen die Gefolgschaft der Massen zu finden hofft.

Der angelsächsische Völkerbund Shaws (und noch mehr natürlich der Lloyd George-Clémenceau-Wilsonsche Völkerbund, der nur eine wenig standfeste Erneuerung und Erweiterung der alten Einkreisungsallianz gegen Deutschland bedeutet) ist ein kapitalistisch-imperialistisches Gebilde. Shaw ist zwar Sozialist, aber beileibe kein Revolutionär. Er spricht wenig über den russischen Radikalismus, aber das Wenige zeigt seine besorgte Ablehnung. Sein Plan stellt den im Krieg teils vergleichsweise unversehrt gebliebenen, teils (außerhalb Europas) positiv gestärkten angelsächsischen Kapitalismus in den Mittelpunkt einer Völkerorganisation, in der die schwächeren, durch den Krieg erschütterten oder ausgehöhlten Kapitalismen zu Satelliten des angelsächsischen werden. Zweifellos will er — er ist ja Sozialist — auch den angelsächsischen Kapitalismus durch Reformen „zähmen". Aber an den kapitalistisch-imperialistischen Grundcharakter der Völkerzusammenfassung rührt er ebensowenig wie an die für ihn selbstverständliche Idee der angelsächsischen Vorherrschaft.

Eine Gegenbewegung, eine Gegenorganisation gegen diesen kapitalistisch-imperialistischen angelsächsischen Völkerbund kann nicht von reinem Pazifismus ausgehen; ihm fehlen dazu die wirklichen vereinigenden und bindenden Kräfte. Sie könnte ausgehen von einer anderen kapitalistisch-imperialistischen Vormacht, die der angelsächsischen gewachsen ist und ihrerseits die schwachen und niedergebrochenen Kapitalismen in ihren Bannkreis zu ziehen versucht. Allein eine solche kapitalistische Macht ist nicht vorhanden; der japanischen mangelt die Reife der Entwicklung und eine ausreichend breite Basis. So kann die Gegenaktion nur ihren Ausgang nehmen von einer antikapitalistischen Ausdehnungsbewegung, die aus dem kapitalistischen Niederbruch selbst geboren wird, sich zunächst über die Länder zu verbreiten sucht, in denen der Krieg den Kapitalismus erschüttert und entwurzelt hat, und es schließlich unternimmt, mit Hilfe der proletarischen Massen auch den stark gebliebenen oder noch gestärkten Kapitalismus der angelsächsischen Siegesländer zu stürzen. Der Versuch eines solchen antikapitalistischen Imperialismus, der sich dem kapitalistischen der Angelsachsen entgegenwirft, ist da; sein Träger ist der russische Bolschewismus.

Wir haben in Deutschland eine nicht gerade knappe, aber im ganzen recht minderwertige Literatur über den Bolschewismus. Die Propagandaschriften wider und für den Bolschewismus (genannt seien beispielsweise

die sehr zahlreichen antibolschewistischen Broschüren des Generalsekretariats zum Studium und zur Bekämpfung des Bolschewismus, die [antibolschewistische] Schrift von Kossowsky: „Das bolschewistische Regime in Rußland", verlegt bei Trösch in Olten [sehr materialreich], die [gleichfalls antibolschewistische] Broschüre „Der Bolschewismus" von Duhr in den Flugschriften der „Stimmen der Zeit" [Herder, Freiburg], probolschewistisch die „Proletarischen Flugschriften" des Verlags der Kommunistischen Arbeiterzeitung, Hamburg) sind für die wirkliche Erkenntnis der Probleme gleich bedeutungslos und haben nur durch die tatsächlichen Angaben, die da und dort in ihnen enthalten sind, einen gewissen Wert. Von den vielen Broschüren der antibolschewistischen Liga stehen nur die Stadtlers auf einem höheren Niveau; und auch sie erheben sich nicht sehr weit über das Agitatorische. Der geistigen Gesamtfrage des russischen kommunistischen Systems kommen nur Gawronskys vortreffliche „Bilanz des russischen Bolschewismus" (Paul Cassirer, Berlin 1919) und Alfons Paquets „Geist der russischen Revolution" (Kurt Wolff, Leipzig 1919) nahe. (Einleitung und Schlußwort zu Hans Vorsts „Das Bolschewistische Rußland" – der Rest des Buches besteht aus Tagesartikeln – sind eine tüchtige, aber unschöpferische, vulgärliberale Auseinandersetzung mit der bolschewistischen Praxis.) Gawronsky gehört zu den politischen Gegnern der Bolschewiki. Aber er verschmäht die bequeme Methode, sie lediglich mit der Darstellung der destruktiven Begleiterscheinungen ihrer Herrschaft, mit Anklagen wegen Terrors und unterdrückter Preßfreiheit, mit formal-demokratischen Argumenten zu widerlegen. Er gibt die idealistische Fundierung und die Geschlossenheit des bolschewistischen Gedankenkreises, die Systematik der bolschewistischen Konzeption zu. Allein er versucht und erbringt den Beweis, daß diese Konzeption scheitern muß, weil der geistige Zustand der Menschen, die sie durchführen sollen, ihr in keiner Weise entspricht. Er zeigt, wie eine Organisation, deren Aufgaben höchstens dann bewältigt werden könnten, wenn aus der Masse plötzlich Tausende von Männern und Frauen mit Führerfähigkeit, Führerkenntnissen, Führerverantwortung aufstiegen und wenn die Masse selbst von eiserner, sozialer Disziplin erfüllt wäre, – wie eine solche Organisation einem analphabetischen, herdenhaft-unselbständigen, dabei aber asozial, egoistisch-kleinbürgerlich, anarchisch empfindenden Volke aufgezwungen wird. Er zeigt das notwendige Mißlingen dieses Versuchs in der ganzen Breite des staatlichen und wirtschaftlichen Lebens trotz ständig verschärfter Tyrannei von oben; er schildert die Atomisierung, den Zerfall der Wirtschaft ins primitiv Kleinbürgerliche, das Aufkommen eines wucherischen Schleichkapitalismus als illegale Remedur der Lähmung durch eine dekretierte Ordnung, die nicht funktionieren kann.

Alfons Paquet, dem der Sozialismus ein neues Bekenntnis ist, legt

auf den ideellen Gehalt des Bolschewismus noch weit mehr Gewicht als Gawronsky. Er bringt keine gründliche und systematische Kritik der Durchführbarkeit des bolschewistischen Systems; aber auch er glaubt nicht an seinen Bestand. Indes fühlt er, daß die geistigen Nachwirkungen des ersten Versuchs, ein großes Land kommunistisch-proletarisch zu regieren, weitläufig und schwerwiegend sein müssen. Er fühlt, daß diese Nachwirkungen in besonderem Maße auf uns selbst ausstrahlen werden und auf unser Verhältnis zum vorläufig siegreichen, angelsächsischen Kapitalimperialismus.

Wäre das Experiment des Bolschewismus in Rußland gelungen, so hätte er wahrscheinlich in nicht allzulanger Zeit den kapitalistisch-imperialistischen angelsächsischen Weltkonzern mattgesetzt. Der erfolgreiche, produktive Bolschewismus hätte sich nach Westen sicherlich über Deutschland, vermutlich auch über Frankreich ausgebreitet. Nach Osten hin hätte er leicht Sibirien erobert, und wenn er nicht nach Japan eingedrungen wäre, so hätte der japanische Kapitalismus doch alle Ursache gehabt, einen modus vivendi mit ihm zu finden. Dann aber wäre ein sozialistischer Länderkomplex entstanden, der sich schließlich selbst genügen, eine Blockade immerhin ertragen, ruhig auf die am Ende unvermeidliche Wirkung seines sozialwirtschaftlichen Beispiels auf das Proletariat der angelsächsischen Kapitalistenstaaten hätte warten können.

Das bolschewistische Experiment ist jedoch mißlungen und hat das kapitalistische Wirtschaftserbe in Rußland zum größten Teile zerstört. Damit hat Rußland ohne Zweifel die Führung in der sozialwirtschaftlichen Erneuerung verloren. Nun ist Deutschland die Aufgabe gestellt, das Problem dieser Erneuerung zu lösen. Gelingt ihm die Lösung (sie kann nur gelingen, wenn die bürgerliche Führerschicht und das Proletariat *zusammen* mit voller Entschlossenheit den neuen Weg betreten), dann werden sich die Ströme des geistigen Einflusses von *Deutschland* aus nach West und Ost verbreiten, und von ihnen getragen kann am Ende in Europa und Asien eine neue Völkerverbindung erwachsen, die nicht mehr unter der Vormundschaft des imperialistischen Kapitalismus der Angelsachsen steht.

Die Berliner Sezessionen

von Adolf Behne

Es ist offenbar: die neue Kunst hat auf der ganzen Linie gesiegt. Die Frage ist nur, ob der Sieg kein Pyrrhussieg geworden ist. Der Expressionismus ist heute die große Mode, und man huldigt dieser Mode sehr devot. Aber das Beste, das Eigentliche der neuen Kunst kann überhaupt niemals siegen. Es wird stets und immer in Opposition sein. Jeder Sieg wäre Erstarrung, und so wird jeder Sieg der wahren neuen Kunst zu einem Pyrrhussieg. Was siegen kann, wird immer nur das Mitläufertum der neuen Kunst sein, und wenn dieses gesiegt hat, steht die Kunst – schon wieder an einer ganz anderen, fernen und einsamen Stelle. Wer siegt, ist eigentlich immer das Publikum.

Betrachtet man die Ausstellungen der beiden Berliner Sezessionen, so kommt man zu der Überzeugung, daß die Sezessionen kaum noch existieren. Sie empfanden selbst, daß sie auf Beachtung nur noch rechnen können, wenn sie die Jugend in die erste Reihe stellen. Das tut sowohl die Corinthsche, wie die Liebermannsche „Freie" Sezession. Keine von ihnen erhält ihr Gepräge durch die alten, bekannten, klassischen Sezessionsmitglieder. Corinth begnügt sich im großen Mittelsaal mit einer bescheidenen Türumrahmung. Liebermann ist in der „Freien" auf das Altenteil gesetzt. Er hat seinen Platz im rechten Eckraum, wo seit Jahren seine neuen Bilder an der nämlichen Wand hängen. Ein etwas elegischer Anblick. Man bringt in höflicher Rücksichtnahme auf den Ehrenpräsidenten keine Ultrabilder hier herein. Purrmann ist diesmal mit ziemlich zahmen Versuchen, farbig zu werden, eben noch möglich. Sonst hängen hier die Bilder von Theodor von Hagen (†), von Ulrich Hübner und Mosson, freilich auch eines von Artur Degner, das hier vielleicht falsch verstanden werden kann. Lebendig wird die Sache jedenfalls erst in den Nebenräumen, in denen die Existenz eines gewissen Liebermann nicht mehr bekannt ist.

Die Verbeugung der Corinthschen Sezession vor der Jugend ist die Überlassung des Mittelsaales – des einzigen erträglichen Raumes – an die Jäckel, Rößner, Heckendorf, Zeller, Kohlhoff, Krauskopf, Büttner, Waske und Klaus Richter, die jeder mit einem Wandbilde vertreten sind. (Außer ihnen noch Corinth mit der erwähnten Supraporte und Scheurich, Finetti und Klossowski.) Diese Wandbilder bestimmen die ganze Ausstellung. Alles andere ist Nebenraum, und selbst in diesen Nebenräumen, die zumeist Graphik bringen, muß man die Alten, die Träger des Sezessionsgedankens, suchen. Dieser Gedanke scheint kein Leben mehr zu enthalten.

Denn die „Freie Sezession" zeigt ähnliche Verhältnisse, wenngleich ihre

Ausstellung als Ganzes wesentlich straffer und energischer wirkt. Die Verlegenheit der Alten äußert sich hier in der Heranholung Schmidt-Rottluffs, die nur vielleicht zu spät erfolgte, um die Ausstellung noch ganz zu retten. Schmidt-Rottluff ist der linke Eckraum überlassen worden, der, als Pendant zum Liebermannsaal, eine starke Kollektion seiner farbenstolzen, kühnen Werke zeigt. (Psychologisch interessant ist, daß ein Berliner Kritiker erfreut konstatiert, Schmidt-Rottluff habe von seiner früheren Brutalität etliches aufgegeben, ohne zu bemerken, daß dies die nämlichen „brutalen" Bilder von einst sind, zu denen durchaus kein neues, „milderes", hinzugetreten ist.) Wie sehr man sich freut, diese starken Arbeiten wiederzusehen, so ist es doch natürlich ein Armutszeugnis für die „Freie Sezession", einen so großen Teil ihres Hauses mit früheren Bildern füllen zu müssen. Auch die Kollektion Theo von Brockhusen (†) nimmt einen ganzen Raum ein.

Schmidt-Rottluffs starken künstlerischen Willen, der überall mit fester Entschlossenheit auf das Wesentliche zugeht, spürt man auch an anderer Stelle. Der große Mittelraum ist zu einer Ehrung für Wilhelm Lehmbruck hergerichtet. Die Tür, die vom unruhigen Vorraum aus unmittelbar in den Mittelraum führte und auch diesen mit Unruhe ansteckte, ist geschlossen. Man betritt den großen lichten Raum, in dem die stillen Werke Lehmbrucks weit und von Luft umgeben aufgestellt sind, nachdem man die ziemlich lauten Seitensäle durchwandert hat, und dann wirkt die Ruhe dieses großen Raumes, seine weite, lockere Haltung, das schwarze geschlossene Tor gegenüber, beim Hinabschreiten der Stufen sehr stark als Besonderheit, Entrücktheit. Außer Lehmbrucks feinen Werken — auch seine Radierungen sind hier — enthält der Raum nur noch wenige Plastiken (von Tuaillon, Albiker, Bosselt, L. von Jakimow und von Emmy Roeder, die manches verspricht), schließlich neuartig und gut angebrachte graphische Arbeiten von Hodler, Barlach und Kokoschka und die besonders schönen neuen Holzschnitte von Schmidt-Rottluff.

Die schwierige Darstellung der Graphik ist hier so gut gelöst, daß man für die sehr unruhige eigentliche graphische Abteilung die Hand Schmidt-Rottluffs wohl kaum annehmen kann. Die bewundernswerten letzten großen Holzschnitte von Lyonel Feininger etwa hängen hier doch gar zu schlecht in einer unebenbürtigen Umgebung. Könnte man sie nicht noch nachträglich in den Mittelraum bringen? Auch die Gemälde Feiningers hängen ungünstig. Da aber gleichzeitig J. B. Neumann in unmittelbarer Nachbarschaft eine unvergeßliche Übersicht über das Schaffen Feiningers gibt, beachtet man es vielleicht weniger streng.

Durch das Eintreten Schmidt-Rottluffs, der zwei Werke Franz Marcs der Ausstellung als ihren wertvollsten Inhalt einfügte und auch die neue Dresdner Gruppe der Radikalen „1919" (unter eigner Jury) heranzog,

ist eine beinahe gute Ausstellung noch zustandegekommen, doch kann man unmöglich übersehen, daß das Beste dieser Ausstellung frühere, bereits bekannte Arbeiten ausmachen. Das Neue, das sie bringt, ist ziemlich mager und, abgesehen von dem wirklich sehr starken und wertvollen Lasar Segall in der Dresdner Gruppe, nichts Außergewöhnliches. (In dieser Dresdner Gruppe machen sonst den besten Eindruck Otto Lange und Willi Heckrott. „Interessant" sind sie ganz gewiß alle, aber ich empfinde in der Drastik eines Otto Dix und auch in der Besonderheit Felix Müllers etwas von fast provinzieller Aufgeregtheit – etwas Angeheiztes.) Neue Namen sind Bob Bell, Hans Dornbach, Herbert Fiedler und Arno Drescher. Sie erwecken einige Hoffnungen – unter den Graphikern auch Felix Meseck –, aber ziemlich zaghaft.

Als Hinweis auf Zukünftiges ist das Ergebnis der „Freien Sezession" also etwas mager. Sie zeigt einzelne starke Arbeiten einiger ihrer bekannten linksstehenden Mitglieder, außer von den genannten von Otto Müller, Artur Degner, Milly Steger, auch von Domscheit und Partikel, und sie zeigt ihre älteren Sezessionisten wie Mosson, die beiden Hübner, Kolbe, Orlik, E. R. Weiß und auch ihren Ehrenpräses Liebermann in ihrer genügend bekannten, längst formelhaft gewordenen Art (Curt Herrmann ist diesmal kaum vollgültig vertreten). Aber eine große Hoffnung auf die Zukunft geht von ihr nicht aus. Eine gewisse Kriegsmüdigkeit und eine von den Nachwehen des Krieges vielleicht bedingte Lückenhaftigkeit kennzeichnen sie, soweit Schmidt-Rottluff sie nicht überwand. Die Ausstellung enthält manches Schöne, aber ein starkes Vertrauen auf die Zukunft dieser Künstlergruppe erweckt sie nicht. Revolutionäres Temperament ist fraglos am stärksten bei den Dresdnern.

Und die Corinthsche Sezession?

Ein merkwürdiger Zufall – aber gibt es denn einen Zufall? – hat hier eine Gruppe von Jungen zusammengeführt, die von einem Anfall frühen Greisentums heimgesucht zu sein scheinen. Einige von ihnen möchte ich noch immer für Talente halten ... in dieser Luft gehen sie unweigerlich zugrunde. Meltau ist auf sie gefallen, hat sie grau und passiv gemacht. Wie wohltuend ist es, in der „Freien Sezession" wenigstens in einigen Sälen einen kühnen Willen zu spüren, der bewußt gestaltet. Hier ist überall nur ein interessant angerührtes Brodeln, und alle rühren es nach dem gleichen Rezept an. So schafft man aber keine Wandbilder, auch keine „dekorativen" Wandbilder. Das erste wäre doch wohl gewesen, einen Plan für das Ganze aufzustellen, eine Aussprache zum mindesten herbeizuführen über Themen, Maßstab, Haltung, und vielleicht auch dafür zu sorgen, daß nicht als dekoratives Wandbild ein vergrößertes Titelblatt der „Dame" neben einer Tabakreklamemarke in Riesengröße,

eine Illustration aus der „Jugend" neben einem Altarbild entstand. Diese 13 Bilder nebeneinander zu sehen, ist einfach schmerzhaft.

Wenn es eine Aufgabe gibt, die Geist und Willenskraft erfordert, dann ist es das Wandbild. Hier aber versinkt alles im Materiellen. Denkt man an César Kleins schöne Wandbilder im Hause Gurlitt, dann wird einem ganz wehmütig bei dem Gedanken, was hier versäumt worden ist.

Einen Versuch, durch das geistige Mittel der Konstruktion und durch den Willen der Farbe Herr der Aufgabe zu werden, macht einzig und allein Magnus Zeller in seinem „Zusammenbruch", dem einzigen Bilde, das noch ein gewisses Versprechen gibt. Alle anderen gehen dem Geiste und dem Willen sorgsam aus dem Wege und suchen sich interessant zu machen durch eine aufgeregte, schillernde, knusprige, tüpflige, flockige, wolkige, wächserne Oberfläche und Haut. Rößner ist insofern erfreulicher, als er wenigstens eine leichte Heiterkeit anstrebt, nur leider sehr dünn und etwas kokett. Von keinem hat man das Gefühl, daß ihn innerlich etwas zu seiner Aufgabe zwang. Deshalb berühren die großartigen Themen so peinlich: Christus auf dem Meere, Abendmahl, Gethsemane, Anbetung der Ältesten vor dem Stuhle des Einen ... in Wahrheit nur Gelegenheiten, sich „malerisch" zu beweisen. Und malerisch wirkt man, wenn man die Farbe – meidet. Eine neue Helldunkelmanier ist hier als Parole ausgegeben und wirkt auf Farbenblinde vielleicht geistreich ... vielleicht gar ekstatisch. Offenbar ist dieses das Ziel. Man möchte ekstatisch wirken; aber dazu gehört eine andere Temperatur, als die hier sich verratende mattherzige Berliner Kühle.

Ganz scharf müssen wir uns gegen diese Art richten, weil sie mit Dingen spielt, die zum Spielen, zum Bluffen, zum „Malen" zu groß sind. Halb und schief empfundene, schemenhaft bleibende Gestalten entziehen sich der Farbe und der Konstruktion, dem geistigen Aufbau. Denn Farbe ist immer ein Bekenntnis. Vor dem Bekenntnis retten sich diese Maler in den mystischen Lichtschein, der einen Schleier über die Farben wirft, und unter diesem Schleier wallt und wogt und knistert es nun so „interessant".

Das Schlimmste ist die absolute Gleichartigkeit, zu der solche Methode die Maler zwangsläufig führt. Es hat sich hier eine Art von „Expressionismus" ausgebildet, der schulmäßig und leicht zu kapieren, aber wie alles Schulmäßige ein Hindernis für die Zukunft ist. Diese Schule ist übrigens im Grunde genommen der liebe, gute, alte Impressionismus deutscher Prägung, in ein neues Mäntelchen gehüllt, für das den Schnitt ein bißchen Greco, ein bißchen Pascin, ein bißchen Kokoschka und ein bißchen auch Pechstein geliefert haben.

Mit der Erneuerung der Kunst hat dieses nichts zu tun. Da aber

der Anschein erweckt wird, als sei hier Jugend, der man weit die Tore öffnet, und als sei hier die Zukunft, so muß die Abweisung rücksichtslos ausfallen. Das ist Expressionismus für Saturierte, Jugend für Mäzene, Ekstase für Gebildete und Mystik für Kenner. Weg damit!! Das ist nicht einmal mehr ein Pyrrhussieg der neuen Kunst — sondern eine trostlose Niederlage . . . ein Sieg des lieben Publikums von Berlin W.

E. Fritsch und Harry Deierling, auch Else Hertzer, haben heute noch einigen Wert; in dieser Umgebung ist er gefährdet! Otto Märker und Martin Müller seien als Plastiker erwähnt. Ihre Büsten können Andeutung von kommenden stärkeren Werken sein.

Der Ausblick, den die beiden Ausstellungen geben, ist kein sehr hoffnungsvoller. Die „Sezession", in der Corinth tatsächlich dieser Jugend gegenüber noch immer als der bessere, weil ehrlichere Maler wirkt, erregt sogar Befürchtungen.

Sollen wir deshalb pessimistisch urteilen über die deutsche Kunst zu Beginn der deutschen Republik? Ob dazu wirklich Grund vorliegt, läßt sich bis jetzt nicht entscheiden. Denn weder die „alte", noch die „Freie" Sezession repräsentieren noch die wichtigsten Teile der Berliner Künstlerschaft. Offenbar sind beide Organisationen überlebt. Mit einem endgültigen Urteil über den gegenwärtigen Stand der Berliner Malerei müssen wir zum mindesten zurückhalten, bis auch die Novembergruppe zum ersten Male auf den Plan getreten ist. Denn in ihr haben sich die Besten der Jungen neu zusammengefunden . . . die in den beiden Sezessionen fehlen. Warten wir ab, was sie zu zeigen haben. Auch hier wird der Krieg hemmend nachwirken. Bedauerlicher ist es aber, daß bisher persönliche Gründe eine völlige Einigkeit der Radikalen verhindern. Nur die persönlichen Uneinigkeiten der Radikalen unter sich sind es, die den „Sezessionen" überhaupt noch einigen künstlichen Odem leihen. Auch Schmidt-Rottluff hilft letzten Endes nur eine Sache notdürftig stützen, die zum Untergange reif ist, steht also an falscher Stelle.

Nach der Ausstellung der „Novembergruppe" werden wir Anlaß haben, diese Betrachtungen kurz zu ergänzen. Sind nicht diese Sezessionsausstellungen auch als Ausstellungen überlebt? Kann man nicht andere, ganz andere Ausstellungen machen? Bunte, lustige Ausstellungen mit Überraschungen? Keine kleinen „Museen", sondern Fröhlichkeiten! Etwas davon hatte die Ausstellung der „Dadaisten". Fort mit dem feinen Ton, dem Seriösen und Feierlichen. Machen wir uns Freude!

Dionysos

von Linke Poot

Vor einer sehr nördlichen Mietskaserne stehen breite grelle Kinoplakate, ein Pfeil deutet vom ersten Stockwerk herunter. Man geht neben einer Kneipe in einen finsteren Hausflur; drin aus einem kleinen Holzverschlag, eine Art Wärterhäuschen, blickt eine ältliche Frau lockend auf die taghelle Straße. Und wie man halb widerwillig in den Hausflur schlendert, — ist man erschüttert.

Denn da sind — sie. Sie, — die Besucher dieses Kinos.

Sie gehen schnüffelnd an den Plakaten hin und her, es ist sechs Uhr abends, Samstag. Sie tragen, Männer und Frauen, die schlaffen losen Jacken, Röcke, Hosen. Es hängt alles an ihnen. Die Gesichter sind überaus stumpf, meist graublaß, keine Mimik. Die Frauen tragen Umschlagtücher über den Schultern oder unter dem Arm, die Haare sind ungemacht. Sie suchen in ihren Taschen nach dem Portemonnaie. Mann und Frau sprechen leise miteinander, das Gesicht verändert sich nicht, während sie die aufhetzenden Plakate ansehen; müde, als wäre man eine bröcklige Lehmfigur, legt man das Geld der grinsenden Kassiererin vor, schleicht in den dunkeln — Stall. Denn dies ist der Raum, in den diese Menschen aus ihren lärmvollen marternden Fabriken, den dumpfen kleinen Stuben kriechen; eine muffig durchdunstete Luft füllt ihn aus. Schwärze, trostlos massige Schwärze; in der Mitte durchbohrt von einem einsamen flirrenden Strahlenbündel, hinten kaum fingerdick, nach vorn zu sich ausbreitend auf ein aufgehängtes Stück Tuch. Da wackelt es, zappelt, graue schmierige Flecken auf grellem augenschmerzenden Weiß. Und auf dieses Tuch starren sie hin, wie sie sich hinsetzen. Sie freuen sich, daß sie sitzen und die Hände mit der Mütze und dem Tuch auf die Knie legen können. Ein Klavier spielt, den ganzen Abend zwei, drei blöde Stücke, falsch, jedesmal mit denselben Fehlern. Plötzlich tönt eine scharfe Frauenstimme, sie deklamiert berlinerisch, es ist die versprochene erstklassige Erklärung. Eine Detektivsache geht vor, was geht es diese Leute an, Wochenschau, Rennen, von den Unruhen da und dort, Einlage „Das unterbrochene Souper".

Keine Miene verzieht sich während des Abends, die Gesichter bleiben schlaff; wenn ein junges Ding sich umdreht, lacht, bekommt es einen leeren Blick. Nummern werden aufgerufen, Männer und Frauen stehen auf, sie gehen wieder durch den Hausflur, die Bude ist jetzt zu. Auf der Straße ist es dunkel. Die Umschlagtücher über dem Kopf, die Fäuste in den Taschen. Sie reden nicht miteinander, schleppen sich nach Hause.

Wenn man sie in den Fabriken sieht, in Reihen wie Kompagnien, tagaus, tagein dieselben Handgriffe: so — geht es.

Wenn man sie draußen sieht, ist es nicht weit von Unerträglichkeit entfernt.

Straßen in Berlin um sieben Uhr abends, acht Uhr abends. Sommerliche Helligkeit, halbleere, ganzleere Straßen und Alleen. Die Arbeit ruht, die Geschäfte sind geschlossen. In den Elektrischen sitzen noch Menschen, sie fahren nach Hause.

Wo sind die Menschen jetzt? Sie sind in die Häuser gekrochen, essen Abendbrot, lesen Zeitungen, ihre Parteiorgane, — gegeneinander Wühlendes, Beunruhigendes, — sie schaukeln aufgetrieben zum Vergnügen. O das schaurige Bild der Kabaretts, dieser Musikkaffees, dieser Tanzvergnügungen! Sie können sich nicht vergnügen. Es ist ihnen nicht gegeben. Sie sind Arbeiter. Hier ist das Wort entstanden: wer nicht arbeitet, soll nicht essen, — vielleicht soll nicht leben. Das schlimmste Schimpfwort heißt hier Drohnen. Sie haben ihre — soll man sagen, Heiterkeit in der Fabrik, im Büro.

Welch genialer Gedanke, welch psychologischer Scharfblick, dem Volk, dem Freude nicht gegeben war, zu seinem Sinn zu verhelfen, indem man es — versklavt. Ja, das hat sich der Sozialismus nicht gedacht, daß man ihn so beim Worte nimmt, bei der Arbeitspflicht. Die Entente sieht, wie fast aus dem Nichts dieses Volk von Herkulessen sein Reich ins Ungeheure getrieben hat, für wen, wofür. Arbeiten, Kostbarkeiten anhäufen, und sie nicht nützen. Schnellbahnen bauen, Aeroplane und am Ziel nicht wissen, was man anfängt. Einen Krieg anfangen, noch mehr Land, wofür, noch mehr arbeiten. Sie haben aus ihrer Not Tugenden gemacht; der Ernst, die Tragödie, die Würde, Musik stehen hier im höchsten Ansehen. Man hat seine Surrogate und Nebengeleise. Wenn das Volk schon frondet, man tut ihm ein Liebes an und nimmt ihm die Last ab, nachzudenken, wofür es frondet. Man sondert die Welt, schafft Arbeitsteilung: Völker, die fronden für Völker, die sich freuen.

Geschick, keine Politik.

Die große Aktualität: der Mai, der Juni. Jetzt lose Kleider, Farben raschere Beweglichkeit. Man sieht, die Menschen haben noch etwas anderes als Köpfe, Denkerstirnen, ärgerliche Münder. Sie tragen weiter unten allerlei mit sich herum; das bewegt sie, macht sie munter, sie freuen sich damit. Die Natur ist besser als ein Leierkasten. Sie schwirren an der warmen Luft umeinander. Die Geschäfte liefern ihnen dazu die feinen Schuhe, die durchbrochenen Strümpfe, die bunten Schlipse, man schwingt

Stöcke, bläst Zigarettenrauch von sich. Siehe da, die Geschäfte haben doch einen Sinn. Man sieht, wofür sie da sind. Welche Drolerie: die trockene, düstere, festliche Reihe der Fabriken, Industrien, Warenhäuser, alles was dahinter steckt, Einfuhrverbot, Zollgesetze, Blockade, wodurch das ins Leben und Zappeln gebracht wird. Wodurch! Die Sonne brütet sie alle aus, Männchen, Weibchen, Dirnchen. Ja Dirnchen. Wir winden dir den Jungfernkranz aus lauter Gonokokken. O Liebe, Allsieger im Kampf.

Auch die Nationalversammlung hat sich nun auf ihren Beruf besonnen. Sie war im Winter ganz konsterniert. Sie macht Ausflüge nach Ilmenau, Wasserfahrten. Bei Weimar ist eine große Rutschbahn angelegt, elektrische Schaukeln und Karussells sind im Betrieb. Es wird gebeten, die Nationalabgeordneten bei der Ausübung ihres Berufs nicht zu stören, überhaupt nicht anzufassen. Sie sind autonom und können infolgedessen so oft Karussell fahren wie sie wollen. Sie werden alle auf Staatskosten gelb angestrichen werden, in den Ohren tragen sie Watte, je nach ihrer Partei blaue, rote, schwarze. Der Kreisrat hat das deutsche Volk beruhigt, man sei hierzulande mit den verschiedenen Naturvorkommnissen gut vertraut, so daß man auf liebevolles Verständnis bei der Bevölkerung rechnen kann. Lesen und Schreiben lernen die Nationalabgeordneten in den Zwischenpausen. So bieten sie ein rührendes Bild für die Einheit der Nation und ihre Stärke in schweren Tagen.

Der Himmel aber hat sich von der lenzlichen Erde zurückgezogen. Als Gott am achten Tage merkte, daß die Welt noch nicht vollkommen sei, schuf er das Erfurter Programm. Vom Bürgerrat deswegen zur Rede gestellt, machte er Wilson mit den vierzehn Punkten. Der fünfzehnte sollte Maximilian Harden sein. Als die Sache nun noch nicht funktionierte, setzte er sich auf die Hinterbeine, verfügte das Standrecht über die ganze Erde und schmiß die Türe zu mit den Worten: pfui Deibel. Worüber die Theologen noch im unklaren sind, ob er die Welt oder Wilson mit dem Erfurter Programm meinte. Oder die Tür.

„Das aktivistische Theater der Tribüne" hat nicht auf sich warten lassen. Es gibt vor der Hand Leitsätze heraus. Die Druckerschwärze hat ja überhaupt unter der Aktivität der gegenwärtigen Generation schwer zu leiden. Es ist nicht ausgeschlossen, daß der ganze Aktivismus nichts weiter ist, als ein hinterlistiger Plan zur Beseitigung der Druckerschwärze; nämlich wenn es keine mehr gibt, sitzen die anderen auf dem Trockenen oder dem Weißen, und was dann die allein maßgebende Größe des Mundes anlangt, so gedenken sie das Rennen zu machen. Die „Tribüne" also tadelt die Gesinnungslosigkeit des bisherigen Theaters. Das sei

ein Museum zur Sammlung und Aufeinanderreihung von Literaturreliquien aller Zeiten; als einziges Kriterium werde bisher ästhetische Erwägung zugelassen (Erwägung als Kriterium? verstehe ich nicht, die Aktivisten scheinen auch den Kampf mit der deutschen Sprache auf der ganzen Linie aufgenommen zu haben). „Die Planlosigkeit des Spielplans, heute Antike, morgen Moderne, heute Mysterienspiel, morgen Schwank; ein Theater, das nichts als Schaubühne ist, ist eine unmoralische Anstalt." Es kommt nun heraus: die Illusionsbühne gehört einer versunkenen Kulturepoche an, der ethische Geist der heutigen Dramatik duldet solche Erscheinungsform nicht; sie wollen eine Gemeinde im einheitlichen Raum, eine Art Kanzel als Bühne, eine Tribüne mitten im Volk.

Es mag an der Witterung liegen, daß ich nicht imstande bin, diese Gedankengänge mitzumachen. Es soll wieder einmal für Moral gesorgt werden. Ich ging neulich in meiner Verzweiflung zu Wedekind, diesem noch nicht lange Verstorbenen, von dem man mir sagte, er sei ein großer Erotiker und Unmoralist. Ich bemerkte zahlreiche Schweinereien in einem sehr gut gespielten Stück „Pandora," ich habe vergeblich drei Stunden auf Unmoral gewartet. Der Lustmord ließ mich eiskalt. Die Herrschaften hätten sämtliche Konservationslexika an perversen Akten gegeneinander verüben können, es hätte mich nicht gerührt. Das liegt an einer mir attestierten Abgebrühtheit einerseits, anderseits an der moralischen Sauce — nämlich dieses Stücks. Wenn man über Spargel solche Heringslake gießt, so schmeckt man natürlich nur Heringslake und merkt höchstens an den Fäden zwischen den Zähnen, daß man Spargel essen wollte. Wie soll man nun zum Appetit kommen, solange dieser junge Alwa klönt und jault — mit der hörbaren fatal aufdringlichen Stimme Frank des Wedekinds. Nach diesem Stück ist es mir zweifelhaft geworden, ob Wedekind bloß auf einem Bein hinkte. Aus dieser Hand fresse ich kein Stück Brot. Der Mann ist imstande, die solideste Zote zu einem metaphysischen Vorgang zu versaubeuteln. Bei mir kann man kein Geschäft damit machen, und was die wirklichen gewaschenen Tugendbolde anlangt, so liefen sie schon vorher weg. Bleibt ein ärgerlicher Genuß, Schweinerei in Silberpapier eingewickelt oder der Venusberg aus den Memoiren Septimus des Langwierigen. Es ging vorüber.

Nun will die „Tribüne" der Moral in Berlin einen Platz schaffen. Ich zweifelte schon vorhin, ob die Ankündigung gerade bei dieser Witterung sehr zweckmäßig ist. In keinem Falle aber bin ich geneigt, und ich rede für eine große Zahl anderer, der Moral in Berlin einen Platz zu gewähren, wofern nicht paritätisch auch die Unmoral bedacht wird. Die Umkonstruktion des Raums soll ja bei den Aktivisten ausdrücklich dem stärkeren Miterleben des ethischen Bühnenvorgangs dienen; also sie sind

vor allem ethische Berserker. Sie erklären ausdrücklich, daß ihnen die Kirche nicht genügt. Ich stelle mich hiermit vor die Unmoral. Es gibt schon zuviel leerstehende Kirchen. Mit der Ethik sind mir zuviel Schimpfworte gegen mich verbunden. Deswegen geht man schon ohne Eintrittsgeld nicht zum Pfaffen. Die Leute haben fabelhaft heraus, was mich nichts angeht. Für diese Zwecke brauche ich kein Theater. Da außerdem die Metaphysik nur in der Luft beschäftigt ist, genügt ein Trapez. Wir müssen mit Land sparen, da uns soviel abgenommen wird.

Wenn übrigens – eine Bemerkung aus meiner Westentasche, in der ich Beobachtungen sammle, – bestimmte moderne Autoren es so dick mit der Ethik zu tun haben, so liegt das nicht an der Schändlichkeit der Unmoral, sondern an dem – leichten Zugang zur Moral. Die Moral kann von jedem grünen Anfänger prostituiert, pardon karessiert werden, aber die Unmoral, wo die wohnt. Sogar Wedekind hat nicht zur Unmoral hingefunden und war schon was. Zum Ethischen führt eine gut geseifte vorgewärmte Rutschbahn; der Weg zum Himmel ist mit Gemeinplätzen gepflastert, der Weg aber zur Hölle führt durch ein Nadelöhr. Und sogar das Nadelöhr muß man erst machen. Woher der Erfolg von Dostojewski – im Deutschen? Warum ist Goethe noch immer ein Problem – im Deutschen?

Die „Tribüne" kündigt an die schon sehr bekannten „Fanfaren der Liebe, der Menschlichkeit, der Gewaltfeindschaft, der Weltfreude, der Erneuerung". Man lasse sich nicht umwerfen dadurch, man bestehe darauf, daß die genannten Fanfaren gut blasen. Über die Sache selbst wird anderswo diskutiert werden, etwa in Versailles oder bei den nächsten Barrikadenkämpfen. Auch die Liebe darf des weiteren nicht durch die Nase sprechen und die Gewaltfeindschaft mit einer Hühnerbrust und O-beinen macht einen schlechten Eindruck.

Dagegen ist die „Menschlichkeit" ganz mein Fall, aber die ganze komplette Menschlichkeit, die Menschlichkeit mit Haut und Haaren. Ja die wollen wir miterleben. So dicht und nahe wie nur möglich; sogar die „Tribüne" ist noch nicht nahe genug. Rauchen muß die Menschlichkeit, noch stärker rauchen wie diese Ethik, wenn man sie anzündet, weil sie nämlich aus Papier ist.

Sie sagen, ich habe neulich etwas anderes gesagt. Das ist nichts als eine Konstatierung. Mit solchen Konstatierungen widerlegt man mich nicht. Ich habe auch schon mal, ich weiß nicht was, getan, auf dem Kopf gestanden habe ich auch schon, sogar auf den Köpfen anderer.

Nur die Gedächtnisschwäche ist welterlösend. Wer hier nicht einen Klaps hat, kann überhaupt nicht mitreden.

Ich komme nunmehr zur Bartflechte. Nach ärztlicher Meinung hat der Fettmangel die Haut spröde und empfänglich für die Infektion gemacht. Und daher die Massenverbreitung der Flechte. Dasselbe gilt von der Politik. Sie beruht aber nicht auf Fettmangel, sondern auf dem fehlenden Alkoholgenuß. Die Mediziner haben früher ein mokantes Lächeln aufgesteckt, wenn von Bouillon die Rede war; sie hat ja keinen Nährwert; die Herren fuhren mit ihren Kalorien so einher wie die Bauern mit dem Mistwagen. Bis sich eines Tages herausstellte, daß man auch Appetit zum Essen haben müßte und daß die Speisen etwa nach Bouillon besser verdaut würden, was man als Mediziner bis da nur nebenamtlich zu wissen brauchte. (Die Herren haben auch mehr zu tun als sich darum zu kümmern. Sie sind mit den Vorbereitungen zum Ärztestreik und Gegenstreik vollauf beschäftigt und sollen den genialen Plan gefaßt haben, die Kranken einfach aussterben zu lassen; dann blieben nur die Gesunden übrig.) Man erkennt jetzt auch die Bedeutung anderer Stoffe. Ich halte die politische Erregung Deutschlands für eine Alkoholabstinenzerscheinung. Die Massen erhalten verfälschte Nahrung und verfälschtes Bier, dazu keinen Schnaps. Den trinken die höheren Klassen, daher die konservative und liberale Gesinnung. Wer keinen Schnaps hat, nimmt zur Politik seine Zuflucht. Keineswegs um Schnaps zu erlangen, sondern als Schnapsersatz. Der Fusel und die Politik vertreten sich gegenseitig. Die Hirne sind leer, blutlos, der Rausch wird gebraucht. In Deutschland hat man seit Jahrhunderten exzessiv gesoffen; es war vorauszusehen, daß im Fall einer wirksamen Blockade hier eine Revolution ausbrechen würde. Es ist entschieden unrecht und nicht symptomatisch, daß an der Spitze des geschlagenen Deutschland ein Sattlergeselle steht, höchstens um zu zeigen, daß auch das Leder völlig fehlt und daß einem Sattler sogar in vorgerücktem Alter nichts weiter übrig bleibt, als Präsident der deutschen Republik zu werden. Aber besser wäre doch ein Budiker.

Man bemängele diese Regierung nicht. Sie weiß, was sie will. Sie hat es neulich gezeigt. Die kommunalen Arbeiterräte werden abgeschafft, weil sie, he, weil sie, hihi, weil sie, ich kann's noch immer nicht sagen, hohoho, ihre Aufgabe erfüllt haben, nachdem die Demokratisierung der Verwaltung durchgeführt ist, hahaha.

Ich stehle, du schiebst Lebensmittel, er handelt Schleich, wir wuchern Wohnungen, ihr –. Man sagt, die Regierung taugt nichts. Eine Regierung, die sogar für Volksbelustigung sorgt. Die so rasch den Beruf einer wahren Regierung erfaßt hat, Volksaufklärung mit antiquarischen Witzen zu treiben. Und das ist nichts?

Die Dadabewegung unterscheidet sich darin von der deutschen Regierung, daß die Regierung ihre kurzweiligen Einfälle plakatiert, die Dadabewegung aber viel schönere kleine zweckentsprechende Hefte mit Bildern daraus macht. Es sind rote, grüne, blaue Seiten, von verschiedener Dicke, auch die Typen im einzelnen Gedicht und Essay wechseln, um uns zu unterhalten. Die „Anthologie Dada" von Tristan Tzara (Zürich Seehof, Schifflande 28) hat auch den Vorteil, daß, wer sie nicht haben will, sie nicht zu kaufen braucht, ohne einen Kolbenschlag zu riskieren. Sie wollen nicht das Positive und nicht das Negative, sondern sie wollen es und uns springen machen, wozu ihnen jeder Pfeffer und jedes Dynamit recht genug ist. Einmal sagt einer darin: „Lyrik: frage ihn, von welcher er träumt, und du kannst ihm sagen, mit welcher er nicht geschlafen hat. Musik: Pantopon oder Sexualersatz. Roman: ein Fischerband ist ein zu zeitraubendes Mittel, die Luftlinie Syrakus-Butterbrot-Zentralheizung herzustellen". Sie haben eine hemmungslose Abneigung gegen das Verbrauchte, Langweilige. Was übrigens die Musik anlangt, so kann man auch umgekehrt sagen: der Mensch läßt das Opiumrauchen nicht, sogar in der Musik nicht, und er wälzt sich in Sexualität sogar in der Musik. Und so besessen und erfinderisch ist der Mensch, daß er dies fertig kriegt und verlangt, was die übrige Natur nicht leistet; Opium zum Tönen zu bringen und aus Muirazitin ein Quintett zu machen.

Grenzenlos und unerschöpflich ist eben die Natur. Und sogar des Doktor Magnus Hirschfeld bedient sie sich dabei, wenn er Aufklärung unter die Massen bringt und sexuelle Films protegiert.

Die Wagen fahren, alles will arbeiten, sie laden ab, die Kräne spielen. Alles sieht nach Frieden aus. Dann kommt der Wirbel. Die Dinge bekommen eine andere Bedeutung. Die Dinge fallen einem aus den Händen. Plakate rufen zur Demonstration, die Zeitungen hetzen. Stahlhelme bewegen sich vor den Häusern, sperren ab, ziehen rostige Drähte.

Dionysos ruft.

Diese Menschen laufen zum Lustgarten, zur Siegessäule, zum Wilhelmsplatz. Sie wiehern fast wie Pferde bei der Musik. Sie marschieren. In ihnen wird gewürfelt und hasardiert. „Hoch, hoch, hoch!" „Nieder, nieder, nieder." Sie lachen. Sie drohen. Diese himmlischen Gefühle.

Dionysos!

Es war einmal ein Revolutionär.

Seine Geschichte steht in einem sexualbiologischen Buch, das man in den Bibliotheken nur mit Schwierigkeiten bekommt. In der russischen

Revolution 1906 wurde er gefaßt und sollte sofort füsiliert werden. Dem Obersten, der die Exekution kommandieren sollte, fiel er durch sein eigentümliches Gebaren bei dem Abknallen seiner Genossen auf; er ließ ihn zur Beobachtung seines Geisteszustandes abführen. Dort im Gefängnis hat er dann seine in der Tat phänomenalen Erlebnisse schriftlich niedergelegt. Ihm war schon früh aufgefallen, daß die Menschen sich nur soweit angehen, als sie sich quälen. Ein kleines Mädchen seiner Umgebung beschuldigte einen Jungen, sich an ihr vergangen zu haben, sie log. Und als er bestraft war, vor ihr weinte, sie anklagte, geriet sie in heftige Liebeserregung. Er verfiel einem Liebesverhältnis zu einer jungen vornehmen Person; er merkte, wie ihrer beider Empfindung die Neigung hatte, heftiger zu werden, wenn sie sich reizten. Wie sie sich immer stachelten und davon nicht lassen konnten, solange wenigstens, wie sie sich liebten. Sie beschlossen, ein Kind zu zeugen, um den Zorn der Umwelt auf sich zu ziehen. Und dann trieb er die brünstige Quälerei so weit, bis ihr nichts weiter übrig blieb, als sich durch Selbstmord von ihm zu befreien. Sie war, resümierte er hingebrochen, zu schwach. Er hatte von der Frau genug und kam in das revolutionäre Fahrwasser. Was jetzt kommt, ist schwer zu referieren; der Mann schildert flammend, was dann aus ihm wurde und was ihm geschah. Wie ihm immer deutlicher als der Kern alles, auch des Politischen, die Schmerzenslust erschien, — Algolagnie sagt der Mediziner. Er stürzt sich unter die Verbrecher, das Lumpenproletariat. Im Begriff, ein Judenpogrom zu verhindern, sieht er sich versucht, eins anzufachen. In der Atmosphäre einer kaukasischen Stadt erkennt er die Neigung der Völkerstämme, sich zu zerreißen; er wirft nach schweren Kämpfen ihnen das Schlagwort hin, sie fassen sich an, er triumphiert, wie nach einem Rausch schläft er ein. Seine Erkenntnis ist: Lust und Schmerz stehen zueinander wie Licht und Schatten, man kann keine Lust empfinden ohne den Schmerz, und je tiefer die Lust sein soll, um so stärker muß man den Schmerzstachel eindrücken. Das klingt anders, nicht wahr, als die Frankfurter Ansicht, sprich Schopenhauer: die Lust ist ein Defizit des Schmerzes; ei, ei, es liegen wohl verschiedene sehr persönliche Tatbestände und Beobachtungen vor; wer weiß, wo das Defizit ist, siehe da, der sechsbändige Philosoph mit seinem Werke: „Der schwache Wille und die verkehrte Vorstellung". Ich weiß nicht, ob dieser Revolutionär erschossen wurde, aber man hätte ihn damit nur beseitigt, nicht widerlegt. In der Sache steckt Perversität: derselbe Biologe aber, der diese Perversität diagnostiziert, stellt auch fest, daß sie nichts als eine krankhafte Steigerung eines normalen Gelüstes ist.

Es ist ein höherer Standpunkt, der sich hier präsentiert, oberhalb aller politischen, philosophischen, ökonomischen Ansichten. Ach überhaupt die

Möglichkeit, die Denkbarkeit, daß es verschiedene Blickpunkte gibt, ein freches Durcheinander von Wertigkeiten.

Über alle Revolutionen, Kriege, Frieden triumphiert dieses und manches andere. Der Mensch ist nicht klein zu kriegen. Alle Weltverbesserung kann ihm nichts antun. Wer weiß, was das ist, was sich heute Pazifismus nennt. Wie es gestern geheißen haben mag. Das Affenspiel der schönen großen Worte. Wo kommen die vielen Revolutionäre her. Sie sind doch gestern nicht Sozialisten gewesen.

Landauer hat fast mystisch beschaulich seinem Krapotkinschen Anarchismus gelebt und plötzlich, seine Frau ist tot, führt ihn Eisner in eine neue Welt. Sie wittern beide Morgenluft und sie haben nicht gelitten, gar nicht gelitten.

Vor ihnen ging Dionysos.

Donnernd, durch Qual und Lust reißend, bewältigend, vernichtend Dionysos.

Anmerkungen

Balkanzukunft

Als Karl Marx den Gedanken aussprach, daß sich nach dem unvermeidlichen Zusammenbruche der europäischen Türkei nur eine föderale Republik aller Balkanstaaten in die entstehende Lücke schieben könne, da schien diese Idee — man schrieb das Jahr 1853 — auch einem Zukunftsideologen als ferne Utopie. Es schien kaum denkbar, daß diese „geschichtslosen" Nationen so bald die Mannbarkeit ihrer historischen Sendung überfalle, daß die Sklaven des türkischen, österreichischen oder russischen Imperiums einmal selbst das Geschick ihrer Zukunft bestimmen könnten. Die Idee aber von den „Vereinigten Staaten des Balkans", die Karl Marx, ungehört und unverstanden, als kommende Notwendigkeit verkündet hatte, blieb geboren und bestehen. Vor neun Jahren noch, als die erste sozialdemokratische Balkankonferenz denselben Gedanken zu einem ihrer Programmpunkte erhob, sah keiner, der realpolitisch und tatsachennüchtern über diese Möglichkeit rechten wollte, das bejahende, bestärkende Orakel. Und gar als deutsche Soldatenstiefel über den schwarzen Boden Serbiens dahinstürmten und Österreich aus der Mačwa und der Schumadia freudestrahlend seine zusammengeschrumpften Mehlsäcke füllte, da hing der Sieg des slawischen Südens als wesenloser Traum in verzweiflungsvoller Ferne und es bedurfte wirklich des schier übermütigen Optimismus, der die Serben mit Pest und Bomben das Freiheitswerk zu vollbringen hieß, daß der kühne Glaube über Massentod und Landesvernichtung hinweg frisch und jugendkräftig bestehen blieb. Die Ereignisse haben aller Theorie und Geschichtsweisheit den Schabernack gekauft: über die rauhen Berge und wilden Schluchten, über Drina, Save und Wardar, über Laibach, Belgrad und Agram weht heute ein kecker Wind, der Wind der Freiheit. Dreizehn Millionen Menschen, eben noch Feinde, glaubensentzweit und drei Herrschern zu Gefallen, fanden sich in fester Einheit. Aus den Fetzen eines zerrissenen Landes, aus den Trümmern eines gequälten Königstaates baut sich ein neues Reich der Zukunft entgegen. Der erste Schritt zum Werke, das sich nicht hindern läßt, solange die Völker animalische Kraft und geistige Potenz zu verbrauchen haben, ist getan; die Buchgelehrten verzweifeln mit Chamberlain an der logischen Richtigkeit alles Werdens der Geschichte; — — und Hermann Wendel hat recht behalten.

Wer ist dieser Hermann Wendel? Auf dem Balkan kennt ihn jeder: den Deutschen, der sich fremden Völkern verschrieben hat und doch ein Deutscher blieb, der mit serbischen Augen in die Welt schaut und einmal den Mut hatte, über das politisch und national kastrierte Mazedonierland so wahr und aufrichtig zu reden, daß die Diplomatenschwächlinge aus der allerletzten Vergangenheit um die Bettruhe ihres bulgarischen Freundes besorgt waren. Der einer von jenen Deutschen ist, die auch im Nachbarn die Fähigkeiten schätzen, denen die Welt über den Kirchturm ihres Heimatsdorfes hinausgeht, die in fremden Literaturen zu wühlen pflegen, weil es dort zu finden gibt, was der vorletzte Dichterkollege noch nicht sagen konnte.

Schade, daß diese seltenen Menschen dem Diplomatengewerbe so ferne stehen. Wird sie das neue Deutschland auf das Forum rufen?

Man hat die Balkanslawen verkannt, auch Bismarck lebte in Irrtum, als er den überhebenden Intellekt der Türken verteidigte. Man gab sich zufrieden, wenn das alte Österreich in der Politik über diese kaum der türkischen Raja entschlüpften Völker seine Daseinsberechtigung empfand, und freute sich bisweilen der frischen, unverbrauchten Barbarenkraft, die im Dreieckkäfig zwischen Laibach, Skutari und Warna so leicht gebändigt blieb, indem man ihre begehrlichen Augen auf den benachbarten Blutsbruder anhetzte. Dann spielten Österreich und Rußland über alle Köpfe hinweg diplomatisches Konzert, feilschten um Bahnen und Konsulate und handelten in Zukunftsgeschichte. Zu ihrer Seite stand jene Schriftgelehrtenschar, die noch jedes Ereignis dem imperialistischen Auftrage mundgerecht zu bereiten verstand, jene Federfuchser und Soldknechte, die sich entweder durch gefälschte Briefe Stoffmaterial sicherten oder um Anerkennung für ihre bezahlte Schreibarbeit buhlten. Wirklich, es sei dies ohne Namensnennung gesagt und geglaubt, die deutsche Schreiberzunft hat sich an den geschichtslosen Völkern des Balkans gröblich versündigt.

Es gibt hundert Bücher, die das südslawische Problem beschäftigte; es gibt nicht fünf, die einen objektiv genommenen Wahrheitswert repräsentieren. In Österreich mußte ein Engländer, Seton Watson, die brennendste aller Monarchiefragen dozieren, die man gehört in den Wind schlug als unverlangte Stimme eines nicht Gefragten. Dann sprach der greise Serbe Vladan Georgević sein warnendes Mahnwort: „Quo vadis Austria?“ Und Zeter und Gift hallte das Echo von Wien. Und während sich Jireček an der Geschichte des Serbenvolkes mühte, schrieb ein so namhafter Historiker wie Friedjung ganz blind an den Ereignissen vorbei. Viele haben sich über die Probleme des Balkans vernehmen lassen, sie waren falsch und wurden doch bekannt, belobt, belohnt. Wenige haben ehrlich und tiefer gesucht, um des Wesens Kern zu entlarven; sie hatten versungen ob unbequemer Wahrheitssucht. Darf es wundern, wenn so das neue Werden jede Theorie zerstörte?

Auch Wendel sprach. Sein Buch — „Südosteuropäische Fragen“, bei S. Fischer, Berlin — lag fertig, noch ehe der Umsturz den Dingen neue Form verlieh. Und siehe: was Wendel entdeckt, als er an Vergangenem den historischen Mörtel abgeschürft, was er vorgeschlagen, nachdem er die Seele dieser Länder analysiert hatte, das steht heute als Tatsache vollendet und getan. Denn nicht die trockene Aufzählung der Ereignisse, nicht das Reiten auf dem, was die Zeit in Stein gehauen hat, nicht das bildet Durchforschung der Geschichte. Wohl aber in das Volk horchen, was es denkt, was es sagt, und alle Momente, die da sprechen, ob sie nun geographisch, literarisch, ethnographisch oder nationalpolitisch ihre Geltungskraft beweisen, zu einer Ansicht formen, die gut sein muß, weil sie mit allem gerechnet hat, und vergleichen, was in der übrigen Welt geschah, während sich hier eine Revolution entpuppte, und „das Jahr, in dem der ‚Werther‘ auf serbisch erschien“, höher werten als ein buchhändlerisches Ereignis, das kann ein Bild formen, strahlend in Wahrheit und lückenlos. Wendel hat so die Entwicklung des Balkanslawentums untersucht und betrachtet, welche Hemmnisse sich seiner Einigung in den Weg türmten, der Streit hie Obrenović, hie Karadjordjević, der politische Gegensatz zwischen Belgrad und Cettinje, der blutige Kampf zwischen Serbien und Bulgarien, die schwarzgelben Grenzpfähle an der Save. Und sagte dann das entscheidende Wort: „Darum bedarf es keiner großen Prophetengabe zu der Voraussage, daß sich über kurz oder lang Unvernunft der Geschichte in Vernunft kehren wird, in-

dem die südslawischen Massen durch alle inneren und äußeren Widerstände zu ihrer nationalen Einheit durchstoßen, und zwar je nach dem Stand der politischen Gestirne mit uns, ohne uns oder gegen uns."

„Ohne uns" ist Wirklichkeit geworden. Denn die Zukunft macht sich der Balkan nunmehr allein, ohne die falschen Helfer aus Wien und Petersburg, ohne die Ratschläge aus London und Berlin. Ein Volk, das eben erst zur Freiheit gelangt ist, fühlt sich stark genug, das Schicksal seiner Enkelkinder selbst zu bestimmen. Und einmal — es möge bald sein! — wird auch der nächste Schritt erfolgen, der Sprung vom Königstum zur Republik, der im Bosporus ein politischer Mittelpunkt erstehen wird und die alles umfassen wird, was sich heute noch als kleine Staaten auf der Halbinsel zwischen drei Meeren siedelt. Und dann wird wahr sein, wofür Svetozar Markovič, der Serbe, schwärmte und Luben Karaweloff, der Bulgare, sich begeistert hat, was Karl Marx ahnungsvoll verkündigte, Karl Kautsky in mutigen Schriften verfocht und Hermann Wendel als das Ziel aller Dinge erklärte. Die Zukunft des Balkans ruht in der föderativen Republik aller seiner Völker, in den „Vereinigten Staaten des Balkans".

Erik Krünes

Verantwortlich für die Redaktion: Prof. Dr. Oskar Bie, Berlin.
Verlag von S. Fischer, Berlin. Druck von W. Drugulin in Leipzig.

Das Weltreich des Abendlandes

von Paul Lensch

2

Der Friede ist unterzeichnet. In Paris donnern die Kanonen und läuten die Glocken. In Berlin knistert und knackt es leise wie Vorboten eines neuen Bürgerkrieges. Nur in London ist man ruhig und geht den Geschäften nach. Dem Anschein nach hat Britannien, als es diesen Frieden schloß, völlig mit seiner bisherigen Politik gebrochen, nach der auf dem Festland stets das „Gleichgewicht der Kräfte" gewahrt werden müsse, um das Aufkommen einer überragenden Macht zu verhindern. Nichts bezeichnet so sehr den epochalen Charakter des Krieges und dieses „Friedens", als daß England die Grundlagen seiner bisherigen Festlandspolitik vollkommen verloren hat. Wenn es jetzt anders wie 1814 den niedergerungenen Staat nicht zu schonen versucht, um ihn für die Zukunft als gefügiges Instrument gegen den augenblicklichen Bundesgenossen brauchen zu können, sondern Frankreich den Siegestrank bis auf den letzten Tropfen schlürfen läßt, so liegt darin zunächst eine politische Geringschätzung seines Bundesgenossen. Man ist überzeugt davon, daß Frankreich niemals wieder in die Lage kommen kann, England gefährlich zu werden. Man kann daher ruhig Deutschland zerstückeln, man wird seiner auch in Zukunft nicht mehr wie noch in den Antijakobinerkriegen und früher im Siebenjährigen Kriege für die Zwecke der englischen Politik bedürfen. Und da nun auch Rußland für absehbare Zeiten als Großmacht erledigt ist, so bedarf man Deutschlands auch nicht mehr als Grenzschutzes der abendländischen Kultur gegen den Orient. Außerdem hat man Polen wiederhergestellt, den Tschechenstaat sowie Jugoslawien errichtet. Das Spiel vom Gleichgewicht der Mächte wird in Zukunft für England also schon deshalb überflüssig und unmöglich sein, weil es auf dem Kontinent keine Mächte, sondern nur noch Ohnmächte geben wird. Nicht bloß Rußland und Deutschland, das ganze europäische Festland können wir Engländer also als ein caput mortuum betrachten und behandeln.

Es ist schon möglich, daß man in gewissen Kreisen Englands sich so die Zukunft denkt. Man darf nie vergessen, daß die politischen Raubinstinkte, die in Berlin niemals in diesem schrankenlosen Maße geherrscht haben und die, soweit sie vorhanden waren, am 9. November zusammengebrochen sind, in London stets maßgebend waren in der Politik der Regierung wie der Gesellschaft und jetzt erst recht schrankenlos wüten. Allein auch in England stehen diese Mächte vor dem Zusammenbruch. Sie sind nicht in der Lage, der Welt den Frieden zu bringen. Die östlichen Probleme machen eine wirkliche Befriedung der Welt durch England unmöglich. So muß es entweder den Krieg abbrechen oder in stets neuen fruchtlosen Versuchen, ihn zu beenden, die soziale Revolution im eigenen Lande beschleunigen.

So bedeutet der deutsche Friedensschluß, so furchtbar auch immer sein Eindruck in Deutschland sein mag, im Fluß der geschichtlichen Entwicklung nur ein Zwischenspiel, und nicht einmal ein sehr wichtiges. Denn wir wissen, daß dieser Friede kein Friede ist, daß die im Friedensinstrument niedergelegten Bedingungen in kurzer Zeit in schätzenswerte Makulatur oder historisch interessante Urkunden verwandelt sein werden und daß die noch in den Ententeländern herrschenden Machthaber nicht mehr lange sich ihrer Stellung freuen werden.

In der Tat könnte nunmehr auch den politisch Rückständigsten klar geworden sein, wie sehr der Krieg lediglich die eine Seite der Weltrevolution dargestellt hat, die nach außen hin am meisten blendende und deshalb in ihrer Bedeutung stark überschätzte, daß in Wirklichkeit aber die Umwälzungen im Völkerleben und in der Wirtschaft das Ausschlaggebende waren und sind und daß dieser Revolutionierungsprozeß durch den Krieg wohl beschleunigt oder gehemmt werden konnte, daß er aber von ihm nicht das Gesetz empfing. Deshalb ist das Schicksal der Revolution ganz und gar nicht an das Schicksal des Krieges geknüpft und nichts ist so oberflächlich wie die oft gehörte Redensart, mit der die bankerotten Politiker der „siegreichen" Entente sich zu trösten versuchen, daß Revolutionen das Schicksal geschlagener Länder sind, siegreiche aber von ihnen verschont bleiben. Das mochte vielleicht für frühere Zeiten und Kriege zutreffen; aber selbst da, wo nach der Niederlage die Revolution folgte, beschränkte sich die Revolution nur auf Äußerlichkeiten, auf Änderungen der politischen Formen und Verschiebungen herrschender Kliquen. Die Weltrevolution aber ist eine oder vielmehr die soziale Revolution, ein ungeheurer, auf Jahre und Jahrzehnte sich erstreckender, Länder und Kontinente umfassender geschichtlicher Prozeß, der an den Grundlagen der kapitalistischen Gesellschaft rüttelt, sie umwälzt, frisch formt und neu gruppiert, der zugleich die Köpfe revolutioniert, alte Ideologien wie Spinneweben wegwischt und

neue schafft. Noch freilich erkennen die wenigsten den engen Zusammenhang der Weltrevolution mit den gesellschaftlichen Zuständen des Voraugust, weil sie eben diese Verhältnisse nie erkannt hatten. Wer blickte denn vorher in die Eingeweide der kapitalistischen Gesellschaft und wer sah denn in ihrem dunklen Mutterleibe es sich regen und gestalten? Die Sozialdemokratie war es und niemand sonst. Sie erkannte die facies Hippocratica der alten Gesellschaft, sie wußte, daß diese sterben müsse an dem Größeren, das sie ans Licht bringen würde, die Sozialdemokratie, die Ihr just wegen dieser ihrer Erkenntnis verhöhnt und geächtet hattet. Die anderen, die sich mit Gesellschaftswissenschaft befaßten, sie waren und blieben im Grunde nur offene oder verkappte Apologeten des Kapitalismus, an dessen „ewige" Dauer sie glaubten, dessen „unerschütterliche" Grundlagen sie priesen oder beschönigten, an dessen Unerschütterlichkeit sie jedenfalls nie zweifelten, und nichts war ihnen lächerlicher, nichts gab ihnen mehr Anlaß zu seichtem Spott, als der Gedanke an Revolution und Umsturz. Im Klerikalismus, im Militarismus, in Gottesfurcht und Königstreue, im unrevolutionären Volkscharakter der Deutschen, in tausend anderen Dingen erblickten sie die Sicherung vor Revolution und Republik. Und gerade deshalb sind sie und alle, die ihnen folgten, so trostlos von der Revolution im August 1914 überrascht worden. Zu ihrer Gefolgschaft gehörte nicht bloß die breite Masse der bürgerlichen Welt, das heißt der Schichten, die über den Kapitalismus nicht hinaus denken konnten, sondern auch ein großer Teil der Sozialisten, die vor dem Kriege den Gedanken der Revolution abgeschworen hatten und die gemächlich in dem Pfützenwasser breiter Behaglichkeit und friedlicher Evolution herumplätscherten, die ebenso wie jene von Krieg und Revolution überrascht wurden und die daher jetzt in ihrer komischen Ratlosigkeit mit den Bürgerlichen um die Wette nach dem „Schuldigen" suchen, der ihre friedliche Idylle im Sumpfe so freventlich gestört hatte.

Gibt es eine lächerlichere Szene als dieses Ratespiel nach dem „Schuldigen"? Und zugleich eine Szene, aus der sich deutlicher die absolute Verständnislosigkeit der Revolution gegenüber ausspricht? Es ist ein alter Satz sozialistischer Erkenntnis, daß Revolutionen nicht gemacht werden, daß sie vielmehr werden wie Gewitter und Bergstürze. Aber der Weltrevolution gegenüber versagte diese banale Erkenntnis, weil man nur die Schale, aber nicht den Kern, nur den Krieg, aber nicht die Revolution erblickte. Und wenn König Friedrich Wilhelm IV., der Romantiker der Reaktion, die „Schuld" für die Revolution von 1848 bei Ausländern, „Juden und Polen" erblickte, so erblicken die Romantiker der Revolution von heute, eben die „Juden und Polen", die jetzt in historischer Nemesis die Schuldfrage bei uns vor anderen diskutieren, die Schuld für den Ausbruch des

Krieges grundsätzlich nicht bei den Ausländern, sondern bei den Königen. Sie erweisen sich damit aber lediglich als tragikomisches Widerspiel der gekrönten Einsichtslosigkeit von damals, aber nicht, wie sie sich selber vorkommen, als erhabene und unbestechliche Weltenrichter.

Dabei braucht nicht geleugnet werden, daß bei dieser Suche nach dem Schuldigen manches Ersprießliche gefördert wird. Der Prozeß geistiger Befreiung von der Autorität einstiger historischer Größen, an sich ein heilsamer und notwendiger Vorgang, wird natürlich wesentlich gefördert, wenn man die Beweise für die Kopflosigkeit, die Frivolität, den Leichtsinn und die Dummheit dieser Größen schwarz auf weiß nach Hause tragen kann. Wer ihrer bedarf, mag sich ihrer freuen. Allein das ist nur eine Nebenerscheinung des ganzen Spektakels und es ist noch die Frage, ob dieser Spektakel durch jene Nebenerscheinung gerechtfertigt wird. Solange die Archive in Paris und London sich nicht öffnen, ist die Wirkung einseitig und daher nur halb. Es gibt aber keine deutsche, französische, englische, es gibt nur eine kapitalistisch-abendländische Diplomatie, die als Einheit zu enthüllen und zu kritisieren ist. Der Bruch mit der Vergangenheit, mit der alten Wirtschaft wie mit der alten Diplomatie, wird sich in den Ententeländern ebenfalls durchsetzen und dann erst haben wir die einheitliche Phalanx gegen die Mächte der Vergangenheit, die wir im ganzen Abendland brauchen, wenn wir die Zukunft aufbauen wollen.

War früher die Revolution die Begleiterscheinung des Krieges, so ist diesmal der Krieg die Begleiterscheinung der Revolution. Der eigentliche Träger des revolutionären Prinzips ist Deutschland. Das habe ich in früheren Schriften, besonders in der Schrift „Drei Jahre Weltrevolution" ausführlich auseinandergesetzt. Von dem grundsätzlichen Teil dieser Ausführungen hat der bisherige Verlauf des Krieges nichts geändert, das Wesentliche vielmehr vollauf bestätigt. Der deutsche Aufstieg war es, der in seinem pflanzenhaften Wachstum schließlich die bisherigen Herrschaftsverhältnisse im Abendland sprengte, Frankreich endgültig in den Hintergrund drängte, das russisch-englische Doppeljoch zerbrach und so völlig neue Lose über Europas Zukunft warf. Was sich, als ich jene Schrift niederschrieb, noch nicht übersehen ließ, war die Wirkung der amerikanischen Kriegsbeteiligung. Sie liegt jetzt offen zutage. Sie hat zwar jenen Ausgang des Krieges, den ich erhoffte und der sehr wohl möglich war, nämlich den unentschiedenen, vereitelt, indem sie aber den Sieg der Entente herbeiführte, hat sie zugleich bewiesen, daß die Entente in ihrem ursprünglichen Bestande, nämlich England mit seinen Vasallenstaaten Frankreich, Italien usw., nicht imstande war, Deutschland zu besiegen, daß es dazu vielmehr des Beistandes einer Macht bedurfte, die, wenn irgendeine in der Welt, der englischen gewachsen war und sogar im Begriffe steht, sie

zu überflügeln. Durch den im Kriege erzwungenen Eintritt Amerikas in die politischen Zirkel des Abendlandes, denen es sich bisher grundsätzlich ferngehalten hatte, hat die bisherige englische Weltherrschaft ein anderes Gesicht bekommen, zumal die Union durch den Krieg ihre wirtschaftliche Charaktermaske als Kolonial- und Schuldnerstaat, die sie bis dahin noch trug, abgelegt hat und als reiner Gläubiger- und entwickelter Kapitalstaat unter den übrigen Mächten des Abendlandes vor uns steht. Jedenfalls hat sich die Situation von 1815 für England nicht wiederholt. Damals stand England nach seinem Siege über das revolutionäre Frankreich völlig ohne jeden Rivalen in der Welt da. Es lohnte sich nicht mehr für England, die Welt in Besitz zu nehmen — von erobern war schon überhaupt keine Rede — denn die Welt war englisch geworden, genau so wie auch Rom nach der Schlacht bei Zama die Welt nicht mehr ernsthaft zu erobern brauchte, sondern sie annektieren konnte. Es kam die Zeit, wo das Semilasso-England sogar die Wiederfreigabe der Kolonien erwog und zum Teil auch durchführte, weil es sich mit der Beschwernis ihrer Verwaltung nicht abgeben wollte. Bis dann freilich der Durchstich des Kanals von Suez und die mit ihm erfolgende Verlegung der Handelswege nach der indischen Sklaven-Plantage mit einem Schlage die Situation verschob. Gierig riß England ungeheure Landmassen an sich. Seit jener Zeit hat sich der englische Kolonialbesitz nahezu verdoppelt und umfaßte um die Jahrhundertwende fast ein Fünftel der festen Erdoberfläche. Aber eben durch diese mühelose Verdoppelung seines Reiches in wenig mehr als einem Menschenalter bewies England, daß die Welt in der Tat sein Besitz geworden war. Ob es imstande sein wird, seinen Kolonialbesitz in der bisherigen leichten Weise zu behalten, wird die Zukunft zeigen. Noch sind die psychologischen Konsequenzen nicht zu übersehen, die die Verwendung der farbigen Engländer auf dem europäischen Kriegsschauplatz zeitigen wird. Auch hat sich in der Wirtschaftsverfassung besonders Indiens manches wesentlich geändert. Die Haltung, die Japan einnehmen könnte, wenn es sich darum handelte, England in seinen entscheidenden asiatischen Besitzungen Schwierigkeiten zu machen — um vom bolschewistischen Rußland zu schweigen — ist dunkel. Immerhin wird man sagen dürfen, daß akute und ernsthafte Gefahren für England noch nicht bestehen. Durch den Raub der deutschen Kolonien hat es den afrikanischen Kontinent in eine englische Provinz verwandelt und dadurch seine Stellung auch in Asien gefestigt. Aber alles ändert nichts an der Tatsache, daß England aus dem Kriege gegen Deutschland ganz anders hervorgeht wie vor hundert Jahren aus dem Kriege gegen Frankreich. Außenpolitisch kommt die veränderte Lage zum Ausdruck in den drei Worten: Amerika, Japan, Rußland, innenpolitisch durch das Wort Sozialismus.

Um mit dem zweiten zu beginnen, so hatte ich bereits vor zwei Jahren an dieser Stelle ausführlich auseinandergesetzt, wie stark sich im Kriege die wirtschaftlichen Grundlagen der englischen Gesellschaftsverfassung verändert hatten, wie dort der alte anarchische Privatkapitalismus in Trümmer gegangen war und mit ihm der alte englische Kulturliberalismus, der ja nur der geistige „Überbau" des anderen war. Wenn dabei der englische Übersetzer meines Buches, ein mir unbekannter J. E. M., behauptet, ich „weide mich an dem Tode und der Begräbnisfeier des Liberalismus" (gloating over the death and burial of Liberalism), so schlägt ihm hier sein interessierter Verstand ein Schnippchen, was freilich bei den Absichten, um derentwillen man in England eine Übersetzung meiner Schrift veranlaßte, begreiflich genug ist. Mir kam es darauf an, eine Tatsache auszusprechen und sie aus ihrem gesellschaftlichen Zusammenhange heraus zu erklären. Die Tatsache selbst, der Zusammenbruch des Privatkapitalismus und des Liberalismus in England, wird meines Wissens von keiner in Betracht kommenden Persönlichkeit mehr bestritten.

Übrigens nicht bloß in England. Nur rechtfertigte es sich, vom englischen Liberalismus im besonderen zu sprechen, weil er in der Tat eine weltgeschichtliche Bedeutung erlangt hatte, während die Liberalismen in Frankreich und gar in Deutschland nur verkrüppelte Gebilde geblieben waren. Nun hatte ich aber die „Leichenfeier" des Liberalismus mit folgenden, über den Liberalismus hinausführenden Worten geschildert: „Der alte Liberalismus wurde zu Grabe getragen und mit ihm nicht bloß die alte Auffassung vom Staate, sondern auch das alte Humanitäts- und Friedensideal, die Vorstellung von der Harmonie der Interessen und dem die Nationen verbindenden Völkerrecht. Der Krieg errichtete dann den großen Scheiterhaufen, auf dem diese Ideale einer vergangenen Zeit den Flammen überliefert wurden, freilich nur, um Raum zu schaffen für eine höhere, reifere und der Verwirklichung näher kommende Auffassung von Menschlichkeit und Humanität. In seinem Feuer werden die Waffen geglüht, mit denen künftige Generationen einen erfolgreicheren Kampf für nationales und internationales Menschentum werden ausfechten können." Damit war schon ausgesprochen, daß sich hinter der zusammenbrechenden liberalen Welt eine neue erhob, die des Sozialismus. Es ist hier der Ort, darüber einiges zu sagen, da sich in ihm eine Tendenz durchsetzt, die für die materielle wie geistige Zukunft des Abendlandes maßgebend sein wird. In ihm bietet sich uns die zusammenfassende, alle kapitalistischen das heißt abendländischen Staaten einigende Struktur dar, die überhaupt erst ein einheitliches Weltreich des Abendlandes ermöglicht.

Die bekannte Tendenz des Kapitalismus nach Rationalisierung des

gesamten Lebens hat auf materiellem Gebiete ebenso große Umwälzungen vollbracht wie auf geistigem. Sie hat die Produktionsweise geändert wie die Anschauungsweise, die Technik wie die Philosophie und die Religion. Wir, die wir die Söhne des vollen Rationalismus sind, können uns eine Welt kaum noch vorstellen, in der man nicht rationalistisch dachte, in der man nicht alles berechnete und auf den höchsten Nutzeffekt einstellte und in der man zugleich nicht für alles seinen ausreichenden rationalistischen Grund angeben konnte. Die Blüte dieser Anschauungsweise ist der historische Materialismus, der sich bemüht, für alles seinen plausiblen Grund aufzufinden und der seine zweifellose Überlegenheit über alle bisherigen Geschichts- und Weltauffassungen zunächst dadurch dokumentierte, daß er an die gesellschaftlichen Zusammenhänge als an den Mutterboden der Ereignisse selber heranging und sie untersuchte. Erst dadurch kamen wir von der Individualgeschichte, mochte das „Individuum" nun ein König oder ein Staat sein, zur Sozialgeschichte, wo die Massen in der Gesetzmäßigkeit ihrer materiellen wie geistigen Arbeit erforscht werden mußten. Allein die stillschweigende Voraussetzung war dabei, daß sich auch alles erklären, für alles ein rationeller Grund angeben lasse. Das war, wie gesagt, für das Zeitalter des Rationalismus eine Selbstverständlichkeit, und Marx und Engels, die optimistischen Söhne einer siegesgewissen Epoche, für die es unter dem Sturmschritt der Technik und der Naturwissenschaften Geheimnisse kaum noch gab, haben diesem Glauben ebenfalls gehuldigt. Auch auf diesem Gebiete waren sie frei von jeder Skepsis. Allein daß es sich bei dieser Forschungsmethode ebenfalls nur um eine Anschauung handelt, die an die vorübergehenden sozialen Bedingungen der Zeit gebunden war, in der sie konzipiert wurde, eben an das Zeitalter und an das Land, wo der volle Rationalismus der kapitalistischen Erwerbsgesellschaft zum ersten Male berauschend zutage trat, ging schon daraus hervor, daß Marx und Engels nicht zögerten, den entwicklungsgeschichtlichen Optimismus ihrer Zeit auch in ihrem historischen Materialismus üppig zutage treten zu lassen. Und so übte die historische Dialektik an ihrer dialektischen Historie selber ihr neckisches Spiel, indem sie diese Forschungsmethode, die ausgezogen war, um jedem Wunderglauben den Garaus zu machen, selber in den vollen Wunderglauben ausmünden ließ, in den Glauben nämlich an das tausendjährige Reich, an die Zeit, wo die Verhältnisse nicht mehr die Menschen, sondern wo die Menschen die Verhältnisse beherrschen, wo der Sprung aus dem Reich der Notwendigkeit in das Reich der Freiheit vollzogen ist und die bisherige „Vorgeschichte" der Menschheit mit dem „endlichen" Austritt des Menschen aus dem Tierreich abschließt und die wahre Menschengeschichte erst anfängt. Hier ist in der Tat die volle Rationalistik umgeschlagen in

ihr krasses Gegenteil, die absolute Mystik. So eng berühren sich auch hier die Gegensätze und so wenig sind auch hier die frei, die ihrer Ketten spotten.

Mit dieser Projizierung des Sozialismus in den unendlichen Raum erwiesen sich Marx und Engels nur als echte Söhne der abendländischen Kultur, deren Kriterium eben der Drang nach dem Unendlichen ist, wie wir bereits an anderer Stelle bemerkt hatten. Beide erblickten in der Geschichte eine fortlaufende Kette, in der sich ein Glied an das andere schließt und eins sich aus dem anderen ergibt. Der Gedanke, daß es sich in der Weltgeschichte um zyklische Bewegungen handeln könne, die in sich selbständig und wenig voneinander abhängig sind, die ihre Jugend, ihre Vollkraft, ihr Alter und ihren Tod haben, ein solcher Gedanke kam ihnen nicht. Und er durfte ihnen auch nicht kommen. Sonst wären sie wenig geeignet gewesen, ihre geschichtliche Aufgabe zu erfüllen, die doch gerade darin bestand, das Proletariat mit der jugendlich-revolutionären Überzeugung zu erfüllen, der junge Erbe einer alten Kultur zu sein, wie sie später so gläubig naiv in den zornigen Strophen zum Ausdruck kam:

Wir hämmern jung
das alte morsche Ding, den Staat,
die wir von Gottes Zorne sind
das Proletariat.

Heute fühlen und sehen wir, und das wunderbare Buch von Oswald Spengler: Der Untergang des Abendlandes, obwohl noch ein erster Versuch mit seinen Unvollkommenheiten und Lücken, hat es uns noch näher gebracht, daß es sich nicht um das „Junghämmern" von alten morschen Dingen handele, sondern um den Ausgang einer großen Kultur, zu deren charakteristischen Alterserscheinungen just die sozialistische Bewegung gehört, wie ich es bereits in meiner kleinen Schrift: Am Ausgang der deutschen Sozialdemokratie, angedeutet hatte. Das aber muß man begreifen, wenn man von der Zwangsläufigkeit unseres Schicksals als einer alternden Kulturgemeinschaft des Abendlandes und von der Unmöglichkeit, in frühere Verhältnisse zurückzukehren, sich fest überzeugen will. Dann sieht man, daß der Sozialismus von heute notwendig und unabwendbar ist, aber nicht als eine Verjüngung, die hinüberführt in das tausendjährige Reich einer unabsehbaren Glückseligkeitsepoche, wo die Menschen nach Engels aufhören, Tiere zu sein, sondern als eine Parallelerscheinung mit dem Buddhismus, der die altindische Kultur abschloß, mit dem Stoizismus, der die antike Kultur ausläutete. Damit erhält man zugleich einen Kompaß in die Hand, der die Orientierung im ungeheuren Wirrsal unserer Tage erleichtert, der es gestattet, mit sardonischem Lächeln die wilde Tierbudensprache eines Clemenceau, eines Lloyd George mit anzuhören mit der Gewißheit im Herzen, daß diese Menageriebesitzer den Tag des

„Friedensschlusses" nicht lange überleben werden. Denn wir haben ein gemeinsames Schicksal.

In der Tat heißt: den Sozialismus als Alterserscheinung der kapitalistischen Kultur begreifen nichts anderes, als das Weizenkorn als Alterserscheinung des Getreides begreifen. Es stellt den Höhepunkt, den „Reifegrad" der Pflanze dar, den zu erreichen ihre Bestimmung ist und über den hinaus es nichts für sie gibt. Und wer möchte da zweifeln, daß der Kapitalismus in den Ententestaaten diesem Reifegrad eigentlich viel näher stand, als in Deutschland, da er doch um soviel älter war? Er stagnierte freilich dort in den letzten Jahren vor dem Kriege und so konnte der deutsche Kapitaltypus seinen französischen und sogar seinen englischen Vorgänger überholen, was mit einer der Gründe zum Kriege war. Aber in eben diesem Kriege gelang es dem englischen Kapitalismus, wie ich bereits vor zwei Jahren ausführlich auseinander gesetzt habe, den deutschen Vorsprung wieder einzuholen, so daß England, das nicht den furchtbaren Zusammenbruch seiner Wirtschaft erlebt hat wie Deutschland, jetzt organisatorisch dem Sozialismus sogar näher steht, als wir. Jetzt kommt es auf die Haltung der englischen Arbeiterklasse an, in welchem Tempo und unter welchen Umständen sich die Sozialisierung in England vollziehen wird. Daß sie nicht nur entschlossen, sondern daß sie auch gezwungen ist, den Vergesellschaftungsprozeß, den der Krieg begonnen hat, fortzusetzen, daran ist kein Zweifel, und damit fiele dann die Vorrangstellung in der neuen, der dritten Internationalen, die die Erfüllung des Sozialismus bringen wird, der englischen Arbeiterklasse zu. Sie hat schon jetzt entscheidende Änderungen in der Organisation der Arbeit erzwungen und bald wird es sich herausstellen, wie die besitzenden Klassen, besonders die Konservativen, sich zu diesen im Kriege erzwungenen Umwälzungen stellen werden. Die schweren sozialen Unruhen, die ich für England nach dem Kriege schon vor drei Jahren vorausgesagt hatte, rücken immer näher. An anderer Stelle wird näher darauf einzugehen sein. Hier kommt es zunächst darauf an, die relative Gleichartigkeit der psychologischen Verfassung bei allen abendländischen Nationen, wie der Kapitalismus und der Krieg sie gestaltet hat, in kurzen Zügen zu entwickeln, um uns so den Sozialismus als die Alterserscheinung des Kapitalismus anschaulich zu machen.

In der feudalistischen Gesellschaft des Vorkapitalismus produziert der Mensch traditionalistisch, langsam und mit innerer Teilnahme. Sein Ziel ist nicht, möglichst viel zu verdienen sondern den Bedarf für eine standesgemäße Lebensführung zu decken. Der Bedarf der Stände untereinander ist verschieden, aber innerhalb der einzelnen Stände steht er im allgemeinen fest. Wir haben hier also ein ähnliches Verhältnis wie innerhalb des Kapitalismus bei der Wertbestimmung der Arbeitskraft, von der Marx

sagt, daß sie ein historisches und moralisches Element enthält. Was hier zunächst feststeht, ist also der Bedarf, nach ihm richten sich die Einnahmen respektive das Maß der produktiven Arbeit, das nötig ist, um diesen Bedarf zu decken. Darüber hinaus wird nicht gearbeitet. Daher die endlose Fülle der Feiertage im Mittelalter, die die der Arbeitstage oft beträchtlich übersteigt. Eine solche Gesellschaftsverfassung läßt die Entwicklung bestimmter Charaktereigenschaften wie die der Selbständigkeit, der Initiative und so weiter von vornherein verkümmern, sie liebt das Ordentliche und haßt das Außerordentliche. Gegebene Autoritäten werden gern und willig als „gottgewollte Abhängigkeiten" anerkannt, wie es so drastisch in dem Spruch des englischen Kätners zum Ausdruck kommt:

God bless our Squire and all his rich relations
And give us poor people to keep our proper stations.

In religiöser Hinsicht verlangte diese Gesellschaft den absoluten Wunderglauben, in sozialer Hinsicht die Bluts- und Stammesgemeinschaft. Der Grundzug des Ganzen ist Ruhe, Sicherheit und Wiederholung.

Der aufkommende Kapitalismus beginnt die Keime der Zersetzung hineinzutragen. Die beiden Hauptprinzipien der feudalistischen Gesellschaft, die Bedarfsdeckung und die Überlieferung, werden erschüttert und an ihre Stelle treten das Erwerbsprinzip und die Rationalisierung. Dieser Prozeß ist es, der vom Ausgang des Mittelalters an den eigentlichen Inhalt der abendländischen Geistes- und Wirtschaftsgeschichte ausmacht und dessen letzte Konsequenzen wir in der vollen Entfaltung des Kapitalismus und dessen Zusammenbruch in der Weltrevolution vor uns haben. Er verdampfte alle Autoritäten, forderte alles und jedes vor den Richterstuhl der Vernunft, um hier seine weitere Existenzberechtigung in seiner nüchternen, praktischen Brauchbarkeit zu erweisen. Es war ein Gefühl und Gemüt tötender Prozeß und vielleicht stammt der vielberufene „praktische" Sinn des Engländers, der bekanntlich, im Gegensatz zu den Schotten und Iren, zugleich in dem Ruf eines ziemlich unintelligenten Menschen steht, daher, daß der Engländer länger und intensiver als die übrigen Volksstämme des Abendlandes unter der herzausdörrenden, dagegen eine schale, berechnende Pfiffigkeit begünstigenden Einwirkung des Frühkapitalismus gestanden hat. Deutschland trat bekanntlich am spätesten in diesen Zauberkreis des Kapitalismus ein. Als England schon hundert Jahre den entwickeltsten Hochkapitalismus auf den Schultern hatte, war Deutschland immer noch das „Land der Eichen und der Linden", das „Volk der Dichter und der Denker" und langsam nur taumelte es in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts in den Hochkapitalismus hinein. Es hat dann freilich in erstaunlich kurzer Zeit nachgeholt, was es versäumt hatte, und in technisch-organisatorischer Hinsicht bald alle seine Vorgänger überholt. In den fünf

Jahren des Weltkrieges und der Revolution hat es nun aber auch den Beweis seiner vollen „moralischen" Reife in Punkto kapitalistischer Korruption erbracht. Durch die Zustände, die in diesen fünf Jahren zutage getreten sind, hat Deutschland in Wahrheit erst das kleinbürgerliche, vorkapitalistische Milieu der Kanaillenmoral überwunden und ist als würdiger, gleichleistungsfähiger Genosse in den Kreis seiner älteren respektive größeren kapitalistischen Brüder, der Franzosen, der Engländer und der Amerikaner, getreten.

In der Tat hat psychologisch Deutschland erst durch diesen Krieg das Stadium des Frühkapitalismus überwunden. In den breiten Massen seiner Arbeiterbevölkerung, seines Beamtenstandes, seines Bauerntums steckten noch sehr viele Reste jener organischen, in erster Linie gefühlsmäßigen und auf der Tradition beruhenden Gesellschaftsauffassung, die wir oben kurz skizziert hatten. Man nannte sie Disziplin und Pflichtgefühl und teilweise beruhte auf ihnen jenes „Anderssein" des deutschen Volkes, von dem im Kriege so häufig die Rede gewesen ist, dessen wir uns jedenfalls erst im Kriege, im Kampfe mit den anderen Völkern, stärker bewußt geworden waren. Ein Streik der Eisenbahner zum Beispiel setzt eine völlig veränderte Geistesverfassung dieser Beamten- und Arbeiterschichten voraus, und vielleicht kann man nirgends so handgreiflich die Umwandlung der Geister feststellen, die in der Revolution nicht entstanden, aber zum Ausbruch gekommen ist, wie in der Tatsache, daß jetzt Eisenbahnerstreiks auch in Deutschland nicht mehr unerhörte und unmögliche Ereignisse sind.

Was dieser neuen Geisteswelt zugrunde liegt, ist eine völlig veränderte Auffassung des Arbeitsverhältnisses. Die Arbeit als normale Betätigung von Geist und Körper war in dem gleichen Maße verschwunden, wie sich die Trennung des Arbeiters von seinen Produktionsmitteln durchgesetzt hatte. Die „beste Darstellung" der schweizerischen Hausindustrie in „Wilhelm Meisters Wanderjahren" konnte Goethe noch ausklingen lassen in die Worte Wilhelms an Lenardo: „Häuslicher Zustand auf Frömmigkeit gegründet, durch Fleiß und Ordnung belebt und erhalten, nicht zu eng, nicht zu weit, im glücklichsten Verhältnis zu den Fähigkeiten und Kräften. Um sie her bewegt sich ein Kreislauf von Handarbeitenden im reichsten, anfänglichsten Sinne; hier ist Beschränktheit und Wirkung in die Ferne, Umsicht und Mäßigung, Unschuld und Tätigkeit." Solches Ideal war schon damals in Westeuropa, besonders in dem heraufziehenden Maschinenzeitalter Englands, bereits völlig verschwunden und nur noch im wirtschaftlich rückständigen Deutschland oder der Schweiz für Poetenaugen sichtbar. Die volle Rationalisierung der Arbeit im kapitalistischen Sinne vernichtete dann auch hier solche auf „Frömmigkeit" gegründeten Zustände. Die Arbeit wurde ein Unglück, eine Plage, der man zu entgehen suchte. Schon früh setzten in der modernen Industrie die Kämpfe der Arbeiter

um Verkürzung der Arbeitszeit ein, die anfänglich genau so schrankenlos bemessen war, wie in der unter ganz anderen psychologischen Bedingungen vor sich gehenden Hausarbeit der bäuerlichen Familie. Die alten mit den feudalen Staatswesen organisch verbundenen Stände verschwanden und machten den modernen Klassen Platz, die, selber das Produkt sozialer Zersetzung, ihrerseits zur weiteren Zersetzung der alten organischen Gemeinschaft und zu ihrer Verwandlung in die mechanische Gesellschaft beitrugen. Dieses Aufkommen der modernen Klassengesellschaft bedeutete erst den vollen Sieg des gefühls- und rücksichtslosen, alles Organische und geschichtlich Gewordene tödlich bekämpfenden Nationalismus. Je nach den augenblicklichen Verwertungsbedürfnissen des Kapitals wurde die Nation durcheinandergewirbelt, das flache Land verödete, die modernen Großstädte entstanden und in ihnen kam eine Bevölkerung auf, die je länger desto mehr der eigentliche Träger der sozialen Entwicklung wurde. Diese großstädtische, hauptsächlich industrielle Arbeiter- und Angestelltenbevölkerung hatte aber mit den alten Schichten der Nation nichts mehr gemein. Sie war die „Masse", der „große Haufen", kalt, intelligent, verständig, wurzellos. Sie fühlte sich an keine historischen Mächte gebunden, sie war ein wandelndes Amerika, ohne verfallene Schlösser und ohne Basalte. Jenen Mächten der Tradition brachte sie vielmehr eine instinktive Abneigung entgegen: dem Königtum, der Kirche, dem Adel. Es ist kein Zufall, daß diese in der Novemberrevolution zuerst zugrunde gingen. Die Bewegung richtete sich zum großen Teile ausdrücklich gegen sie, und alle Hypothesen, daß sich durch den Krieg die Religiosität in den Volksmassen irgendwie wieder beleben würde, mußten sich von vornherein als falsch erweisen.

Denn gerade darin beruhte das Kennzeichen der geistigen Entwicklung im Zeitalter des Hochkapitalismus, daß alles Geheimnisvolle, alles „Schicksalhafte" sich in ein durchsichtiges Spiel von Ursache und Wirkung verwandelte. Die Menschen waren, wie das Kommunistische Manifest sagt, endlich gezwungen, ihre Lebensstellung, ihre gegenseitigen Beziehungen mit nüchternen Augen anzusehen. Und diese Nüchternheit, die schon lange die vorherrschende Note des öffentlichen Lebens in Frankreich, England wie in Amerika geworden war, sie wurde sie auch in Deutschland. Der Krieg und die Revolution hat die alte Psychologie, die den neuen materiellen Verhältnissen Deutschlands nicht mehr entsprach, die sich aber, wie das immer zu sein pflegt, noch lange und über ihre Zeit hinaus am Leben erhielt, mit einem Schlage vernichtet und uns psychologisch den kapitalistisch älteren Kulturmächten genähert. Diese Umwandlung wurde für uns kompliziert durch den Einfluß, den die Aushungerung ausübte, und der teilweise die neuen Richtlinien fast unkenntlich machte. Allein es wäre falsch, sich einbilden zu wollen, daß nach Beseitigung der

Hungerpsychose die alte Mentalität des Voraugust wieder einziehen würde. Diese Illusion muß aufgegeben werden, sie könnte auch politisch zu schweren Gefahren führen. Im Gegenteil ist die neue Psychologie eine wesentliche Voraussetzung für das kommende Weltreich des Abendlandes, sie schafft in allen für dieses Weltreich in Betracht kommenden Staaten eine in den Hauptzügen gleichartige geistige Welt, nachdem die nationalen Verschiedenheiten, die dem jugendlichen Alter der abendländischen Kultur angehörten, unter dem glättenden Hobel des Kapitalismus und der Rationalisierung ihre Ecken und Kanten eingebüßt haben. Die Zeiten von Nationalhaß und Nationalrache sind für das Abendland endgültig vorbei, so gute Zeiten auch ihren Predigern nach diesem Kriege und besonders nach diesem „Frieden" zu winken scheinen. Auch in den Ententeländern sind die Träger einer veralteten Psychologie natürlich nicht ausgestorben und eine Gestalt wie dieser unglaubliche Clemenceau = Don-Quichote ist Beweis genug dafür. Ebenso gibt es in England Ostelbier. Aber diese Schichten vertreten nicht die Zukunft, sondern die Vergangenheit, und die weitere Entwicklung der Weltrevolution wird sie stürzen und den Weg frei machen für das kommende Reich.

Niemals wieder wird es auf die Dauer gelingen, die Arbeiterklassen der kapitalistischen Länder in ihr altes Verhältnis zum Kapital zurückzuversetzen. So stark der alte Privatkapitalismus alles zu rationalisieren strebte, alles nach den nüchternen, praktischen Gesichtspunkten der Sparsamkeit und Produktivität einzurichten suchte: just die Stellung, die die Arbeiterklasse als Ganzes in diesem Rationalisierungsprozeß einnahm, war das Gegenteil von nüchtern, praktisch, sparsam und produktiv. Diese Stellung war eigentlich nur möglich gewesen mit einer psychologisch noch den Zeiten des Früh- oder Vorkapitalismus angehörenden Arbeiterschicht, die sich gelassen in ihr Schicksal ergab, die ihr Los noch als „Schicksal" und nicht als eine rationale Folge von Ursache und Wirkung empfand, die die gegebenen himmlischen und irdischen Autoritäten und „gottgewollten Abhängigkeiten" willig und ohne große Beschwernis anerkannte und lustig das Liedchen trällerte: Was frag ich viel nach Geld und Gut, wenn ich zufrieden bin? Wie anders hätte sie sonst ihr Leben ertragen können: die Verwandlung ihrer Lebenszeit in Arbeitszeit für andere, die fast völlige Aussichtslosigkeit, aus diesen Verhältnissen jemals herauszukommen oder wenigstens die Kinder zu einer höheren Lebensstellung aufsteigen zu sehen? Das entwürdigende Gefühl, stets nur das Objekt aller Dispositionen zu sein, das man ungefragt hin- und herschiebt, wie das Bedürfnis des Kapitals es verlangt, die Erbitterung, stets der letzte zu sein bei den Freuden und den Genüssen dieses Lebens, der erste aber bei Krankheiten, Verkrüppelungen, Kriegen

und Hungersnöten? Aber diese Psychologie, die allein nur den Kapitalismus möglich machte, sie wurde durch eben diesen Kapitalismus untergraben. Die systematische Erziehung zur nüchternen Auffassung aller Verhältnisse, zur Respektlosigkeit und Autoritätenfeindschaft, die tief dem Kapitalismus zugrunde liegt, die Gewohnheit, Personen und Sachen, Entdeckungen und Entdecker, Direktoren und Maschinen in dem gleichen Augenblick ausgeschaltet zu sehen, wo ihre weitere Verwendung nicht mehr profitabel ist, die Betrachtung schließlich, daß vor dem Anspruch der praktischen Brauchbarkeit, die sich in Mark und Pfennig ausdrückt, der gefühllosen „Vernünftigkeit" alle Traditionen und Verdienste von gestern zerplatzen, alle frommen Gefühle und rührenden Gemütsbewegungen nur zum Schaden ihrer Träger ausfallen, alles das mußte natürlich auch die Arbeiterklasse zwingen, ihre eigene Stellung im Produktionsprozeß, in Staat und Gesellschaft mit kalten und klugen Augen zu betrachten. Und als nun der Zusammenbruch des alten Systems erfolgte, ging sie daran, diese ihre Stellung in Produktion, Staat und Gesellschaft dadurch zu ändern, daß sie diese Einrichtungen änderte und zwar nach dem gleichen Gesichtspunkt, der bis dahin schon geherrscht hatte, dessen Konsequenzen sich aber nur selten als für sie günstig erwiesen, dem der Rationalisierung. Alles, was nicht praktisch, nicht „vernünftig" war, ging über Bord: Monarchie, Armee, Kriegsflotte, Adel. Vor allem aber suchte man die Wirtschaft, die Produktion, dem Rationalisierungsprozeß, wie die siegreiche Arbeiterklasse ihn verstand, zu unterwerfen. In dieser Umgestaltung sind wir mitten drin. Die verschiedenen Formen, die der Rätegedanke angenommen hat, sind zunächst das Zeichen, wie sehr noch alles im Gären ist. Die Sicherheit aber dafür, daß die alten Verhältnisse des Privatkapitalismus mit seiner Ordnung in der Fabrik und seiner Anarchie auf dem Weltmarkt, mit seiner lediglich nach kapitalistischen Gesichtspunkten orientierten „ratio" nicht wiederkehren werden, liegt in der veränderten Psychologie der Massen. Wir werden in Zukunft keinen Militarismus mehr haben, nicht weil die kindischen Befehlshaber der Entente es nicht wollen, sondern weil wir nicht mehr wollen. Man berufe sich nicht auf die Jahre nach 1807. Damals stand Preußen noch im Vorhof des Kapitalismus. Die Psychologie war noch die des alten Ackerbürger- und Ständestaats. Damals wurde Heer und Staat und Krone im alten Sinne wieder hergestellt, weil der Wille dazu vorhanden war, und es ist bekannt, daß Friedrich Wilhelm III. erst gezwungen werden mußte, in den Entscheidungskampf zu ziehen. Im Frühjahr 1813 drohte auch eine Militärrevolution, aber eine umgekehrte wie 1918. Damals galt es, den König in den Krieg zu treiben, um das Königtum zu retten. Heute denkt kein ernsthafter Mensch mehr an die Wieder-

herstellung des Königtums, und selbst eine Restauration im Stile von 1815 in Frankreich könnte keinen anderen Ausgang nehmen wie jene Anno 1830.

An den Unterschied von 1813 und 1918 kann man wie an einem Musterbeispiele lernen, weshalb das, was damals möglich war, heute unmöglich wäre. Wir sind inzwischen ein Jahrhundert älter geworden und zwar „älter" auch im psychologischen Sinne, „verständiger", „reifer". Ein Jahrhundert rationalistischer Erziehung durch den Kapitalismus hat unser Volk in allen seinen Teilen von Grund aus geändert. Diese Tatsache muß man sich klar machen. Sie zu beklagen liegt ebensowenig Anlaß vor wie zum Gegenteil. Man hat nicht immer seine zwanzig Jahre und von den Völkern ewige Jugend verlangen ist ebenso töricht wie von jungen Mädchen. Zudem sind nicht wir allein älter geworden. Der ganze kapitalistische Kulturkreis ist es, und unter den großen Nationen, die ihm angehören, ist die deutsche noch eine der jüngeren. Die Generäle der Entente, die jetzt vielleicht noch in Gedanken an künftige Heldentaten ihres Militarismus schwelgen, werden bald genug merken, daß bei ihnen die Dinge genau so stehen, wie bei uns. Auch dort sind die Tage des Militarismus gezählt, weil auch dort die Tage des Privatkapitalismus gezählt sind. Damit aber entfällt die eigentliche Voraussetzung für das bisherige Wettrüsten mit seinen imperialistischen Zielen.

Die Nationalisierung, bisher auf das Gebiet der einzelnen Länder beschränkt und dort in verschiedenem Maße angewandt, greift nunmehr über den nationalen Rahmen hinaus und organisiert den bisherigen Schauplatz der kapitalistischen Entwicklung, das Abendland, zu einer Einheit, wie locker man sich zunächst dieses Gefüge denken mag. Der Krieg und die Revolution haben dieses Weltreich des Abendlandes zu einer wirtschaftlichen Notwendigkeit gemacht. Die neue Psychologie hat auch die geistigen Voraussetzungen dafür geliefert. Allenfalls ist die amorphe „Masse", der Zeitungsleser, der Interessent von Sport und Theater, der große Haufen der Großstadt, zum kapitalistischen Träger der Politik und der Macht geworden. Damit ist nicht gesagt, daß nun eine Epoche der reinen „Volksherrschaft" kommen wird. Man wird im Gegenteil sagen dürfen, daß dazu nach den bisherigen Erfahrungen die Aussichten nicht gerade gut sind. Und daß ähnliche Zeiten, wie sie heute im Abendland vorliegen, oft zum Cäsarismus geführt haben, ist bekannt genug. Cäsarismus bedeutet selbstredend nicht Wiederherstellung der Monarchie, ebensowenig wie die Wiederherstellung der Bourbonen in Frankreich „Cäsarismus" bedeutete. Aber das besagt schon, wie völlig verändert die Verhältnisse sind, denen wir entgegengehen. Deutschland und das Abendland kann eine Vorstellung über seine Zukunft nicht aus seiner Vergangenheit gewinnen, sondern nur aus der Betrachtung der Verhältnisse anderer Weltreiche, als sie sich in einer der heutigen abendländischen Entwicklungsstufe homologen Epoche befanden.

***

Kurve der Menschheit

von Adrien Turel

Es ist so weit, daß der politische und philosophische Pessimismus beginnt Orgien zu feiern, Opfer zu fordern.

Dem Pessimismus an sich wird niemand die Berechtigung absprechen wollen. Aber Selbstbeherrschung müssen wir vom Denker verlangen. Auch in der Revolution, in der Auflösung, in der Ermattungsperiode, welche wir erleben, soll man sich unverrückbar gegenwärtig halten, daß der Pessimismus tiefsinnig, fruchtbar, schöpferisch sogar sein kann, daß er aber doch nur die eine Seite des Lebens darstellt, im Bilde zu reden: vom Nullpunkt den einen Schenkel der Unendlichkeit.

Also bin ich Optimist? Ich denke nicht daran, bloßer Optimist zu sein, denn auch der Optimismus ist weiter nichts als eben die andere Hälfte des Lebens. Wie ich zwei Augen habe, wie erst der Winkel beider Augen Entfernungsmaß und Plastizität ergibt, so ergibt im geistigen Leben erst der Winkel, die Kollaboration von Optimismus und Pessimismus wahre Einsicht in die plastische Fülle des Geschehens, in die innere Gesetzmäßigkeit des Lebens. Optimismus und Pessimismus gehören zusammen und ergänzen einander wie Ausstoßen und Einsaugen der Luft zusammen das Atmen ausmachen.

Darüber einiges Notwendige zunächst: Die Theorie der Bewußtseinsfunktionen muß von der Psycho-Biologie aus gründlich revidiert werden. Und von dort aus werden sich zwischen Evolution und Revolution in der Politik und zwischen Darwinismus und Katastrophentheorie in der Naturwissenschaft vielleicht überraschende (darauf leg' ich wenig Wert) aber fruchtbar fortwuchernde Zusammenhänge, Versöhnungen, Wechselwirkungen ergeben.

Als Endziel endlich dieser Arbeit schwebt mir die Untersuchung vor, ob diese Revolution nicht der Versuch ist, die europäische virile Lebenssynthese mit der femininen Daseinsabfindung des Orients zu verschmelzen.

Es gibt ein spezifisch-männliches Bewegungsprinzip. Das ist die aus einer Rhythmuseinheit, aus einem Energiezentrum ausgreifende, angreifende, sich ausdehnende, stoßende, überschwemmende, Nachbarkomplexe zurückdrängende Bewegung.

Die Philosophie dieser Tendenz ist der Optimismus. Ihrer Einstellung zum Leben entspricht die Annahme der Willensfreiheit.

Aber diese Bewegung staut die umgebenden Wesenseinheiten zu größerer Dichtigkeit zurück. Sie verdünnt die Kampfenergie des eigenen Zentrums

und sie durchsetzt es mit fremden Elementen. So fordert sie eine Reaktion heraus.

Diese Reaktion ist das weibliche Bewegungsprinzip. Die weichende, schrumpfende, vakuumschaffende, anlockende, nachziehende Bewegung. Aber diese Bewegung erweitert, verdünnt und schwächt die nachdrängenden, umgebenden Lebenskomplexe, und sie zieht die eigene Kraft zu neuer Ausstoßung zusammen.

Die Philosophie dieser fliehenden, demütigen, femininen Tendenz ist der Pessimismus. Ihrer Einstellung entspricht fatalistisches Sichbeherrschenlassen. Nicht sowohl Determinismus als Fatalismus ist ihr eigen.

Aus dem Abwechseln dieser beiden Bewegungen ergeben sich die Funktionen des Lebens, welche so ständig zwischen einem männlichen und einem weiblichen Hochton pendeln. Ebbe und Flut überall. Die Arbeit von Herz und Lungen.

Der Abstand zwischen zwei polaren Maxima ist ein rhythmischer Takt. Rhythmus selbst somit das gewaltigste, urwüchsigste Symbol des Lebens, das Umeinanderfortrollen, das Ringen im Tauziehn, Schaukelbetonung im Wellengang zwischen männlicher und weiblicher Bewegungstendenz.

Die Gestirne leben diesen Rhythmus im großen sehr einfach durch: aus der dunklen Unendlichkeit zieht es sich, immer leuchtender, zum flammenden Kern zusammen; überschreitet einen Höhepunkt an Glut und Leuchtkraft, überschrumpft sich und verdorrt greisenhaft, nur noch Knochenfaust wie der Mond; und zerbröckelt, zerrinnt dann von neuem hinüber in den Bannkreis wachsender, sieghaft ansaugender Lebenseinheiten, junger Sonnen. Von der unfaßbaren Form der Energie geht so der Weg über die Form der Materie zur Energie zurück. Zwischen Werden und Vergehen ein Pulsschlag im All.

Was hinter dem Fluten dieser Verwandlung und Rückverwandlung steht, was darüber, darunter steht, ist mir unbekannt. Nur negativ kann man sagen: was dahinter steht, ist nicht der Gott des Alten Bundes. Dessen Definition läßt sich innerhalb des von uns beherrschten Erkenntniskreises restlos geben.

Angriff und Flucht, Liebe und Haß, Demut und Herrschsucht, Panik und Terror, Energieaufnahme und Energiesekretion, Pessimismus und Optimismus erfassen, wie schon gesagt, nur je die Hälfte des Lebens, vom Nullpunkte des indifferenten Gleichgewichts (Friedländer) den einen Schenkel der Unendlichkeit.

Wie jedes Extrem sich erst ins Gegenteil umschlagend ergänzt, im Gegenpoligen ausruht, so müßte jeder rein viril erobernde Optimismus in selbstaufgebende Verzweiflung münden, das heißt in eine feminine Reaktion. Und jeder rein fatalistische, rein passiv betrachtende Pessimismus

müßte sich in einer weltumspannenden Ekstase, an einem alles verschlingenden, größenwahnsinnigen Allgefühle schadlos halten.

Wenn man nur das Abwechseln der beiden großen Bewegungsprinzipien im Nacheinander der Zeit zu berücksichtigen hätte, so müßte sich feststellen lassen, daß alle Reformatoren, welche, die Gestaltbarkeit des Lebens stark bejahend, versucht haben, die Menschen nach ihrem Bilde zu modeln (Sokrates, Christus, Nietzsche), in Selbstauflösung, in Selbstverzicht, in kompensierender Sühne durch Selbstmord geendet haben, und umgekehrt müßte man den Nachweis erbringen, daß das süße Nirwana, das Zusammenfließen, die Identifizierung des Individuums mit dem Brahman, mit dem All, wie es uns etwa in Isoldes Liebestod, bei den Fakiren und Heiligen des Ostens begegnet, die wollustvolle, ausgreifend optimistische Revanche darstellt, ohne welche die pessimistisch feminine Bewußtseinseinstellung der indischen Philosophie nicht der Bipolarität des Lebens entsprechen würde.

Vieles von dieser Annahme wird man auch bestätigt finden. Wenn sie nicht scharf und eindeutig zutrifft, so liegt es zwingend daran, daß Ebbung und Flutung der Lebenszentren, der Energie- und Rhythmuseinheiten, welche wir Wesen nennen, nicht nur einander in der Zeit ablösen, sondern auch untrennbar neben- und ineinander im Raume weben (Funktionalismus).

Nicht jedes Ding, jedes Wesen allein, sondern jeder Prozeß in der Natur, jedes Symbol in Religion, Mythos, Traum, Kunst oder Philosophie, ist in diesem Ursinne zweideutig. Wirkung und Leiden zugleich ausdrückend, mann-weiblich überdeterminiert. Ein Stern kann nicht in sich selber schrumpfen, ohne zugleich glühende Energie zu verströmen. Die Lunge kann nicht ausatmen, ohne sich zugleich vakuumschaffend zu verkleinern. Kein Wesen kann etwas erzeugen oder gebären, ohne seine Aktivität zu erschöpfen und dadurch seine aufnahmebedürftige Gegenkomponente zu verstärken. Man kann keinen Wall aufwerfen, ohne ihn irgendwie aus einem Graben herauszuschaufeln. Das Geschoß, das in eine Panzerplatte eine Vertiefung schlägt, drängt notwendigerweise das Metall aus diesem Loche entweder auf der andern Seite zur Beule oder auf der Aufprallseite zu Kraterwänden heraus. Bei der Entwicklung des tierischen und menschlichen Eies zum Embryo geschehen alle Organbildungen durch einander entsprechende Aus- und Einstülpung der ursprünglich einfach sphäroiden Wände.

Alles dies läuft ja letzten Endes auf eine Binsenwahrheit hinaus. Es ist weiter nichts als eine vielfache Exemplifizierung des energetischen Grundgesetzes, daß die Summe des Lebens (Kraft oder Materie in ihren Wechselverwandlungen) gleich bleiben muß, daß nichts aus nichts entsteht.

So ist es eigentlich selbstverständlich, daß auch alle unsere Bewußtseins-

funktionen sich in dieser schaukelnden Polarität, in dieser dialektischen Ambivalenz vollziehen.

Im Instinktleben ist der Sinn für diesen Funktionalismus voll gewahrt. Das, was man in der Kunst Lebendigkeit oder Plastizität der Darstellung nennt, geht auf die Fähigkeit des betreffenden Gestalters zurück, die von ihm empfundenen und beschriebenen Erscheinungen doppelpolig zu verankern, beide Extreme in ihren Konsequenzen unserem Bewußtsein lebendig zu machen. Auch sehen wir, daß jede Öffnung, nicht im menschlichen Körper allein, sondern überall, umwulstet, umhaart, viril umkantet sein muß. Die eingesunkenen Lippen eines zahnlosen Mundes erscheinen uns unwillkürlich „häßlich", als ein Merkmal nicht mehr ergänzungsfähigen, unfruchtbaren, einseitig betonten, greisenhaft in sich verfallenen Lebens.

Und ganz ebenso finden wir es auch in der Philosophie . . . sehr gegen den Willen der Philosophen selbst.

Der tanzende, lachende, dionysische Optimismus eines Nietzsche ist weithin sichtbar mit Qual durchflochten, nur deshalb so bacchantisch laut, weil es die Gegenkomponente ständig zu übertäuben gilt. In Ober- und Untertönen vibriert ständig die ergreifendste Klage, die kindlichste Schwäche, neben dem Tenor des dithyrambischen, des hochmütigen Jubels. Ich kenne kein herzzerreißenderes de profundis als das so stolze „Nachtlied" im „Zarathustra". Oder als einige der prometheischsten Stellen im „Antichrist". Trotzdem also der bipolare Ausgleich schon in den hochmütigsten Ausbrüchen Nietzsches spürbar ist, macht psychobiologisch die ungeheure Überspannung des optimistisch-virilen Pols beim Dichter des „Übermenschen" den Absturz in passive Geistesschwäche unentrinnbar. Das ist die biologische Sühne. (Für die dialektisch-sozialistische Philosophie im engeren Sinne werde ich die gleiche naturnotwendige Bipolarität nachweisen.)

Wenden wir uns von den „optimistischen" Philosophen den passivistisch-pessimistischen Denkern zu: den indischen Heiligen vor allen Dingen, so sehen wir, daß sie sich vor dem All demütigen, indem sie es ergrübeln. Verstehen aber heißt beherrschen. In dem sie sich in die Unendlichkeit auflösen, durchdringen sie sie. Der im Brahman Zerfließende dünkt sich im Augenblicke seines Sterbens allgegenwärtig im Allgegenwärtigen, allfühlend im Allfühlenden. Das heißt letzten Endes allmächtig im Allmächtigen, mit Gott identisch. Und zugleich ist er, in ausgleichender sühnender Polarität, feminin zerfließend, durch unendliche Verdünnung seiner Lebensenergie. Das All erobern, heißt seine Individualität im All verlieren. Im Alten Testament und an vielen andern Orten steht: Wer Gott schaut, der stirbt. In unsere Sprache verdolmetscht: Wer zur Unendlichkeit anwächst, der muß darauf verzichten, ein Individuum zu sein,

ein begrenzter Komplex, eine Rhythmuseinheit in der Verflechtung der Rhythmen.

Aus diesen Gesichtspunkten ergibt sich die Kritik Jahwes und aller Götter gleichen Schlages. Negativ ist sie schon geleistet. Es ist schon längst erwiesen und empfunden, daß der Gott des Alten Bundes als unerschöpflich-schöpferische Kraftquelle neben der Welt und außerhalb des kosmischen Energiekreislaufes ein Unding ist. Aber das ist eben nur negative Arbeit und genügt keineswegs. Denn nun muß erst nachgewiesen werden, warum der Menschengeist so verfahren ist, wie unsere westländische Autoritätskultur dazu gelangen mußte, entsprechend ihrer Überbetonung des virilen Faktors, des „Willens zur Macht" in ihrer Philosophie den monströsen Begriff Gottes als eines perpetuum mobile zu schaffen.

Dazu gehört eine Analyse der Bewußtseinsfunktion. Diese läßt sich nur psychobiologisch leisten. Selbstverständlich ist das eine Arbeit für sich. Hier aber muß ich einzelne Punkte vorweg nehmen, welche für die Biologie der Gesellschaft entscheidend wichtig sind.

Die Arbeit der zoologischen Physiologie von Lamarck bis Haeckel gipfelt zunächst in der heutzutage schon landläufig gewordenen Erkenntnis, daß die Gattung Mensch sich aus dem übrigen Tierreich emporentwickelt habe, und dann nicht minder wichtig die Erkenntnis, daß das menschliche Embryo in seinem Werden von der Befruchtung bis zur Geburt in großen Zügen die Hauptphasen der Gattungsentwicklung individuell reiteriert.

Gegen diese Erkenntnis, welche mit zwingender Beweiskraft den Menschen, also auch den Patriarchen, den Herrscher, die Autorität im alten Sinne und . . . Jahwe selbst (diese Konsequenz spürte man hüben und drüben von vornherein mit unbeirrbarem Instinkt) in die Gesetzmäßigkeit des bipolaren Lebensablaufes verflocht, sträubte sich die alte europäische Autoritätskultur mit aller Kraft. Sie mußte es aus Selbsterhaltung tun, denn sie war auf Polarisation aufgebaut, auf Überbetonung der einen von beiden großen Lebenskomponenten, der viril erobernden. Und alles was das ambivalent lebendige Ineinanderfließen der Faktoren bewies, erhöhte und vernichtete sie. Schließlich aber blieb der Kampf gegen die Entwicklungslehre verloren. Man mußte sich ins Unleugbare fügen. Für den Körper wenigstens. Noch aber versuchte man die Psyche für die begnadende Willkür, für die Herrschaft des patriarchalischen Gottes zu retten. Die Theologen, die Pädagogen, die Künstler mit ihrem Titanenehrgeiz, der sie ganz dem alten Kreis der Autoritätskultur zuweist, die Herrscher, die Feldherren und die Philosophen sogar (der Vitalismus in der Naturwissenschaft) nahmen möglichst viel vom Seelenleben, das Leben selbst von der Kausalität aus und überließen diese Dinge am liebsten weiter dem Zufall, der Willkür, das heißt dem alten Gotte.

Es ist nun die epochale Tat des Psychologen Siegmund Freud und seiner Schule, nachgewiesen zu haben, daß die seelische Entwicklung des heutigen Menschen von der Geburt bis zur Vollreife die Hauptstufen der Menschheitswerdung vom gorillaartigen Wesen bis zu unserem heutigen Entwicklungsstandpunkte wiederholt, so daß Atavismen (die sogenannten Infantilismen Freuds) restlos funktionell erklärt werden können. Und der Ausbruch rätselhaft wilder Antriebe aus dem Dunkel des Unbewußten wird begreiflich und beherrschbar, als das Wiederauftauchen urweltlicher Triebe, durch deren Überwindung, Verwandlung, Überkuppelung erst die Gesellschaftsbildung möglich geworden ist. Solchen Kranken (Neurotiker oder Verbrecher) ist es infolge unglücklicher psychobiologischer Konstellation nicht gelungen, sich von einer Stufe zur anderen emporzuverwandeln. Der Neurotiker hat das Gesellschaftsfeindliche zu stark, der Verbrecher hat es zu schwach mit Elementen der Gegenkomponente überdeckt. Genau wie die darwinistische Lehre erweckt auch diese götterauflösende Theorie ungeheure, leidenschaftliche Haßreaktionen und Protesteinstellungen aller Träger der Autoritätskultur. Wie ausdrücklich betont werden muß, nicht ohne Schuld der Freudianer selbst. Denn sie erfaßten ihre Entdeckungen nicht gleich organisch im Zusammenhang der Dinge als eine wichtige Weiterentwicklung des Darwinismus, als einen neuen Triumph des Funktionalismus. Vielmehr kam Freud mit seiner grandiosen Einsicht von den Neurotikern her, aus der Krankenstube, aus dem Tollhaus sozusagen. Seine Weltanschauung hat sich aus der Behandlung von Unglücklichen entwickelt, welche daran krankten, daß sie die infantil-atavistischen Stufen ihrer eigenen Frühzeit schlecht oder allzu gewaltsam unterdrückt hatten. Sie stellten Übertreibungen, Karikaturen des gesellschaftsbildenden Sublimierungsprozesses dar, vermittels dessen der Mensch physische Energiereaktionen seines Organismus in Hirnarbeit verwandelt. Um die an Überunterdrückung leidenden Kranken aus ihrer Verkrankung zu erlösen, mußte man nun ihre Hemmungen zum großen Teil wieder beseitigen. Dieser Ursprung der Lehre aus der psychoanalytischen Therapie blieb schädlich wirksam. Er bedingte eine nicht ganz gerechtfertigte Protesteinstellung der Schule gegen die Hemmung und Unterdrückung überhaupt. Daraus das Odium der Anarchie.

Wenn man diesen Analytikern sagte: „Durch Aufhebung der Tabuhemmungen, welche das atavistisch Brutale in uns niederhalten, führt ihr uns zur gorillamäßigen Unbeherrschbarkeit der Urzeit zurück," so wußten sie darauf nichts Zwingendes zu antworten, denn lösen läßt sich dieser scheinbare Widerspruch nur aus der Bipolarität (Fließ). Weil unsere biologischen Gleichgewichtsverhältnisse sich verändert haben, weil aller Wahrscheinlichkeit nach in Mann und Weib ein Ausgleich der Geschlechts-

komponenten stattfindet, wird uns das alte Ventil- und Spannungssystem nicht mehr gerecht.

Nachdem so die richtig verstandene Psychoanalyse die Herrschaft des naturwissenschaftlichen Funktionalismus auf das Riesengebiet der Instinkte und der animalischen Antriebe des Unbewußten ausgedehnt hatte, blieben noch die logischen Bewußtseinsfunktionen mehr oder minder problematisch, physiologisch rätselhaft.

Bald werden auch sie entschleiert sein, denn zum Haeckelschen und Freudianischen Reïterationsgesetz läßt sich als dritter Satz hinzufügen: Jedes neu in unserer Lebenssphäre auftauchende Problem durchmißt in seinem psychobiologischen Reifen von der ersten Ahnung bis zur maschinenbauenden Rechenformel sämtliche Formen der Erkenntnis, welche die Menschheit in ihrer Entwicklung vom Neandertalstadium bis heute erklommen hat. Erstmalig in dem Bereich unserer Geistesenergie anklingend, erschreckt uns das neuartige Phänomen wie der unbegreifliche Blitz den Wilden. Dann wird er von dionysischen Ahnungen, von den Definitionssurrogaten des künstlerischen Symbols umspielt, umtastet, umworben, umrankt, umkämpft; dann, allmählich, entblättert sich der Mythos, der Kern tritt hervor ... eine Rechenformel, mit welcher unser Geist, rückwirkend in die Natur, ihre Kräfte meistert.

So verflicht sich der Mensch immer tiefer in den Funktionalismus des Naturgeschehens. Auch unsere Kultur, die wir in der Folge mit der orientalisch-indischen werden vergleichen müssen, hat ihre Form der großen Frömmigkeit, eine zähe Versenkung und Treue in die Dinge. Die Griechen hatten gewiß mehr Ehrfurcht vor der Natur als wir, mehr unwissende Scheu. Aber wenn es eine Völkerschaft irgendwo nicht mehr litt, so trugen sie ihre Weiber und Kinder, ihre Habe auf die Schiffe, taten ein Bündelchen Heimweh und einen Folianten voll von Ursprungsmythen dazu und fuhren dann über Meer in ein besseres Land. Mit dem komplizierten Organismus unserer Gebietsstaaten sind wir Heutigen auf Gedeih und Verderb mit dem Boden verwachsen, durch unsere Lebensbedingungen beherrscht von den Naturkräften, die wir ausbeuten.

Doppelpolig wie das Leben selbst ist die Herrschaft ... und die Knechtschaft auch.

In der von mir angedeuteten Weise ringt sich der Mensch langsam los von der Tyrannei früherer Daseinsformen, aber in entsprechendem Maße gibt er sich der Gewalt neuer, planetarischer Arten des Gesellschaftslebens hin.

Bisher habe ich versucht, anzudeuten, wie auf den Geistesgebieten der Optimismus, dieses Aus-sich-heraus-aufjauchzend-Erobernde, und der

Pessimismus, dieses Müd-demutsvoll-Ansaugende, wie die Virilität und Feminität sich im funktionell Lebendigen notwendig versöhnen.

Hier im zweiten Abschnitt liegt mir ob, denselben Verschmelzungsprozeß für das Gebiet der Soziologie wenigstens anzudeuten.

. . . Aber ehe ich weitergehe, muß ich noch einmal innehalten und mir und den andern darüber Rechenschaft geben, was ich eigentlich tue.

Wovon rede ich denn? Von der Kurve der Menschheit, also vom Sinn des Lebens, offenbar. Was soll uns das in der gegenwärtigen Epilepsie der Menschheit? Trete ich mit diesen Dingen nicht ans grelle Tageslicht wie der Homunkulus aus einer Retorte weltabgekapselter Gelehrsamkeit? Was hat dies alles mit unserer revolutionsgeschüttelten, qualvoll gebärenden Gegenwart zu tun?

Selbst wenn nicht alle damit von vornherein einverstanden sein sollten, antworte ich für meinen Teil: Sehr vieles hat es damit zu tun, alles sogar. Die Kurve der Menschheit, die Architektonik des Menschheitsaufbaues zu erfassen oder doch zu ahnen, ist für keine Zeit jemals wichtiger gewesen als für die unsrige. Denn die Gegenwart erfordert unerhörte Opfer. Unser Einzeldasein wird abgemäht wie Gras. Unser Einzelwerk wird abgeschnitten brutal, plötzlich, ohne daß es einen logischen, harmonischen Abschluß finden könnte. Jedes Glück ist unsicher, jede Macht ephemer. Jedes Behagen gefährdet. In sich selbst hat unser individuelles Leben keinen Sinn mehr. Wir müssen uns sagen: Ich bin Zelle im Vererbungszusammenhang, im Staat, in der Menschheit; meine Wesenheit wird im Rhythmus der großen Menschheitssymphonie geopfert.

Denn der Mensch ist zu Opfern fähig. Ich für meinen Teil kenne kaum einen Menschen, der so indifferent wäre, daß er nicht auf irgend etwas entscheidenden Wert legen würde. Der Krieger, der Revolutionär, der Gelehrte, sie haben etwas, wofür sie aus allen Kräften einstehen, wofür sie auf Vorteile verzichten, die andern unentbehrlich scheinen; womit sie stehen und fallen. Nur ist dies Allerheiligste nach Individuum, Alter, Klasse, Volk, Rasse, Epoche verschieden. Und wir begehen immer von neuem den Fehler, diejenigen zu verachten, welche nicht dieselbe Ehre haben wie wir. Aber wenn der einzelne, über seinen engeren Vorteil hinauswachsend, Entwickelungen in Gang bringt, deren Ablauf er unmöglich erleben kann, wenn er sich geradezu selbst zerstört, um höchstgesteigerte Wirkungen hervorzurufen, die wie lebendige Nachkommenschaft die Rhythmustradition seines Wesens in Menschen und Dingen nachpulsen lassen, dann stellt sich selbst beim reinsten und edelsten Menschen der große Konflikt ein, der in dem Urgebote steckt: Stirb und werde. Die biologische Unmöglichkeit zu gebären, zu erzeugen, zu schaffen ohne sich in diesem Akte zu schwächen, und bei extrem heroischen Fällen ganz zu opfern, tritt da

grell in die Erscheinung, und immer von neuem wird die Entscheidung bitter schwer wie in Gethsemane. Denn der gesunde Mensch will in harmonischem Ernährungskreislauf wirken und empfangen, Taten schaffen und den Widerhall dieser seiner Taten genießen.

In Zeiten vulkanischer Umschmelzung der gesellschaftlichen Erdrinde nun, wenn es tragisch greifbar wird, daß das Glück einer Zellenschicht, einer Generation aufgeopfert werden muß, damit die darauf folgenden Geschlechter auf einer höheren Stufe der Gesittung verweilen können, wenn es tragisch greifbar wird, daß unser Glück nur darin bestehen darf, die Welt durch eine Krisis hindurch, über ein schier unüberwindliches Hindernis zu wälzen, Gestaltungen anzubahnen, deren beglückende Reife wir schwerlich erleben werden, dann regt sich bei den allermeisten die egozentrische Forderung nach Rentabilität ihres Lebenskampfes. Wie wenig zahlreich sind die revolutionären Naturen, die im Rausche der Zeit einen Entgelt für den Ausfall an Behagen finden? Alle andern bekommen einen wahrhaft physischen Hunger nach Glück und einen Geisteshunger nach dem Sinn des Lebens.

Sie sehen eine Welt zerstört, die gestern noch mächtig war. Was morgen sein wird, erblicken sie noch nicht. Und selbst wenn es schon dastünde, müßten sie doch manches Gestrige vermissen, was auch seine Schönheit und seine funktionelle Berechtigung hatte. Daraus ergibt sich eine grenzenlose Müdigkeit, als sei alles nur ein ewiges Wechseln und Kreisen in sich, eine große Tretmühle, alles historische Geschehen eine ermüdende, träge Dünung. Wissenschaftlich mathematisch ausgedrückt ist diese Menschheitskurve, welche mit gleichmäßigen Ausschlägen links und rechts von einer Mittelachse durch die Zeiten pendelt, die sogenannte Sinuskurve. Die Sinuskurve scheint das große Schlagwort der nachrevolutionären Müdigkeit werden zu wollen. Zahlreiche Menschen, die in keinem Zusammenhang miteinander stehen, bringen mir, wenn nicht das Wort, so doch den lebensmüden Begriff entgegen. Sie sagen mir: Es hat schon ungezählte große Kulturen gegeben; sie blühen auf und vergehen wieder, sie versinken wieder, andere folgen, es ist ein Auf und Ab, immer wieder ein Auf und Ab — — — wie das Atmen der Brust.

„Wie das Atmen der Brust," diese Zuspitzung habe ich selbst, ränkevoll, diesem Begriff der Sinuskurve in einer Debatte gegeben. Und der Widerpart ist mir da glatt ins Garn gegangen. Er seufzte tief auf, voller Ekel und Mattigkeit, mit einer Mimik würdig der mattesten Restaurationszeit, als wollte er sagen: Wahr, wahr, wozu atmen wir noch? Es ist immer das gleiche Auf und Ab, unfruchtbar sich gleichmäßig wiederholend, wie die Periodizität, wie die Hochspannung und Erschöpfungszustände der Menschheit.

Hier ist eine Lücke in der gegnerischen Rüstung. Hier schlug ich meinen

Enterhaken ein und gedenke nicht wieder abzulassen. Gehen wir von der Periodizität des Einzellebens aus. Der gesunde Mensch glaubt nicht, etwas Endgültiges zu tun, wenn er atmet, wenn er zu Mittag speist. Er weiß, daß er von diesem Essen das allermeiste wieder ausscheidet und daß er nächsten Tag wieder von vorne wird anfangen müssen. Das veranlaßt ihn aber nicht zu verzweifeln und den Hungertod zu wählen, als sei die Ernährung ein unsinniger Trott im Kreis. Er weiß vielmehr, daß von jeder wirklichen Speise etwas in ihm zurückbleibt, was zum Aufbau seines Körpers und mithin, zum mindesten indirekt, zum Aufbau seines Menschtums unentbehrlich ist. Alle Funktionen unseres Lebens von Geburt an vollziehen sich in diesem ständigen Wechsel von Tag und Nacht, von Energieaufnahme und Energiesekretion, von Stoßkraft und Erschöpfung, von Willen zum löwenmäßigen Herrschen und zum ameisenhaften Beherrschtwerden. Von Geburt an schaukelt das Leben des Menschen rhythmisch zwischen Auslösungen, die einen männlich aktiven, und Auslösungen, die einen weiblich passiven Charakter tragen. Wie gesagt: das tiefe, alltägliche Bewußtsein dieses Wechsels bringt keinen kraftvollen Menschen zur Verzweiflung. Spüren wir ja doch, wie es nicht ein einförmiges Auf und Ab ist, sondern daß jeder Pulsschlag von Geburt an einen Mehrwert ergibt, einen Leistungsüberschuß, welcher trotz Ermattung und Abscheidung den anfangs winzigen Körper zur menschlichen Vollreife aufblühen läßt. Auch im Geistig-seelischen vollzieht sich normalerweise derselbe Ernährungskreislauf. Die Plus- und die Minustätigkeit des menschlichen Organismus heben einander nicht auf, sie hindern nicht, daß unser Leben zur Mittagshöhe empor und jenseits wieder hinab zu Grabe eine oft erfreuliche und manchmal grandios majestätische Kurve beschreibt. Das gibt uns Mut und Lust uns anzuziehen, auszuziehen, wieder anzuziehen, wieder auszuziehen, immer von neuem Dinge zu tun, die in ihrer Gleichförmigkeit dennoch reizvoll werden können, dadurch, daß das sich urwüchsig und gesund entfaltende Individuum als ein weiter Entwickelter, als ein Reiferer seine Stiefel aufschnürt, als am vorigen Tag.

Und wo uns Ekel packt über die Gleichförmigkeit der Tagesabläufe, da ist es immer eine verkappte Form für den Gewissensbiß darüber, daß die neue Stunde keine weitere Entwickelung des Individuums vorfindet.

Aber wie gesagt, wenn die einzelne Handlung in der Gesamtheit des menschlichen Lebens ihre Rechtfertigung und ihren Sinn bekommt, so geht auch das menschliche Dasein über die Mittagshöhe wieder hinab zu Grabe. Der Reihe nach verliert der greisenhaft werdende Mensch alle mühsam erworbenen Fähigkeiten wieder, sinkt in mehr als einer Beziehung in den Zustand und in die Anschauungsweise seiner kindlichen Anfänge zurück und wird so seiner mühsam erworbenen Gipfelentfaltung wieder verlustig.

im Augenblick des Todes, äußerlich betrachtet, wieder ein lebloses Nichts, ein Leichnam, dessen Materie in andere jugendlich anfangkräftige Organismen hinüberfließt.

Dieses Bewußtsein von der Nutzlosigkeit, von der Unsinnigkeit des Einzellebens in sich ist uns unerträglich, und zwar nicht nur den gottgläubig gearteten Naturen, die an einer persönlichen Unsterblichkeit festhalten, sondern genau ebenso den sogenannten Materialisten, welche das Individuum auflösen und nur seine Rhythmustradition, wie sie in Menschen und Dingen, in Kindern und Werken fortvibrierend weiterwirkt, als Unsterblichkeitsformel, als Sinn des Einzellebens gelten lassen. Etliche deuten an, daß uns dieses Ausgelöschtwerden unerträglich sei, das erkläre sich aus der dünkelhaften Selbstüberschätzung unser selbst, aus unserer Unfähigkeit, die Welt anders als egozentrisch zu sehen. Diese scheinbar demutvolle Auffassung ist falsch: der Gedanke, daß das menschliche Dasein völlig zusammenhangslos ins Nichts münden sollte (was ist das Nichts?), ist ebenso unhaltbar, wie die Vorstellung eines Ernährungskreislaufes, welcher den menschlichen Körper, irgendeinen Körper überhaupt, völlig entwicklungslos stillstehen lassen würde.

Der Mensch ist Zelle in der Menschheit, das Schicksal der Zelle muß im Schicksal des Ganzen Erklärung und höheren Sinn bekommen. Jeder von uns will wohl leben und leiden, kämpfen und darben, aber wir nehmen dies alles auf uns nur aus der unausrottbaren und stolzen Zuversicht, daß unser Einzeldasein für die ganze Gattung, für die Menschheit überhaupt, gestaltende Bedeutung hat. Dies wiederum gilt nicht nur für den Marxisten, sondern auch für den Gottgläubigen. Denn auch dieser, obgleich er an eine Belohnung seiner Guttaten im Himmel glaubt, verzichtet darum doch nicht auf seine Rolle als mitaufbauende Zelle im Körper der Gesellschaft. Buddha, Christus, Paulus, Franz von Assisi eifern, zürnen, trösten, singen und predigen; sie bejahen also die Gestaltbarkeit des Lebens und kneten mit am Kunstwerk der Menschheit.

Kunstwerk der Menschheit! Damit ist ein Begriff mitten in die Debatte geworfen, dessen Berechtigung noch durchzufechten wäre: Die Menschheit als werdendes Kunstwerk, als werdender Organismus. Die Familie als Bausteine, die Nationen als Kapellen, die Menschheit als sich auftürmende, alles überkuppelnde Kathedrale.

Schon lange ist dieses Werden, diese planetarische Gestaltung, dieser Kristallisationsprozeß im Gange. Streng genommen schon seit Anbeginn des Lebens. Das Pflanzenreich baut sich über dem anorganischen Leben auf. Das Tierreich über dem pflanzlichen. Die Fauna insgesamt beherrscht in gewissem Sinne die Flora. Aber es ist keine demokratische Herrschaft der Arten nebeneinander. Der Mensch hat im Wipfelkampf ganz ent-

scheidend gesiegt. Er hat den Vegetationspunkt ergriffen und führt nun die anderen Arten zum Ziel, alles Leben des Planeten allmählich in den Rhythmus seiner Entwicklung zusammenfassend. Diese Organisation der allmenschlichen Kräfte, gleichbedeutend mit einer Organisation des Lebens überhaupt, bedeutet keinen absoluten Fortschritt für unsere Gattung, und ganz besonders nicht für das individuelle Leben. Sie wird erreicht durch Hirnarbeit, also durch fortschreitende Verschiebung des Energiezentrums aus dem Rückenmark zum Kopfe. An Körpermaß war der Atlantosaurus dem Löwen um ein Hundertfaches überlegen, aber jeder Löwe ist energievoller organisiert als alle Saurier der Urzeit. Der Löwe wiederum ist um ein Vielfaches stärker, physiologisch reaktionsgewaltiger als der Mensch, aber jeder Durchschnittseuropäer hat mehr erdbeherrschende Fähigkeiten als sämtliche Löwen der Welt.

Das ist die Kurvenrichtung: Vergeistigung des Individuums, Sanfterwerden des Individuums, das somit immer wirksamer mit seinesgleichen zur Arbeitsgemeinschaft zusammengefaßt werden kann; und auf Grund dieser Zusammenfassung Aufsaugung des Erdballebens durch die sich steigernde Organisation der Menschheit.

Ist diese Auffassung Optimismus? Nein, Funktionalismus. Denn jeder Gewinn wird da durch einen Verlust erkauft. Und weil Leben gleich Spannungsdifferenz ist, wird die Vereinheitlichung, die Versöhnung aller Lebensformen, aller Varianten des Lebendigen zu einer einzigen Symphonie am Ende der Entwicklung durch den absoluten Ausgleich gesühnt, das heißt durch den Tod. Die Menschheit frißt die Erde auf, indem sie sich mit ihr vermählt. Das Schicksal der Menschheit ist das Schicksal des Feuers auf dem Scheiterhaufen.

Daß nun diese Entwicklungskurve, trotz vielfacher Erkenntnisansätze, bisher nie hat durchdringen können, daran ist unser individuelles Selbstgefühl schuld. Die gleiche seelische Einstellung, welche den Mythos von Adam und Eva geschaffen hat, . . . und auch die Theorien vom Urvolk, von der Ursprache. Nicht als ob ich mich über diese Dinge lustig machen wollte. Notwendig erscheinen sie mir wie alles Gewordene. Vom Standpunkte des Patriarchats aus gesehen, enthält der Adam-und-Eva-Bericht der hebräischen Genesis die Erkenntnis, daß aus dem einen einheitlichen Elternpaare die auseinanderwuchernden Individualitäten der Kinder hervorquellen; darin steckt das genialnaive Erstaunen darüber, daß so viele Varianten der Art Mensch aus der sichtbaren Einheit möglich sind. Vom gleichen Vater, aus der gleichen Mutter die Gegenpole Kain und Abel, von demselben Vater, aus derselben Mutter die drei Rassen Sems, Hams, Japhets. Diese beiden Symbole sind dem Wesen nach gleichbedeutend: aus der intensiven Geschlechterinzucht des Judentums ist es ein erstes,

urweltliches Anschlagen des großen Vererbungsproblems, das dann vom Psalmisten, von den Propheten, im Buche Hiob, von Christus selbst, in den Prädestinationsgrübeleien Pauli immer von neuem aufgenommen wird. Diese Dinge gehören insofern hierher, als ich feststellen muß, daß die gleiche patriarchalische Einstellung zur Welt überall da vorliegt, wo das Paradies, das goldene Zeitalter, die glückliche Einheit, an den Anfang der Dinge gesetzt wird und nicht ans Ende. Schon Fritz Mauthner läßt es deutlich spüren, daß auch die Gesamtheit der Urvolk- und Ursprachentheorie hierher gehört. Man sehe sich diese Forschungen einmal an. Oft streifen diese Darstellungen, ich will nicht sagen, ans Rassen-Chauvinistische, wohl aber an eine Art von Heimweh, das sich in den Rassenurschoß zurücksehnt. Es hört sich manchmal an, als seien alle modernen Sprachen nur die Degenerationserscheinungen anfänglicher Vortrefflichkeit.

In diese Dinge hat, nach andern, Fritz Mauthner blendend scharf und kritisch hineingeleuchtet. Ich bin darin nicht Fachmann, darf mir also nicht erlauben, zu entscheiden, ob er mit seiner Theorie der Entlehnung, der Lehnübersetzungen, vollkommen recht hat. Aus meiner Erkenntnis der Mythenbildung und der Individualpsychopathologie möchte ich ihm sogar in vielem entgegentreten. Beispielsweise: er erklärt vieles, um nicht zu sagen fast alles in der Sprache für Entlehnung, für Nachahmung, aber er sagt uns nicht, warum, aus welchen psychobiologischen Gesetzen heraus entlehnt und nachgeahmt wird. Und doch ist diese Erklärung sehr einfach: allerorten sucht der Mensch aus fast gleichen Lebensabläufen und Erlebnissen heraus nach sprachlichen und mythologischen Symbolen für die großen Merkpunkte seiner inneren Schicksale. Aber nicht alle Völker sind da gleich schöpferisch und gleich geschickt. Hat nun ein Stamm oder eine Rasse Erlebnisse, die allgemein menschliche Gültigkeit haben, besonders scharf und tief erfaßt, besonders zwingend zu Wortsymbolen ausgeprägt, so mag dieses Gleichnis, allen eine Erlösung, wie ein Lauffeuer über den Erdball gehen. Dieses vermisse ich bei Mauthner. Er ist in seinem Denken allzu ironisch zersetzend und negativ. Aber vorbehaltlich dieser Einwände muß gesagt werden, daß wir ihm hoch zu Dank verpflichtet sind; denn darin hat er zehnmal recht, wenn er behauptet, und geistvoll nachweist, daß die Einheitlichkeit, die Uniformität des sprachlichen Ausdrucks am Ende und nicht am Anfang der Kurve liegt. Ursprünglich hatte fast jeder Gau in Germanien seine eigene Mundart. Noch jetzt können sich der Mecklenburger und der Schwabe in ihren heimatlichen Zungen kaum verständigen. Diese Varianten hat das Neuhochschriftdeutsch überpflügt. Es überkuppelt die Mundarten, ohne sie sofort zu vernichten, ebensowenig wie der Staat die Familie hat verschwinden lassen, welche er beherrscht, ebensowenig auch wie im Biologischen der Körper die Zelle verschwinden läßt.

Wir, nach Luther, nach Goethe und Nietzsche, wissen kaum noch, können uns kaum noch vorstellen, in welchem Maße das gemeingültige Deutsch unserer Tage ursprünglich ein künstliches, hölzernes Gebilde war, in den Kanzleien des vierzehnten Jahrhunderts als Mundartenmischmasch zusammengebraut, um von Stamm zu Stamm in Deutschland das vermittelnde, neutrale Latein zu ersetzen. Vor Luther, um Luther, durch Luther und nach ihm, im Gebrauch des Alltags, im polemischen Kampf, in Dichtung, in Liebe und Haß ist dieses steife Esperanto zur Sprache geworden, zum lebendigen Sprachorganismus, der das große deutsche Volk zusammenschließt wie kaum ein anderes Symbol: und der es so scharf von anderen Nationen scheidet, daß sehr viele Menschen an die Völkerversöhnung nicht glauben wollen, eben deshalb, weil man mit denjenigen nicht voll gemeinsame Sache machen kann, die man nicht versteht.

Über diese tiefberechtigten Bedenken wird die Entwicklung hinwegschreiten, wie sie über die ungeheuren Schwierigkeiten hinweggeschritten ist, welche darin lagen, die deutschen Stämme, die italienischen Stämme und Städte unter einen nationalen Hut zu bringen. Der erbittertste Völkerhaß unserer Tage hat nicht viel zu bedeuten im Vergleich zu der ränkevollen, unbarmherzigen Bosheit, zu dem Vernichtungswillen, mit dem sich einst Pisaner und Genueser bekämpften.

Schon jetzt gibt es eine Reihe von Wörtern, welche so gut wie allen Völkern der Erde gemeinsam sind. Man braucht kein Prophet zu sein, um vorherzusagen, daß diese Urwörter einer Weltsprache, wie sie jetzt an Zahl zunehmen, auch künftig einen immer größeren Prozentsatz des Vokabelschatzes in jeder Sprache bilden werden. Das ist das Entscheidende. Mag man sich auch in nächster Zeit noch nicht über ein Esperanto einigen, die Zeit wird kommen, wo der Ausgleich von Bedürfnis und Bildung es möglich und nötig machen wird, ein internationales Verständigungsidiom tatsächlich einzuführen. Zunächst wird es etwas Künstliches und Hölzernes sein, aber doch schon ein Keim und ein Sprachkern ins Völkerleben geworfen; ganz ohne Ehrgeiz die nationalen Sprachen zu verdrängen, neben den Sprachen nur ein Passepartout. Das genügt. Das lebendige Leben, Verkehr und Bedürfnis, wird es in sein Geräder packen, wird es kneten und hämmern, formen, dehnen und strecken. Aus den Funktionen der Menschheit wird sich die Weltsprache langsam und mühsam gestalten. Keine Sprache ist jemals anders geworden als aus der Not, aus dem Spiel, als Brunst und Haß von Menschen, die sich verständigen mußten.

Genau wie mit der Sprache, nur sichtbarer, greifbar deutlich steht es mit der wirtschaftlichen Gruppenbildung der Menschheit. Am Anfang war der Sexus. Aus den geschlechtlichen Zusammenhängen ergeben sich die ersten noch jetzt in Abwandlungen fortwirkenden Wirtschaftsvereini=

gungen. Die Erde war in Urzeiten mit Einzelindividuen oder doch mit nur winzigen Individuengruppen übersät, die sich zu immer größeren Zusammenhängen aneinander schlossen, die ihre Arbeit in einem immer höheren Sinne organisierten und rhythmisierten.

Was jetzt Völker sind waren einst Konglomerate von patriarchalischen Familien. Jetzt sind es Wirtschafts- und Sprachorganismen.

Die Menschheit ist jetzt ein Konglomerat von Völkern und will zum Organismus werden, zum lebendigen Kunstwerk.

Alle entscheidenden Menschen, auch ein Napoleon, ein Alexander der Große, das Kapital, das Proletariat, die katholische Kirche, jede Kirche vielleicht, alle stoßkräftigen, ehrgeizigen Menschen, Verbände, Klassen und Völker wollten und wollen . . . die Menschheit, die Entwicklung selbst will.

Durch alle Wirrungen des Völkerbundgedankens, der sich ja doch mit gleichberechtigtem Einschluß Deutschlands verwirklichen muß (weil wir kaum hoffen dürfen, daß jetzt schon ein gleichberechtigter Einschluß aller Völker der Erde möglich ist), halten wir die Zuversicht aufrecht, daß wir oder unsere Kinder von der Höhe konsolidierter Völkerversöhnung auf die blutigen Zerfleischungen dieses Krieges mit eben dem Gemisch von Grimm, Mitleid und Reue zurückblicken werden, mit welchen das heutige Deutschland sich der Zerrissenheit des Dreißigjährigen Krieges entsinnt.

Die sich dann ergebenden individuellen Arbeitsbedingungen bleiben einem besonderen Essay über den Leistungsanreiz, die Frage der Ehe und des Patriarchats einer selbständigen kritischen Arbeit über diese Dinge vorbehalten.

Was wir hier als Menschheitskurve vortragen, wachsende Erdbeherrschung durch die in immer größeren Versöhnungskreisen organisierte Menschheit, ist das nicht Optimismus? Keineswegs. Wir müssen uns immer wieder dagegen verwahren, denn der Optimismus ist tatsächlich flach, auch im optischen Sinne. Einäugig vermag er die Plastizität des Werdens nicht zu gewahren.

Wir jubeln nicht: Aufstieg, Aufstieg, Fortschritt ins Grenzenlose!

Aufstieg? Wohin? In den Himmel doch sicher nicht. An diese Erde bleiben wir gebunden. Und so gewiß wir eine Funktion des Erdenlebens sind, so gewiß einstmals die Bedingung unserer Existenz noch nicht gegeben war, so gewiß wird unserm Dasein einstmals auf diesem Planeten die Nahrung fehlen. Dafür wird schon unser unersättlicher Hunger sorgen. Denn nicht der Kapitalist, der Mächtige allein, die Menschheit insgesamt ist unersättlich. Einst war die Menschenart wie Schimmel auf den feuchten Festländern, ein Spiel der Elemente. Nicht das Kapital, nicht das Proletariat allein begreift die Parole: Im Bündel bist du stark!

Diese Erscheinungen unserer Gesellschaft sind nichts weiter als heutige Formen allgemein gültiger biologischer Prozesse. Immer lückenloser arbeiteten die Hände, die Hirne der Menschheit ineinander. Die Menschheit ward zum lebendigen Netz, zur erdballumspannenden Faust. Wie eine Frucht wird der Sphäroid im Griff der Menschheit sein, wie eine Frucht, die sich auspressen läßt. Darin mag der Sozialismus recht haben, daß der Kapitalismus die unteren Klassen ausbeutet. Aber der Kapitalist ist nach meiner tiefsten Erfahrung und Überzeugung ebenso unentrinnbar und willenlos fast in die gesellschaftliche Maschinerie verflochten wie der Proletarier . . . allerdings unter individuell weit günstigeren Bedingungen. Es ist eine jammervolle Folgeerscheinung, daß große Teile der Menschheit unter den Formen der Gesellschaft schwer zu leiden haben, aber es ist nur eine Folgeerscheinung. In erster Linie ist der Kapitalismus eine Organisation zur Ausbeutung des Erdballs, zur einheitlichen Gestaltung des Lebens überhaupt. Eine vorläufige Form, eine mangelhafte Form gewiß. Mit allen Kräften müssen wir darnach streben, daß ein immer größerer Prozentsatz der Menschheit am Nießnutz der gemeinsamen Arbeit teilhabe. Andere Gesellschafts- und Wirtschaftsformen werden den Kapitalismus ablösen, aber undenkbar ist auf die Dauer der Sieg der Dezentralisation, die Auflösung der industriellen Menschheit in gärtnerisches Kleinsiedlertum.

Darin ist schon gesagt, worin ich pessimistisch bin: der Mensch ist Zelle im Staatsorganismus und pessimistisch bin ich in betreff der dauernden Freiheit dieser Zelle, wenn man unter Freiheit eine künstlerisch-titanenhafte Willkür des Individuums versteht. Weder vermag ich dem Marxismus beizupflichten, welcher allgemeine Autonomisierung der Persönlichkeit verheißt, ohne die Organisation der Menschheit abzuschwächen; noch auch kann ich im Proudhon-Landauerschen Anarchismus etwas Endgültiges sehen.

Darum ist es doch nicht sinnlos, wenn Landauer, zusammen mit vielen andern, gegen den Marxismus nicht weniger heftig ankämpfte wie gegen den Imperialismus. Wenn er gegen die Nivellierung für den turmhaften Menschen, gegen die zermalmende Arbeitsorganisation für die selbständige Gemeinde, beinahe für das Mönchtum sprach. Aber alle diese Strebungen der pazifistischen Herrschaftslosigkeit sind nicht als etwas Absolutes, sondern als Zeiterscheinungen zu bewerten. Mit Tolstoi und vielen anderen bildete Landauer eine Rousseauische Gruppe in unserer Epoche. Seinem Pessimismus in betreff der Zivilisation entsprach sein Optimismus, seine fröhliche Zuversicht in den Wert einsiedlerischer Rückkehr zur Natur. Im rhythmischen Pulsen des Menschheitslebens ist alles dies eine zentrifugale, individualistische Reaktion gegen den alles zusammenpackenden Paroxysmus des Ameisenstaates. Das kann man verstehen, man kann es sogar billigen, aber man darf die Tatsache doch nicht ver-

dunkeln, daß der Wille des Menschen zum Ameisenstaat, der Wille im Bündel stark zu sein in uns ebenso elementar vorhanden ist, wie der Wille zur löwenhaften Selbstherrlichkeit. Marxismus und Anarchismus hinken beide. Es ist das Leben jeweils auf einem Bein. Erst der Funktionalismus, die Bipolarität versöhnt sie zum Ebenmaß des Lebens.

In dieser alle Rahmen und Formen zerbrechenden Krise scheinen die rabiatesten Individualisten, die weltfernsten Mönche recht zu behalten, aber nachher werden sie wieder unrecht bekommen. Der Wille zur Vergesellschaftung wird unter veränderten Bedingungen neue intensivste Form des gemeinsamen Lebens schaffen. Unsere Aufgabe ist da nur, größtmögliche Glücksmöglichkeiten des einzelnen vorweg zu ahnen und bereits jetzt anzubahnen.

Klarheit und Redlichkeit ist da vonnöten: man mag extremer Individualist sein, aber dann muß man wissen, daß die Konsequenz Verzicht auf Bündelwirkung ist (Heroenkultus schaltet die Autonomie der Gefolgschaft aus) – oder man mag die Bündelwirkung anstreben, aber dann darf man den Einzelmenschen nicht die Autonomie verheißen.

Selbst bin ich viel zu sehr Sozialist, um dem Sozialismus demagogische Absichten vorzuwerfen, wenn er uns tatsächlich (ich spreche hier von seinen landläufigen Formen) über dies Entweder-Oder, über dies sich gegenseitig Ausschließen der Extreme allzusehr im unklaren läßt. Es liegt da zunächst eine Verschiebung der dialektischen Perspektive vor. Aus dem Nacheinander der Zeit sind die Dinge in das Nebeneinander des Raumes gerückt. Erfahrungsgemäß erwächst aus der Revolution inbrünstige Sehnsucht nach Organisation und Ruhe. Organisation hinwiederum ist Gattungsdisziplin, also Bändigung der Prometheus-Triebe, welche die Revolution ermöglichten und durchführten. Durch Hingabe, durch Sichfügen in Drill, Rhythmus und Arbeitsteilung verstärkt der einzelne das Ganze, schwächt aber sich selbst. Diese Tendenz des zentripetalen Zusammenbackens kann nicht ewig dauern, denn die Gesellschaft, mag sie noch so herrisch mit dem Individuum umspringen, baut sich doch aus seinen Kräften auf. Im Augenblick also, wo die Aktivität aller Menschen gleich Null geworden wäre, wäre auch die Gesellschaft gleich Null. Dahin ist es aber noch nie gekommen, denn lange vorher tritt die psychobiologische Reaktion ein, die Sehnsucht jedes einzelnen nach Freiheit, nach Egozentrizität. Jeder stemmt sich leidenschaftlich vom Zentrum weg. Das lockert das Gefüge auf. Bis der Zusammenhalt zerreißt und die Revolution beginnt. Die Einschmelzung der Gesellschaftsformen zur Neugliederung der Elemente in neue Zusammenhänge.

Noch einmal: Die Revolution sehnt sich nach Ruhe, und die Ruhe nach revolutionärer Intensität. Es ist nun kein Betrug, nur ein Selbst-

betrug, wenn irgendeine Lehre versucht, einen wunschlosen, also glücklichen Zustand zu konstruieren, in dem sie, wie schon angedeutet, die in der Zeit aufeinanderfolgenden Ausschläge von der Mittellinie im Raume verschmelzen läßt. Bevor die moderne Biologie uns den Begriff des doppelpoligen Lebensaufbaues, des Lebens selbst als Spannungsgegensatz geschenkt hatte, ließ sich nur schwer übersehen, daß eine solche alles versöhnende Utopie die Aufhebung des Daseins selbst zur Voraussetzung hat.

Gegenwärtig befinden wir uns wieder am revolutionären Pol. Aber wir sind bereits in der inneren Umkehr begriffen. Jeder einzelne von uns wird der anarchischen Selbstherrlichkeit müde. Dementsprechend wuchert die Skepsis, der Pessimismus hoch, und man wird auch zugeben müssen, daß sehr viel Mut dazu gehört, einem Auflösungsprozeß wie dem gegenwärtigen beizuwohnen, ohne der tiefsten Betrübnis zu verfallen. Darum ist es so wichtig, die Gesetze des soziologischen „Stirb und werde" zu erfassen:

Wie das menschliche Embryo, wie die Entwicklung der Individualpsyche, wie jede Problemlösung unserer Bewußtseinsfunktionen unterliegt auch der Prozeß der Gesellschaftsbildung dem gleichen Zwang: Jedesmal von neuem muß er die ganze Skala der Gesellschaftswerdung durchlaufen. Das heißt für uns: niemals kann es gelingen, von einer Kultursynthese direkt in die andere hinüberzuspringen, vielmehr ist die Gesellschaft ein Organismus wie der menschliche Körper und muß daher zerfallen, sich in seine Elemente auflösen, ehe der Aufbau wieder beginnen kann. Und der Aufbau vollzieht sich auch erst wieder stufenweise, in aufeinanderfolgenden Reïteraturen des ursprünglichen Aufstiegs. Daher jetzt diese Ausbrüche urzeitlicher Anarchie, atavistischer Brutalität, die wir alle verabscheuen, die wir nach Kräften mildern werden, die aber biologisch unentrinnbar scheinen. Wir müssen die Stufen der Entwicklung wieder aufwärts laufen, um schließlich in einer neuen Synthese höher zu stehen als vordem.

Ich brauche nicht erst zu sagen, daß ich diese Ausführungen mache, um die Revolution zu entgiften. Je mehr wir diese Prozesse in ihrer psychobiologischen Gesetzmäßigkeit beherrschen, desto mehr werden wir ihnen innerlich gewachsen und fähig sein, sie abzudämpfen. Denn nur das Unbekannte zermalmt uns und stachelt uns zu verzweifelten Protesteinstellungen auf (Patriarchat, Protesteinstellung, Renegatentum in der Revolution).

Ebenso unberechtigt ist die Verzweiflung darüber, daß der Aufbau immer wieder von vorne begonnen werden müsse. Man versichert uns, vor unserer Kultur seien andere ihr ebenbürtig gewesen, die griechische beispielsweise. Die Welt der Hellenen sei geringer an technischem Vermögen, aber unendlich überlegen auf dem Gebiete der Kunst. Die Er-

findung der Flugmaschine hätten wir durch die Unfähigkeit erkaufen müssen, wie Homer zu empfinden und zu dichten.

Solche Ausführungen scheinen voll von edler Selbsterkenntnis und Demut und sind im Grunde doch nur bedingt durch mangelnde Einsicht in die Kurve der Menschheit . . .

Davon will ich nicht reden, daß der Grieche seine Kunst, plastisch wie Homer zu sehen und zu dichten, mit der Unfähigkeit erkaufen mußte, eine Beethovensche Symphonie zu schaffen, denn darauf würde man mir vermutlich antworten: Auch die Griechen hätten schon Musik gehabt (was wir allerdings davon haben, scheint nichts Überwältigendes anzudeuten), aber die Schlichtheit dieser Musik sei der klaren Linienführung des antiken Daseins entsprechend gewesen. In dem symphonischen Empfinden Beethovens spiegele sich die Kompliziertheit und die verworrenen Leiden unserer Gesellschaft. Wenn unser Leben wieder monumental einfach würde, brauchte man sich nicht mehr durch ungeheure künstlerische Reinigungen von seinen Schlacken zu befreien. Darauf würde ich von meinem Standpunkte aus erwidern, daß kein Apostel des ursprünglichen Lebens, und wäre es selbst ein Tolstoi, auf die Dauer etwas daran ändern würde, daß das Leben der Menschheit sich zu immer umfassenderen Organisationen zusammenballt, was dementsprechend immer kompliziertere seelische Verknotungen und analytisch künstlerische Erlösungen bedingt.

Das ist aber gar nicht einmal mein Hauptargument gegen das Gerede von der absoluten Überlegenheit der griechischen Kunst. Ich habe schon betont, daß die hellenischen Stadtstaaten viel weniger tief mit der Natur verflochten waren als die Gesellschaftsgebilde unserer Zeit. Das Gleiche trifft für die Geisteswissenschaften zu . . . und auch für die Kunst. Daher tappten die Philosophen der Antike in physikalischen Phantastereien herum, anstatt die Natur zu beobachten, und darum auch waren die Griechen ganz vorwiegend Plastiker und keine Maler.

Denn die Künste sind nicht gleichwertig. Der Wesensunterschied zwischen Plastik und Malerei wird nicht dadurch erschöpft, daß man betont, die Bildhauerei gäbe noch naiv die Dinge in ihrer Dreidimensionalität wieder, während die Malerei die Kniffe und Kenntnisse der Projektion und Perspektive voraussetzt, um den Raum auf der Fläche darstellen zu können. Das Entscheidende ist, daß die Plastik den Zusammenhang der Dinge mit ihrer Umgebung noch nicht sieht, oder daß sie ihn doch ihrem Wesen nach ignorieren muß. Die Rhythmuseinheit des Individuums wird erkannt, ergriffen und mit einer Schärfe umrissen, die alle lebendigen Fäden von der Umwelt zur Umwelt zerschneidet, und den Schönheitshelden selbstherrlich und überragend wie einen Gott in die Luftleere stellt.

Im Gegensatz hierzu setzt die Malerei, durch Luftperspektive, Schatten-

und Reflexenspiel und Farbe überhaupt, demütiger und tiefsinniger zugleich das Objekt in den Dienst und Zusammenhang des Lebendigen. Nicht immer im gleichen Maße hat sie es getan. Erst allmählich hört die Griffel- und Pinselkunst auf, Plastik auf der Fläche zu sein, was sie schon in Urzeiten, in den prähistorischen Höhlenzeichnungen gewesen war. Es ist kein Zufall, daß gerade das achtzehnte Jahrhundert, welches den Sozialismus im modernen Sinne geschaffen hat, bei einem Maler wie Watteau beispielsweise, die Persönlichkeit mit allen Mitteln in die Umgebung verschmelzen läßt. Diese Wandlung der Kunst von den Griechen zu uns liegt vollkommen in der von mir gezeichneten Entwicklungskurve, vollkommen im Sinne einer immer tieferen Beherrschung der Naturzusammenhänge, die allerdings, wie schon gesagt, für uns Menschen zugleich ein immer unlösbareres Verkettetsein mit der Natur bedeutet.

Nunmehr kehren wir zurück zur allgemeinen Betrachtung der Gesetzmäßigkeit, welche die Kulturperiodizität beherrscht. Zunächst scheiden wir den Orient bis auf weiteres aus unserem Betrachtungskreis aus. Nicht als ob wir ihn zu vergessen gedächten, sondern weil er durch Gegensatz und nicht durch Gleichheit zu unserer westeuropäischen Welt im Verhältnis steht. Das asiatische Festland, kulturell von Indien und von China beherrscht, bildet zu uns den feminin-pessimistischen Gegenpol, die andere Seite des Lebens.

Dies vorausgeschickt, leugnen wir, daß vor dem Aufbau des römischen Weltreichs eine ähnlich intensive Organisation der wirtschaftlichen Kräfte bestanden habe. Auch dem Umfange nach hat es dergleichen nicht gegeben. Das römische Weltreich wiederum war nichts im Vergleich zur Weltorganisation des Kapitalismus und des Industrialismus, wie sie sich im neunzehnten Jahrhundert nach langem Chaos gebildet hat. Hier haben wir also einen gewaltigen Fortschritt. Das moderne Leben hat den Säfte- und Energiekreislauf des Erdballs einheitlicher und intensiver organisiert als irgendeine Zeit vorher. Und das, trotzdem die übernationale Organisation des Kapitals durch die Landesgrenzen auf das empfindlichste gestört und unterbunden wird. Es ist auch nicht zutreffend, daß die reinen Wissens- und Gesittungselemente der vorausgegangenen Kulturen (Judentum, Ägyptertum, Griechentum, Römertum, Scholastik usw.) verloren gegangen sind. Das moderne Leben hat sie sehr wohl rezipiert, allerdings in einseitiger Auswahl nach Maßgabe seiner Entwicklungstendenz. Diese Tendenz ist aber eine ausgesprochen virile. Die bipolare Spaltung des Individuums wird energisch geleugnet, die gesamte Energie zu einheitlicher Wirkung nach außen zusammengefaßt. Feigling ist uns, Hamlet-Träumer, wer fakirhaft, egoistisch in sich selber ruhen will. Frage und Antwort in sich selber tragend, Mann und Weib in sich selbst, ein Mikro-

kosmos. Held ist uns, wer aus dem eigenen Zwiespalt heraus gesellschaftsnützlich nach außen wirkt, wer seine Qualen in Taten verwandelt. Ziel dieser ganzen Art ist die Beherrschung der Welt.

Es steckt unleugbar ein gewaltiges Prinzip in alledem. Aber es ist zu lange und zu einseitig durchgeführt worden. Wir sind erkrankt und vergiftet von der Fülle der psychischen Exkremente, die wir verleugnen und immer von neuem in uns zurückschlingen mußten. Die stärksten Unisono-Symphonien genügten nicht mehr, um uns fortzureißen, um den zerreißenden Zwiespalt unseres Wesens zu übertönen. Mehr noch: Der beschaulichen asiatischen Kultur gegenüber, die wir verachteten, die es uns auch an erderobernder Kraft ganz und gar nicht gleichtun konnte, gerieten wir auch wissenschaftlich in Nachteil, denn zum Gesamtgebiete der Naturkräfte, die wir kennen lernen und ausnützen wollten, gehörten auch die Kräfte und Gesetze unseres eigenen Wesens. Die Psychologie also. Und unsere Kultur war prinzipiell unpsychologisch, sie mußte es sein, eben aus ihrem Prinzip heraus, die Bipolarität unseres Aufbaues zu leugnen. Über unserer ganzen Kultur steht das Wort: Persönlichkeit, Individuum. Individuum, das ist der Mord aller Seelenkunde. Die stark affektbetonte Ableugnung der Zwiespältigkeit, ohne welche man von den Funktionen unseres Geistes schlechterdings nichts verstehen kann. Aus unserer Kultur selbst erhob sich gegen diese Einseitigkeit gewaltiger Protest, Kritik und Rebellion. Nicht Verbrechertum und Aberglauben allein schufen wilde Ventile für unterirdische Kräfte, ganz neue Wissenschaften: Psychoanalyse, Sexualwissenschaft, Periodizitätslehre suchten die Probleme zu lösen, welche die offizielle Gelehrsamkeit der Autoritätskultur nicht wahr haben durfte. Der Sozialismus gab wirtschaftliche Definitionssurrogate, für die gleichen unausweichlichen psychobiologischen Bedürfnisse. Aber der ursprüngliche Sozialismus stammte selbst ganz aus der Ideenwelt, welche er zu überwinden suchte. Mit dem „Kapital" von Marx versuchte Europa also nur, sich am eigenen Zopfe aus dem Sumpfe zu ziehen.

Die Mittel der Autoritätskultur reichten nicht aus, um die Völker des Westens aus der unerträglichen Spannung der nationalen Feindschaften und der Klassengegensätze zu befreien, welche sich aus der brutal virilen Wesenseinstellung jedes einzelnen ergaben. Das hatte vor Marx und Engels schon der andersgeartete Weltversöhnungsversuch Napoleons I. gezeigt. Auch er hatte unter der spannungsvollen feindseligen Buntscheckigkeit der Welt gelitten, aber seine Methode der Verschmelzung war der Zwang, welcher viril, habgierig an sich raffend, allen Völkern die eigene (ach so mangelhafte!) Form der Lebensharmonie aufnötigen wollte!

Dieser Versuch hätte gelingen können, wenn die Franzosen es in der voraufgehenden großen Revolution vermocht hätten, eine wirklich höhere

Stufe der Kultur zu erklimmen, als die anderen Völker Europas sie hatten. Einen Augenblick lang schien es tatsächlich so. Die Herzen, auch des so deutschen Schillers, flogen ihnen zu wie die Motten ins Licht. Aber dann mißlang der Aufstieg doch. Frankreich sank in die alten Methoden zurück und verlor damit nicht nur den moralischen, sondern auch den biologischen Anspruch auf Führung der Welt. Das, was es fruchtbar Neues brachte, Besseres brachte, rezipierte die übrige Welt ohne falsches Selbstgefühl. Aber zu einer Beherrschung des Kosmos reichte es nicht. Was Napoleon nicht wußte, darüber konnte ihn Friedrich der Große nicht belehren.

Das ist wohl ein ganz allgemein gültiges, historisch-biologisches Gesetz: niemals kann ein Volk ein anderes verdauen, das mit ihm auf gleicher Kulturstufe steht. Darum liegt in jedem Welteroberungsbestreben eines Volkes auch naturnotwendig der Anspruch mitenthalten, allen andern um einen vollen Grad voraus zu sein. Diesen Anspruch kann keine von den gegenwärtigen Großmächten erheben. Auch das vielgefürchtete Albion nicht. Aber aus all diesen Völkern zugleich wird sich die Zukunft gestalten ... in gemeinsamer Arbeit haben sie aus qualvollem Bedürfnis, aus unentrinnbarer Not den Sozialismus geschaffen. Ich sage ausdrücklich nicht: den Marxismus. Denn die Weltrevolution wird es mit jedem Monat deutlicher erweisen, daß der ursprüngliche Klassenkampf nichts anderes war als eine Form des militaristischen Kapitalismus. Es ist der Kapitalismus der noch nicht Besitzenden. Welterlösend wird der Sozialismus erst dadurch, daß er sich befruchten läßt aus der andern Welt, vom Gegenpole her, daß er also Elemente aufnimmt aus der vorher bezeichneten inoffiziellen Wissenschaft und aus der passivistisch-femininen Kultur Asiens. Dieser Aufnahmeprozeß ist bereits so stark im Gange, daß kaum ein Sozialist oder Reformer überhaupt ohne innere Berührung mit diesen Dingen mehr ist. Einzelne gehen dann gleich so maßlos weit, zu verlangen, wir Westländer sollten offen den Bankrott unserer Philosophie eingestehen und die Weltanschauung Lao-Tses, Buddhas oder des Brahman rezipieren. Etwa wie die Deutschen einstmals das römische Recht.

Dagegen legen wir mit Wucht Verwahrung ein: Philosophie, Weltanschauung ist kein Ding an sich, sondern eine Funktion des Lebens im Lebendigen. Wir können nicht die indische Philosophie rezipieren wollen, wenn wir nicht die indische Gesellschaftsform dürften rezipieren wollen. Und sehen wir da zu, so gewahren wir diese Stämme in Kasten zerspalten, in dünkelhafter Rasseninzucht abgeschlossen, von tyrannischen Königen zermalmt, der Naturkräfte außerhalb des Individuums nur wenig Herr. Ihre heiligen Bücher strotzen wie nur eine Stelle der griechischen Ilias von Mord, Blut und gräßlichen Wunden, von Berichten, in den sich Neid und tückischer Sadismus phantastisch ausleben.

Inmitten einer so unvollkommenen Welt gäbe es zwei Wege, um nicht zu ersticken. Entweder man sagt: Ich passe nicht in die Welt, aber ich bin besser als die Welt, darum muß sie sich ändern, damit ich in ihr mein Ausmaß finde; ich mitsamt der Zukunft, die ich in mir trage. — Oder man stellt sich auf Demut ein und schmiegt sich in die Notwendigkeiten des umgebenden Daseins.

Ersteres Verfahren entspräche unserer Art, der indische Held aber ist der Fakir, der Weise, der in sich selbst einen so königlichen, köstlich ruhevollen Ausgleich gefunden hat, daß auch das Unerträglichste ihn nicht mehr erschüttert. Auf diesem Wege sind jene Menschen zu wunderbarer Vertiefung gelangt, aber ihre gestaltende Kraft kommt dabei zu kurz. Das führt für sie eine ebensolche Stauung der viril gestaltenden Kräfte wie wir sie bei uns für den Gegenpol haben feststellen müssen. Darum rezipiert die östliche Welt unsere Technik, die wir selbst so sehr zu verachten geneigt sind, unsere Formen der äußeren Lebensgestaltung mit Gier, wie der Schwamm das Wasser. Darum kommt ein gesellschaftlich gestaltender, viril erobernder Zug über Asien. Und wir unsrerseits sind drauf und dran, unsere in Inzucht verarmende Kultur mit Elementen der östlichen Weisheit ebenso wie mit den Entdeckungen der modernen Medizin, Psychopathologie und allgemeinen Biologie zu bereichern und zu verjüngen.

Dabei werden sich Osten und Westen vielleicht so ähnlich werden, daß sie nach dem Gesetz der Feindseligkeit des Gleichen gewaltig aneinander branden. Denn ich wage kaum zu hoffen, daß bereits diese Weltrevolution die Versöhnung von Orient und Okzident in eine umfassende, in eine planetarische Einheit uns schenken wird. Das werden wohl erst künftige Entwicklungsstadien bringen. Dann erst wird die Menschheit ihr Schicksal erfüllen, ganz zum weltumfassenden Organismus zu werden, mit lebendigem Geäder den Ball überwuchernd, mit dem Boden auf Gedeih und Verderb verbunden, wie die Flamme mit dem Scheit, die ganze Fülle der Erde gebändigt in den Rhythmus ihres Lebens hineinziehend, den Planeten aussaugend wie eine stille, gewaltige Lohe.

Ist das Optimismus? Ist das Übermut? Diese Macht der Menschheit müßte erkauft werden durch Demut und Disziplin der Gesellschaftsmonade, des Menschen selbst. Und sie würde auch in die Erschöpfung und in das Nichts verebben, entsprechend dem Gesetz von der Erhaltung der Kraft. Solchermaßen ihre Allmacht, ihre Führung über den Erdball mit dem Tode sühnend (denn um es wieder und immer von neuem zu betonen: der Begriff der Sühne ist ein eminent energetisch-bipolar-biologischer).

***

Französisches Dorf

Aus den Aufzeichnungen eines Schanzsoldaten

von Martin Beradt

Schließlich floß der Regen derart dicht, daß uns das Wasser von den Backen und von den Augen strömte und wir aus einem Gefühl von Starrheit nichts mehr fühlten.

Nachdem wir zwei Stunden so gelaufen waren, ging die Straße nach einer Schleife mitten in ein Dorf, von dem ein Kirchturm schon vorher aus dem Regen wehte. Wie ein Haufe Handwerksburschen, die einzeln zum Fechten eintreffen, um bei gemeinschaftlichem Auftreten nicht gefaßt zu werden, trafen wir in den Gassen ein, denn jeder Zusammenhang war verloren worden. Die ersten waren längst quartiert und hatten die Sachen abgeschnallt, als die letzten ermattet die ersten Häuser ansahen. Mein Kamerad und ich hatten uns beeilt, weil wir auf die besten Quartiere hofften, wenn wir als Spitzenreiter eintrafen. Wir bekamen aber nur als die ersten die Einwohnerschaft zu sehen, und weil Frauen darunter waren, die uns seit sechs Wochen nicht begegnet waren, wenn vorerst auch nur alte Mütter und kleine Mädchen, und auch die ersten nicht soldatisch angezogenen Männer, kleinbürgerlich mit Halstüchern und in großen Latschen, so hüpfte uns das Herz.

Mit dem Quartier freilich hatten wir uns vergriffen. Zwar liefen wir dem Quartiermacher in die Arme und kamen als erste in ein Haus, aber, wie sich bald herausstellte, in das allerschlechteste, wenn es auch dreimal der Raum einer Sonntagsschule war. Was vertraut auf uns herabsah, war allein der Himmel, der durch das Fachwerk und die ausgeschlagenen Scheiben der Fenster blickte, so daß wir ganze Tage lang den Regen auf dem Estrich hatten, ja, wollten wir, gleich von der Bettstatt in ein Bad nach vorne rutschen konnten. Für alle hätte das Wasser übrigens nicht gelangt, denn der Raum war mit zweiunddreißig Mann belegt, eine Ansammlung von Menschen, für die in keiner Weise vorgesorgt war. Alle sollten an einem Ofenrohr ihre naßmarschierten Kleider trocknen und hatten zusammen keinen Nagel an der Wand, die wenigen Fensterriegel ungerechnet, um ihre Sachen an einem Rechen aufzuhängen, und nach diesen Riegeln schielte mancher in der ersten Erschöpfung, weniger wegen seiner Kleider, als wegen etwas anderem.

Die Arbeiter und die Soldaten, die schon lange im Felde standen, waren freilich ohne Verweilen heimisch. Der Zigeuner, der in der oberen Bettstatt schlief, denn die beiden nicht von der Tür und Fenster eingenommenen Wände der Stube waren mit Bettstätten durch zwei Ge=

schosse ausgeschlagen, sprach gleich in der zweiten Nacht von seinem Lager eine Ballade, oder richtiger, er führte sie auf. Was sein Äußeres betraf, so war es nicht gewöhnlich. Er hatte eine untersetzte Figur, aber ein edles Maß der Glieder, und der Körper war durch einen außerordentlich schönen, von innen her geschwungenen Gang belebt. Ein schmaler Schnauzbart mit abwärts hängenden Enden feuerte durch sein Gesicht, und unter dem glänzend schwarzen Haar und den buschigen schwarzen Brauen bewegte sich ein Paar brennenddunkler Augen, die dauernd in einem ungewissen Strudel zusammenschwammen. Trotz dieses ungewöhnlichen Aussehens benahm er sich einfach und blieb, solange man ihn nicht reizte, durchaus bescheiden, hatte aber immer Leute als Gefolgschaft, er mochte unternehmen, was er wollte. Was seine bürgerliche Person betraf, so handelte er mit Pferden, gerüchtweise verlautete ein großer Reichtum, wiewohl er, wie Zigeuner oft, den Armen spielte und nur gelegentlich, wenn er eingebildet wurde, sich für reich ausgab. Unbedingt fest stand der Reichtum der Zigeuner überhaupt. Verfänglich aber war eine polizeiliche Verfügung, welche der Frau unseres Kameraden wegen eines Handels mit Fliegenstöcken zugestellt sein sollte, weil sie im Verlauf des Feldzugs mit Handelsware über den Gemeindebezirk hinaus gegangen war. Bescheiden sprach der Zigeuner auch von seinem Vater, der Puppen anfertigte und sie auf Jahrmärkten zum Verkauf ausbot, ein Geschäft nicht von reichen Leuten, und gegen seinen Reichtum nahm endlich ein, daß seine Mutter ihm zum Geburtstag nur eine Mark zusandte, mit der Begründung, sie müsse einen anderen Sohn, der jetzt ins Feld rücke, mit Gütern ausrüsten. Was von den freundlichen Tatsachen vielleicht nicht durchweg zutraf, nämlich daß sie richtig waren, galt für die weniger freundlichen um so mehr, denn ich las dem Zigeuner den Brief über die Schenkung vor, weil er des Lesens selbst nicht kundig war, so wie ich öfter für ihn auch Briefe schreiben mußte.

An diesem Abend nun war der Raum bereits verfinstert, die Stunde von Mitternacht nicht weit, auf dem Tische wagte eine kleine Kerze kaum den dünnen Schein durch den Riesenraum zu werfen, ein Töpfer und der Roßschlächter, den Docht der Kerze zwischen den Stirnen fast zerdrückend, schlugen die schmutzigen Karten ohne aufzuhören auf die Tischplatte. Vorher hatten an der Runde auch der polnische Fuhrmann, der Schachtarbeiter und der Zigeuner teilgenommen, während alle übrigen auf ihrem Schlaflager eingedämmert waren und ihre Träume von der vorigen Nacht zu fassen suchten, beunruhigt von der Kerze, die durch die Lider blinzelte, wenn auch keiner gegen die Spieler einzuschreiten wagte, die zu viert, der Töpfer gehörte nur lose zur Gesellschaft, in die Stube eingezogen waren, sofort eine Gewaltherrschaft aufgerichtet hatten und

mit ihr rücksichtslos regierten. Lediglich der Steinsetzer, ohne Achtung für den polnischen Fuhrmann, weil er selbst ein Pole war, und voll Haß für ihn, weil er ihn während eines vorübergehenden Aufstiegs zum Vorarbeiter angegeben, ob es gleich an Angeberei auch von seiner Seite nicht gefehlt hatte — der Steinsetzer schritt ein und rief von seiner Bettstatt in den Saal hinunter, wenn sich nicht der Fuhrmann auf der Stelle schlafen lege, so turne er von seinem Lager und es sei ihm gleich, was dann geschehe. Der Fuhrmann verteilte tauben Ohrs die Karten und forderte gleichmütig von dem Steinsetzer, was ihm richtig schiene, nur immerhin zu tun. Darauf erhob sich der Steinsetzer von dem Lager, auf welches er sich bereits zurückgebettet hatte, und als er eben hinunterfahren wollte, schmiß der Fuhrmann die Karten auf den Tisch und kletterte wie ein Affe in seine Bettstatt. Die war an der anderen Wand gelegen, und da der Steinsetzer wie ein Türke in halber Aufrichtung dasaß, auch der Fuhrmann sich nicht niederlegte, sondern aufrecht in allen Sachen sitzen blieb, so saßen beide sich an zwei entgegengesetzten Wänden in halber Größe gegenüber. Der Fuhrmann forderte den Steinsetzer heraus und rief, er habe die Karten nicht seinetwegen hingeworfen, sondern bloß weil er genug gewonnen habe und die Zeit zum Schlafengehen eingetreten sei. Die Erfolglosigkeit der Worte veranlaßte ihn zu bissigeren Anmerkungen, aber der Steinsetzer glaubte kürzer antworten zu können, er drehte seinen Körper um und brachte schweigend einen nicht weiter nennenswerten Teil in die Richtung zu dem Fuhrmann. Da wieder dieser die Gewohnheit hatte, auf dem Bauch zu schlafen, so war es für ihn natürlich, hierin nicht hinter dem anderen zurückzubleiben, und so fand das Duell hinterrücks ein Ende. Viel geholfen war hiermit nicht, denn nun spielten die vier anderen, den Verlust wieder auszugleichen, unter sich allein. Wir murrten wohl, aber wieder wagte keiner, etwas zu verlauten. Neben mir schlief ein Schneider, der so laut röchelte, daß ich ihn öfter anstieß, wovon er für Minuten ruhig wurde, mitunter aber warf er sich weiter hin und her, so daß er auf meine linke mit seiner rechten Seite zu liegen kam, bis ich ihn vorsichtig von mir herunternahm, wie ein Gärtner eine Raupe. Einmal, denn ich schlief nicht ein, warf ich ihn vor Wut so heftig von mir, wie ein Akrobat, so daß ich glaubte, er werde auffahren und auf meine Person einschlagen, er schlief aber weiter in der Stellung, in die ich ihn geworfen hatte. Dabei lag ich auch auf der anderen Seite sehr behindert, denn von Preny war am Abend ein um Wenigkeiten aus der Schreibstube entfernter Kamerad gekommen und hatte wegen der Bekanntschaft von früher zwischen einem Tischler und mir Quartier genommen, da kein anderer aus der langen Reihe rücken wollte, auf der von jedem von uns beiden abgetretenen

Hälfte. Hier fror ich und freute mich, als schließlich der Schachtarbeiter und der Zigeuner auf ihr Lager krochen und zuletzt nur noch der Töpfer und der Roßschlächter ihre Spiele ansagten.

Allein, schlaflos nach dem Spiel, unternahm der Zigeuner plötzlich seinen Vortrag. Er wählte die Geschichte eines Räuberhauptmanns, Jaromir geheißen, eine empfindsam traurige Geschichte. Seine Worte wurden nur zum Teil verstanden, da sie keineswegs in einem reinen Deutsch vorgetragen wurden; Stimme und Bewegung machten die Darstellung aber leidenschaftlicher, als daß wir Soldaten hätten schlafen können, und mitunter verstellte er die Stimme auch und sprach als Frau, zart und klagend, bis er auf einmal wieder aufschrie, offenbar weil er nun den Part des Hauptmanns zu spielen hatte, wobei er sehr getragen sich gebärdete, so daß wir selbst davon in Leidenschaft gerieten und inwendig davon kochten. Als sich der Vortrag weiter steigerte, so daß wir dachten, es würden aus dem Dorfe die letzten Einwohner dem Schauspiel zuströmen, kamen nicht diese, wohl aber ein Unteroffizier, ein Telegraphensekretär, auf unsere Stube, der den Lärm im Nebenhaus gehört hatte. Im Glauben, einen von balgenden Soldaten vollen Raum zu finden, erstaunte er über die ganz verstummten Zuhörer, und seine Verlegenheit ward noch größer, als er den Mann auf seinen Knien in der Bettstatt liegend und mit gerungenen Händen redend fand. Der Zigeuner nämlich war, von dem Eintritt des Unteroffiziers nicht im mindesten befangen, in dem singenden Vortrag der Strophen fortgefahren, und da er bei passender Gelegenheit überhaupt sich dumm zu stellen liebte und eines Vorgesetzten immer später ansichtig wurde als ein anderer, so machte auch der Zwischenfall ihm keine Schwierigkeiten weiter. Er unterbrach seinen Vortrag erst auf ein schallendes Gelächter und lud nun nach einer Entschuldigung für seine Unaufmerksamkeit den Unteroffizier zu dem weiteren Vortrag ein, erbötig, die traurige Geschichte noch einmal im Zusammenhange aufzuführen. Viele lachten über das Paktieren, und als der Unteroffizier verschwand, heilsfroh, daß sein Einschreiten nicht erforderlich geworden war, denn die Gewaltherrschaft der fünf auf unserer Stube war bekannt und ließ einen nicht sehr sicheren Vorgesetzten eine Maßregelung scheuen, hob der Zigeuner seinen Vortrag wieder an, nach einer frechen Bemerkung über den Hinausgegangenen, und die schwermütige Geschichte ging nun traurig aus, wenn ich recht verstand, mit Henken und Begräbnis. Er verneigte sich nach allen Seiten, nahm einen Trunk aus einer Flasche, die ihm die Begeisterung eines Nachbarn anbot, und nach einem aus allen Winkeln gespendeten nachrauschenden Dank verzog er sich unter seine Decke, unter die er unmittelbar aus der Knielage rutschte, indem er sich zurückkugelte; er kehrte sich zur Seite, und nicht viel später lag er tief im Schlaf.

Der Töpfer und der Roßschlächter hatten ihre Karten weggelegt, die Kerze ausgeblasen, und von dem Verluste ernüchtert bestiegen auch sie ihr Lager, wo die übrigen den Schlaf fortsetzten und bis zum Morgenanbruch ihre Glieder ausruhten.

In meinem Leben ging in den nächsten Tagen eine Veränderung vor. Es diente nämlich ein Kaufmann bei der Kompagnie, der zu Hause dem Handel mit Mehl und Margarine obgelegen und sein Geschäft mit einigem Erfolg betrieben hatte. Mir war nicht bekannt, ob er dabei die klugen und großen Gaben der Kaufleute angewandt, in keinem Falle hatte er die kleinen Mittel verschmäht, und seine Vorliebe für etwas schäbige Vorteile war auch im Felde nicht vergangen, vielmehr benutzte er sie, um sich jede denkbare Erleichterung zu verschaffen. Ob er mit der Mannschaft gut auskam, weil er gelernt hatte, mit den Bäckern trefflich umzugehen — zwei Eigenschaften kamen ihm in jedem Fall zustatten, er sang sehr gut, und am Abend und auf den Sonntag mangelte es den Quartieren nicht an Singgesellschaften, welche alle geläufigen Lieder durchsangen, ja nicht selten stieg ein Korbmacher um den Abend in der Kirche auf die Empore und spielte die Orgel, daß dunkel die Musik vor die Häuser wankte. Sein größerer Vorzug war, Bilder von Soldaten mit einem wohlbeschaffenen Apparate aufzunehmen und für seine Abzüge, deren Entwicklung doch Mühe machte, nichts als seine Auslagen zu verlangen, ja bei Vorgesetzten noch Schaden zu machen. Diese Freigebigkeit unterschied ihn sehr von dem Verhalten des Sanitätssoldaten, jenes Maulaufreißers, der sich rasch in ein Muster von Soldatentum verwandelt hatte, denn dieser war seinem alten Lebensbereiche treu geblieben und schlug nicht nur einen mäßigen Gewinn auf seine Bilder, sondern behielt die angezahlten Beträge, ohne die Aufnahmen zu entwickeln, bis eines Tages ein Hagelwetter des Kompagnieführers ihm die Beträge aus der Tasche brachte: nach der Gewohnheit seines bürgerlichen Lebens schritt der Leutnant erfolgreich als Gerichtsvollzieher ein.

Mit solchen Mitteln hatte sich der Kaufmann viele Freunde erworben, und besonders waren die Kutscher seines Lobes voll. Mit diesen stand er so, daß mindestens sein Tornister auf den Wagen flog, sooft er wollte, falls er nicht selbst sich auf dem Kutschbock unterbrachte. Wie er das zustande brachte, ergründete ich nicht; aber ebenso wie er eine Krankheit vortäuschte, oder dank seiner Anlage zum Asthma auch herbeiführte, um von der Arbeit fortzubleiben, so mochte er hier Befehle erfinden oder sich sonstwie helfen.

Dieser Mann also hatte einmal in unserem Dorf gelegen und eine Stube ermittelt, die zum Aufenthalt von Menschen gut beschaffen war.

Es handelte sich um das Haus des Schullehrers, das dem Brunnen gegenüber und nachbarlich zur Kirche lag. Dort war eine Stube nicht bewohnt, obwohl sämtliche Stuben von der Kommandantur beansprucht und den Einwohnern nur die wirklich unentbehrlichen belassen wurden; in dem Weiler von noch nicht tausend Einwohnern lagen außer unserer Truppe noch dreihundert Pioniere und Infanteristen, und das war viel. Der Schullehrer, der das Haus allein bewohnte, hatte die beiden Stuben des oberen Stockes mit Infanteristen belegt erhalten, die im Erdgeschoß gelegenen beiden waren ihm belassen worden. Er hielt jedoch seit einem halben Jahr das Nachtlager im Keller, weil in der anderen Stube des Erdgeschosses, wo die Dorfkinder unterrichtet wurden, wo aber früher zugleich seine Tochter schlief, eines Nachts über dem Kopfende des Bettes eine französische Granate eingeschlagen war und in Handbreite das Mauerwerk auf das Bett gerissen hatte, einen Augenblick, nachdem das Mädchen von dem Lager aufgesprungen war und sich in den Keller geflüchtet hatte. Kaum hatte sich die Familie von diesem Schreck erholt, als sich in einem Nachbarorte anläßlich einer Besuchsreise, wie eine solche damals noch erlaubt war, die Mutter ihren Tod holte, bei einer Beschießung hatte plötzlich ihr altes Herz angehalten und sie war umgefallen, worauf der Vater auch die andere Stube räumte, in der er vierzig Jahre mit seiner Frau geschlafen hatte, und mit seiner Tochter der Unsicherheit im Hause die Widrigkeit eines Schlafs im Keller vorzog.

Der Ortswechsel geschah zugleich der Vermietung der Stube wegen, denn ihre Einkunft bot die letzten Mittel für den Unterhalt. Der französische Staat bezahlte in den besetzten Gebieten seinen Beamten nicht das Ruhegehalt, der Kommandant, der den emeritierten Lehrer nach der Flucht des Nachfolgers in sein altes Amt setzte, hatte über die Geldfrage nicht gesprochen, trotz des Ablaufs eines halben Jahres, offenbar, weil ihm dies nebensächlich schien, und der Lehrer hatte sich nicht getraut, sein Anliegen vorzutragen. Die eine Mark, die als Mietzins für die Nacht einkam, war deshalb ein beträchtlicher Vorteil, beträchtlicher als der Waschlohn, welcher von der Tochter beigesteuert wurde. Sie hatte keinen großen Verkehr an Kunden, wohl weil sie sich nicht von Jugend auf geübt hatte, zu arbeiten, und nun nicht mit Leuten umzugehen wußte. Sie fragte fast immer bei der Aufmachung der Rechnung, ob auch der Lohn nicht zu hoch gesetzt sei, und manchen Einfältigen machte diese Erkundigung auf die Dauer stutzig.

Wir wurden mit dem Lehrer handelseinig und mieteten die Stube, unter dem Vorbehalt der Genehmigung des stellvertretenden Feldwebels, der uns hier im Orte kommandierte und von dessen Entschließung wir also abhingen. Die Billigung erfolgte, denn seine allgemeine Freundlich-

keit war von dem Vorzug gehoben, daß er selbst am Marktplatz wohnte, in einem schloßartigen Gebäude, wo das Arbeitszimmer eine prächtige Aussicht auf eine lebensvolle Straße hatte und das Schlafzimmer nicht minder üppig war, beides also Räumlichkeiten waren, wie er sie als Mittelbeamter eines Magistrats in seinem Lebenslauf noch nicht bewohnt hatte. Er machte die Erlaubnis davon abhängig, daß wir die Stube nicht requirierten und etwa mit dem Recht der Eroberer in sie einzogen. Dieses Auftreten lag uns fern, aber die Besorgnis war immerhin gerechtfertigt, denn ein Schuhmacher, der sich als Landwirt ausgab und in eine andere Stube, die er ermittelt hatte, einzog, setzte selbst den Preis für das Logis fest, indem er ihn für die Nacht auf zehn Pfennige bemaß. War die Form gewahrt, so war es doch nur dies.

Was die Stube, die eine richtige Mutter für uns wurde, im einzelnen betraf, so hatte sie zwei Fenster. Das eine war genau in der Mitte der Längswand angebracht und fiel auf eine schmale Gasse. Es hatte die Kirche und den Friedhof vor sich, beide so nahe, daß sie keinen rechten Blick zuließen. Das andere Fenster war der obere Teil einer Tür, ging in einen Vorgarten und blickte auf den Platz mit dem schönen Brunnen. Dieses Fenster war aus lauter kleinen Scheiben zusammengesetzt, von denen zwei bei der Beschießung zersprungen waren und nicht wieder einzusetzen gingen, denn wenn auch nicht am Glaser, so fehlte es doch an Glas; zwei Pappscheiben verdeckten nun die ausgefallenen Augen.

An einer Längsseite der Stube, dem Fenster zur Rechten und zur Linken, waren zwei starke braune Betten aufgebaut, so hoch, daß man nur mit einem Ansprung hinaufgelangte und die Rüstigkeit des Ehepaares lobte, das keinen Anstoß an dem Hindernis genommen hatte. Demselben Fenster in der Längswand gegenüber war ein Kamin gesetzt, ein schönes altes Stück von stattlichen, wenn nicht gewaltigen Maßen, aus grauem Marmorstein, der trotz des einladenden Aussehens nicht benutzt wurde, sondern ein kleines gußeisernes Donneröfchen vor sich stehen hatte. Wie im ganzen Dorf wurde nur der Rauch durch ein eisernes Rohr in den Kamin geführt und von ihm abgezogen. Man hatte die alten Kamine als nicht zweckmäßig erkannt und das Neue mit dem Alten verbunden.

Die Stube war nicht hoch, und weil auch das eine Fenster zum Teil verbunden war, das andere durch die schmale Gasse sich nicht entfalten konnte, so war das Licht andauernd trübe. Die Stube war auch eng, ein großer, runder Tisch quoll aus der linken, eine Kommode aus der rechten Ecke und was noch übrig blieb, wurde durch die Breite der sorgsam und altväterisch gezimmerten Betten eingenommen, die von der einen

Wand fast bis zur anderen, jedenfalls fast an die Grenzen des Kamines reichten. Das alles erschien uns nicht als Nachteil, und als wir die erste Nacht die Körper in die Betten streckten, dünkte der Krieg uns vielmehr als beendet. Der Kaufmann zögerte sich zu entkleiden, entweder aus Furcht vor einem Feuerüberfall oder in Erwartung eines plötzlichen Befehls. Ich zog ein Stück nach dem anderen aus, holte tief entspannt mit großen Zügen Atem, doch war ich bald erschlagen von den Stößen Betten, wagte ich doch nicht, die bequemste Form zu suchen, nachdem ich so lange Wochen im Walde in einer Höhle unbeweglich auf einem harten Lager gelegen hatte, unter einem um die Beine gepreßten Mantel, den ich gefürchtet hatte, bei der kleinsten Bewegung nicht mehr fest unter den Schenkeln zu behalten. Ich mochte auch ungeschickt geworden sein, denn erst die späteren Nächte gaben die alte Sicherheit zurück, die Betten und Zubetten zu verteilen.

Nun lag ich sterbensruhig, nicht von einem Nachbarn bedrängt und nicht von Frost bezogen, nicht mehr unter der Drohung von Feuchtigkeit, aber der Schlaf erschien nicht, und als sich ein Floh mit mir beschäftigte, stimmte ich der Arbeit zu, denn ich war nun wieder ein durchwärmtes und durchblutetes Geschöpf und gab ein richtiges und wohlgehöriges Futter. Da hier alles von der Ehrwürdigkeit silberner und goldener Eheleute redete, so riet ich auf die Zugehörigkeit des Flohs zu ihrem Lebenskreise, und weil die Ehefrau in die Unterwelt versunken und der Mann für uns in eine andere verschwunden war, so fühlte ich doppelt mich verpflichtet, mich dem Tiere statt der Eheleute hinzugeben, und entzog mein Blut nicht seinem Durste.

In stockfinsterer Nacht wurden wir von dem Schullehrer geweckt. Ich hatte ihm meine Taschenuhr geliehen, da er selbst sich einer solchen nicht erfreute. Eine Viertelstunde später erschien der Tischler und machte ebenfalls den Trommler an der Tür, ein Wirbel, den wir, schon auf den Beinen, mit einem Trommelschlag erwiderten. Da er, zusammen mit anderen Kameraden, auf der alten Lagerstube schlief und den allgemeinen Aufstand nicht verschlafen konnte, hatten wir ihn gebeten, den Kontrolleur zu machen. Mit der ersten Verspätung war nach dem Ausspruch unseres Feldwebels die Vergünstigung verwirkt, so daß wir in dem dringenden Wunsch nach weiterer Teilhaftigkeit als die ersten Soldaten zu dem Dienste erschienen. Wir konnten dem Appell in guter Stimmung nachkommen, denn hatte die Nacht uns soviel des Guten gebracht, so war der frühe Morgen nicht davon leerer. Während die Kameraden auf ihrer Stube, wuschen sie sich überhaupt, das Geschäft in unzulänglichem Gefäß betrieben, wahrscheinlich mehrere in demselben, und sicher in dem gleichen Wasser, bekamen wir von dem Lehrer eine Schüssel mit angewärmtem,

und zwar lau oder heiß, je nach unserem Wunsche, den Kaffee tranken wir wie ein junges Ehepaar gemächlich um den runden Tisch, hatten wir üppig geträumt und war alles von innen hell, im Dunkel, sonst in dem Scheine einer Kerze, und bei dem Aufbruch zur Arbeit an den zwei Stunden weit entfernten Graben, waren wir nicht bloß durchgewärmt in einem Grad, daß uns der Regen nicht viel anhatte, sondern uns begleitete auch das Gefühl, wurden wir noch so hart am Tage mitgenommen, am Nachmittag wärmte uns die Stube, und am Abend würde es an Heiterkeit nicht fehlen.

Die häuslichen Dienste wurden überhaupt von dem Lehrer verrichtet, nicht von seiner Tochter, und es war Argwohn, nicht bürgerlicher Anstand, wenn er sie unser Zimmer nicht betreten ließ. Eines Tages fielen Zudringlichkeiten vor, indem eine Rotte angetrunkener Soldaten durch die Tür drang, anscheinend durch einen Aufschneider falsch gewiesen. In Gegenwart des Vaters wurde das Mädchen mit ungehörigen Wendungen beleidigt, Vater und Tochter dankten mit einem rührenden Lächeln, vollkommen verständnislos für die Forderung, voll einer auch in diesem Augenblick nicht aufgegebenen Höflichkeit, bis der Alte hinter den Sinn der immer deutlicheren Gebärden kam, mich als Mittler in die Stube rief und ich mit Hilfe einiger hinzutretender Infanteristen die Trunkenheit von der Unschuld trieb.

Der Vater räumte mit großer Fertigkeit das Geschirr vom Tisch, fegte und wusch die Stube und verrichtete auch im übrigen die Aufwartung; war aber alles wohlgeordnet, so ging er in seine Stube und wartete darauf, daß mit dem Tagesfortschritt seine Schüler kamen. Wir dachten, er gäbe den Unterricht schon etwas ängstlich, aber obwohl ein Greis von siebzig Jahren, war er doch in seinem Unterrichte unverdrossen, stand sogar durch alle Stunden aufrecht und brachte mit einer Lebhaftigkeit seinen Schülern soviel Kenntnisse bei, daß ich über sie und ihn zugleich erstaunte. Es waren alle Klassen um ihn versammelt, und er unterrichtete die ältesten zugleich mit den jüngsten, indem er gleichzeitig die einen vor eine schwere Aufgabe und die anderen vor eine leichte setzte.

Da uns freigestellt worden war von ihm, dem Unterricht beizuwohnen, so machte ich nach einem verfrüht abgebrochenen Dienst von der Erlaubnis eines Tags Gebrauch. Ich hatte in den großen Städten, in denen ich gelebt hatte, bei der Lebendigkeit ihrer Bewohner oft eine rasche Art gefunden, doch nie eine so bewegliche Weise zu fragen und zu antworten wie hier, und hatte ich auf der Schule und im Berufe oft geseufzt, daß Auffassung und Ausdruck des Deutschen so langsam sei, so entzückte ich mich nun an der Bravour, mit der in dieser verlorenen Dorfschulstube die schwierigsten Angelegenheiten mit einer Geschwindigkeit der Zunge erledigt wurden, daß ich immer mehr durch diesen behenden Witz verwirrt

wurde, und zwar nicht nur von wenigen, die sich auszeichneten, sondern ausnahmslos und ohne Unterschied von allen. Was meine Anwesenheit betraf, so sah ihre Gerissenheit in mir abwechselnd einen Schulinspektor, den sie respektierlich aufzunehmen hatten, und auf der andern Seite einen Kameraden, mit dem sie gemeinsame Sache gegen ihren Lehrer machten, ein Konspirieren, das aber nicht über heimliche Mienenspiele und Augenzurufe hinausging. Der Alte strahlte bei der Vorführung, und es war nicht zu begreifen, weshalb die Tochter dauernd kam und ging, angeblich die Wäsche trocknend, aber in Wirklichkeit aus Angst, es könne die schuldige Achtung ihrem alten Vater nicht erwiesen werden. Sie wurde ihm erwiesen, und die Furcht war durch nichts begründet.

Wer dem Alten begegnete, erwies ihm diese Achtung, und ob er bei uns noch so oft erschien, um seine Ehrendiplome vorzulegen, so waren wir höchstens seiner einmal überdrüssig, doch litt sein Ansehen um keinen Tüttel. Zufriedensein war ein Vorrecht jedes Alten, der weiter auf der Welt nichts wollte, als sich erinnern, und eine behagliche Augenweide an den kleinen Erfolgen war einem Greise nicht zu verübeln. Es waren außerdem gewichtige Auszeichnungen bei ihm im Spiel, er hatte die Diplome auf verschiedenen Ausstellungen für Verdienste um den Gartenbau erlangt, den er nicht nur auf seinem eigenen Lande musterhaft gepflegt, sondern seine Schüler auch auf das trefflichste gelehrt hatte. Sorgsam auf Pappe gezogen, hing als Beispiel eine Mahnung in dem Schulzimmer, die leiblichen Bedürfnisse auf den Fluren zu verrichten und es die Tiere nicht anders tun zu lassen. Die tägliche Abgabe an Stoff und seinen Fruchtbarkeitswert hatte er, wenn man so sagen durfte, auf den Kopf berechnet, und durch die Multiplikation der Zahl mit der der Einwohner, aber auch mit der des Viehs eine Schlußziffer ermittelt, die erstaunlich war, wurde doch der dreifache Rosenflor davon um das Dorf gelegt und kam die mehrfache Last über alle Obstbäume. Schon bisher schütteten Acker und Bäume eine Ernte aus von annähernd einer Million im Jahr, so daß man in Anbetracht der zweihundert Familien abzählen konnte, welcher Reichtum sich bei jedem Bauer vorfand. Die Befolgung dieser Regel brachte die Üppigkeit an Stelle des Wohlstandes, und die Häuser wurden bald aus Marmor ausgeführt wie die Kamine. Seine Tafel führte er uns darum unermüdlich vor, ja, er schenkte mir eine Abschrift zur Verbreitung, nach Art und Weise eines Volksbeglückers, der die Menschheit noch einmal so reich machen will, wie sie es ist, oder besser vor dem Kriege war, und er überlegte nicht im mindesten, daß man nicht immer in der Stadt bei solchem Anlaß vor die Tore auf die Wiesen gehen könne und daß schon lange Kanäle in den Städten bis in jedes Haus, ja in jedes Stockwerk gezogen waren.

Wenn man am Abend eine Stunde seinen Erzählungen gefolgt war, so schlich er in seinen Filzschuhen hinaus, die dünne Kerze zitternd in der Hand, ein Lächeln der Zufriedenheit um den Mund, und unsere Freundlichkeit zu vergelten, sagte er einige Worte in deutscher Sprache, mit einer Betonung, die freilich kläglich ausfiel. Er wünschte eine „gudde Nacht", und nach einer Pause, um zu zeigen, daß sein Sprachgut nicht erschöpft sei, „woll zu runn", worauf er zwar verschwand, aber regelmäßig wiederkehrte und sich erkundigte, ob morgen wieder um die fünfte Stunde von uns aufgestanden werde.

Wir hielten mit ihm auf Teilung; nachdem wir ihm schon von dem Überfluß der Mittagssuppe abgelassen hatten, gaben wir, da wir reich versorgt wurden, noch von den Süßigkeiten, den Früchten und den Fleischwaren, die uns die Liebe oder die Freundschaft oder beide aus der Heimat in das Haus schickten, und seine Güte hatte eine so dankbare und so freundliche Art, zu nehmen, daß sie das Gefühl des Gebens doppelt leicht machte.

Mitunter besuchten wir ihn auch gegen den Abend in seiner Schulstube. Dann sahen wir ihn meist am Ofen sitzen und sich wärmen, und die Tochter, eine schon in die Jahre gekommene Person, saß dabei über eine Arbeit gebückt und nähte in Gesellschaft eines Mädchens, für das sie eine Art von Vorbild war. Wir suchten sie mit einem freundlichen Worte zu erfreuen, da sie uns mit ihrer hingegangenen Jugend leid tat, und so war ich dankbar, als ich ihr einmal eine Freude machen konnte. Eine Anverwandte hatte mir einen Muff zugeschickt, und da es eine Dame war, die den größten Teil des Lebens in Angelegenheiten der öffentlichen Wohlfahrt zugebracht, so war ich wohl durch den Umstand zu der Aufmerksamkeit gekommen, daß um jene Zeit sich viele Damen dieser Zirkel mit der Herstellung von Muffen abgaben. Nun hatte der französische Winter, und dieser besonders, von einem lauen Frühling mehr als von einer strengen Kälte, so schickte ich den Muff kurzerhand an die Wohltäterin zurück und merkte artigerweise in einem Briefe an, ihre Güte möge es mir nicht übel deuten, wenn ich der Gabe mich erwehrte und sie bäte, diesen freundlichen Erwärmer nach Rußland einem Landsturmmann zu schicken, läse man doch von so vielen dort Erstarrten, statt mich, der in einem gesegneten Landstrich lebte. Der Zufall spielte seine Streiche, der Brief ging ab und setzte mich in der Achtung der Spenderin herab, den Muff aber, auf den es ankam, kam zurück, mit der Begründung, die Sendung sei als zu schwer von der Beförderung ausgeschlossen worden. Nun war der Muff auf der Hinreise nicht zu schwer befunden worden, sondern offenbar noch schlank genug gewesen, da ich ihn sonst doch nicht erhalten hätte, und ich erstaunte, wodurch er bei mir um so viel dicker

geworden war. Aber da ein einmal geduldetes Unrecht noch keinen Anspruch auf eine Wiederholung gibt, so trat ich vor das Mädchen mit dem Muff, und nach einem kurzen Zögern, denn die sichere Güte ihres Vaters hatte ihre Zagheit noch nicht, befreite sie mich von dem Überfluß. Nun sah ich sie manchmal vor der Türe stehen, die Hände in meiner Güte verborgen, und da machte die Stärke meines Eigentumsgefühles mich erschrecken, denn es war mir manchmal, als steckten ihre Hände nicht anders, als inmitten meines Wesens und Vermögens. Übrigens begegnete ich ihr nur selten vor der Türe, denn wir hielten uns vor dem Haus zurück, da sich sehr viel Verkehr auf unsere Stube gezogen hatte, so daß sie nachgerade ein zweites Mannschaftszimmer wurde und ein längerer Aufenthalt vor dem Hause die Gäste in Schwärmen nachgezogen hätte. Nur was den Tischler anbelangte, so war er ein für allemal geladen und lebte, nahm man die Nacht aus, auch ein für allemal darin. Es ging lebendig und warm mit ihm durch jeden Abend, und wurde das Nachtmahl angerichtet, so war es immer ein kleines Fest, aßen wir doch allesamt das gleiche, der Kaufmann, der Tischler und ich selbst. Der gemeinschaftliche Vorrat wurde zusammengetan und gedritteilt, und da es mehrere Wirtschaften gab, in welchen zum Trinken fertig ein Glühwein in Flaschen abgegeben wurde, so waren wir die letzten, welche die gute Gelegenheit übersahen und nicht beim Abendbrot diese Fackel anzündeten. Der Wein war stark verwässert, aber uns schien er eher aus erlesenen Fässern abgezogen und durch Jahrzehnte gekellert und behandelt.

In dem Dorfe war ein schönes Mädchen. Das war von einer warmen Rundheit der Formen und hatte ein weiches und volles Gesicht, das von einem schönen braunen Haare eingeschlagen war, hinten gar fiel das Haar in dicken Kränzen in den Nacken. Wusch sie am Brunnen, so war der ganze Körper in Bewegung, und wohl möglich, daß sie überhaupt nur deswegen am Trog erschien. Ihre Sinnlichkeit war an dem raschen Reiz zu sehen, mit der die Ankunft eines Mannes auf sie wirkte; schon bei dem fernsten Schritte drehte sie sich um. Bei dem allen war eine große Reinheit in ihrem Gesicht versammelt, und keiner hätte glauben mögen, diese täusche. Wir hörten aber von unklaren Beziehungen zu unserem Koch und beobachteten sie mit ihrem Geschirr am Mittag. Sie brauchte bloß vor der Küche zu erscheinen, so war sie auch bedient; für sie wurde das Gefäß bis zum Rande angefüllt, während der Haufe vor dem Stalle warten mußte, bis die Gemächlichkeit des Kochs für ihren Hunger etwas eingoß, und was es schließlich gab, war eine schmale und eine schale Ration. Sie stand so in der Mitte von Gerüchten; es wurden ihr mehr Liebhaber nachgesagt, als schicklich war, und bald galt sie kurzerhand für käuflich.

Eines Sonntags verabredeten vier Freunde, welche des Mittags zusammen gespeist hatten, das Mädchen zu besuchen, um die Umstände auszuforschen. Ein Sergeant, der am Weg betroffen und allgemein für einen der Liebhaber genommen wurde, schloß sich an; das versprach ein doppeltes Vergnügen, denn nun kamen wir zugleich hinter seine Freundschaft. Wir hätten ihm das Mädchen freilich gegönnt, denn es handelte sich bei ihm um einen auserlesen guten Menschen, der als Soldat in Afrika gefochten hatte und durch seine schlanke und gerade Figur auch ohnedies ein Vorzugsrecht auf schöne Mädchen hatte, auch schon durch seinen Beruf, der solchen Mädchen natürlich zusagte, denn ein Trainer wußte von dem Umgang mit jungen Pferden, wie man mit leidenschaftlichen Wesen umging. Er hatte wohl auch von dort das ausgezeichnete Betragen gegen die Mannschaft gelernt, er sprang einem jeden bei, wo er nach seinen Mitteln konnte, duzte sich außerhalb des Dienstes mit den Soldaten und ließ sich von ihnen duzen, und bei der Unterhaltung mußte jeder auf der Hut sein, daß er nicht nach seiner sonstigen Gewohnheit vor ihm duckmäuserte und sich um ein offenes Wort herumschwieg.

Im letzten Augenblick besann er sich vor dem Häuschen und schwenkte ab, weil er die Fortsetzung mit seiner Stellung als Vorgesetzter nicht für verträglich hielt. Er ermunterte uns aber zu Weiterem, und wir merkten bald, es ging auch ohne ihn. Wir hatten den Tag gewählt, weil der Koch, der sonst den Sonntagnachmittag bei dem Mädchen zubrachte, gerade auf einen Urlaub gefahren war, aber als wir eintraten, bot sich ein Anblick dar, der die gute Wahl der Stunde füglich bezweifeln ließ. In der Stube saßen nämlich zunächst der Vater und die Mutter einträchtig beieinander, und damit wir ganz in die Familienverhältnisse eingeweiht wurden, auch die Schwester und ein älterer Bruder, und dann noch zwei oder drei fernere Geschwister, in den Jahren absteigend. In einem Käfig zeigte sich ein Vogel, vor allem aber hatte das Mädchen, das aufrecht am Fenster stand, auf einem Stuhle neben sich einen jungen Menschen sitzen, einen Soldaten, nicht einen Franzosen etwa, worüber wir uns vielleicht hinweggesetzt hätten, sondern einen Deutschen, der uns zuvorgekommen war, einen rohen und beschränkten Menschen, der begehrlich und noch demütiger als begehrlich zu ihr aufsah. Sie streichelte, um den Kopf herumfassend, das Ohr des Mannes mit den Fingern, und die Beschäftigung schien ihr zu gefallen, denn auch als sie uns unbedingt bemerkt hatte, ließ sie davon nicht ab. Um den Eingang zu einer Rede zu finden, fragte ein Kundschafter von uns, ob er seine Wäsche abholen könne. Auf die scharfe Zurückweisung des Mädchens, sie habe Wäsche nicht von ihm empfangen, hätten wir nicht anders können, als uns zur Flucht entschließen. Statt dessen sagte unser Unterhändler, um das Ansehen zu retten, ob es denn

so schlimm sei, sich nach Wäsche zu erkundigen, die man nicht abgeliefert habe, und da die Mutter nun so freundlich war, zu lachen, so baute der Sprecher auf den Worten weiter und brachte am Ende auch eine Unterhaltung zustande, die anfänglich gefährlich in der Luft stand, bei der natürlichen Geistigkeit der Frauen aber schließlich auf eine ordentliche Grundlage kam. Zwei von uns waren nicht der fremden Sprache kundig, während das Mädchen und ihre Angehörigen sich wieder in keiner anderen als in ihrer heimatlichen unterhalten konnten. So machten die beiden Franzosen unter uns sich das Vergnügen, die beiden gezwungenermaßen tauben Kameraden vor dem Mädchen und ihrer Mutter auszuspotten, ein nicht weiter gewagtes und auch geschickt geführtes Unternehmen, durch das die Blitze abgeleitet wurden. Es war nicht einmal treulos, den beiden auf ihre Fragen mit einem geheimnisvollen Zucken der Schultern zu erklären, daß von dem Gesprochenen kein Wort verraten werden dürfe, denn die Redner gewannen wirklich allmählich Boden, was dann im weiteren Verlauf auch den Kameraden zugute kommen sollte. Immer häufiger mischte sich schon die Mutter in die Unterhaltung, und da der Vater teilnahmslos und ungefährlich in die Luft starrte, und, wenn man sie nicht als vorhanden nahm, die Kinder auch nicht vorhanden waren, so hatten wir gewisse Aussichten und konnten uns vor unserer Ehre schon behaupten. Da machte unser Tambour, dem sein Erfolg zu Kopf gestiegen war, eine Torheit. Er nannte dem Mädchen ein Gerücht, das er am Brunnen von den Wäscherinnen haben wollte, er sagte, sie solle verwitwet und abermals verlobt sein, der Bräutigam aber über Hals und Kopf Anfang August des Jahres zuvor in den Krieg gezogen sein, und an dieser Mitteilung zerschlug unser Glück. Das Mädchen streichelte bei den Worten immer heftiger ihren Nachbarn und beugte den Kopf so tief zu ihm, als wollte sie ihn vor uns küssen. Sie fragte ihn in deutscher Sprache, ob er die Worte gut verstanden habe; sie solle sich verlobt haben, werde hier erzählt. Er nickte stumpfsinnig mit dem Kopf, während sie unter Fortdauer ihrer Liebkosungen sich wieder an uns wandte und den Urheber des Gerüchts verlangte. Als unser Dolmetscher die Neugier nicht befriedigen konnte, erklärte das Mädchen, es sei in der Tat so, sie sei verlobt, nämlich mit dem Soldaten an ihrer Seite. Die Geschwister, die schon vorher zum Hals heraus gelacht hatten, setzten jetzt noch lauter mit einem Lachen ein, und zwar je jünger um so heller. Die Mutter griff nach ihrem Bauch, den sie würdig vor sich hingelegt hatte, wie ein ihr zur Verwahrung anvertrautes Gut. Als auch der Vater seinen Mund verzog, wurde das Ganze nicht wenig schwierig, denn auch der Soldat, der von dem Gesprochenen offenbar bisher nichts verstanden, war nun in den Zweck des Besuches eingeweiht, und wenn auch alles langsam bei ihm arbeitete, so mußte doch einmal ein Entschluß zustande kommen. Um etwas

zu retten, befragten wir die Mutter, ob die Worte ihrer Tochter denn auch wahr seien; sie bejahte, lachte aber so zweifelhaft, daß wir wieder nicht wußten, woran wir waren. Den Soldaten konnten wir nicht ausfragen, eher erhob er sich im nächsten Augenblick und schlug mit Fäusten auf uns ein, denn er schien nunmehr mit seinem Entschlusse fertig. So machten wir noch ein paar Worte gleichmäßig nach allen Seiten und trotteten dann in einem Zuge ab, wobei wir von dem Mädchen wohl ein Abschieds-wort bekamen; es fiel aber so gleichmütig aus, wie die Unterhaltung selbst. Um die Partie noch nicht verloren zu geben, taten wir sehr sicher und erklärten, bei günstiger Gelegenheit wieder vorzukommen. Trotz einer Pause, in der wir zuwarteten, wurden wir nicht darum gebeten, nicht einmal mit kühler Höflichkeit und weder von der Mutter noch von der Tochter. Der Soldat wohnte in Pagny, wie wir gehört hatten, und kam nur für den Sonntagnachmittag nach Vandières; für die anderen Tage der Woche, wenn nicht für den ersten Teil des Sonntags, hätte dieser Umstand Hoffnungen gelassen, die sich nun als schwach erwiesen.

Auf der Gasse schoben wir uns langsam von dem Hause außer Sehweite und räumten die Niederlage offen vor uns ein. Wir hatten wie die Affen abgeschnitten, und damit wir nicht aus unserer Würde kamen, schlug ein Kamerad vor, uns nichts aus dem Schimpf zu machen und gerade vor den Augen des Mädchens über den Platz zu gehen und zwar in ein anderes Haus, wo es bei einer als angenehm bekannten Frau sich um so besser vorsprechen ließ; einen Zweifel erstickte er mit sicheren Auskünften. Nun hatte uns der ganze Auftritt sehr gewurmt, so erschien uns der Rat wie ein guter Einfall. Wir marschierten also vor das Haus zurück, um dem Mädchen noch einmal in die Augen zu fallen, und stießen dann quer durch die Luft auf die andere Seite des Platzes vor. Einladend stand im Erdgeschosse eines Hauses die Türe offen, und wir schienen vor der richtigen Hofhaltung zu sein, denn die Frau war in Person sogleich zur Stelle, mit einer hohen, stattlichen Figur, auch schien sie höchstens in der Mitte der dreißiger Jahre angekommen. Was die Räumlichkeit betraf, so bestand sie freilich nur aus einer vollkommen leeren Stube, aus einem von gar keinem Stücke eingenommenen Raum, der allerdings auf andere Weise bis zum Überlaufen voll war, denn die Frau war von einer Kinderschar umgeben, deren Zahl bei dem Durcheinander zunächst nicht festzustellen war; später bezifferten wir die Zahl auf neun. Beim Empfange trug sie das jüngste Kind auf ihrem Arm und hatte ein zweites an der Hand, daneben wirkten Untermütter mit, eine zehn- und eine vierzehnjährige Tochter, welche die Aufsicht über die folgenden Jahresklassen hatten. Im Angesicht von solchen Tatsachen ging der Besuch im ersten Augenblick in eine regelrechte Not über, und wenn wir uns

auch freuten, eine verlogene Aufschneiderei ans Licht geschafft zu haben, so wußten wir miteinander doch vor Verlegenheit nicht, was wir sollten für Worte machen. Der Mund war uns wie zugeklebt, und schon im höchsten Maße übel bei dem Gedanken, was die Frau von unserem Besuche halten mochte, fühlten wir unser Mißbefinden steigen, als wir erfuhren, daß ihr Mann seit dem ersten Kriegstage im Felde war und sie nie ein Lebenszeichen von ihm erhalten hatte. Eine durch die Schweiz unternommene Verständigung war nicht gelungen; der Mann wußte nicht einmal etwas von dem Jungen, den sie ihm drei Monate danach geboren hatte. Bei dieser Mitteilung hätten wir die Rotte Korah sein und in einem Erdspalt untergehen mögen. Mancher dachte, hatte die Frau sich wirklich aus Not von einem Soldaten nehmen lassen, so müßte er im Namen ihrer Kinder gesteinigt werden, und wir wollten den Verbreiter des Gerüchts feststellen, damit auf ihn der erste Stein flog.

Ehe wir uns entfernten, wendeten wir die Taschen um, und da sich darin noch einige Leckerbissen fanden, die vor dem Mädchen hatten als Angelrute aushängen sollen, so konnten wir den Schmutz etwas von uns abwaschen. Aber was wir auskramten, war nur wenig, unter neunen wäre auch viel nicht viel gewesen, ob der Säugling gleich nicht mitzuzählen war, da er nach einem ersten beirrten Augenblinzeln die geröteten Lider wieder zugetan hatte und an der Brust der Mutter wie ein Teil von ihr eingeschlafen war. Jammer, Pein und alle guten Empfindungen fielen über uns und schlugen uns mit Ruten aus dem Hause, aber kaum auf der Gasse, so hörten wir das schreckliche Kreischen einer Frau, sahen, wie sie die Stufen aufwärts in ein Haus setzte, ein laut weinendes kleines Mädchen, nicht älter als sieben Jahr, lief hinter ihr, unmittelbar danach stürzte ein Unteroffizier auf das Haus, riß die zugeworfene Tür wieder auf und verschwand in dem nunmehr plötzlich still gewordenen Flur. Auf Nachfrage erfuhren wir, daß der Auftritt um ein übel berufenes Frauenzimmer ging, auf das es gar nicht ankam; nach unserer Erfahrung jedoch fanden wir es mißlich, ein Urteil zu übernehmen, und wir waren dem Unteroffizier nicht gewogen.

Wir aßen ab und zu ein Gericht in einer Schankwirtschaft. Die Frau war eine Lothringer-Deutsche, hatte jedoch einen Franzosen geheiratet und war allgemein unter dem Namen die Glühweinwirtin bekannt, weil sie ein Plakat an der Türe hängen hatte, welches ihr Gewerbe einfach mit dem Worte „Glühwein" anzeigte. Das Haus lag als eines der letzten auf der Straße von Vandières nach Pagny, und die ganze Wohnung, das Schanklokal eingeschlossen, bestand aus einer Stube und einer Küche. Obwohl beide Räume dicht bewohnt waren, von sechs

Personen, außer von der Wirtin selbst und ihrem Manne, noch von ihren Kindern, zwei Mädchen und einem Jungen, und endlich von einer Großmutter, so handelte es sich doch um eine breite Wirtschaft, die wenigstens allen bequem und behaglich vorkam. Trat man ein, und zwar vor der Hand in die Küche, so dampfte schon der Herd, in der Ecke um den Tisch saß zum allermindesten ein volles Dutzend trinkender Soldaten, alle eng beieinander, aber immerhin keiner auf dem anderen, ein spitzes, häßliches, ungewöhnlich artiges Dienstmädchen lief auf und zu, die Wirtin stand vor dem Herd und hatte die Pfanne mit dem Stiel in der Hand, mit dem Kopf über die Schulter sprach sie zugleich zu den Soldaten, bewegte gegen das Dienstmädchen die Hand auf das Nebenzimmer zu, von wo Bedienung gefordert wurde, und ein nur von ihm bemerkter Augenwink galt ihrem Manne als Zeichen, daß ihr die Kartoffeln in dem Vorratsacke ausgingen. Als ein Soldat auf ihre Rede umständlich erwiderte, benutzte sie die Zeit und ließ einen Zuruf an ihr jüngstes Kind los, dessen Nase nicht in der Ordnung war. Als der Sprecher der Rotte eine Pause in der Rede machte, nahm sie das Wort gegen ihn, wobei sie ihm nur sehr bedingt zustimmte, einem anderen aber, der mit dem Tornister auf dem Rücken aufbrach, wurde von ihr ein guter Abend und eine gute Rückkehr auf den Weg gegeben, nachdem sie zuvor seine Zahlung in die Hand erhalten und ihm das gegebene Geld aus ihrer Ledertasche umgewechselt hatte. Bald stand sie, da man Weiteres wissen wollte, einem dritten Rede, räumte den Tisch ab, bestellte ihn aufs neue, trocknete die Teller an einem breiten Tuch, setzte einen Topf voll Wasser auf das Feuer, in dessen Glut sie mit einem Haken rührte, und schenkte den Durstigen in ihre Gläser ein. Dieses alles tat sie mit Bewegungen voll Ausdruck durch ihre stattliche Figur und durch ihre volle, aber immer rasche Leiblichkeit, von der sie mit einer unveränderlichen Ruhe gesegnet wurde und eine Güte hatte, daß der Inbegriff aller guten Frauen in ihr dargestellt und sie die Stellvertreterin aller zu Haus zurückgebliebenen Mütter wurde. Da sie mit den derben, wie den wohlgearteten Soldaten auf gleich bequeme Weise in ein Einvernehmen kam, so wurde niemals von ihr aufgemuckt, und selbst die achtzigjährige Großmutter ging furchtlos, wurde es sieben Uhr, vor den Augen der Soldaten schlafen in einem Wandverschlage, der neben dem Küchenherde angebracht war, wo sie einfach mit allen ihren Sachen sich hineintat und dann die Klappe wie in einer Kajüte vorzog, als ruhte sie schon in ihrem Sarge.

Die Stube selbst wurde, die Honoratioren ausgenommen, die wochentäglich dort verkehren durften, den Gästen nur am Sonntag aufgetan. Mir wurde sie eines Abends aufgemacht, als mir das Mannschaftsessen, Graupen, nicht geschmeckt hatte und ich hungrig zu der

Wirtin lief, um etwas Besseres zu finden. Sie trieb wirklich etwas Eßbares aus der Kellerknappheit auf, war aber in Verlegenheit, wo das Essen anrichten, denn die Küche war von zwanzig Soldaten, die ein Tabakskollegium eingerichtet hatten, überfüllt. In der guten Stube aber befanden sich zwei Stellvertreter von Offizieren, deren Rang meinen gemeinen so außerordentlich überstrahlte, daß eine Stillung meines Hungers in derselben Stube oder gar am selben Tische ausgeschlossen war. Schließlich wagte sich die Frau hinein und fragte mit Höflichkeit und mütterlicher Anmut, ob die Herren einem Soldaten vielleicht gestatteten, an ihrem Tische Platz zu nehmen, da sie nirgends sonst seinen Hunger unterbringen könne. Dank ihrer handfesten Anweisung saß ich bald auf die freundliche Antwort zusammen mit den Herren an einem Tische, wo ich nun neben einer ausgezeichneten Brühe und einem dampfenden Kaffee noch eine willkommene Unterhaltung fand mit zwei zugänglichen und ergiebigen Menschen, von denen der eine sich als ein Rechtsanwalt herausstellte und der andere den Naturwissenschaften, wohl noch studienhalber, oblag. Sie standen bei der Artillerie und kamen einmal in der Woche aus ihrem Dorf zu uns, um sich bei der Wirtin zu erquicken. Ihre Freundlichkeit war so groß, daß ich sofort bereit gewesen wäre, Dienste unter ihrer Aufsicht anzunehmen, aber wenn ich als Erdarbeiter überhaupt Soldat war, so war ich es keinesfalls mit der Waffe, geschweige mit einer so furchtbaren, wie sie sie führten. Mitten beim Essen erschrak ich, denn leise bewegte sich etwas in einem der hochgetürmten beiden Betten, und das zehnjährige Töchterchen drehte sich im Schlafe auf die Seite. Der Vorgang verwunderte mich nur im ersten Augenblick, dann fiel mir ein, daß es sich bei der ganzen Angelegenheit um eine Kriegsveranstaltung handelte. Von den beiden erfuhr ich denn auch, daß Mann und der Frau das Haus, die Straße hinauf nach Pont-à-Mousson, in Brand geschossen war, die Landwirtschaft, die der Mann betrieben, lag unter Feuer, einem Handel mit Tabak und Waren aus den Kolonien, den die Frau bisher besorgt hatte, weil ihr der Müßiggang verhaßt war, hatte ebenfalls der Krieg den Hals durchschnitten, so daß sie in das Haus der achtzigjährigen Mutter des Manns gezogen waren und einen kleinen Ausschank angefangen hatten, der nicht allein gedieh, sondern alle Teilnehmer, Gäste wie Wirte, auf das äußerste befriedigte. Die junge Einrichtung merkte man an Ecken und Enden, mehrere Gänge eines Essens gab es auf demselben Teller, die Weinflaschen, mitgegeben, mußten wieder an ihren Ort zurückkehren, aber keiner fand einen Anlaß, sich daran zu stoßen, und keines Vergnügen ward gemindert.

Eines Tages wurde der Tischler, als er die Flaschen wiederbrachte, von der Wirtin nach mir ausgefragt, und seine übertriebene Darstellung brachte

mich bei ihr in ein schönes Ansehen. Als er und ich eines Tages ihr wiederum Flaschen brachten und sie von neuem füllen ließen, erkundigte ich mich bescheiden, ob sie uns nicht für Weihnachten einen Kuchen backen könne. Zuerst mit der Antwort zögernd, schlug sie das Ansuchen danach ab, erklärte, sie büke nicht, verbesserte sich jedoch nachher und gestand zuletzt verlegen, sie hätte wohl noch einen Kuchen, zeigte auch eine Apfeltorte vor, als ich aber nach den Kosten fragte, wurde ihre Verlegenheit noch größer, und sie erklärte, sie nähme nichts von mir, sondern erlaubte sich, die Torte mir zu Weihnachten zu spenden. Ich wußte nicht, ob ich außen überglühte, ich tat es innerlich jedenfalls, und der Ausbruch der Röte wäre auch ohne den Festkuchen gekommen, bloß wegen ihrer Stimme und ihrer Sprache. Es war nämlich die erste Frau, die seit Monaten zu uns wieder mit deutschem Munde redete und das mit einer Stimme, wie ich sie in meinem Leben nur einige wenige Male gehört hatte, ja noch viel schöner, weil sie eine etwas dunkle und volle Kehle hatte, welche die Gaumenlaute schwer herausbrachte und namentlich das „r" in einer trostreichen Weise anrollte. Das machte wohl auch zum Teil den Anreiz für die Soldaten, von denen jedoch ab und zu der eine, seiner Eitelkeit zu genügen, sich französisch aufspielte, natürlich falsch und stotternd, während er deutsch auf eine flotte Weise vorangekommen wäre. „Er kann ganz ruhig deutsch reden," sprach sie dann, denn diese Anredeweise im dritten Fall fand sich bei ihr meistens, und als er auf dieselbe Weise fortfuhr, wurde sie deutlicher und meinte, sie verstände Deutsch genau so gut wie er Französisch, doch mußte sie ihm erst noch ein drittesmal unverblümterweise mitteilen, daß sie besser verstände, was er meine, wenn er sich so ausdrücke, wie ihm der Schnabel gewachsen sei, ehe er sein Rad zusammenschlug. Irgendeinen Widerspruch gab es natürlich nicht, und wenn sie selbst im Unrecht gewesen wäre, niemand hätte gewagt, gegen ihr Ansehen aufzutrumpfen. — — —

Der Prinz und der Tiger

Eine Berliner Phantasie von Oskar Loerke

(Fortsetzung)

Drei Kinder seines Dorfes saßen immer zusammen, soweit Hey zurückdenken konnte: Marta, die Tochter des Gastwirts – es war die Frau hinter der Presse, die an der Schneidemaschine zusammenbrach –, Ferdinand, der Zieglersohn, der ihr Schicksal wurde, und Hey, der Sohn des Kaufmanns. Das Bauerndorf ging in ein Gutsdorf über. Das Gut gehörte einem Herrn Drechsler. Der hatte einen Sohn und eine Tochter. Der Sohn ist jetzt Pfarrer in Danzig, die Tochter ist an einen Gutsbesitzer jener ostdeutschen Gegend verheiratet. Die beiden Kinder wurden von einem Hauslehrer unterrichtet, und Frau Drechsler half ihm mit Unterweisung in Musik und Sprachen. Sie starb, als die Kinder eben das erste Schuljahr hinter sich hatten. Ihr Tod war für Herrn Drechsler der Schlag, der ihn mitzerschmettert haben würde, wenn er versucht hätte, seinem Schmerz auszuweichen. Um nicht unterzugehen, ließ er das Leben, das er begraben mußte, nicht einschlafen, sondern versuchte, es aus anderen Menschen zusammenzuraffen. Er verschenkte viel, weil dankbare Menschen gut sind und weil aus vielen Augen sich ein Teil des Lichtes auf ihm versammelte, das in zweien versiegt war. Das war ihm jedoch nicht genug.

Eines Tages trat er in die Volksschule und sagte – seine Trauer war immer fröhlich:

„Herr Lehrer, ich will Ihnen von Ihrer kleinen Gesellschaft da ein paar Nichtsnutze gewaltsam entführen. Weil es nun so hat sein sollen und meine Frau mir zwei oder drei solche Heilande schuldig geblieben ist, – also wen empfehlen Sie mir? Ich habe mir nämlich überlegt: wozu hat man einen Hauslehrer? Man kann ihn doch nicht fast umsonst durchfüttern, und ich glaube außerdem, er kündigt mir, wenn ich ihm keine rechtschaffene Arbeit gebe. – Ergo, kurz und gut –"

Der Lehrer war etwas verwirrt, dienerte und sprach feierlich von edelmütigem Entschluß, sah nach der Uhr, gab den Kindern eine Pause und ging mit Herrn Drechsler aus dem Hause. Die Schüler sahen sie zwischen den Bienenstöcken des Gartens hin- und herspazieren, es schien auch zwischenein die Flugbahn eines Volkes erörtert zu werden. Am selben Nachmittag wurden Martas und Heys Eltern von den beiden Herren besucht.

Bei Ferdinand stand die Sache schon im reinen, weil sein Vater der Gutsziegler und halb und halb der Vertraute seines Brotgebers war.

Heys Mutter holte ein frisches Brot und den Schinken aus der Kammer. Ihren Knaben hieß sie Kaffee mahlen. Sie strich ihm mehrmals über den Kopf und war stolz verlegen wie vormittags der Lehrer.

Ein paar Tage später saß Hey im Gutshause und lernte, was man auf dem Gymnasium lernt. Der jetzige Pfarrer, Ferdinand und er saßen am selben Tische, Drechslers Tochter und Marta an einem zweiten. Wenn die Jungen etwas schriftlich zu machen hatten oder auswendig lernten, wurde den Mädchen vorgetragen; und umgekehrt. Ihre Tagelöhnerschüchternheit legten die armen Dorfkinder schnell ab, und der neue Unterricht war ihnen selbstverständlich. Sie suchten gemeinsam mit den jungen Drechslers Leberblümchen und Sumpfdotterblumen, wenn der Schnee zerschmolz, sie beobachteten Buttervögel, Störche und Hasen, und die drei Jungen lernten auch geigen. Hey zeigte sich dabei wegen seines Buckels unbeholfen und unbehilflich und durfte am Harmonium üben. Weil das voller klang, schien er die anderen zu überholen, er kam sich jedenfalls so vor, als wäre er ihnen überlegen. Da war er tannengerade gewachsen.

Daß Herr Drechsler sich damals der Niedriggeborenen annahm, war gut gemeint, doch schlecht getan. Ihre Eltern dachten nicht daran, sie etwas anderes werden zu lassen als sie selbst waren, und wurden dennoch von den Eltern der ehemaligen Schulkameraden hart mitgenommen, weil sie ihre Kinder „studieren" ließen, und diese, die sich unter jenen ehemaligen Kameraden am wohlsten und freiesten fühlten und nach wie vor neben ihnen Kartoffeln steckten und gruben, wurden doppelt gewalkt, wenn es eine Prügelei gab. So waren sie auf eine Insel gesetzt und sich gegenseitig zwar nähergebracht, doch nur mit dem Leib ihres Geistes gleichsam, während innerlich jeder abgeschlossen blieb und nur alle drei das uneingestandene Gefühl teilten, dasselbe erleiden zu müssen.

Ein paar Jahre lang lernten sie so mitsammen, und als sie abbrachen, waren sie weiter von einem Ziel als die gleichaltrigen Volksschüler. Marta half in der Kneipe ihrer Eltern, Ferdinand in der Ziegelei, Hey kam in die benachbarte Stadt, um in der Druckerei des Kreisblatts das Setzen zu lernen. Als er sein Ränzel geschnürt hatte, nahm er von Marta einen wehmütigen Abschied und übte – zum letzten Male, wie er dachte – eine nutzlose Phrase in fremder Sprache: „M'aimes-tu, ma chérie?" – Und sie antwortete: „Pas du tout."

Sie blieben nun an die zehn Jahre getrennt, aber gehörten fraglos zueinander, sobald sie sich wiedersahen. Wenn jene Abschiedsphrase ihm einfiel, so scheuchte sie ihn von dem Wunsche zurück, Marta dennoch einmal in sein Haus zu führen. Sobald er dann mit ihr gesprochen hatte, dünkte sie ihn vollends ganz fern.

Als er Aussicht hatte, eine erträglich entlohnte Korrektorstelle zu bekommen, faßte er sich ein Herz und wollte mit Marta ernstlich sprechen. Er fand das Dorf voll von dem Gerücht, sie würde Ferdinand heiraten, sie trüge ein Kind von ihm.

Die wenigen Schritte zu Ferdinand Stallmann schienen ihm meilenweit durch einen erschlaffenden Dampf zu führen. Ferdinand arbeitete mit seinem Vater im Ziegelofen. Beide waren sehr vergnügt. Als sich Ferdinand über Heys bleiches Aussehen lustig machte, fragte der töricht aus seiner Angst heraus:

„Du willst also heiraten?"

„Heiraten? Ich? Wen?" erwiderte Ferdinand mit Schärfe. Sein Vater brach, ihn mitreißend, in ein Gelächter aus, nahm aus einem Kasten, der unter dem Formertische stand, zwei Bierflaschen am Halse und hieb sie Hey wie Keulen auf die Schultern.

„Erst mal einen Begrüßungstrunk, Junge," sagte er, und Ferdinand spottete weiter: „Heiraten! Welche Neuigkeiten du mir mitbringst!"

Und der Alte löste ihn wieder ab:

„Na, gerade stolz brauchst du auf die Dummheit noch immer nicht zu tun, Ferdinand. Aber die kleine Schankmamsell zu uns ins Haus? — Der Bengel nimmt eine Dampfziegeleibesitzerstochter, daß er seine Bildung verwerten kann! Herr Drechsler schießt was vor, dann treten wir auf. Erst aber mal trocken werden hinter den Ohren."

„Da, nimm, Hey," fing nun wieder Ferdinand an, der merkte, wie sein Freund zitterte, öffnete eine der Flaschen, die er dem Vater abgenommen hatte, und setzte sie ihm an den Mund. „Sei gegrüßt, alter Volksgenosse, und sauf zu, Kamerad."

Hey ließ den Kopf hintübersinken und sog wie ein getränktes Tier. Das Bier überspülte sein Gesicht und troff an den Kleidern hinab. „Sonst geht's gut?" fragte er aus seiner Pein. Dann machte er sich davon.

An den Birken des Froschteichs wandte er sich um. Er sah durch die Mauern des Ziegelofens sich selbst, wie er Ferdinand Stallmann an die Kehle gesprungen war und ihn würgte, bis er umsank.

Dann setzte er sich in den Chausseegraben und schaute den Ameisen zu. Manche schleppten weiße Klümpchen. Als sich seine Augen mit opalenem feuchtem Lichte verfinsterten, sahen die Klümpchen aus wie Briefe, und als diese in einer lauten, wimmelnden Stadt, die sehr fern von dem traurig-stillen Grabenrande lag, geöffnet wurden, stand in dem ersten zu lesen: „Ferdinand ist mein Freund," und in dem zweiten ebenso, in dem dritten auch. In dem folgenden tauchte das Wort Marta auf. Sie waren nicht von ihm geschrieben, sondern irgendwer berichtete, der Schüler Hey sei dieser Marta nachgestorben, als sie vierzehnjährig einer Diphtheritis

erlag: er habe sie so geliebt. — Er war erstaunt, daß er diese Botschaft erst jetzt empfing.

Dann bewuchs die Böschung wieder mit Gras, und er erhob sich.

Voll Freude, als habe er im geheimen eine gute Tat getan, die ihn stärkte, ging er sie aufsuchen.

Er grüßte sie im Garten hinter ihrem elterlichen Gasthause. Rot überströmten Gesichtes kam sie sofort heraus und ging mit ihm schweigend die Dorfstraße hinab.

„Ich weiß, Marta, was mit dir ist."

„Ja, und ich weiß, daß ich noch lange zu warten habe."

„Du wartest auf ihn?"

Sie nickte schnell und fanatisch.

„Hast du mit ihm gesprochen?" fragte Hey unter Herzklopfen.

„Hast du mit ihm gesprochen?" fragte sie zornig dagegen.

„Also weißt du ja," sagte er schmerzlich.

Sie nickte wieder wie vorhin.

Sie war Stallmann verfallen, wie Hey ihr verfallen war. Ein reißender Strom rauschte dem Buckligen vor den Ohren. Er folgte nur langsam, während sie hastig ausschritt, und er stammelte: „Ich bin dein alter Bekannter."

Vor ihnen am Rande eines Stoppelfeldes spielten Kinder, zwei Knaben und ein ganz kleines Mädchen. Die Knaben hatten Pantinen und Strümpfe beiseite gelegt und rühmten sich, daß sie es ertrügen, mit bloßen Füßen über die Stoppeln zu gehen, und taten ein paar vorsichtige Schritte in den Acker hinein. Das Mädchen wollte nicht zurückstehen, hockte nieder und zog seine Strümpfe ebenfalls aus. Inzwischen schlüpften die Gefährten in ihre Pantinen und verständigten sich schadenfroh hinter dem Rücken der Kleinen. Sie nahmen sie zwischen sich, reichten ihr die Hände und führten sie behutsam auf die Stoppeln. Plötzlich packten sie fest zu und liefen, daß das Mädchen aufschrie und wimmerte und seine zarten Füße bluteten. Als Hey den Wüterichen nacheilen wollte, fühlte er seine Hand von der Martas gebieterisch zurückgehalten. Mit Verwunderung sah er, wie ihr Gesicht erstaunt, fast verklärt an den Kindern hing. Sie hatte Tränen in den Augen. Da ließen die Knaben von ihrem Opfer ab. Marta nahm das Mädchen auf die Arme, küßte es auf Stirn und Füße, trocknete ihm die Tränen und das Blut und trug es lange auf der Chaussee hin und her.

Verfallen! Wollend und willenlos verfallen! Hey wollte in der Gastwirtschaft ihrer Eltern einen Schnaps trinken, schlich aber ums Haus in den Gaststall, fiel einem alten Schimmel um den Hals und weinte sich aus.

„Wie kam Marta, die ein scheues, bescheidenes Mädchen war, in

Ferdinand Stallmanns Gewalt?" Hey konnte sich nur auf spätere Andeutungen stützen und hatte ihnen selbst in Gedanken nie folgen mögen. Sie war an einem Sonntag Blaubeeren suchen gegangen. Stallmann wußte es nicht, aber da am Sonntagnachmittag die jungen Leute auf dem Lande ja alle unterwegs sind, so ging er aufs Geratewohl einer Harmonika und den ihr Spiel begleitenden männlichen Stimmen nach, auch in den Wald. Mit einmal verstummte die Musik. Stallmann ging still weiter, bis er ganz in der Nähe einen Wortwechsel und ein Aufschreien Martas vernahm. Er sprang durchs Unterholz. Marta lag am Boden und wehrte sich mit ihrer letzten Kraft. Die vier jungen Lümmel wollten ihr Gewalt antun. Er verprügelte sie alle und verjagte sie. Wenn er das später erzählte, schwollen ihm die Zornadern. – Und dann verstummte sein harter Mund, und er richtete einen abweisenden Blick in eine schwermütige Weite, – und dann war er wohl von dem vierfachen Gelüst überwältigt worden, das er überwältigt hatte. Und Marta mochte, was sonst in Wochen und Monaten sehnsüchtig aufwächst, entschlossen in Augenblicken erlebt haben, mochte mit zähem Willen dem reißenden Blitz ihres Schicksals entgegengegangen sein, das Schicksal unendlich süß erduldet haben und mochte so gesegnet gewesen sein, daß sie Stallmann mit ihrem Wunsch und ihrer Dankbarkeit auf immer verschmiedet blieb. –

Hey war zusammengefahren, weil eine Glocke durch die Druckerei schrillte. Die Mittagszeit war zu Ende. Zwischen den Ständen erhoben sich langsam die Schläfer. Sie tauchten wie aus dem Boden auf und faßten, noch benommen, mit schweren Händen nach ihren Geräten, und die Schlafstunde schien durch diesen Griff ausgelöscht. Die Räder setzten sich in Bewegung, der Boden hob an zu beben und trug uns wieder wie eine grollende Wolke.

Noch mehr als bisher quälte mich jetzt das Oftgesehene: wie die Frau mit ihrem müden Felsengesicht auf dem Schemel saß und der Rechen ihr gleichgültig hundertmal den Wind in dieses Gesicht schlug und alles hinausschlug, was rätselvoll zur Stille zwang.

5

Marta gebar einen Knaben und hieß ihn Karl. Das erlebte Hey nicht mehr im Dorfe. Auch in der Kreisstadt konnte er nicht bleiben. Er ertrug die kalte Nähe der ihm vertrautesten Menschen nicht und floh nach Berlin. Die Ahnung seines Schicksals: daß er Jahre voll Elend und Einsamkeit auf sich häufen müßte aus unbezwungener Liebe, trieb ihn. Stallmann hatte sich roh gezeigt, aber nicht untreu gegen ihn, denn er kannte an ihm nur die heitere Oberfläche. Er hatte nichts mitzunehmen als den Gruß einer Kätnerin im Dorfabbau an ihre Schwester.

Er kannte in Berlin niemand, fand keinen Kameraden, keinen Freund. Bald hatte er es aus freien Stücken aufgegeben, Anschluß zu suchen und wurde außerhalb der Arbeitsstätten ganz einsam.

In den ersten Wochen nur ging er bisweilen zu Frau Weise, der Schwester jener Kätnerin, die mit ihren beiden Töchtern hoch im Norden der Stadt wohnte, in einem schwarzen Hofe, knapp unter den Dachsparren. Die Treppe roch nach Staub, gekochter Wäsche und Karbol, dazu hörte man abends über der Wohnung der Weises die Mäuse nagen, pfeifen und im Sprunge dumpf aufklopfen. Und hier wohnten die herrlichsten Menschen, Menschen von einer solchen inneren Sauberkeit und Helle, daß man die ihnen angrenzende Umgebung nicht verstand und immer in einer Täuschung befangen schien. Die Mädchen, Anna, die ältere, und Luise, die jüngere, einander erstaunlich ähnelnd wie Zwillinge, waren so schön, daß Hey sich schon gedemütigt fühlte, wenn sie nur zu ihm sprachen, obschon das mit der offensten und einfachsten Freundlichkeit geschah. Er war nicht etwa in einem hoffnungslosen Liebesbedürfnis verwirrt, — zu ihnen hätte er niemals den Blick fordernd zu erheben gewagt. Das erstemal kam er im Zylinder, den er sich in der lümmelhaften Anwandlung eines armen trüben Schwartenhalses gekauft hatte. Wenn er sich später vor sich selbst recht schämen wollte, dann holte er ihn hervor und fuhr mit dem Ärmel darüber, bis er ganz blank war.

Bei jenem ersten Besuche strömte sich alles aus, was Hey das Herz bewegte. Hier oben war eine schwebende Insel des Lebenslandes, in dem er sich zur Freiheit der Güte entfaltete, wo sein eingetrockneter Körper zu wachsen und sich zu recken schien, daß er in seinem eigenen neuen, seelenhaft gewaltigen Umriß die alte Kleinheit zurückließ wie einen Kern, der seine Säfte und göttlichen Formgedanken an die umgebende Frucht weitergegeben hat.

Anna, die ältere Schwester, fragte ihn: „Sie haben niemanden, der Ihnen nahe steht?"

„O doch, einen vortrefflichen Menschen, meinen Freund."

„Aber nicht hier in der Stadt?"

„Nein. Es ist mein Freund Stallmann zu Hause."

„Hören Sie nichts von ihm?"

„Er geht seine eigenen Wege. — — Ich kann ihm keine Vorwürfe machen."

Da er auf die sonderbaren Worte hin nicht weiter gefragt wurde, schwieg er eine Weile und knüpfte errötend das Gespräch dann wieder an.

„Vielleicht hat er mich manchmal verletzt, aber er wollte es nicht. Er war immer viel offener zu mir als ich zu ihm."

„Ja, Offenheit gehört zur Treue," warf Anna ein.

„Glauben Sie, daß nicht auch in der Verschwiegenheit Treue liegen kann?" fragte Hey schnell und bestimmt, aber dennoch verlegen, „– wenn die Verschwiegenheit nicht heimtückisch ist? Wenn man dem Freunde von sich nichts erzählt, aber ihm zuhört, wie sonst niemand, – wenn man über ein drolliges Wort von ihm so lachen kann, wie kein anderer, – wenn – –"

Hier sprang er auf, die Augen wurden ihm hell, so daß selbst die Haut ihrer Höhlen und die bleiche zuckende Stirne von einem jenseitigen milden Lichte glühten, seine Finger liefen am Hutrande hin und her und rauhten mit ihrem ziellosen Spiele den Seidenstoff auf.

„So soll es sein in der Welt!" rief er aus, „jeder muß die Freiheit haben, ganz und gar zu tun, was er muß. Wenn eine Tat einem andern wehtut und wenn der andere zum Leiden angelegt ist nach einem weisen Plane, dann soll er ganz und gar leiden. Er soll nicht klagen, er soll nicht weinen. Wenn der Freund des Schwachen so stark war, daß der Schwache nicht einmal einen Gedanken ohne ihn zu haben gewagt hat aus hinnehmender Freundschaft, dann soll er auch nie einen Gedanken gegen ihn haben aus Feindschaft. Wenn er schwach ist an Leib und Leben, dann soll er ganz schwach sein, alles hinnehmen, rein und tragend wie Wasser hinnehmen, – so wird er auch stark, engelhaft stark. Das muß er lernen. Auch ihn braucht die Welt, er ist ihr Blut und ihr Geist, sie kann ohne ihn nicht bestehen. Er wird groß wie ein Berg werden und frei wie die Luft sein. Niemand darf ihn verachten."

Die zwillingshaft ähnlichen Schwestern hefteten große Blicke auf ihn und schienen zu erforschen, ob er sich gegen insgeheim gefühlte Vorwürfe seines Freundes verteidige oder ob er sich ihm opfere.

Noch einige Male kam er und redete in ähnlicher Weise, prophetenhaft feierlich, wie er es vor anderen Menschen nicht gekonnt hätte, aber da er sich, wie gesagt, seiner Unzulänglichkeit außerhalb der kurzen Erhebung schwer verhaftet, durch die bloße Gegenwart der Mädchen gedemütigt fühlte, blieb er bald weg. Und sie waren doch nur Näherinnen für ein Konfektionshaus, gesellschaftlich nicht besser gestellt als er.

Inzwischen begann für ihn ein häßliches Scharwerken. Er hatte beim Kreisblatt nicht bloß das Setzen gelernt, er verstand auch den Satz so zu ordnen, daß er sich auf den Zeitungsblättern hübsch ausnahm, und beherrschte die Mittel und Kniffe, ihn mit dem Ende der letzten Seite aufgehen zu lassen, wußte auszusparen und kompreß zu machen. Er hatte auch mit den Anzeigen zu tun gehabt, hatte die Kundschaft besuchen müssen, um sie einzuladen, etwas einzurücken, und verstand sich auf Vorschläge, wie man bei geringen Kosten eine große Wirkung ausüben könnte. Somit war er bei seiner Ankunft in Berlin einigermaßen gerüstet. Er nahm

sich vor, im Übermaß der Arbeit zu vergessen und es weit zu bringen, zuerst zum Faktor in einer großen Offizin. Aber schnell erkannte er — und diese Erkenntnis war so schmerzlich, daß er nach Feierabend und nachts mit seinem Spiegelbild an der Spree spazieren ging und zu diesem besten Gesellen hinabwollte, da er nicht heraufkam — er sah also ein: saubere Arbeit kannst du machen, aber dir fehlt die schnelle Umsicht, du hast nicht das Glückliche. In solch einer Spalte Satz, die er fest mit dem Bindfaden umschlang und ausband, steckte wohl irgendwie eine Menge Grübelei und klagendes Licht aus ihm, aber wer konnte danach fragen, wem waren sie etwas? Hatte die Handwalze den Korrekturabzug abgenommen, so kam nur fremder Geist zum Vorschein, und was vom eigenen bemerkt wurde, waren die falschen Buchstaben, die er herausstechen mußte. Sein Wochenlohn blieb klein. Er würde sich bescheiden müssen und sah öde Jahre vor sich und ein viele Kilometer langes Band Satz, in dem Buchstab an Buchstaben seine Hände gefügt hatten. Das wollte er nicht. Nicht wieder würde er das Fremde als das Stärkere anerkennen wie damals beim Verlust Martas: Also kündigte er, druckte sich Karten mit der Aufschrift: „L. Hey, Annoncenakquisiteur" und versuchte es mit der Jägerei auf Anzeigen. Da konnte grenzenloser Fleiß allein viel ausrichten.

Zu den gewaltigen Annoncenexpeditionen, die die Namen der großen Zeitungsverleger tragen und die fast alle anderen vom Markte drücken, fand er keinen Weg. Er mußte mit einer kleinen vorlieb nehmen, die für unbedeutende Blättchen sammelte. Adolf Vieweg & Co. hausten im vierten Hof eines riesigen Gebäudekomplexes. Die Portale an der Straße und in den Quergebäuden waren von oben bis unten mit Firmenschildern bedeckt: Pianos, Pleureusen, Spedition, Steindruck, Lodenzeug, Spielwaren, zwei Rechtsanwaltpaare. — Ganz unten in weißer Schrift auf blauem Schilde war die Expedition angezeigt. Eine Hand mit gerecktem Finger wies aus dem Vorderhause, das mit viel Glas und Eisen Pfeiler aus neuen gelben Ziegeln verband, in ein graues Hinterhaus mit bröckelndem Putz und kleinen Fenstern, und hier wiederholte sich in der Torfahrt das Schild und jene Hand, welche nun in einen Seitenhof zeigte, der nochmals einen Hof oder vielmehr einen Lichtschacht hinter sich hatte. Weil hier uralte Wohnhäuser Stück um Stück zu Geschäftszwecken umgebaut wurden, erinnerte sich Hey den Schacht kaum je ohne Baugerüst gesehen zu haben, und die Sechserrentiers, Modistinnen und Dirnen rutschten mit ihren Wanzen immer höher aus der Sintflut in den Himmel hinauf. Ad. Vieweg & Co. hatten im Hochparterre zwei Stuben inne. Geräumig waren beide, doch dunkel, die eine ein Berliner Zimmer. Das Gas mußte fast das ganze Jahr hindurch auch über Tag brennen. Von vorn knatterte der Lärm herein in das Zwielicht, Rollwagen donnerten, Kisten

wurden gekantet, eine krähende Stimme schrie Zahlen, als müßten die wie Soldaten nach ihrem Befehl exerzieren, Arbeitsmädchen plapperten und juchzten, von fern rauschte die Straße in die backsteinerne Muschel. Oder rauschte das heimatliche Dorf, so die horchende Seele mit weichen Tönen überspülend und mit scharfen wundreibend?

Außer einer roten, unbedeckten Chaiselongue und wenigen Stühlen standen in beiden Zimmern nur je zwei gewaltige Schreibpulte mit den Rücken gegeneinander und vor ihnen hohe Drehschemel, gelb wie sie. Auf ihnen saßen fleißige Männer, in ihre Schweigsamkeit hineingetrocknet, gutmütige Ruchlosigkeit in den Augen. Zwei trugen ihre Glatzen wie übergezogene Lederkappen irgendeines teuflischen Mönchsordens, einer rührte seine schon ohnehin unordentlichen schinnigen Grauhaare immer wilder durcheinander, der vierte war Hey. Abwechselnd kletterten sie von ihren Schemeln, schöpften eine Mappe voll Druckpapier und verschwanden in der Stadt. Auf den Pulten nämlich lagen Zeitungen und Zeitschriften in wüsten Haufen, auf dem Fußboden der Berliner Stube in kleinen Bergen, ja sogar hinter der losgerissenen Tapete neben einem Schreibtische wurden Listen aufbewahrt, und auch in den Papiertaschen der vielen Reklamewandkalender steckte Papier und Papier. Es waren Provinzzeitungen, Unterhaltungsbeilagen für den Sonntag, Fachzeitschriften von Eisenbahnervereinen, von niederen Magistratsbeamten, Imkern, Technikern, Konfektionären, Hundezüchtern, Artisten. Die langen grauen Papierscheren fraßen rastlos in den Inseratenseiten herum. Die vier Geschäftsmänner hockten wie verzauberte greisenhafte Störche auf je drei Holzbeinen und jappten und klapperten mit den stählernen Schnäbeln, sie mußten still sitzen, während die zerrissene weißschwarze Landschaft unter ihnen langsam fortwanderte, mit muffigem Dufte, verdorben, sich bauschend, stauend und lösend, mit Schattenbildern von Schafen und Pferden, Fischen und Vögeln, mit ausgestreutem Hausrat und Werkzeug. Es gab bei dem Fortrücken Katastrophen, stille Erdbeben, Spalten und Risse, und die vier Demiurgen fuhren dann auch mit dem Pinsel in den Kleistertopf und flickten und leimten.

Das stille Grauen vor seiner Tätigkeit hatte es Hey eingegeben, sie nach der Weise eines hypochondrischen Sonderlings zu betrachten, wenn er ihren Sinn vergessen hatte in der haspelnden Geschäftigkeit. Der Sinn aber war der: zu kontrollieren, ob die Inserate erschienen waren, ob sie bezahlt waren, zu zählen, wie oft sie erschienen waren, zu überlegen, ob neue Blätter anzubieten wären, – Adressen aus Journalen auszuschneiden, die der Firma nicht unterstanden, Anzeigen in redaktionelle Notizen umzuwandeln, Verleger mit der Kundschaft zu bedrohen und aufzuschüren, Kundschaft zu werben, zu verleiten, – unsichere Geschäftsgründungen aufzubauen, Türme aus Worten, Grundbalken aus fettem Druck zu fügen,

Farben aus übertreibenden Beiworten aufzupinseln, Erfolge vorzutäuschen, aus nichts etwas zu machen und aus dem Rollen des Geldes hin und her ein paar Münzen für den eigenen privaten Bedarf herauszuhaschen.

Wenn die Akquisiteure mit ihren vollgerafften Mappen hinausstürzten, lagen meist lange Wege vor ihnen, vier Treppen und wieder vier und wieder, hinauf und herab, viele Kilometer in der elektrischen Bahn, im Omnibus, zu Fuße. Sie durchreisten während einer Woche Provinzen in Berlin, während eines Jahres wohl große Reiche. Aus einer Waschküche, die zu einem Atelier werden sollte, stürzten sie zu einer Hebamme, um sie zu betören, eine Pension für schwangere Mädchen zu öffnen, von da in eine Tischlerei, zu einem Quacksalber, zu einem Melonenzüchter in einer Laubenkolonie am Rande der Stadt. Sie setzten Geduld gegen zugeworfene Türen, ein Scherzwort gegen eine Grobheit, drängende Überredung gegen Bedenklichkeit. Spät abends kamen sie oft in ihr Büro zurück, und hatten sie einen Klienten nicht angetroffen, so fuhren sie hurtig wohl nochmals aus, um hart vor dem Schließen der Haustür noch rasch wo einzuschlüpfen. Selbst nachts hatten sie zuweilen an ihrer Arbeitsstätte zu tun, mußten dem schlüsselrasselnden Wächter im Düster der Durchfahrten ihres Mauerirrgartens stehen und sich mit der Taschenlaterne beleuchten lassen, um dann, den Überzieher auf dem Körper, unter dem brodelnden Gase noch einmal in dem verfluchten Papiere zu rascheln. Es war ein Rattendasein.

Der Schlaf damals war für Hey keine Ruhe, sondern bloß ein schwarzer Starrkrampf des Gehirns und ein Fortschleudern der schmerzenden Glieder aus einer Hölle in ein Nichts. Abends oder nachts in einem der Höfe zu stehen und unter dem rötlichen Blaken und Zucken der unreinen Himmelsschicht droben zu seufzen, das war das Ausruhen. Er stellte sich vor, daß das Weltmeer so brausen mochte, wie das einsame Papier in den Ohren des Einsamen brauste.

Er hielt aus und war fleißig und verdiente. Hier war der Fleiß, anders als anderswo, nichts als eine immer nachdrückende Energie. Die gewann er aus seiner Sucht, zu vergessen. Dulden konnte hier Eile sein, sich nicht wehren Gewalt, denn die Bahnen gingen für jeden gleich schnell, die Menschen, die zu betören waren, blieben dieselben vor noch so wechselnden Formeln, Anpreisungen, Kalkulationen, Mustern. Ja, oft errang Hey dadurch einen Sieg, daß er den Menschen leid tat. Der Unglückliche reiste auf Mitleid. Er log traurige Gesichter, machte staubige und verschlissene Stiefel zu Gehilfen, die mit ihrer Stummheit für ihn redeten und ihm eine Mühsal abnahmen. Das war seine Hölle, das war die Strafe für seine Untreue gegen Stallmann, denn er fühlte Untreue trotz allem.

Wenn er auf den obersten Treppenabsätzen sich vor Atemlosigkeit an die Brust griff, verriet er ihn und hielt mancher blumenstreuenden Flora im Milchglas eine geballte Faust entgegen, und war er auf den untersten, so hatte er ihm vergeben und drückte seine vor Scham und Rührung heißen Augen zu.

Krankheiten zehrten öfters das Ersparte rasch auf, es wuchs auch so nicht schnell genug an. Von langunterdrücktem Widerwillen geschüttelt, sattelte er wieder zur Druckerei um und ging dann wieder zurück zu Vieweg & Co. und nochmals lockten ihn hier in diesem Gewölbe — Hey ergriff mich bei der Hand und zog mich fort: „kommen Sie, sehen Sie" — hier diese drei schmutzigen Wasserhähne und diese drei klebrigen schwarzen Ausgußbecken darunter: da konnte man vor der Mittagspause und vor Feierabend die Hände in einen strullenden Wasserstrahl halten, sie im Sauberen, Kühlen reinigen, sie an einem Handtuch trocknen und hatte Ruhe. — So war er dreimal hier in der Druckerei in Stellung, vom Chef mit Nachsicht, Geduld und speilzähnigem, eisigem Mitleid immer angenommen. Er sehnte sich vielleicht sogar nach dem Hohne dieses Mitleids und fühlte, was er sich heuchlerisch verbarg: soweit kann es mit einem Unglücklichen kommen. Das letztemal ließ ihn der Chef gar nicht mehr ins Kontor, wies, ohne sich zu erkundigen, mit dem Federhalter in den Arbeitsraum und sagte: „Na, gehen Sie nur hinein. Ihr Kittel wird vom vorigenmal wohl noch im Schrank liegen." Die Kollegen beachteten ihn nicht weiter, nachdem sie ihn mit höhnischen Mienen zwischen sich eingelassen hatten. Sie knüpften erst spät ein Gespräch an, wo es vor langem abgebrochen war, erinnerten sich beiläufig und nebensächlich an ein Versehen, das ihm zulasten lag, — er war wie ein Quartalsbettler wieder da. Die Schwungräder drehten ihre schwarzen Zirkel in einer Sphäre von Fettdunst wie vor Hunderten von Tagen und glichen dem angeknüpften Gespräch, die Wagen der Pressen fuhren noch immer und waren nicht vom Flecke gekommen, die Treibriemen schwankten von der Transmissionswelle herab wie immer. Kam er wohl wegen der Demütigung? Und um sich dann für die Demütigungen zu rächen?

Er schleppte Stallmann in Gedanken dort an die Schneidemaschine, duckte ihn unter das Messer, legte den Hebel herum, die Elektrizität surrte hinein — —

Ein Rollkutscher mit steifem Lederschurz trat herein, zeigte ein Formular zur Unterschrift vor und wurde an Hey gewiesen. Der unterzeichnete. Er führte mich ans Fenster und zeigte mir auf dem Hofe die vielen, wohl zwei Meter langen und einen Meter breiten und hohen Packen, die eben von einem Lastwagen geladen wurden. Dünne weiße Bretter klemmten das Papier zusammen. Stricke waren herumgewunden.

„Das sind dreihunderttausend Bogen," sagte Hey. „Die müssen in dieser Woche über die Walze laufen. Um Sie zu ängstigen: währenddessen kann man viel erzählen. Wir werden öfter bis Mitternacht durcharbeiten müssen, das heißt, nur die Pressen und ihre Bedienung und ich als Polizist. – Karl!"

Der Knabe kam heran. Hey legte ihm die Hand auf den Kopf.

„Hör, mein Junge, heute ist Pelzer nicht da. Ich sorge mich, daß er vielleicht krank ist. Wenn er nun einen neuen Schlaganfall bekommt, wegen der gestrigen Aufregung, sind du und ich schuld. Nein du nicht, mein Junge." Dabei nahm er seine Wangen zwischen die Hände und klopfte sie. „Na geh."

Ich spürte eine leise Bängnis in seinen Worten zittern, die aber aus der Erinnerung heraufwitterte und sich in der vorgegebenen Sorge zu verhüllen trachtete. Ich verabschiedete mich, um meine Mahlzeit zu nehmen, und als ich gegen Abend wiederkehrte, waren alle Pulte leer und die Gasflammen über ihnen gelöscht. Nur die Maschinen gingen und glichen unbeholfenen Meertieren, welche pfauchend auf die Dunkelheit zuschwammen. Da die Stockwerke unter uns jetzt alle von den Arbeitern verlassen waren und mit Stille und Leere innerhalb der Schallböden der Zwischendecken eine ansaugende Kraft auszuüben schienen, scholl das Getöse ängstlich und verstärkt, bebte das Haus tiefer und einsamer hinab. Ich sah die Schornsteine in der Phantasie bis unten als Türme und die Wände als hohe Umfassungsmauern hinabverlängert. Wir befanden uns, gleichsam durch keinen Fußboden getragen, fast wie schwebend ganz in der Höhe, über geheimnisvollem Finster, mit unserem zwielichten Schachtelwerk von Setzkasten und mit den schwarzen Polypen der eisernen Öfen.

Hey saß regungslos in seiner Ecke, beinahe unter den Tisch geduckt, und hatte offenbar schon auf mich gewartet. Marta, die doch nur wenige Schritte von ihm entfernt saß, schien durch Meilen von ihm getrennt. Mein Blick zwischen ihr und ihm hin und her wurde von ihm in fieberhafter Wachheit richtig gedeutet. Er knüpfte an: „Ja, sie sitzt mit mir unter einem Dache und lebt doch mir unerreichbar wie damals in dem fernen östlichen Dorfe."

Wenn er sich nicht schämte, ein letztesmal in sein Annoncenwesen zurückzuwechseln, so geschah auch dies nur darum, weil er heimlich die ganze Zeit über von dem Plane besessen war, Ferdinand Stallmann mit hineinzulocken. Abgetrieben und müde wünschte er unter Schmerzen oft, jener möchte auch einmal erproben sollen, wie traurig und schwer es ein Mensch haben könne. Dann rettete er sich rasch die Bestätigung seiner Anständigkeit mit der Beruhigung: du spielst! Stallmann ist ja räumlich zu weit

vom Rande des Strudels, des schmutzigen, um hereingerissen zu werden. — Aber aus dem unterirdischen Gewühle filterte sich ein süßes Gift und stieg in seine Seele.

Das alles war so gekommen:

Stallmann hatte sich wiederholt in Briefen an ihn über die Eintönigkeit seines Lebens auf dem Lande beklagt. Marta erwähnte er nie, und auch von einer bevorstehenden reichen Heirat war nicht die Rede. Wenn Hey einen solchen Brief gelesen hatte, rieselte Beruhigung wie ein sanftes Kitzeln, wie das Ziehen bunter Schlafnebel durch alle seine Glieder. Eine Hoffnung regte sich in ihm, daß sich Marta einmal vielleicht doch zu ihm wenden werde, Marta, der er keine Zeile sandte, um von ihr nicht die Qual ihrer Enttäuschung durch Stallmann zu hören. Und befriedigt durch die Briefe des ehemaligen Freundes, antwortete er immer sogleich und immer nahezu dasselbe, von seiner Gewissenslast für eine Stunde befreit: ich habe viel zu arbeiten, aber es ist mein Wille; ich sehne mich nach euch, ich möchte dir wieder gerne zuhören, so, wie dir sonst ja doch niemand zuhört, ich möchte wieder über einen Scherz von dir lachen, wie sonst ja doch niemand darüber lachen kann.

Das war so ehrlich gesagt wie empfunden. Er trug oft ein wochenlanges Begehr nach dieser inbrünstig wiederholten Reinigung und Feiertagsbeichte und beschenkte an solchen Tagen der Fröhlichkeit die Arbeitskameraden, die blinden Straßenverkäufer und die Sperlinge auf dem Damm.

Eines Tages schrieb ihm Stallmann, ihm behage die Ziegelei nicht mehr. Auch er würde gern wieder in Heys Nähe sein. Ob er nicht in Berlin eine Tätigkeit für ihn wüßte, die ihn wirtschaftlich rasch weiterbringen und aus dem Bäurischen ins Weltmännische befreien würde? Denn das, was er in Drechslers Hause einst zu schmecken bekommen hätte, kreise in seinem Blute weiter.

Hey wurde durch die Anfrage peinvoll erregt. Wie sollte er einem anderen raten, er, der sich selbst nicht zu raten wußte? Er fürchtete sich, Stallmann gegenüberzutreten und seine Stimme zu hören, aber er sehnte sich auch, das in seinem Heiligsten erstrebte Ideal seines Menschentums gegen harte Versuchungen zu bewähren.

Und er schrieb: „Komm! Werde zunächst ein Anzeigensammler wie ich. Ich zeige dir alles. Du bist gesund und ausdauernd. Bald haben wir unsere eigene Expedition. Wenn wir fleißig sind, werden wir schnell viel Geld und Einfluß erwerben. Du wirst über diesen Vorschlag staunen, du wirst zögern und dich sträuben, aber mancher Lebensweg ist um eine so scharfe Kurve auf die glatte breite Bahn gemündet. Sei entschlossen. Komm!"

Bevor er den Umschlag gefeuchtet hatte, traten die Schwestern Weise ganz unerwartet in seine Stube. Sie hatten aus dem Adreßbuch seine Wohnung erfahren und kamen fragen, ob er durch Anna, die zu ihrer kränklichen Tante in sein Heimatdorf fuhr, um ihr die Wirtschaft zu führen und sich zu erfrischen, Grüße zu bestellen habe, so wie er ihnen einst Grüße gebracht habe. – „Ja, viele Grüße," erwiderte er fieberhaft unruhig und unter wiederholtem Danke für die Ehre des Besuches. Anna möge den Brief an seinen Freund Ferdinand Stallmann mitnehmen, – welch ein schöner und außerordentlicher Zufall! – und sie möge ihm ja mit allem Nachdruck zureden, nach Berlin überzusiedeln. Er vergaß, die Mädchen zum Sitzen einzuladen. Nachdem er ihnen Stühle zurechtgerückt hatte, trug er diese zerstreut wieder an ihre Plätze, begleitete den Besuch barhäuptig fast bis nach Hause, rühmte übertreibend den verheißungsvollen Zukunftsplan und ließ sein Herz in der Darstellung gebender und duldender Freundschaft wieder überfließen.

Monatelang vernahm er aus der Heimat nichts. Stallmann schien durch den phantastischen Antrag verstimmt. Dann aber teilte er ganz plötzlich kurz mit, er wage die Übersiedlung auf Heys Verantwortung, und er werde Marta als seine Frau mitbringen. Er bat Hey, zur Hochzeit zu kommen und ihnen behilflich zu sein.

Hey begriff nichts.

Vor seiner Flucht nach Berlin hatte er nur das eine bestimmt gewußt: nie nahm Stallmann Marta zur Frau. Hätte er nicht für sie diesen unabwendbaren hündischen Schmerz voraus gelitten, er wäre im Dorfe geblieben.

Eine unerklärliche gespenstische Angst befiel und lähmte ihn. Im Büro brüllte ihn der Glatzkopf an: „Hey!" –

„Ja."

„Ist das ein Tintenfaß?"

„Ja." –

„Ist dieser Federhalter ein Eiszapfen?" – „–"

Er kam an einer Schmiede vorüber, und ihm war, als sähe er auf dem Amboß menschliche Glieder glühen, die in eine andere Form umgeschmiedet wurden.

(Fortsetzung folgt)

Der Knabe

Novelle von Karl Otten

Der Saal blähte sich vor seinen Augen wie eine bunte überhitzte Glaskugel und zersprang klirrend, als die Musik wie eine Bombe hineindröhnte. Heinrichs Herz dehnte sich und vergaß aller Angst, Schrecken und Lügen – es brodelte auf mit den Schwärmen der hellen Mädchen, die sich flüchteten, es zitterte vor Eifersucht gegen die jungen Männer, die wie Ameisen behend auf die Mädchen losstürzten, sich einkrallten, sie wegschleppten und rundrissen in den Schwaden des Tanzes.

Die Musik stieg und jodelte und fiel unentwegt hinter den Paaren her, deren Köpfe glühend rasch in großen Flächen sich wendeten, vorbeischwebten. Ein friedlicher Kampf harmloser Irren.

Über allen donnerte gewitternd die große Trommel. Vom Wind flogen die Röcke der Mädchen rundauf. Weiße Röcke, bunte Strümpfe um lange magere Beine, die, in die Knie gehängt, sich spreizten, vorschritten, rundschleiften.

Heinrich lehnte in der Türe des Ganges, der Saal und Wirtsstube verband. Er sah: Beine, Knie, Lippen, Hände, die sich heiß umpreßten, Fingermonogramm erster Inbrunst, Brüste voll gegen den Mann des Zufalls gebettet, ein Körper beide in Musik und sonntäglichen Rausch getauft.

Nie hatte er empfunden, daß Sonntag sein kann.

Heute war er frei, Schwindel und Betrug hatten ihn losgekauft vom Spaziergang mit Vater, Mutter und Geschwistern in den Stadtgarten, wo man auf öligen Bänken bei Allzubekannten sitzen mußte, Lehrer und Eltern der Kameraden grüßen mußte. Dann durfte man Milch trinken, die nach Lack schmeckte, und mußte lateinische oder griechische Vokabeln und Reden hersagen oder Formeln, damit der Vater Lob ernte für seine Intelligenz.

Jetzt stand der befreite Sohn vor diesem kochenden Vulkan der Freiheit am Sonntag und rauchte Zigaretten. Ihm fiel ein, groß wie im Kino hingeschrieben, diese Stelle aus seinem Tagebuch: „Ich werde nie die Frau meiner Wahl besitzen – sie ist zu mächtig; sie lacht sehr viel; ihre Zähne, Augen und Hände sind tödlich. Gina Frana will Schauspielerin werden. Als wir im Theater die Pause auf- und abgingen, streifte ich zweimal zitternd ihre linke Hand – sie merkte nichts, denn sie fraß den großen Sascha mit Hurenblicken, großen blauen einer Madonna. Ich halte meine Hand so, daß ihre mich berühren muß. Es stimmt. Ich zähle bis sechs.

Da wandte sie ihr Bronzegesicht auf meine Augen: Ich sah nur dieses Bronzelachen, das viel zu laut und zufrieden aus ihren Zähnen schoß und mich ertränkte. Sie klopfte mir noch auf die Schulter, so: ‚Na,

was möchtest du denn, mein Enriko, ich denke, du bist erhaben über derlei Versuche.' Ergo bin ich erhaben."

Die Röcke der Tänzerinnen, flutend dunkel vor seinen Augen, schlugen ihn an mit weichem Flug und süßsaurer Duft von Parfüm und Schweiß prickelte schon in seinem Blut.

Die Türen standen gegen den Garten offen, weit weiß floß der Himmel über in die Schwüle des Saales, gestopft voll Wolken, Staub und Tabak.

Er sah höhnisch die Zigarette kauend auf die Menge der Gäste unter Lauben aus wildem Wein, die bei Kaffee und Bier mit Geschrei ihre Freude auf diesen Sonntag, die sechs Tage, durch Stall, Fabrik, Kontor und Stadthäuser geschleifte, austobten. Das waren die Menschen, die ihre Kinder zwangen, genau so blöd und unglücklich zu sein, wie sie selbst — aus Rache, aus Höflichkeit, aus unbegreiflichem Widerspruch zu allen Erfahrungen von Unglück und Elend, die sie doch kennen mußten. Im Bogen hin und her, die Hände in den Hosentaschen, die Mundwinkel verzogen, hochmütig mit dem Kopf stoßend bei jedem Schritt, schlenderte er durch die Tanzenden, die Sonntagsbürger, und lehnte sich über die niedrige Gartenmauer.

Wie ein riesiger Silbertraumhimmel glühte im Spiegel sommerlicher Gluten der Fluß. Man hing dicht über ihm, er plätscherte an die Böschung, auf der das Haus ruhte.

Aber auch dieses Bild der Größe, Kraft, Überlegenheit lockte keinen Wunsch aus ihm. Kein Vergleich, kein Vers regte sich in seinem Herzen und sein Blick blieb innen verschränkt.

Im Saal setzte er sich endlich in eine Ecke, doch so, daß die Tanzenden ihn dicht umschwärmten, mitwirbelten gleichsam in den Takt der hallenden Füße.

Manchmal jagte der Wind würzige Kühle von Tang und Tannenholz in den Wirbel der Musik, daß die Bänder und Fahnen trunken aufschwankten. Als ob das Dach sich auflöse und künstliche Wälder hinabsänken.

Niemand beachtete ihn, den schüchternen Gymnasiasten, kein bekanntes böses Gesicht jagte ihm Angst, platte Lügen, Flüche durch den Kopf. Er summte die Gassenhauer, wippte einfältig mit dem Fuß den Takt, trank bitteres Bier mit sehr viel qualligem Schaum und rauchte, bis ihm restlos leicht und schwindlig wurde vom Dasitzen, indes alle Welt sich rund um ihn drehte. Ihm war zumute wie auf einem Zauberkarussell, wo plötzlich die Welt mit Schränken, Tischen, Bildern anfängt zu schwanken, zu schaukeln und sich endlich in fürchterlichen Stößen überschlägt.

Fieber der Liebe kochten ihn gar. Alle diese Mädchen gefielen ihm. Wortlos ohne Urteil gestand er jeder einzelnen unsäglich erhabene, göttliche Reize, Würde, Tugend zu. Jede imponierte ihm — er entdeckte in

jeder, diesen Ladenmädchen aus der Stadt, den Modistinnen, Schreiberinnen, den Punkt ihres Lebens, wo sie den Willen zur Vollendung ihrer Weiblichkeit konzentriert hatte.

Jene preßte ihre hohen Brüste kühn dem Tänzer entgegen, diese fingerte aus schwarzen Augen über alle Tische voll nervöser Ekstase, die Blonde ließ ihr Haar spielen, dieses sonst häßliche hohe Mädchen hatte die Beine eines edlen Rennpferdes; jeder Schritt schlank und deutlich faltete den weißen Rock um gerade Schenkel; man ward verschlungen zwischen den Reigen dieses Ganges. Heinrich sog mit tausend gierigen Augen fesselose Schönheit.

Das leichte Blau des Abends ließ alle Herzen höher schlagen. Häufiger sah man Paare in den Garten schleichen, sie lehnten sich sprachlos über die Mauer. Keins berührte, blickte den anderen an. Hier leichter Anfang, draußen winkten Alleen, Hecken, Felder, der lange Heimweg unter Sterntulpen, Rast im hohen Gras neben friedlich ahnungslosen Traumhäusern, wo Wagen und Geräte wie Galgen und Brücken umherzeigten und im Nebel versanken.

Aufregung bemächtigte sich der Gesellschaft; man schrie und lachte, — dort kamen neue Gäste mit Blumensträußen und Tannenzweigen. Wildere Tänze, schamloser umschlang Leib den Leib. Lautes Gelächter trieb einzelne Paare tiefer, toller in Entblößung und Umarmung.

Im Trubel des Fleisches fühlte Heinrich jäh, daß ihn jemand erkannte und beobachte. Er kroch in das Muster der karierten ländlichen Tischdecke. Glühender Schweiß rann über den Rücken, das Herz ward ihm schwer wie Blei und Totenblässe verdrehte seine Augen. Aber die Zähne auf die Zigarette gebissen, jetzt oder nie! blickte er in den Strudel. Sogleich fiel ihm das Gesicht dieses Menschen auf, der ihm mit dem Gruße zuvorkam, lächelte und hoheitsvoll weiterwalzte.

Obwohl er sich einst mit ihm, dem Sohne eines Metzgers, geprügelt hatte, strömte sein Herz von Dankbarkeit über.

„Wer hätte ihn auch in diesem eleganten, weit ausgeschweiften Rocke wiedererkannt —, wo hat er nur seine blutbeschmierte schwarze Schürze gelassen und seine eingequetschte rote Nase? Ich schau ja eher wie ein Metzgersohn aus. Mein Anzug hat den typischen Schnitt eines Schulanzuges, mein Kragen ist lächerlich niedrig, die Krawatte würde sein Vater ablehnen.

Woher er nur dieses schöne Mädchen hat, dieses schöne Mädchen?" Sie war die einzige. Sie summte wie ein Lied durch seine helle große Seele.

Sie tanzte mit ganz kleinen leichten Schritten wie ein kleines Kind in die Arme ihres Herrn verkrochen. Der blaue Kragen ihres Matrosenkleides flatterte wie eine Fahne. Der Rock war so kurz, daß man die Spitzen ihrer Hose sah.

Nachlässig lächelnd verbeugte sich Simon, der Sohn des Metzgers. Heinrich stand hastig auf und gab ihm errötend die Hand, lud ihn ein, mit der Dame bei ihm zu sitzen.

„Welcher Dame? Diese kleine, blaue – o das ist nicht meine Dame –, dann schon eher die große dort, mit der grünseidenen Bluse – sie beugt sich zu dem Hund. Oder jene rothaarige mit der Straußfeder. Ich hab viele, aber wenn Ihnen diese Kleine gefällt, Sie tanzen doch, dann holen Sie den Matrosen doch an Bord (beide lachten gellend und prusteten den Rauch durch die Nase), ich bin Mitglied des Vereins, – hier haben Sie Karten. Kommen Sie doch öfter, ich muß zum Vorstand, schicke Ihnen die Luise an den Tisch."

Die Kleine ging gerade vorbei, als hätte sie geahnt. Sie blickte zu Heinrich hinüber und schlüpfte herbei auf Simons Wink. Heinrich bestaunte seine geschäftsmännische Kühle.

Ihre Mienen verschwanden fast unmerklich in dem bleichen Puder ihres Kindergesichts. Lautrec hätte sehen gelernt bei ihrem Anblick.

Sie tanzten. Heinrich verlangte nach einem Gewicht, aber sie blieb so leicht, daß er bald den Boden unter den Füßen verlor. Sie tanzten ohne Unterbrechung drei, vier Tänze, bis sie atemlos dastanden und ihre Hände zitternd ineinander krallten, um nicht umzusinken. Sie bedeckte die Augen mit der Hand und lachte. Er gab ihr ein Glas Bier, sie stürzte es in einem Zug hinab.

Sie gingen in den Garten. Heinrich hinter ihr wie ihr Diener, ungezwungen leise; eine Wolke, die unsichtbar macht, trennte sie von allen anderen.

Als die Luft aus Sternen und Sträuchern ihre Stirnen berührte, schnellte ihr Gesicht dürstend über die kantige Schulter, so daß er sie, den Arm um ihre Hüften, auffangen mußte. Er wagte zu reden – „Lo – du sollst Lo heißen –, komm, wir gehen fort –". Seine Stimme war unangenehm heiser und ihm selbst verlogen, wo doch alle Stürme von Gedichten durch seine Seele sangen.

Gold glühte auf blauen Bäumen, Fontänen rauschten auf, die Geigen wurden weicher, ferner, klagten schluchzendes Leid. Der Strom rollte durch die Ebene im Kreise weit Wasser und Wasser mit Tang und Leichen, mit Holz und weißen Fischen.

Groß segelte die Nacht.

Von jenseits stießen Nebel ab und schwankten wie Wolken über regennassen Wäldern. Durch Schleier wehten armselige Lichter wie vom Abendwind hin- und hergeblasen. Der fremde Hund bellte rasende Wut in das ihn erdrückende Stumme, der ferne Zug, schon erleuchtet, stampfte Sehnsucht dampfschlängelnd, Glocken standen Klangsekunden über ihren Häuptern. Witterung fremder Körper belud sie mit Organismus; ihre

Haut spannte sich, um gleich darauf schlaff zu verfallen mit dringenden Seufzern tief aus gepreßter Brust. Scharen unbekannter Tiere oder Menschen huschten durch Brennesseln rechts und links.

Sinn und Zusammenhang entschwand ihnen, wie Luft dem, der untergeht.

Er rezitierte aus einem Roman, er glaubte sein eigenstes Gefühl tragisch und voll Verzweiflung dumpf hinaus zu grollen. Ihm war alt, uralt.

„Man landet immer bei einer von euch. Liegt ein Tag voll Schreiberei, Geldsucht, Lug hinter uns, Ewigkeit von Mord und Abenteuer – immer beginnt ihr das neue Leben."

Ein Schiff, licht-, rauch-, musikumkränzt, räderte im Gleitflug auf sie zu. Die kleinen Worte der Wellen schossen trächtig heran, stiegen empor und schlugen Wasser auf die Quadern.

Die beiden schritten aus, angesogen vom Schiff, über das Wasser dahin, das wie eine Matratze federte; er hielt ihren Ellenbogen und hob ihn leicht. So konnte er ihr helfen, näher, menschlicher zu sein.

„Du treibst zu Abenteuern. Aus deinen Armen gehen Männer an Bord, in den Tropen zu jagen. Oder sie fahren Ewigkeiten weit auf Kastenkarren durch Buschgras und Schwarzwälder. Sie graben und schwemmen Diamanten in der Wüste, schwarze Brillen vor den entzündeten Augen. Sie saufen Samstags in Städten, wo man Gold in Brotformen gießt und Silber in Eimern zahlt für ein Weib oder ein Pferd, und Sonntags weinen sie um dich und kriechen durch die Glasfensterstraßen zurück in ihre Wüste. Manche hängen sich auf am ersten Baum, andere singen und arbeiten weiter für dich. Aber wenn ich gehe, lasse ich dich nicht, ich gehe bestimmt. Wirst du mitgehen?"

„Ich weiß nicht. Du wirst das nicht glauben, aber ich habe Angst, fortzugehen, obwohl ich es wünsche. Vielleicht, wenn einer mich zwingt. Hier muß man Staub und Nähgarn essen; Totenwäsche nähen."

Sie seufzte. Beiden waren Tränen nahe und sie preßten ihre feuchten Hände, als wollten sie ihre Finger zerbrechen.

„Dafür singen wir viel, wenn wir im Saal sitzen. Die Maschinen klappern und schnurren. Die halten uns fest und Stich für Stich sind wir fest gebunden. Daß man fort kann, fliegen, fahren: das steht für uns nur in Liedern. Dir fällt es vielleicht leichter. Dir stehen alle Straßen offen, weil du reich bist, weil deine Eltern dich lieben und jedes Hindernis vor deinen Füßen hinwegräumen, dir das Leben leicht und angenehm machen. Ich muß arbeiten, arbeiten von früh bis spät."

Altklug kniff sie den Mund, machte sich frei und drückte die Brust vor, als wolle sie allein hinaus in die Nacht; aber sie hielt gleich ein.

„Die Nadeln sind hinter uns her, durch die Träume flattern Hemden,

Röcke, Zentimetermaße schlingen sich um meinen Hals. Dicke Kundinnen schreien entsetzlich, beschimpfen uns, weil sie mager sein wollen, magere hacken mit Scheren nach uns, weil sie sich rund und üppig sehnen. Meine Mutter ist alt, krank und kann kaum noch waschen. Keine Zeit bleibt, keine Laune zu Romanen und Reisen. Sonntags gehe ich tanzen, drehe ich meine Hungersnot, Hungerarbeit so lang rund, bis sie hinausfliegt aus mir."

Beschämt und wütend wie geohrfeigt sah Heinrich an sich nieder. Sein Gleichgewicht zuckte auf eine andere Plattform unter elektrischem Schlag. War er denn so durchaus blinder Schüler, Schuljunge, Sohn braver christlicher Eltern, daß er vor der ersten Tat, die in sein Leben hinein zu wachsen drohte, seit achtzehn, neunzehn Jahren zum ersten Male Sprache und Mut verlor? Oder mußte er sich hier nicht durchringen aus Scham und Angst zu einer Handlung, die alles überbot, was er von sich wußte und seinem fernen sehnsüchtigen Traum-Ich zugetraut hatte?

„Und dann: gut, man geht fort mit seinem Manne; viele wollen das, ich rede nicht von Heiraten – so Kinderwagen schieben, auf einer Küche hocken, Kartoffeln schälen, um in der Freizeit Kleider zu schustern und Kinder zu wickeln –, das nicht! Da sitzt neben mir die Jeanette –, sie kennt Paris, Brüssel, Rom – ist allenthalben umhergegondelt –, Seide, Federn, Ringe, Sekt, Auto, Theater –, kann herrlich erzählen. Sie sitzt eben doch wieder da in einer weißen Bluse um sechs Mark und näht. Sie weint nicht, sie lacht und singt. Sie sagt, daß alles nur einen Zweck hat, wenn es vorbei und wieder so ist, wie es angefangen hat. Für mich aber ist dieses Leben unmöglich, ich würde den Kopf verlieren und keinen Ausweg mehr finden."

Ihm waren Tränen nahe, enthüllten sich plötzlich Gedanken und Absichten degradierten, ungeheuerlich gemein, ihn zum nackten Verführer. Bittend legte er den Arm um ihren Hals und holte ihren Kopf hintüber. Flehend, gütig graste sein Blick auf ihrem weißen Gesicht. Ein Fremdes war ihm schon aufgezeichnet, älter als sie. Es erinnerte ihn, faßte Qual unerforschter Geschichten aus fernsten Jugendtagen grell zusammen, an Mutterschaft und Arbeit, an Sklaverei und Ohrfeigen wegen eines verlorenen Groschens; an die Stadt, den lauten Tag, der wie ein Hippodrom vom Gestampf der Renner, Geschrei der Wettenden durchtost ist. Dieses Mädchen lag als eins der Opfer im Sand, auf den Steinen unter Rad, Schuh, Huf.

Er riß sie an sich aus den Klauen der fremden Macht, schüchtern küßte er sie auf die Stirn, deren Wölbung eine Furche wie eine Blattrippe durchschnitt, darüber seine Zunge strich.

Er ruhte aus von ungezählten Sorgen, die nach ihm schnappten, ihn zerrten, kurz und wie Symbole für noch kommendes, unbekannt düsteres

Leib. Ihm war ein Mensch nahe, wie ein Gebet wandelten Atem und Sehen auf dieses blasse Gesicht den ganzen Menschen. Aber sie schob ihre Stirn höher, ihren Mund ihm rot entgegen, um seinen Blick und Starre aufzulösen, drängte sie in seine Arme, in ungeschehene Liebkosung kauerte sie sich.

Er zog sie voran, fort aus diesem Raum, und sie erfuhren wie einen Schmerz am Leib, daß es Nacht war um ihre Einsamkeit. Die Gräser dampften feucht. Am Ufer dunkelte ein schwarzer Schuppen. Sie traten ein und setzten sich. Er war gegen das Wasser zu geöffnet und eine Treppe führte hinab. Wasser schluchzte unter den Planken des Bodens. Es war sehr still. Leise schlich Heinrich an den Rand vor. Sein Spiegelbild quoll ihm entgegen. Die große Umarmung der aus sich leuchtenden Gewässer zog ihn zu sich hinab. Feierliche Ruhe des Zuges. Sternbilder bogen sich über ihn und sprachen.

Er kleidete sich aus, lief die Treppe hinab, tauchte tief unter in den Duft von Fisch, Holz und Berg aus reiner Ferne.

Luise hockte auf der Bank, starrend in das weiße Wasser, das endlos fortrann über den weißen Körper.

„Kam daher das Schluchzen, Schlucken? Weshalb war er fortgegangen, er — der — wer war das eigentlich? Ein Fisch, der in Menschengestalt vom Zauber erlöst ihr in den Weg trat und nun wieder fortschwamm? Ins Meer, wer weiß wohin. Eben hatten sie noch getanzt zum letztenmal, schon ein Selbstmörder, der jetzt tot mit offenem Fischmaul und glasigen Augen dahintrieb in einer Wolke Fäulnis, die wie Seifenschaum hinter ihm her schwänzelte. Ich bin vielleicht schuld, man wird mich ausfragen, verhaften und einsperren."

Jenseits entzündeten sich die Bäume. Rot schob der Mondkoloß sich wie ein Trunkener vom Boden auf, unheilschwanger reckte er sein rotes Haupt erstickend durch die Nacht. Starrte sie nieder. Entsetzen würgte sie auf. Der Haufen leerer Kleider, auf dem Boden ausgerauft, bewegte sich mit Ärmeln und Hosenbein. Sie kroch geduckt hinaus, um sich fortzustehlen. Vor Leibweh konnte sie nicht laufen, bittere Tränen kollerten ihr in den Mund, schwer und salzig.

Da stieg ein Mensch über die schräge Böschung, nackt und schmalbrüstig, ein Gespenst, ein Ersäufter wand seine naßen Knochen nach ihr — sie erkannte ihn kaum.

„Du willst schon gehen, Lo? Hinterrücks davon, als ob ich dich gefangen hielte — ich hab mir den Mond angeschaut unter Wasser. Er war wie ein brennendes Haus über meinen Haaren, hat die Schluchten meiner Seele erhellt, die Höhlen entzündet, die dürren Steppen gangbar und hell geleuchtet — Wasser und Mond brausten über mich fort, lösten mich auf."

Triefend von Wasser humpelte er über die Steine. Als er sah, daß ihre Augen voller Zorn und Tränen standen, lächelte er spöttisch und spie Wasser aus, ärgerlich. Auch wehte der Wind und er bekam eine Gänsehaut. Sie gingen zurück, und als er sie anfassen wollte, stieß sie ihn vor die Brust.

„Du machst mich naß. Es ist gemein von dir, mich allein in der Nacht sitzen zu lassen, Strolchen und Mördern preisgegeben – absichtlich, aus Bosheit, du bist genau wie irgendein Kerl, gemein und hinterhältig –"

Er konnte nicht gegen sie an. Er brüllte auf sie ein, jäh war die ganze kosmische Stimmung von ihm abgefallen, Weihe eine Wut, Reinheit Ekel und Irrtum.

„Aber ich tat es für dich – schweige doch –" er stürzte auf sie los, daß sie ängstlich seinen geballten Fäusten einen Schritt auswich.

„Du möchtest mich wohl ins Wasser werfen, weil ich es dumm finde, langweilig, mit dir herumzusteigen. Bildest dir wohl ein, ich müßte begeistert sein, ich hab Angst, will nach Haus – wenn nicht mit dir, im Tanzsaal sind noch andere."

Er schwieg, aber sie spürte seinen Zorn zwischen ihnen Hochspannung. Der Badeschuppen war schon hell vom Mond, der jetzt weiß wie glühendes Eisen rauschte.

„Mir ist so schwer, ich bin müde," heulte sie fußstampfend los, als er sich nicht rührte. (Du Aas, wärst du nur im Schlamm erstickt –.) Da stand er schon bei ihr, packte sie beim Hals und drückte. Sie hielt still wie eine Katze lauernd und ihre Augen lächelten trotz des Krampfes, der sie am Ende doch losriß. Sogleich schwang sie die Arme um ihn, wild kroch sie wider ihn, preßte ihren Bauch an seine Blöße, daß er sich aufstemmen mußte. Der rauhe Stoff ihres Kleides kratzte ihn, aber er blieb und sein Kopf lag schwerdröhnend an ihrem Hals. Wie ein Stein am Abhang. Sein Keuchen machte sie zittern.

„Du Schwein –," sagte sie plötzlich laut und ging seitlich zurück, setzte sich abgewandt.

(Hier gibt es keine Gnade mehr, aber auch keine Strafe, keine Ausreden.) „Wenn ich ein Schwein wäre, müßtest auch du an dieser Seele teilhaben. (Ich würde dich dazu zwingen, darauf kommt es doch hinaus; ihr provoziert den Zwang und man läßt sich gehen.) Du kannst schreien, ich sage dir nur, du zwingst mich, dich zu überwältigen – wer kommt, ist des Todes, ich schlage ihn tot. Der Fluß schweigt, der schweigt –"

Die Sinnlosigkeit seiner heiseren Aufregung war ihm selbst lästig – er spannte pfeifend nach seinen Kleidern. Ohne hinzuschauen, verächtlich wie den ermordeten Feind hob er sie vom Boden auf. „Als ob ich betrunken

gewesen wäre," dachte er; kleidete sich an. In der Tasche fühlte er das Messer. Spielend klinkte er es auf und setzte sich neben sie. Sie rückte fort, als sie die offene Klinge sah.

„Brauchst keine Angst zu haben, tu dir nichts, bin ja kein Metzger Simon."

„Weshalb sitzen wir hier? (hastete aus ihm weiter) und beten den Mond an? So war das nicht gemeint. Es gibt unzählige Möglichkeiten, sein Leben zu ändern, wenn wir auch nicht der Natur zu unterliegen brauchen. Die Natur, Mondnacht, Wasser, Nachtigallen, ist primitiv. Zu einfach für uns."

„Was hat dir der Mond getan? Dreh ihn doch fort! Du kannst nicht mal den Mond vertragen, stürzest dich ins Wasser, redest wie ein Betrunkener und sitzt doch da und hantierst mit dem Messer. Du möchtest wohl allein sein auf der Welt.

Auf mich bist du wütend, weil ich dir beweise, daß du doch nicht machen kannst, was du willst. Mit mir nicht."

„Das ist gelogen. Du willst mich nur kränken — oder glaubst du im Ernst, ich fürchte mich vor deinen Nägeln, deinem Geschrei, deinen Metzgerfreunden? Hier ist niemand, weit und breit niemand."

Aber gleich darauf, noch ehe sie antworten konnte, klangen schon Schritte. Kies schrie scharf und weckte sie schreckvoll. Ein Strauch trieb auf dem Wasser vorbei mit zuckenden Ästen.

Heinrich erhob sich, reckte seine Glieder. Sein Magen knurrte. Er fühlte sich müde. Schweigend, die Stirnen gefurcht, gingen sie beide nebeneinander. Hinter den Büschen flüsterten Menschen, lachten; dann winselten, schluchzten Stimmen wie ein Pfeilschuß dicht bei seiner Hand: Heinrich wich entsetzt zur Seite. Sie lachte ihn aus, glücklich, roh verlachte sie seine Unschuld mit Küssen an ihm emporspringend.

Voll Wut und Scham stieß er sie zurück. Sie aber ließ nicht ab von ihm mit Küssen und Bitten.

Er erinnerte, wie er als Knabe eines Nachts aufwachte — die Mansarde war klein und schräg. Mondschein brütete auf Koffer und Tünche. Aber nebenan scholl Gewimmer wie von kranken Hunden, einem sterbenden Säugling. Ein Weibchen schluchzte, heulte wie eine Tigerin — bis dumpf die Stimme eines Mannes aufpolterte und er sich überraschte, wie er mit dem Kopf, mit den Fäusten an die Wand schlug, schrie, hämmerte.

„Es ist gleich, ob ich ihr die Gurgel zuhalte, wüte, mich schäme — am Ende küßt sie mich."

Sie ließ nicht ab, ihn zu quälen, er küßte sie wieder, zerriß sie fast mit stockenden Händen, schwer von Blut, die flogen von Angst und Trauer. Sie stürzten sich ineinander durch besinnungslose Tiefe zu Boden.

Das Gras war feucht.

„Die Bäume sind rauh und voller Raupen, Spinnen stelzen durch das Gras, Würmer bohren durch fette Erde, Maulwürfe jagen blind und finden fette Engerlinge. Ich liege zwischen ihnen eingewühlt verfressen, gierig nach Faulendem. Ich krieche auf dem Bauche, ich winde mich, ich finde ein Weib. Ich bin ein Mann, ein Mensch, ein Tier."

Aber die Unermeßlichkeit der bräutlichen Nacht ließ ihn mit Angst und Schrecken einsam. Eiligst sprang er auf, entsetzt, Stein in der Brust, der auf und ab schlug. Sie liefen davon. Der Weg führte vom Fluß abseits durch Wald. Eine Schlucht.

Sie schritten oben am Rande der steilen Wand, Gesang heimkehrender Ausflügler, ihr Lachen wieherte zu ihnen empor. In den Kronen der Bäume knirschten Sterne. Gelber Sand glühte, Wurzeln ringelten sich wie Schlangen schwarz zwischen Farren und welken Blättern.

Lo strauchelte, aber Heinrich riß sie am Arm zurück. Sie sank gegen ihn, weinte still, jungfräulich, und ihre Arme hingen hölzern an den Schultern, unbeholfen. Verloren beide im Chaos dieser bösen Welt, die sie aus schlimmer Ahnung, Angst des Gewissens aufbauten wie eine triefende Höhle, aus der das Echo schaurig strafend sie niederdröhnt. Er legte beide Hände auf ihren Rücken, flach wie ein Floß, bettete sein Gesicht in ihre Haare, die noch Duft des Grases hielten, wo sie eben ruhten. Unermeßliche Spannen Zeit rollten über erdgroße, dunkel murrende Gefühle. Er war ganz Narbe und wie Wachs, in das ein Siegel sich bettet. Zweige knackten, Gesichter tauchten auf, erschrocken bogen Menschen um sie aus – die beiden standen dicht am Abhang, regungslos wie große Falter schwebend auf ein unbekanntes Licht.

„Es werden viele Dinge geschehen – ich werde mehr leiden und schaffen als die Fremden, – jene – da unten, zu Hause auch nur verwünschend ahnen. Es gibt Gesetze, die man entdeckt in seiner Brust, wenn sie fallen und man ersteht. Sei still, ich weiß, wo ich an dich gekettet bin ewig."

Sie tappten einem Quergang nach und erwachten endlich aus dunkler Ferne tief unter aller Welt auf einer Bank von Bäumen überwogt. Der Mond blendete fast, der jetzt weiß und grünlich schräg in Finsternis fallende Ebene enthüllte, Häuser glasig hinhauchte und Tannen wie Gewebe ausspann. Lo träumte hingesunken und lag Gebilde noch toten Schicksals in seinen Armen.

Gierig prüfte er dieses Gesicht, das sich dem Monde preisgab, ihn einsog mit offenem Mund. Wieviel Hilflosigkeit lag über diesen runden Wangen, durch die sich die Knochen eben prägten. Sie fuhr auf, lauschte mit gekniffenen Augen.

Ein berittener Schutzmann schaukelte im Trab näher. Erschrocken griff sie ihren Hut, sprang auf den Weg. Heinrich blieb ruhig.

„So komm doch!" kreischte sie auf. Der Schutzmann hielt überlebensgroß, wie eine Statue vom Mondlicht umflossen. Knöpfe blitzten giftig, das Pferd warf rasselnd den Kopf. Der Reiter ragte wie im Traum starr und hielt die beiden in seinem Blick. Lo hatte sich an Heinrich gedrängt und zitterte vor Angst. Heinrich streichelte ihre Hand.

„Schau nur den Zug da hinten, der fährt in den Mond. Und dort schleicht ein Mondschaf und frißt Sauerkraut. Viel Glück!"

„Was machen Sie hier?"

Heinrich knurrte wie ein Bär. Der Reiter lenkte sein Pferd, dessen Augen ahnungslose Kugeln wie Spiegel blinkten, ganz nahe an sie heran, beugte sich nieder und bohrte seine gelben Augen durch die Schwärze. „Nun?" „Wir schauen den Sonnenaufgang an." „Es ist aber erst elf Uhr. Wollen Sie die ganze Zeit hier im Walde sitzen?" „Ach es ist elf Uhr! Besten Dank."

Das Pferd, unwillig über den Aufenthalt, warf den Kopf hoch, daß die Zäume klirrten, und traf fast Lo. Sie schrie laut auf, aber schon schlug Heinrich dem Pferde die Faust auf die Nüstern, daß es hoch bäumte und der Reiter fast zu Boden stürzte. Wie ein Phantom stieg blitzend und dröhnend das Roß in die Nacht. Der Reiter schrie. Hinter der Bank lief ein Graben quer durch Gestrüpp. Die beiden sprangen hinab, liefen über Steine, kletterten hinauf über Äcker, Wiesenwege, über eine Brücke, unter der Schienen und rote Laternen emporflammten. Vorstadtstraße. Rechts und links Fabriken, von niedrigen Mauern eingepfercht, an denen sie entlang liefen. Hunde kläfften und sprangen wütend gegen die Tore. Erschreckt wichen sie aus. Aus einem Teiche quollen üble Dämpfe. Zerfressene Bäume lungerten in Staub und Ruß. Das Licht aus den zerschlagenen Laternen flackerte und fuhr wie große Hände in die vergitterten Fenster der Fabriken, hinter denen Feuer und rostiges Licht spukten. Den Aschenboden bedeckten Stroh, Papier, und Schalen von Orangen faulten in den Eingängen.

Die beiden eilten durch winklige Gänge; über ihren Häuptern zerflatterten weiße Dampfschwaden, ein großes Schwungrad atmete brausend durch die Stille, Ketten und Hämmer rasselten verstohlen aus einer Werkstatt. Sie bogen um eine Ecke und liefen in eine Schar junger Burschen, deren Aufgabe es war, dieses Viertel unsicher zu machen. Sie wichen nicht aus. Ihre fahlen Gesichter duckten sie tierisch elegant unter große Mützen. Einer legte seinen langen Arm um Los Schulter. Wie ein magerer Affe krümmte er sich über sie; sie ließ ihn, ganz nahe sah Heinrich sein Gesicht fatal auf ihres sinken; aber sie sprang vor wie ein

Wiesel, drehte sich um und schlug den Burschen ins Gesicht; der stieß zu, grell pfeifend Signal zum Angriff, parierte und packte sie bei der Brust. Da hielt sie still.

Heinrich sah zu wie gelähmt, sein Nacken ward steif und die Beine trugen ihn fort, zurück. Er floh, Angst warf ihn, trieb ihn hinaus. Hände, Füße, Messer, Schreie wirbelten durch sein Herz, drei, vier der Burschen hinter ihm her. Aus weiter Ferne, aus einem niedern Himmel riß Los Schrei ihn zur Besinnung, machte kehrt und wie ein Geblendeter heulend, mit fletschenden Zähnen, sprang er den ersten an, stürzte auf Los Gegner, erwischte ihn bei der Hand, drehte sie im Gelenk. Lo sprang auf und lief schreiend die Häuser lang, gellendes Echo klirrte von den Dächern. Mit Tritten und Faustschlägen befreite sich Heinrich von den anderen, rasch die Straße hinab flitzte er lautlos, den Hut in der Stirn. Die Luft schäumte schmerzlich in seinen Hals, Blut floß von seinen Händen. Lo stand bei einem Menschen in Uniform. („Schon wieder der Kerl, die kannten sie doch, diese Burschen, sonst hätte sie den einen nicht so weit, sie will mich lächerlich machen.") Er hüpfte über eine Pfütze auf die beiden los, Lo schrie auf und suchte Schutz hinter dem Salutisten. Der streckte ihm zur Abwehr die Hand entgegen mit gespreizten Fingern; wütend, mordgierig griff er seinen Hals, stemmte die Hand zurück: „Hund, nieder mit dir!" knirschte er, der Salutist brach in die Knie und Heinrich versetzte ihm noch einen Stoß, daß er umkippte. Lief hinter dem Mädchen her, die vor ihm floh, hilfeschreiend, als sei sie in Gefahr. Heinrich hinter ihr her, ein Stück ihres weißen Unterrocks schimmerte, die Haarschleife hatte sich gelöst und flatterte. Er genoß diese Flucht, er hetzte sie vor sich her, Menschen blieben stehen, schrien, sprangen ihn an, sie lief im Bogen auf die andere Seite in einen Garten, vorbei an Bänken, über Rasen, Blumen. In ein Gebüsch fiel sie nieder, er warf sich über sie, drehte ihr Gesicht um. Sie lachte zwischen den Stößen, mit denen Atem aus ihrem Munde keuchte. Sie war erschöpft. Wimmerte, wollte nicht mehr gehen, er durfte nicht zur Besinnung kommen, packte sie und trug sie wie ein Kind auf den Armen. Die Paare auf den Bänken richteten sich bestürzt aus ihren Verschlingungen. Er bog aus dem Garten auf die Straße, ruhig und unbesorgt. Die Vorübergehenden, die Schwärmer, blieben stehen und schauten ihnen nach mit erstauntem Grinsen.

Heinrich sah das nicht, hatte alles vergessen und flüsterte ihr zu. Er war ein Dichter, der sein Unglück über die Straßen trägt.

O einsame Trauer der Straßen zur Nacht. Blind und verwüstet liegen eure Häuser am Rande der Asphalte; leer die Schienen, die Drähte ohne Funken. Fenster klaffen, Höhlung an Höhlung. Dort weht eine Gardine schamlos im feuchten Wind. Ein Hund träumt vorüber.

In diesen Höhlen schlafen unsere Feinde; zwischen ihren Schränken und Stühlen, Bildern und Sofas liegen sie stumm und tot, Möbel Gottes. Ihr Schläfer, ihr Gehetzten zu Tode. Da ist kein Fremdes mehr, das ich jetzt zwischen uns errichten könnte. Keine Freude, Sorge, Ekstase, die mich euch entzöge. Ihr seid da als meine steinerne Haut, dahinter verdröhnt Schrei der Vergewaltigung, Blut-Dampf mit Zeitablauf vor mein Gesicht.

Ihr Särge aus Stein, Betten, Marmor – die Mumien schlafen, Kadaver zerfallen, die Toten gehen spazieren und führen ihre Ratten an der Leine.

Träume knistern durch die Wände, wie Fledermäuse fallen sie in den Abgrund der Kanäle. Kehrer kommen mit Besen und Schaufeln und fegen den Abfall des Tages hinweg, ersäufen den Tag in Wasserfluten.

Endlose Weite, geräumige Stille der Plätze, über denen die Sterne Europas auf einmal gleichartig kreisen. Lautes Dröhnen rollt der Brunnen über weiße Bäume und Bogenlampen an die verschlossenen Fenster der Bazare, hoch huschen die Lettern der Lichtreklame, bunte Gespenster aus und ein. Papiere jagen wie Kaninchen wild im Staubwirbel, Versammlungen unsichtbarer Streikender. Hinter den Plakatsäulen lauert immer ein Mensch auf Schlaf, auf ein Bett, auf den Tag; wartet auf seine Geliebte, die in dem Balkonhaus mit Vorgarten bei einem anderen schläft. Er hält das Messer unter dem Rockfutter an die Brust gepreßt. Er wird sie schlagen, er wird ihr das Geld abnehmen und es versaufen, indes sie irgendwo liegt und weinend einschläft. Niemand wird etwas davon wissen, kein Gott und kein Mensch.

Alle gehen weiter wie diese dort schwankend im Rausch, angeklammert an Frauen, die breiten Schrittes daherschlappen. Wie Federn fallen ihre zerzausten Haare unter dem schiefen Hut auf die Schultern. Sie halten ihn mit rohen Armen auf, ihr heiseres Lachen dröhnt durch die verzauberten Straßen. Heinrich wehrt sich.

„Die Dame hat asiatische Mondsucht; ich muß sie tragen, sonst fällt sie auf die Erde herunter. Ich fand sie in einem Garten, wo sie auf die Bäume klettern wollte.“

Er lehnte ihre mitleidsrohe Hilfe dankend ab und ging weiter. In der großen Straße perlte, prasselte rotes Licht, Musik aus allen Fenstern, Huren und ihre Treiber. Der Vortrupp blieb gleich stehen, glücklich über diese rührende Liebe. Man gab ihm gute Ratschläge. „Legen Sie die Dame doch ins Bett und fahren Sie dann umher. Nehmen Sie eine Droschke, ein Auto, wir reisen mit, auf zum Hospital.“

Aber Heinrich hielt Lo krampfhaft mit schmerzenden Armen schon fest. Von allen Seiten strömten jetzt bunte Schwärme hinzu und schlossen sich

den Huren an, die wie duftende Bienen nachbrausten. Heinrich sang „Andreas Hofer", alle sangen mit, packten die Mädchen unter die Arme und marschierten im Takt über die große Straße. Der Himmel wallte rot gefleckt wie Fahnen. Louise fürchtete sich und wollte auf den Boden. Sie wand sich wie ein Aal. Heinrich redete ihr zu.

„Aber du wandelst doch Nacht, bist mondsüchtig; alle glauben, du seiest vom Geist besessen, nimm ihnen nicht den süßen Glauben, die Beschäftigung mit Gott, auf der Straße, in ihrem Geschäft, ihren letzten Halt: die ganze Welt, Huren und Hurinnen folgen uns in Scharen. Sie erhoffen das Wunder von uns."

Da richtete sie sich auf seinen Schultern auf, fuchtelte in der Luft umher, mit geschlossenen Augen, schwarze Locken um die weißen Wangen schüttelnd schwankte sie auf und ab. Die nächsten wichen jammernd zurück, die letzten drängten mit Geheul nach vorn. Die Wache rasselte im Sturmschritt herbei. Heinrich hielt die Tobende fest, er glaubte, sie wolle eine Rede halten an die Bogenlampen, die schönen Mädchen, die Kavaliere, an die schlafende Stadt und den Mond; aber sie dramatisierte stumm ihre Rolle. Unwillig trug er sie ins nächste Café.

Voll erhabner Ruhe setzte er hier Lo auf den Boden. Sie stürzte gleich auf einen Tisch los, wo ein glatter junger Mann saß, dem sie heftige Vorwürfe machte. Der staunte sie seelenruhig an und blies ihr den Rauch seiner Zigarette ins Gesicht. Heinrich erhob sich steif, drückte die Muskeln seiner Kinnladen heraus, rollte die Augen und starrte ihn an. Blutgierig wie ein Betrunkener.

„Mein Name ist Kommis, aber das hindert mich nicht, Sie –" Die Musik zerriß seine schöne Wut. Lächelnd sah er den erbleichenden Gegner zahlen und verschwinden. Lo klappte sofort alle Stühle um, belud sie mit Hut, Schirm und Tasche.

„So, jetzt wollen wir unserer Liebe leben, uns bleibt noch eine Stunde bis zur Hinrichtung, bis zum Erwachen." Ihm graute vor seiner dunklen Prophetie, die ihn wie einen Stein nach unten zog von einer Höhe durch ein bizarres Gewühl von Bäumen, Menschen, durch Glasfenster in die Arme seines Vaters, seiner Lehrer. Er fühlte sich hinabgestürzt und ausgeliefert dieser Menge. Lo aber war durchaus unzufrieden; sie klagte, daß er sie in Verruf bringe.

„Es gibt kein größeres Glück, als den Leuten verdächtig sein. Dann sind sie zufrieden, wenn sie uns in Sorge glauben schlafloser Nächte über ihre Nachstellungen, ihre Gerechtigkeit und unsere eigene geheimnisvolle Verworfenheit. Wie ruhig kann man leben als öffentlicher Mann, als öffentliches Mädchen. Alle Welt ist sich klar über ihren Heiligenschein, ihre Milde, Güte und Reinheit. Wie ruhig kann man als Idiot lächeln.

Kein schöneres Ziel, als wenn die Leute mit Fingern auf uns zeigen, wenn man selbst das Ziel ist, jeder ein Denkmal der Gehässigkeit. Wie ruhig kann man dann als Fremder um sie herumgehen und kritisieren. Niedlich ist dieses Volk in seiner Würde zum blanken Knopf, in seinem Blutdurst zur gedeckten Schnellfeuerkanone. Ihre Gelder gehen zu Gott oder zum Teufel, ihre Träume, dieses Lebens Handeln und Tauschen, Morden und Lügen kommt von Gott, geheiligt in Ewigkeit."

Louise hörte nicht zu, narkotisiert von tausend Blicken, die sie alle auf sich ruhen glaubte. Sie hatte keine Angst, ließ ihre Lippen glänzen, wedelte mit dem Hut, lächelte, zupfte ihre Bluse zurecht; sie schwamm frisch und munter.

Heinrich zog sich zurück. Ärgerlich. Er wußte nicht recht, was tun, dachte gleichwohl nicht daran, das Spiel aufzugeben, die Beute fahren zu lassen. Wütend, als ob man ihm seine Jugend, seine kurzgeschnittenen Haare vorwerfe, stierte er die Umsitzenden an, die aus Staub und Qualm auftauchten, näherrückten, lachten, ihre Finger spreizten, damit man die Ringe sah, und einander zutranken.

Ein Herr flatterte durch die Gänge, den Hut in der Hand wand er sich lächelnd durch die Reihe der Gäste; er kam näher, Heinrich fühlte aus seiner gelben Krawatte Faust des Schicksals. Plötzlich saß er an ihrem Tisch.

Da er eine Glatze hatte und dunkel gekleidet war, fand Louise Gefallen an ihm und fragte, wieviel Uhr es sei, klapperte angeregt mit dem Löffel.

Heinrich aber lehnte sich zurück, um allein zu sein, wenn sie ihn schon rücksichtslos vor die Leute warf. Sein Blick floh, umfaßte den gelben Saal mit allen Lampen und Geschirren, mit Spiegeln und Musik, die Bärte und Nasen der Männer und ihre behaarten roten Hände, in die sie gähnten. Er spielte mit den Puppengesichtern der Damen, den schiefen Schultern der Frauen. Sein Blick hochbeladen und verächtlich fiel auf den Nachbar wie ein Hagelwetter.

Der zuckte zusammen und steckte den Finger in den Mund. Louise aber ermunterte ihn wieder durch einen Fußtritt.

„Und dann macht man immer neue Bekanntschaften im Café — Nirgendwo fühlt man sich so frei, losgelöst, unabhängig und doch in einer Familie. Hier ist man wirklich göttlicher Freiheit voll. Leider stört einen jetzt die Menge junger Leute, reine Kinder — das, finde ich, beeinträchtigt den Wert dieses Rathauses der freien Liebe. Man muß an die armen Eltern denken, die in Sorgen vergehen. Man verdient das Geld zu leicht heute. Von Überfüllung der Berufe keine Spur. Wie gewonnen, so zerronnen. Mir macht das nichts aus — (Er schob seine

Manschetten nach vorne) viel Arbeit, viel Ruhe. Was machen Sie? Sie sind Gouvernante?"

Heinrich erbleichte und stand auf; seine Mundwinkel sanken nieder, als ob er weinen wollte. Er warf eine Mark auf den Tisch und lief fort.

Der Fremde lächelte verlegen stolz und räkelte sich gemütlich, seinen Stuhl näher zu Lo hinrückend, die sanft errötete.

Heinrich rannte in blinder Angst nach Hause über Straßen, die auf ihn niederzustürzen drohten. Manchmal warfen ihn Ekel und Scham gegen die Hauswände und er krallte seine Hand, als sei sie um einen Feind geschlagen.

„Was soll das, Sterben, Töten, Totsein! nach Hause, dieses Vieh, der Himmel sei ein Bordell, glauben sie, den Gefallen tu ich ihnen nicht und Gott auch nicht."

Es kam jemand auf ihn zu. Heinrich lief, um ihn anzustoßen, den Kopf vorgebeugt, die Hände an die Brust geballt; aber er wich aus im letzten Augenblick.

„Ich kann nicht." Neue Wut über seine Feigheit schäumte vor seinen Lippen.

In jedem Sprung schlug es im Takt durch sein Herz: Lo, Lo.

Da war sein Haus. Schwarz, dunkelrote Nacht. Die Bäume auf dem Platz brausten.

Zärtlich öffnete er die Tür, er war geborgen. Der warme Duft seines Nestes schluckte ihn ein. Wie in ein laues Bad sank er in die Atmosphäre von Herd, Bett und Lampe. Leise stieg er die Treppe empor, nichts rührte sich, die Stiege krachte, endlos stieg er hinauf.

Reue, schwer und bitter, näßte seine Augen, er faltete die Hände, als er an der Korridortür vorbeischlich.

„Wenn man mich nur nicht hört, nur heute nicht, Verzeihung, lieber Vater, liebe Mutter."

Er machte den Schlüssel feucht, damit er nicht knirsche. Im Finstern kleidete er sich aus – plötzlich kniete er auf den Boden nieder und streckte die Hände, die Arme aus, damit die dumpfe Last, Weiberküsse, Tanz, Tabak von seiner Brust hinabrutsche, damit er sich löse aus den warmen Umschlingungen, von den rauhen Haaren, die ihn kitzelten, dem feuchten Fleisch, das lüstern seine Beine berührte.

„Widerlich, widerlich!" Er schüttelte sich. „Dieses gemeine Frauenzimmer."

Er stürzte sich ins Bett, rollte eine Ebene hinab, stieß gegen einen Körper, Tränen quollen in ihm auf – Lo – Lo – röhrte es durch seine Brust. Dann aber schlief er fest den kindlichen, Eltern angenehmen Schlaf des braven jungen Mannes.

***

Drei Gedichte

In unsern Träumen ...

In unsern Träumen
Ist alles anders.
Die leichte Wolke
Horcht auf den Wink.
Der flinke Knabe
Im Muschelwagen,
Er lädt mit Nicken
Und lenkt zur Reise
Auf süßes Meergrün –
In unsern Träumen ...

Der Windbruch ächzt
Im schwarzen Hohlweg,
Da ist auch Gras
Auf Friedhofsschädeln,
Doch spukzerspaltend
Erklingt ein Hahn. –
Dann kommen Menschen
Vom stillen China
Und bringen Märchen
Auf Silberstufen.
Die uns bedienen,
Sie fehlen nie. –
In unsern Träumen
Ist alles anders ...
Ich dachte, Mädchen,
Daß unsre Liebe,
Ein fahler Schlaftrunk,
Zu Ende gleite.
Da fühlt' ich Sterben
Und meinen Rücken
In dunkle Grüfte
Und Würmer sinken.
Da stieg die Seele
Mir wie Erbrechen
Durch kalte Röhre
Des Körpers aufwärts

Und hüpfte mündlings,
Ein letzter Sprudel,
Ins fremde Sternmeer. –
Mein letzter Ausruf:
In unsern Träumen
Ist alles anders ...

Max Brod

Der unendliche Gang

Es geht, es geht, ach, alles geht.
Wie sich die Litfaßsäule dreht
und Buntes fahl verweht!

Im Rücken blättert schon der Baum,
ein Haus, ein Turm, erstanden kaum,
zerschrumpfen schon zum Traum.

Dem Glanz der Droschke zugekehrt,
noch, während sich das Auge wehrt,
verhügelt schon das Pferd.

Wo süßer Blick wie Bläue streift,
der Mund wie eine Kirsche reift –
Verfall, wenn man ergreift.

Des Brunnens hellster Überschwang,
der kühn bis in den Himmel sprang,
verlor sich und verklang.

Schon wölbt sich groß ein graues Tor.
Wie steht man klein und müd davor:
Ach, was man doch verlor!

Ein Durchgang, kühl und lichtberaubt,
wo leicht man ans Verdorrte glaubt,
obgleich noch alles laubt.

Seht, wie ein Wunder fängt es an,
die neue Straße stößt sich Bahn
und weitet sich heran.

Und wieder geht es, alles geht.
Wie sich die Litfaßsäule dreht
und Buntes näher weht!

Grün winkt und schäumt es, Baum an Baum,
die Häuser flügeln aus dem Schaum
und Türme ohne Zaum.

Mit Blick befeuert uns das Pferd,
ein Mädchenauge süß beschwert,
sich bis zum Schoße kehrt.

Begossen stehn wir ganz von Licht,
der Brunnen strahlt und endet nicht:
Erkennendes Gesicht!

Was schreckt uns noch das graue Tor!
Wärmt nicht, kaum, daß es uns umfror,
das neue schon davor?

Gottfried Kölwel

Ich gehe, wie ich kam

Ich gehe, wie ich kam: arm und verachtet.
Keinen lernte ich lieben, keiner lernte mich lieben.
War meine Mutter nicht auch aus den Gärten der Freude vertrieben,
hat meinen Vater nicht schon der Gram seines Unheils umnachtet?

Ich gehe, wie ich kam: ohne Stolz, ohne Hoffen.
Keinem gab ich ein Glück, keiner hat Glück mir gegeben.
Nur als Neid oder Haß konnt' ich all ihre Feste und ihre Genügsamkeiten erleben;
das Tor in den Tod, den ihr Lachen leugnet, sah meine Ohnmacht stets offen.

Ich gehe, wie ich kam. Ich weiß nichts von Reue.
Die Lichter im Strom werden mich noch zu mancher Enttäuschung verlocken.
Ich werde auf den Landstraßen euch anfallen, als Alp auf eurem Lager hocken —
und nur mein Traum hält euch in zärtlichen Verlorenheiten heimlich wohl die Treue.

Max Herrmann-Neiße

Rundschau

Die Entschuldung des Staates

von Erwin Steinitzer

Wie viele Milliarden wir künftig Jahr für Jahr aus dem deutschen Nationaleinkommen für den Bedarf des Reichs, der Einzelstaaten und der nachgeordneten öffentlichen Körperschaften aufzubringen oder abzuzweigen haben werden, wissen wir noch nicht. Der Reichsfinanzminister Schiffer hatte die notwendige Summe für das Reich allein auf vierzehn Milliarden geschätzt. Schiffers Nachfolger Dernburg errechnete (in einem Vortrag in der Berliner Handelskammer am 2. Mai 1919) bereits einen laufenden jährlichen Reichsbedarf – ohne die Kontributionen an die Entente – von siebzehneinhalb Milliarden, zu denen noch fünfeinhalb bis sechs Milliarden für Einzelstaaten und Kommunen hinzugeschlagen werden müßten. (Die letztgenannte Ziffer erscheint, gemessen an der Senkung des Geldwerts, sehr niedrig; denn die Ausgaben der Staaten und Gemeinden hatten nach Dernburg schon vor dem Kriege drei Milliarden achthundert Millionen Mark betragen.) Inzwischen sind auch Herrn Dernburgs Zahlen antiquiert. Herr Erzberger hat einen Gesamtjahresbetrag von fünfundzwanzig Milliarden genannt und die Schätzung wird möglicherweise noch mehrmals nach oben korrigiert werden, bis wir auf der Grundlage leidlich stabiler Bedarfsgrößen unseren öffentlichen Haushalt einigermaßen in Ordnung bringen und halten können. Denn nicht von heute auf morgen, sondern langsam und mühevoll, in fortgesetztem Kampfe gegen Hemmungen und Rückschläge ringen wir uns aus der Defizitwirtschaft, die das Erbe des Kriegs und der Revolution ist, zu einer neuen Gleichgewichtswirtschaft durch. Die Aufrechterhaltung der nackten Existenz vieler Bürger, das unentbehrliche Mindestmaß innerer Ordnung und Sicherheit, das Weiterlaufen der Teile des wirtschaftlichen Räderwerks, die überhaupt noch in (immer wieder gestörter und stockender) Bewegung sind, – all das muß mit riesigen Geldzahlungen der Allgemeinheit erkauft werden. In gleichem Maße und Tempo die finanziellen Ansprüche des Reiches, der Staaten und Kommunen an die Privatwirt-

schaft zu steigern und, gesteigert, zu verwirklichen, ist eine Unmöglichkeit. Denn, wie immer man auch die Deckung der neu entstandenen und noch weiter neu entstehenden Lasten versucht – durch Steuern herkömmlicher oder veränderter Art, durch Monopole oder Regale oder auf dem bisher unbegangenen Wege direkter Beteiligung des Staates an dem Ertrage des wirtschaftlichen Arbeits- und Werterzeugungsprozesses –, in jedem Falle sind Pläne aufzustellen, Interessen abzuwägen, Wirkungen abzuschätzen, organisatorische Vorbereitungen zu treffen. Und da bei der beispiellosen Größe des Bedarfs die Pläne sehr schwierig und verwickelt, die Wirkungen sehr eingreifend, die organisatorischen Vorbereitungen sehr umfangreich sein müssen, da eine so einschneidende Finanzpolitik die ganze künftige Wirtschaftspolitik bindet (wie sie andererseits von ihr gebunden wird), kann dies Werk nicht in Tagen oder wenigen Wochen, kann es nicht in den anarchischen Verhältnissen revolutionärer Wirtschaftsauflösung vollendet werden. Revolutionäre Versuche, den Knoten durch planlose Besitzkonfiskation zu durchhauen, würden die gegenwärtigen und künftigen Grundlagen produktiver Wertschöpfung vollends zertrümmern und damit die Aussichten auf einen Gleichgewichtszustand des öffentlichen Haushalts von Grund auf zerstören. Wir können, weil wir noch immer Revolution (wenn auch eine einigermaßen gebändigte) haben und weil wir vorsichtig, überlegt, ohne Lahmlegung notwendiger gesellschaftlich-wirtschaftlicher Kräfte neu aufbauen wollen, vorderhand die Notenpresse nicht entbehren. Wollte man uns aber nach kommunistischen Rezepten durch die „Expropriation der Expropriateure", durch den „Raub des Geraubten" kurieren, dann hätten wir nur mehr die Notenpresse – und dazu Hunger, Entbehrung und Bürgerkrieg.

Bleibt uns dies Schicksal erspart und können wir mit einiger innerer Ruhe einer neuen Wirtschaftsstabilität zustreben, so haben wir also in Zukunft mit einer Jahressumme an öffentlichen Ausgaben zu rechnen, die sich vielleicht zwischen fünfundzwanzig und dreißig Milliarden Mark bewegen wird. Dazu kommen dann noch etliche Milliarden Tribute an die Entente. Man hat zu ermitteln versucht, einen wie großen Bruchteil des sogenannten Nationaleinkommens diese Last ausmachen wird. Vor dem Kriege hat bekanntlich Herr Helfferich das deutsche Nationaleinkommen auf rund dreiundvierzig Milliarden (Einkommen Privater vierzig bis einundvierzig Milliarden, eigenes, nicht aus dem Privateinkommen abgeleitetes Einkommen der öffentlichen Körperschaften zweieinhalb Milliarden) geschätzt. Es gibt Leute, die auch heute von dieser Zahlengrundlage ausgehen und demgemäß behaupten, die öffentlichen Ausgaben würden künftig drei Viertel oder sieben Achtel des Nationaleinkommens in Anspruch nehmen. Wäre das richtig, so bliebe – ungeachtet aller wirtschaftlich

wie sozial in gleicher Weise verhängnisvollen Folgen — kein anderer Ausweg als der des Staatsbankrotts. Man müßte es dann sogar in Kauf nehmen, daß die durch die Annullierung der Kriegsanleihen eines großen Teiles ihrer Betriebskapitalien beraubte Industrie fast vollständig ausländischem Kapital in die Hand fiele und daß Deutschland buchstäblich und hoffnungslos eine Arbeitsexploitationskolonie fremden Kapitalismus würde. Denn das deutsche Volk würde sich niemals auf ein Viertel oder Achtel seines früheren Einkommens beschränken lassen (auch gar nicht beschränken lassen können), um mit dem Rest Anleihezinsen und Tribute zu bezahlen und die Beamten und Angestellten der Behörden und öffentlichen Anstalten zu erhalten. Aber jene Rechnung ist glücklicherweise falsch. Sie läßt — von allem anderen, insbesondere von der Frage künftiger Produktivitätssteigerung ganz abgesehen — die Tatsache unberücksichtigt, daß wir jetzt eine viel kleinere Geldeinheit besitzen als früher, daß die Produkteinheit und die in ihr zur Darstellung kommenden Leistungseinheiten aller Art erheblich mehr Mark von 1919 „wert" sind, als sie vor dem Kriege Goldmark wert waren, daß also auch die Einkommen aus jenen Leistungen (Grundrenten, Unternehmergewinne, Arbeitslöhne) in Mark ausgedrückt beträchtlich höher sein müssen als in der Ära des alten Geldwerts.

Aus dieser Geldentwertung werden nun freilich von anderer Seite wieder zu weitgehende Schlußfolgerungen gezogen. Der Geldwert, sagt man, ist gegen die Zeit vor dem Kriege auf etwa ein Drittel gesunken. Eine jährliche Belastung von fünfundzwanzig bis dreißig Milliarden bedeutet demnach nur so viel, wie damals eine solche von acht bis zehn Milliarden bedeutet hätte. Acht bis zehn Milliarden bei einem nationalen Gesamteinkommen von vierzig bis dreiundvierzig Milliarden aufzubringen, wäre zwar nicht gerade leicht und bequem, aber doch auch nicht übermenschlich schwer gewesen; man hätte dies Resultat schließlich mit den herkömmlichen Mitteln der Monopolisierung und Besteuerung ohne unerträglichen oder lähmenden Druck erreichen können. Worin der Fehler dieser Argumentation liegt, ist leicht zu erkennen. Sie setzt voraus, daß unsere Wirtschaft künftig genau so viel realen Ertrag produzieren wird wie vor dem Kriege, daher um so viel mehr nominellen, als der Geldwert seither gesunken ist. Das jedoch ist eine mindestens durchaus willkürliche, aller Wahrscheinlichkeit nach aber völlig falsche Annahme. Unsere wirtschaftlichen Verhältnisse sind radikal verschoben; ein Teil unserer Erwerbsgrundlagen ist (real) durch den Krieg entwertet, ein anderer, leider gar nicht unbeträchtlicher, geht uns durch den Frieden verloren. Wir büßen Land ein mit wertvollen Rohstoffquellen und wirtschaftlichen Anlagen agrarer und industrieller Art. Unser durch die Kriegsverluste ohne-

dies verringerte Bevölkerungszahl wird nach der Durchführung der territorialen Friedensbedingungen wohl um mehr als ein Zehntel kleiner sein als 1914. Wir verlieren Kolonien, Handelsschiffe, wirtschaftliche Unternehmungen, Kapitalanlagen, Verbindungen, Stützpunkte im Auslande – lauter Instrumente des Erwerbs, lauter Medien der Einkommensbildung. Nach den Ergebnissen des Kriegs und der Niederlage muß der Realertrag unserer Wirtschaft zunächst unweigerlich sehr viel niedriger sein als er am Ende der Friedensperiode, auf dem Höhepunkt unseres ökonomischen Aufstiegs gewesen ist. Gewiß – wir werden uns neue Produktivitätsgrundlagen schaffen und die Zeit wird kommen, wo der Ertrag unserer nationalen Arbeit das alte Maß erreicht oder übersteigt. Aber diese Restitution ist keine Tatsache, sondern eine Aufgabe; sie kann kein Faktor der harten und nüchternen Rechnung sein, die wir heute und morgen zu erledigen haben.

Das deutsche Nationalvermögen, aus dem die fünfundzwanzig bis dreißig Milliarden innerer öffentlicher Last und die Tribute an die siegreichen Feinde bestritten werden sollen, ist – real wie nominell – vorderhand eine völlig unbestimmte Größe. Es ist ebenso unberechtigt, von den Helfferichschen vierzig Milliarden der Vorkriegszeit ausgehend, die Unvermeidlichkeit des Staatsbankrotts zu deduzieren, wie es töricht ist, jene vierzig Milliarden einfach mit drei zu multiplizieren, weil die Mark ja eigentlich nur mehr dreiunddreißig Pfennige wert sei, und so einen Teil der Schwere des Problems auf dem Papier hinwegzukalkulieren. Das künftige Nationalvermögen ist schon deshalb eine unbestimmte und im Augenblick unbestimmbare Größe, weil es nicht von selbst entsteht wie ein Fatum, sondern aktiv und positiv geschaffen werden muß. Wie rasch und bis zu welcher Höhe es wieder ansteigt, das hängt außer von unseren Feinden, die uns Lebensnotwendigkeiten sperren und gewähren können, in erster Linie von uns selbst ab, von unserer Klugheit, Ausdauer, Entschlossenheit, Tatkraft. Unsere Politik – äußere wie innere – wird die Entwicklung der Produktivität und des Ertrags unserer Wirtschaft in ganz wesentlichem Maße bestimmen. Eine Außenpolitik, die wirtschaftliche Interessengemeinschaften und Verknüpfungen mit den Völkern und Ländern, die aus ihnen Nutzen ziehen können, bewußt pflegt und fördert, um mit ihrer Hilfe die Niederhaltungstendenzen, die andere Staaten und Völker gegen uns verfolgen, zu durchkreuzen und zu schwächen, wird Produktivität und Nationaleinkommen steigern; eine Politik, die es versäumt, solche Gelegenheiten zu nutzen, wird das Wachstum beider hemmen. Eine innere Politik, die die Spannung zwischen Arbeiterschaft und Staatsgewalt, zwischen Proletariat und bürgerlicher Führerschicht, durch positive Taten, durch neue sozial-wirtschaftliche Organisations- und Arbeitsformen

von innen heraus aufhebt, die, so allgemein wie möglich, die Zustimmung der Geführten zur Staats- und Wirtschaftsführung erreicht und dadurch auf breitester Basis schöpferische Kräfte, produktives Verantwortlichkeitsgefühl auslöst — eine solche Politik wird Wesentlichstes für vergleichsweise rasches Wiederansteigen des Nationaleinkommens leisten. Eine Politik dagegen, die jene Spannung nicht tatsächlich zum Verschwinden bringt, sondern sich damit begnügt, durch Anwendung oder Androhung von Gewalt nach der einen oder anderen Seite ihre akute Entladung zu verhindern, wird die Entwicklung der Produktivität und des allgemeinen Reichtums lähmen, statt sie zu beflügeln. Eine Wirtschaftspolitik, die willkürliche und gemeinschädliche Kraftvergeudung nicht zu hindern weiß, dem gemeinwirtschaftlichen Produktivitätsinteresse nicht vor privatwirtschaftlichem Sonderinteresse den Vorrang zu sichern versteht, die die freie Initiative nicht auf die Bahn intensivster Leistung für die Gesamtheit zu lenken vermag, wird die Reproduktion der Wirtschaftskraft und des Volkswohlstands weniger fördern, als eine zielklare Gemeinwirtschaftspolitik, der es gelingt, die produktiven Kräfte zusammenzufassen und in ihrer Wirkung gewissermaßen zu kollektivieren, ohne sie in ihrer Entfaltung zu binden.

Wenn das Finanzproblem ohne das Gewalt- und Verzweiflungsmittel des Staatsbankrotts gelöst werden kann, (was zu hoffen, aber, da Höhe und Wachstumstempo des künftigen Nationaleinkommens zunächst unsicher bleiben, noch keine völlig feste Gewißheit ist), so wird, das ist bereits gesagt worden, die Art der Lösung mit der Gesamtrichtung der kommenden Wirtschaftspolitik in durchgreifender Wechselwirkung stehen. Von den Vertretern der verschiedenen wirtschaftspolitischen Orientierungen werden deshalb ganz ungleiche Rezepte für die finanzielle Sanierung dargeboten. Am eifrigsten betont und unterstrichen und am lebhaftesten bestritten werden naturgemäß die Vorschläge der beiden extremen, wirtschaftspolitischen Richtungen: der freiwirtschaftlich-kapitalistischen und der sozialistisch-kommunistischen.

Die freiwirtschaftlich-kapitalistischen Finanzpläne gehen von der Grundforderung aus, daß die privatwirtschaftliche Bewegungsfreiheit und die privatwirtschaftliche Gewinnchance des Unternehmers möglichst unversehrt gelassen werden soll. Das bedeutet negativ die Ablehnung von Abgaben, die das vorhandene Betriebskapital des Unternehmers merklich schmälern oder die künftigen Kapitalisierungsüberschüsse aus dem Unternehmergewinn empfindlich kürzen. Es bedeutet weiter positiv das Eintreten für Steuern, die, wenn sie schon vom Unternehmer erhoben werden müssen, doch von ihm nicht endgültig getragen zu werden brauchen. Die Steuer, die wie andere Produktionskosten- oder Geschäftsspesenerhöhungen in den Preis des Produkts oder der Leistung eingeht und in ihm „überwälzt" wird,

ist das Kernstück des freiwirtschaftlich-kapitalistischen Finanzprogramms. Diese Steuer bildet ja in den verschiedensten Abwandlungen — als allgemeine Umsatzsteuer, Kohlensteuer, Transportsteuer, Steuer auf Absatz und Verbrauch einzelner Warenarten — den grundsätzlich stets gleichbleibenden Inhalt all der „provisorischen" Finanzreformen, die, unter dem beherrschenden Einflusse freiwirtschaftlich-kapitalistischer Tendenzen, während des Krieges durchgeführt wurden.

Auf dieser Grundlage weiterzubauen wird indes immer schwieriger, je höher die Lasten ansteigen, die zu decken sind. Ein vergleichsweise so billiges Unternehmen wie der nordamerikanische Sezessionskrieg konnte freilich mit einer Art Generalumsatzsteuer in nicht allzulanger Frist finanziell liquidiert werden. Die Kosten dieses Krieges aber (und der Niederlage) einfach auf die Warenpreise zu schlagen und von den Verbrauchern bezahlen zu lassen, ist ein Ding der Unmöglichkeit. Die Belastung wäre so drückend, daß die Verbraucher, die ja auch ihrerseits Produzenten sind, eine Rücküberwälzung durch Erhöhung der Forderungen für ihre Leistungen erzwingen müßten. Dadurch würden abermals die Produktionskosten gesteigert und die Warenpreise hinaufgetrieben. Der Prozeß der Überwälzung und im Anschlusse daran der der Rücküberwälzung begänne von neuem. Schneeballartig anschwellend würde die Last zwischen Unternehmern und Verbrauchern hin und her geworfen; dabei stiege die Papierflut immer höher, fiele ständig der Geldwert und die Valuta. Dauernde Unrast im Wirtschaftsprozeß, soziale Revolution in Permanenz wäre das Ergebnis.

Mit überwälzbaren und zur Überwälzung bestimmten Steuern ist die Aufgabe also höchstens zu einem Teile zu lösen. Die Verfechter der freiwirtschaftlich-kapitalistischen Grundsätze müssen Zugeständnisse machen, sie müssen sich mit steuerpolitischen Methoden abfinden, die auch das Kapital des Unternehmers, den Unternehmergewinn schmälern. Sie müssen das schon, um der Besitzfeindschaft des politisch zur Macht gelangten Proletariats den unvermeidlichen Mindesttribut zu zollen. So ziehen sie — notgedrungen — neben der Kriegsgewinnsteuer die Vermögensabgabe in den Bereich ihres Finanzprogramms. Aber, wenn die Vermögensabgabe nicht das Grundprinzip der kapitalistisch-freiwirtschaftlichen Finanzpolitik zerstören soll, darf sie das vorhandene Unternehmungskapital, die künftigen Kapitalisierungsüberschüsse nicht allzu stark angreifen. Ihre Höhe muß darum mäßig sein und sie muß so langfristig in Raten abgetragen werden können, daß die Kapitalneubildung nicht übermäßig gehemmt wird. (Durch diese Auflösung in feste Jahresraten werden übrigens Möglichkeiten der Überwälzung auch dieser „direkten" Abgabe geschaffen). Allein — je „milder" die Vermögensabgabe gestaltet wird, um so weniger reicht sie

finanziell aus. Das Problem der Volldeckung der nun einmal gegebenen Last bleibt auch nach diesem Zugeständnisse zu einem erheblichen Teil ungelöst.

In dieser Zwangslage greift die freiwirtschaftlich-kapitalistische Finanzpolitik zu einem verzweifelten Auskunftsmittel. Herr Dernburg hat erklärt, daß wir zu einer Einkommensbesteuerung kommen müßten, die von den höheren Einkommen Quoten bis zu sechzig vom Hundert in Anspruch nehmen werde. Es ist nicht bewiesen und im Augenblick auch nicht beweisbar, daß mit einer solchen Steuer (neben erträglichen indirekten Auflagen und einer „mäßigen" Vermögensabgabe) das volle finanzielle Gleichgewicht herzustellen wäre. Aber angenommen selbst, dieser Erfolg wäre sichergestellt, so bleibt die konfiskatorische Einkommensbesteuerung, wie sie Dernburg angekündigt hat, doch aus mehreren Gründen eine absurde, theoretische Konstruktion, deren praktische Verwirklichung zu den verderblichsten Folgen führen müßte. Einmal würde sie in der tatsächlichen Durchführung monströs ungleichmäßig und ungerecht wirken. Weiter würde sie just das schädigen und beeinträchtigen, was aus der freien Wirtschaft auf jeden Fall in eine mehr gebundene und kollektivierte hinübergerettet werden muß: den Leistungsanreiz durch einen der Mehrleistung entsprechenden Mehrlohn. Endlich würde sie auf den wirtschaftlichen und sozialen Gesamtzustand, wenn nicht ganz so stark, so doch ähnlich zerrüttend und revolutionierend wirken, wie der Versuch, die Kriegslasten durch Steuerpreisaufschläge auf die Verbraucher zu überwälzen.

Die finanzwissenschaftliche Schulmeinung sieht in der progressiven Einkommensteuer die gerechteste aller Abgaben. In der Tat verwirklicht die Einkommensteuer in der Theorie das Prinzip der Opfergleichheit zwar durchaus nicht vollkommen, aber doch besser als andere Steuerformen. Die beabsichtigte Gleichmäßigkeits- und Gerechtigkeitswirkung ist bei der Einkommensteuer (und bei den ihr grundsätzlich verwandten Vermögens-, Vermögenszuwachs-, Einkommenszuwachssteuern) stärker als bei anderen Abgaben; diese beabsichtigte Wirkung wird aber bei ihr in der Praxis in viel größerem Umfange durch Mängel der Veranlagung, durch Steuerhinterziehung bedroht und durchkreuzt. Wenn Schulze für sein ganzes tatsächliches Einkommen, Müller nur für ein Drittel desselben Einkommensteuer zahlt, so ist von Gerechtigkeit und Gleichmäßigkeit keine Rede mehr; und die Progression, die billig wirken soll, steigert in Wahrheit nur die Unbilligkeit. Der Erfolg des Kampfes gegen die Hinterziehung ist bei bestimmten Einkommensarten (innerhalb der freien kapitalistischen Wirtschaft; bei sozialistischer Wirtschaftsführung und -kontrolle wäre dies natürlich anders) von vornherein begrenzt und wird notwendig

immer kleiner, je höher die Sätze der Steuer steigen. Theoretisch wäre es allerdings möglich, die Größe der meisten Einkommen durch geeignete technische Kontrollmaßnahmen mit ziemlicher Genauigkeit festzustellen. Aber praktisch würde dazu bei jeder schwierigen Einkommensfassion — etwa bei der eines Unternehmers, der auch Kapitalerträge verschiedener Gattung bezieht — die gründliche und langwierige Arbeit mehrerer, auf ihren Gebieten völlig sachkundiger, durch keinen Kniff zu täuschender Fachleute gehören. Ein ausreichendes Heer solcher in ihrer Art vollkommener Fachleute aufzustellen, sie ohne Beeinträchtigung der Leistung in den bürokratischen Verwaltungsmechanismus einzugliedern, sie so zu bezahlen, daß sie den außergewöhnlichen Korruptionsversuchungen, denen sie ausgesetzt sind, dauernd widerstehen — das sind Aufgaben, die der Staat unter den gegebenen Verhältnissen keinesfalls bewältigen kann. Könnte er es, so wäre es übrigens noch sehr zweifelhaft, ob er es tatsächlich sollte; ob ein solch ungeheurer Aufwand an Geld nicht nur, sondern vor allem an hochqualifizierter, zu produktiver Leistung fähiger Arbeitskraft lediglich zu dem Zwecke eingesetzt werden dürfte, eine bestimmte Steuerform durchführbar zu machen. Die Frage wäre schwerlich zu bejahen. Wir brauchen uns indes bei ihr nicht aufzuhalten, weil der Plan einer solchen Kontrollorganisation sofort an der Unerfüllbarkeit seiner technisch-praktischen Voraussetzungen scheitern würde. Der nüchterne Tatbestand ist, daß wir die Kontrolle des Einkommensbekenntnisses nicht wesentlich steigern, sondern nur die Strafandrohung für Hinterziehungen verschärfen können. Wie wenig aber selbst die schwersten kriminellen Strafandrohungen bei großer Gewinnchance und geringer Wahrscheinlichkeit, tatsächlich bestraft zu werden, nützen, haben wir ja eben erst bei der Durchführung der Kriegswucherverordnungen aller Art erfahren. Wir können auf falsches Einkommensbekenntnis langjährige Zuchthausstrafen setzen und werden dennoch, falls wir die Sätze der Einkommensteuer nach Dernburgschem Rezept erhöhen, Steuerhinterziehungen in Kauf nehmen müssen, gegen die der bisherige Steuerbetrug eine harmlose „Ungenauigkeit" war. Wächst die Steuer in arithmetischer, so schwillt der Betrug in geometrischer Progression an. Die Höhe des Gewinns, der auf dem Spiele steht, führt zu einer Solidarität der Hintergehung des Fiskus, die so gut wie unangreifbar ist. Wenn durch geschickte Buchung viele tausend Mark Steuer erspart werden können, so liegt es sehr nahe, daß sich alle Beteiligten darüber „verständigen" und den Gewinn teilen. Solche für alle Teile vorteilhaften Übereinkünfte zwischen Unternehmern und Angestellten, Lieferern und Abnehmern, Auftraggebern und Agenten sind schon bei den Kriegssteuern in zahllosen Fällen zustandegekommen und haben den Ertrag dieser Steuern um sehr viele Millionen geschmälert. Sie werden noch

häufiger, sie werden geradezu die allgemeine Regel werden, wenn man wirklich eine fünfzig- oder sechzigprozentige Einkommensbesteuerung durchzuführen versucht. Der Fiskus wird ihnen, wenn er nicht über die praktisch undurchführbare Kontrollorganisation verfügt, von der vorhin die Rede war, ziemlich ohnmächtig gegenüberstehen (denn die Komplizen werden ja durch gemeinsame Schuld und gemeinsamen Vorteil fest zusammengeschmiedet); und die völlige Korrumpierung der Steuermoral wird naturgemäß auch auf die allgemeine Geschäftsmoral einen Einfluß üben, über dessen Art und Folgen man sich kaum deutlicher auszulassen braucht.

Die wirklichen Opfer der Rieseneinkommensbesteuerung werden also die wenigen, hochbezahlten Persönlichkeiten in (unselbständiger) leitender Stellung sein, deren Einkommen sozusagen gerichtsnotorisch ist. (Die Zahl dieser Leute wird zunehmen, wenn sich die staatlichen und staatskontrollierten Riesenbetriebe, die öffentlichen und halböffentlichen Großorganisationen vermehren.) Die Folge wird sein, daß die Tüchtigsten diese Stellen, in denen sie mit ihrem ganzen Einkommen gewissermaßen im Glashause sitzen und in denen der Lohn für ihre besondere Leistung — und für jede Steigerung derselben — zum überwiegenden Teile dem Fiskus zufällt, fliehen und sich jenen Posten in der Privatwirtschaft zuwenden werden, in denen sich ein erheblicher Teil des Einkommens verstecken und damit der tatsächliche Leistungslohn in ein günstigeres Verhältnis zur Leistung bringen läßt. Dieses Verstecken ist in mannigfacher Form und in sehr beträchtlichem Umfange möglich, sobald erst die allgemeine Solidarität des Steuerbetrugs hergestellt ist, die die übermäßige Einkommensbesteuerung unfehlbar erzeugt. Daneben wird durch die konfiskatorischen Einkommensteuersätze natürlich ein starker Anreiz zur Auswanderung der für schöpferische und leitende Funktionen am höchsten qualifizierten Persönlichkeiten entstehen. Die Posten, die keine Einkommensverschleierung gestatten, werden schließlich von Leuten besetzt werden, die nach ihrer Leistung in anderen Ländern und an Stellen, wo verschleiert werden kann, niedriger entlohnt würden, die also eigentlich einen Teil ihrer Einkommensteuer nicht selbst bezahlen.

Bei dem enormen Umfange der Steuerflucht und Steuerdefraudation, mit dem zu rechnen ist, wird die außerordentliche Belastung der hohen Einkommensstufen keine ausreichenden finanziellen Ergebnisse liefern. Man wird deshalb gezwungen sein, auch für die mittleren und kleineren Einkommen die Steuersätze ganz radikal in die Höhe zu treiben — und zwar naturgemäß um so mehr, je mehr auch in diesen Stufen hinterzogen wird. Die getürmte Einkommensteuerlast der Massen muß aber ähnlich wirken wie die Verbrauchslast, die durch die Überwälzung der Kriegs-

kosten auf die Preise entstünde; das heißt, sie wird zu Rücküberwälzungen in der Gestalt erzwungener Lohn- und Gehaltssteigerungen führen, denen dann selbstverständlich Preiserhöhungen und neue Rückwälzungen folgen. Das Ergebnis wäre wiederum ein fortgesetztes Hin- und Herwerfen der Last, Geldentwertung ohne Ende, dauernder wirtschaftlich-sozialer Krisenzustand.

Das sind die Möglichkeiten der freiwirtschaftlich-kapitalistischen Finanzpolitik. (Ich habe sie so ausführlich dargestellt und zergliedert, weil man es, leider Gottes, mit dieser Politik zu versuchen scheint.) Man sieht, daß sie nicht an die Notwendigkeiten heranreichen, denen nun einmal, wie die Dinge liegen, Genüge geleistet werden muß. Jeder Ausweg entpuppt sich als Sackgasse; überall gelangt man am Ende zu unzulänglichen, absurden, sich selbst aufhebenden Resultaten.

Das sozialistisch-kommunistische Finanzprogramm will das Problem vornehmlich auf Kosten des Besitzes lösen. Im Mittelpunkte steht die Vermögensabgabe, deren Maß und Sinn hier aber völlig anders ist als bei den bürgerlich-kapitalistisch-freiwirtschaftlichen Steuerpolitikern. Sozialistisch betrachtet ist die Vermögensabgabe eine praktisch-technische Hilfs- und Durchführungsmaßnahme der Vergesellschaftung der Produktionsmittel. Die radikalste Doktrin will durch die Vollkonfiskation aller Vermögen (allenfalls mit Ausnahme sehr kleiner Rentenkapitalien) die Vergesellschaftung der Produktionsmittel mit einem Schlage verwirklichen; alle Aktien, Obligationen, Hypotheken, Grundstücke, Häuser, Fabriken, Werkstätten, gehen ohne Entschädigung in das Eigentum des Staates über. Dadurch erlischt von vornherein ein großer Teil der staatlichen Schuld; denn die Forderungen werden ja (soweit sie nicht Bestandteile der erwähnten kleinen Rentenkapitalien sind) als Vermögen der Gläubiger mitkonfisziert. Den Rest kann der Staat ohneweiteres decken, sofern er überhaupt aus dem Nationaleinkommen zu decken ist. Die ganze Wirtschaft gehört ihm, er ist Herr über ihren Ertrag, bestimmt dessen Verteilung und Verwendung und kann natürlich die für die öffentlichen Ausgaben nötige Quote vorweg von ihm abzweigen. Die Rechnung ginge also ganz glatt auf – wenn der Gesamtertrag der nationalen Wirtschaft ausreichend bliebe. Leider hat sich aber herausgestellt, daß bei dieser Methode – der Methode des Bolschewismus – erstens der Prozeß der Vergesellschaftung und Organisation zu einem sehr großen Teile auf dem Papier bleibt, und daß zweitens dort, wo er „gelingt", der Ertrag auf ein Minimum sinkt. Wirtschaft und Finanzen werden durch sie nicht gerettet, sondern weiter zerstört.

Eine etwas mildere Richtung will die Vermögensabgabe nur zur Erleichterung der Vergesellschaftung der Produktionsmittel benutzen. Diese

sollen gegen Entschädigung übernommen werden. Da aber gleichzeitig eine Vermögensabgabe erhoben wird, erhält sie der Staat unter ihrem eigentlichen Wert; daneben werden durch die Abgabe Rentenansprüche an den Staat kassiert und Forderungen an andere Schuldner gehen in seinen Besitz über. (Diese Schuldner werden freilich durch die Umwandlung der Wirtschaft selbst größtenteils depossediert.) Die Rechnung wäre grundsätzlich ähnlich wie bei der zuerst dargelegten Methode; nur daß der Staat eine beträchtlich größere Rentenlast aufzubringen hätte. Durchführbar ist auch dieser Plan nicht, weil er die bisherige Wirtschaftsführung funktionell ausschalten und durch eine zentralisierte, bürokratische Leitungsorganisation ersetzen will, für deren Erfolg sachlich wie vor allem personell alle nötigen Voraussetzungen fehlen. Das wird bei anderer Gelegenheit noch näher zu erläutern sein.

Eine dritte Abart des sozialistisch-kommunistischen Finanzprogramms — die am wenigsten radikale und am stärksten „evolutionäre" — strebt zunächst lediglich eine teilweise Vergesellschaftung der Produktionsmittel mit Hilfe der Vermögensabgabe an. In diesem grundsätzlichen Rahmen bewegen sich beispielsweise die bekannten finanziellen Sanierungsvorschläge des deutsch-österreichischen Soziologen und Sozialdemokraten Rudolf Goldscheid. Die Vermögensabgabe soll nicht, wie im kapitalistisch-freiwirtschaftlichen System in Geld und in über einen langen Zeitraum erstreckten Teilzahlungen, sondern natural und auf einmal abgetragen werden. Eine Quote des privaten Vermögens aller Art, die zu vollständiger „Bedeckung" der verbleibenden Lasten ausreicht, geht an den Staat über, der dadurch ohne weiteres zum Mitbesitzer und Teilhaber aller produktiven Anlagen und Unternehmungen wird. Was der Staat an Vermögensstücken und Vermögensanteilen nicht behalten will, verkauft er wieder an Private; andererseits erhält er das Recht, auch das Restvermögen teilweise oder ganz gegen Entschädigung zu enteignen, wenn er bestimmte Betriebe oder Unternehmungen völlig in seine Hand zu bringen wünscht. Es bildet sich also eine „staatskapitalistische" Ordnung, bei der zwar, soweit Abgabe und Enteignung nicht eingreifen, das Privateigentum an den Produktionsmitteln weiterbesteht, der Staat jedoch der größte Kapitalbesitzer und der Mitinhaber aller oder fast aller Unternehmungen (mit allen Rechten dieser Mitinhaberschaft) ist. Von ihr aus führt dann der Weg durch neue Maßnahmen der Enteignung und Besteuerung (vor allem mit Hilfe der Erbschaftssteuer) zur Vollvergesellschaftlichung der Produktionsmittel.

Die Durchführbarkeit dieses Plans hängt offenbar einmal davon ab, ob der Eintritt des Staates in den Mitbesitz der ganzen Wirtschaft ohne Schädigung der Gesamtproduktivität, des Gesamtertrags erfolgen kann. Zum anderen ist es augenscheinlich von entscheidender Bedeutung, ob der

Staat von dem ihm abgetretenen Vermögensanteil den Ertrag erhält, der mit ihm produziert wird. Würde der Gesamtertrag geschmälert oder bekäme der Staat tatsächlich weniger als seinem Besitzanteil entspricht, so bliebe — von allem anderen abgesehen — das finanzielle Problem wieder bis zu einem gewissen Grade ungelöst.

Es gibt nun zwei grundverschiedene Möglichkeiten für die praktische Verwirklichung der Mitbesitzerschaft des Staates an den produktiven Anlagen und Unternehmungen. Der Staat kann sich als „stiller" Teilhaber im wesentlichen darauf beschränken, seine Ertragsquote einzuziehen, oder er kann als aktiver Partner die Betriebsleitung beeinflussen und mitbestimmen. Im ersteren Falle würden weder für die Privatwirtschaft noch für die öffentliche Verwaltung besondere Schwierigkeiten entstehen. Die staatliche Teilhaberschaft würde praktisch ganz genau so wirken, wie eine sehr hohe Sondereinkommensteuer vom Reingewinn der Unternehmer. Wie es um die Durchführung und Wirkung einer solchen Steuer stünde, ist bereits eingehend auseinandergesetzt worden; es genügt deshalb, festzustellen, daß der Anteil, den der Staat tatsächlich erhielte, hinter dem, der ihm nach der Höhe seiner Beteiligung zukäme, sehr beträchtlich zurückbliebe und daß von der theoretisch proklamierten Opfergleichheit in Wahrheit keine Rede wäre. Den Staat um einen Teil seines Ertrags zu prellen, wäre nicht nur privatwirtschaftlich eine Selbstverständlichkeit, sondern es wäre bei hoher Staatsbeteiligung unter Umständen sogar volkswirtschaftlich notwendig. Denn die ehrliche Abführung des öffentlichen Anteils könnte da und dort — die Verhältnisse liegen in dieser Beziehung naturgemäß von Wirtschaftszweig zu Wirtschaftszweig und von Betrieb zu Betrieb durchaus verschieden — die notwendige Kapitalneubildung in einem für die Gesamtwirtschaft schädlichen und gefährlichen Maße unterbinden. — Der „staatskapitalistische" Plan hat aber natürlich die andere Alternative im Auge, die aktive Staatspartnerschaft. Hier stellen sich jedoch die ernsthaftesten wirtschaftlichen Schwierigkeiten ein. Der Staat könnte sich allenfalls durch Kommissare an der Leitung einer beschränkten Anzahl von Großunternehmungen beteiligen; aber er kann unmöglich auf jedes Landgut, in jede Fabrik, in jeden Laden einen mitverwaltenden Beauftragten setzen. Selbst wenn die nötige Zahl geeigneter Personen zur Verfügung stände, was selbstverständlich ausgeschlossen ist, wäre eine tolle Kraft- und Geldvergeudung, eine unendliche Fülle die Produktivität schmälernder und lähmender Reibungen die groteske und verhängnisvolle Folge. Auch die Idee des Weiterverkaufs der Beteiligungen, die der Staat nicht zu behalten wünscht, führt zu absurden Konsequenzen. Einmal werden sich bei weitem nicht genug Käufer finden; es sei denn, daß man mittellose und sachunkundige Leute zuläßt, die den Betrieb, in den

sie eintreten, vielleicht eher stören als weiterbringen und für deren Kenntnis- und Charaktermängel in Wirklichkeit der Staat das Risiko trägt. (Wenn man an den parteipolitischen Einschlag denkt, der sich jetzt in der öffentlichen Verwaltung mehr und mehr geltend macht, kann man sich eine gewisse Vorstellung davon bilden, was für Art Leute bei solchen staatlicherseits veranstalteten Beteiligungsausverkäufen berücksichtigt und bevorzugt würden.) In die Betriebe würde man durch die massenhafte Oktroyierung neuer, zum großen Teil wahrscheinlich durchaus ungeeigneter Teilhaber Reibungs- und Konfliktselemente hineintragen, durch die ihr Gedeihen und damit auch die Produktivität der Gesamtwirtschaft aufs schwerste bedroht würde.

Auch der Staatskapitalismus bringt also die Lösung nicht. Die sozialistisch-kommunistische Finanzpolitik endet ebenso im Unzulänglichen und Unmöglichen wie die freiwirtschaftlich-kapitalistische. Was bleibt übrig?

Nichts anderes als die Gemeinwirtschaft.

Wir müssen auf der Grundlage genossenschaftlicher Selbstverwaltung Zusammenfassungen aller Wirtschaftszweige schaffen, die dreierlei sicherstellen: die denkbar größte Steigerung der Produktivität, die wir brauchen, weil wir tragisch arm und entsetzlich verschuldet sind, eine Verteilung des Ertrags, die, ohne die unentbehrliche Leistungsrente auszuschalten oder zu schmälern, dem erhöhten Selbstgefühl und Güteranspruch der Masse Genüge leistet, und die Mitbeteiligung des Proletariats an der Führung der Wirtschaft, die nicht nur durch den Zusammenbruch des kapitalistischen Staates und den Sieg der proletarischen Revolution unvermeidlich geworden, sondern die auch notwendig ist, um das Höchstmaß produktiver Kraft und Leistung aus dem gesamten Volke herauszuholen.

Diese genossenschaftlichen Selbstverwaltungen der Wirtschaftszweige werden auch den Teil der staatlichen Last aufzubringen haben, der durch wirtschaftlich und sozial unschädliche oder doch mindestens erträgliche Abgaben nicht gedeckt werden kann. Nicht nach einem unbiegsamen Schema, nach einem starren Maßstab der „Opfergleichheit", die, bei mäßigen Steuern in einer freiwirtschaftlich kapitalistischen Ordnung ein brauchbarer, wenn auch stets nur höchst unvollkommen zu verwirklichender Leitsatz, in der Gemeinwirtschaft ihren ursprünglichen Sinn verliert — sondern nach dem entscheidenden Prinzip geringstmöglicher Beeinträchtigung und Störung der für das Ganze notwendigen und nützlichen Wirtschafts- und Produktivitätsentfaltung und Ertragsverteilung. Bei Wirtschaftszweigen, die viel Kapital für Erneuerung und Ausdehnung brauchen, wird man allenfalls Preiserhöhungen in Kauf nehmen, um die Kapitalisierungsüberschüsse der Unternehmungen zu schonen; bei anderen, deren Kapitalsbasis keiner raschen Verbreiterung bedarf, wird man auch auf Kosten der Kapital-

neubildung die Unternehmungsgewinne scharf einschnüren. Es ist denkbar, daß Selbstverwaltungen der Landwirtschaft im Interesse der inneren Kolonisation ihren Lastenanteil in gewissem Umfang statt in Geld durch Abgabe von Boden abtragen. Jede Abwandlung der Form der Lastenaufbringung ist zulässig und notwendig, die die gemeinwirtschaftlichen Ziele fördert. Die Einigung darüber wird Kämpfe kosten; sie wird auch nicht ausschließlich und endgültig den Selbstverwaltungen der einzelnen Wirtschaftszweige überlassen werden dürfen, sondern von einer größeren und allgemeineren Kräfte- und Interessenzusammenfassung, von der Selbstverwaltung der Gesamtwirtschaft kontrolliert und korrigiert werden müssen. (Das Gleiche gilt ja übrigens bis zu einem gewissen Grade auch für die Maßnahmen der Produktivitätssteigerung und der Ertragsverteilung.) Die Selbstverwaltung der Gesamtwirtschaft wird auch die Lastenverteilung zwischen den Wirtschaftszweigen zu regeln haben; sie wird nach gemeinwirtschaftlichen Gesichtspunkten und Maßstäben einzelne Wirtschaftszweige vorbelasten, andere entlasten. Das alles sieht ungeheuer schwierig aus; aber die Aufgabe ist zu bewältigen, wenn sich erst der Geist der Gemeinwirtschaft durchgesetzt, der Gedanke sich Anerkennung errungen hat, daß Wirtschaften an jeder Stelle eine öffentliche Funktion, ein Dienst an der Gesamtheit ist.

Bei solcher Organisation sind die genossenschaftlichen Selbstverwaltungen der Wirtschaftszweige auch ohne Vermögenskataster und Naturalvermögensabgabe in einer praktisch durchführbaren und unschädlichen Weise Teilhaber und Mitverwalter der einzelnen Unternehmungen. Es steht nichts im Wege, daß sie allmählich (etwa auf dem Wege über eine beträchtliche Erbschaftsbesteuerung) als Treuhänder der Gesamtheit auch zu Miteigentümern derselben werden.

Von den wirtschaftlichen Selbstverwaltungen soll, wie gesagt (mindestens vorläufig) nur der Teil der öffentlichen Last aufgebracht werden, der durch Abgaben der herkömmlichen oder sonstiger Art nicht ohne schweren wirtschaftlichen und sozialen Schaden gedeckt werden kann. Daraus ergibt sich, daß innerhalb dieses Rahmens mancher Gedanke der beiden hier geschilderten Finanzprogramme Anwendung finden kann. Aus dem kapitalistisch-freiwirtschaftlichen können gewisse Verbrauchs- und Verkehrs-, ferner Luxus-, Besitz- und Einkommensteuern in vernünftigen Grenzen verwirklicht werden. Aus dem sozialistischen wird vielleicht die Naturalvermögensabgabe für reines Rentenvermögen (das durch die Lastenaufbringung der Selbstverwaltungen der Wirtschaftszweige nicht berührt wird) zu übernehmen sein.

Das Schicksal des Holzschnitts

von Max J. Friedländer

Der Holzschnitt hat eine verwickelte und an dramatischer Spannung reiche Geschichte hinter sich. Vor den anderen Gattungen des Bilddrucks bot er die einfachste und nächstliegende Lösung der gemeinsamen Aufgabe. In den Tagen seiner Jugend – also im fünfzehnten Jahrhundert – war er anspruchslos, volkstümlich und original, in jedem Sinne des Begriffs. Seine völlige Autonomie verlor er bald, und zwar gerade und schon zu der Zeit, die nicht mit Unrecht als seine Blüteperiode betrachtet wird, nämlich, als Dürer und Holbein sich seiner bedienten, um ihr Höchstes und Tiefstes auszusprechen. Sie bedienten sich seiner und machten ihn zum Diener.

Ein Holzschnitt aus dem fünfzehnten Jahrhundert ist die Hervorbringung eines Meisters, dessen Gestaltungswille gleichermaßen Bildgedanken, Komposition, Formensprache, Schnittausführung und Druck bestimmt, dessen Arbeit vom Beginne bis zum Ende unter dem Gesetze des technischen Verfahrens, ausschließlich dieses Verfahrens steht. Als nun die Maler – ungefähr seit 1490 – sich mit dem Holzschnitt einließen, verfeinerten sie ihn freilich und hoben ihn zu so leuchtenden Leistungen wie Dürers „Marienleben" und Holbeins „Totentanz", lösten aber gleichzeitig die Einheitlichkeit des Stils. Zwiespalt war nicht zu vermeiden, der in der Folge, wie sich Kunst und Handwerk immer mehr voneinander trennten, die Gattung allmählich auf die Seite des Handwerks hinabdrückte.

Die ehemals heftig disputierte Frage, ob Dürer, ob Holbein mit eigener Hand in Holz geschnitten hätten, ist nicht befriedigend gelöst worden. Wir brauchen die Antwort nicht abzuwarten. Man schuf einen Holzschnitt oder man schuf eine Zeichnung und machte sie, selbst schneidend, oder schneiden lassend, druckfähig. Ein grundsätzlicher und folgenschwerer Unterschied. Im sechzehnten Jahrhundert ging man allmählich von dem ersten Verhältnis zu dem zweiten über, und damit hörte die Technik mehr und mehr auf, den Bedingungen des Materials und der Handhabung zu unterliegen, abgesehen davon, daß seit 1515 ganz gewiß berufsmäßige Holzschneider mittaten. Das Verhängnis, das in den folgenden Jahrhunderten deutlicher offenbar wurde, bestand darin, daß der Riß zwischen Kunst und Handwerk gleichsam durch diese Gattung hindurchging, indem die Maler, soweit sie sich überhaupt zu dem Holzschnitt herabließen, ihn mit Vergewaltigung bedrohten, die Handwerker auf der anderen Seite teils mit rein manueller Geschicklichkeit Sklavendienste verrichteten, teils

mit bescheidenen Regungen von Stilwillen eine Erlösung des unglücklichen Verfahrens nicht herbeizuführen vermochten.

Es gibt zwei Geschichten des Holzschnitts, eine der Zeichnung und eine der Schnittausführung. Streckenweise streben die Wege weit auseinander, dann wieder nähern sie sich, wenn ein Zeichner, ohne selbst den Schnitt auszuführen, mit Verständnis auf die Stilbedingungen der Technik eingeht, oder, wenn ein Techniker zu eigener Gestaltung ansetzt. Diese verwickelten Umstände schaffen namentlich für den Historiker des neunzehnten Jahrhunderts ein wirres Bild.

Der Holzschnitt war nach tiefer Erniedrigung im achtzehnten Jahrhundert so gut wie verendet, hatte sogar in der Buchillustration, wo er gewiß legitime Ansprüche erheben konnte, dem Kupferstiche weichen müssen. Dann löste ein demokratisches Zeitalter das höfische ab, und plötzlich — um achtzehnhundert — stand das Hochdruckverfahren vor quantitativ gewaltigen Aufgaben. Für das Einzelblatt trat die neue Lithographie ein, die Bücher aber und Zeitschriften, die wohlfeil sein sollten und bei ungeduldiger, auf das Aktuelle gerichteter Produktion rasch fertiggestellt werden mußten, bedurften des Holzschnitts, schon deshalb, weil nur er in der Buchdruckerpresse zugleich mit dem Text und in großer Auflage abgezogen werden konnte.

Die Wiederbelebung des Holzschnitts, die von denselben wirtschaftlichen Kräften gefordert wurde wie die Erfindung des Steindrucks — und des glücklicherweise rasch abgetanenen Stahlstichs — kam aus dem Lager der Techniker, wie überhaupt das Maschinenzeitalter sich durch rege Erfindertätigkeit für die Vervielfältigung des Bildes auszeichnet.

Es kam also nicht so, daß ein großer Maler oder Zeichner sich den Holzschnitt wieder zum Ausdrucksmittel gewählt hätte, sondern ein im Künstlerischen anspruchsloser, im Technischen ingeniöser Engländer erweckte das schlummernde Verfahren. Reformierend hat Thomas Bewick dem Gewerk einen, wenn nicht subalternen, so doch praktisch bürgerlichen Charakter aufgedrückt. Er arbeitete in hartem Holz und in „Hirnholz" — das heißt, seine Stöcke laufen quer durch den Baumstamm und rechtwinklig zur Faser —, während man früher weicheres Material und „Langholz" genommen hatte, er benutzte nicht das alte Messer, sondern stichelartige Instrumente und — eine wesentliche Neuerung —, um weiße Formen auf schwarzem Grunde sichtbar zu machen, stach er die Zeichnung in den Stock hinein, statt sie durch Umschneiden zu linienhaftem Relief herauszuheben. Er hat die Technik vor neue Aufgaben gestellt und auf dem Gebiete der wissenschaftlich korrekten Illustration außerordentliche Erfolge erzielt.

Eine Schule tüchtiger Handwerkstreue und minutiöser Geschicklichkeit

ging von Bewick aus. Wie in England, so entstand in Frankreich, Deutschland und später in Amerika bei wachsendem Bedürfnis eine Xylographie von fast unbegrenzter Geschmeidigkeit, aber ganz geringem Stilstolz. Als das demokratische Maschinenzeitalter bildungsdurstig wurde, fiel dem Holzschnitt noch die Aufgabe zu, Gemälde zu reproduzieren. Und Techniker kamen zu einer halben und bedenklichen Kunstübung, da sie nicht nur Zeichnungen genau zu faksimilieren hatten, sondern auch Gemälde in den sogenannten Tonholzschnitt zu übersetzen.

Während sich in dem leistungsfähigen und ausgedehnten reproduzierenden Betriebe Selbstbewußtsein, hin und wieder sogar Überheblichkeit regten, betrachteten die Maler von dem anderen Ufer her das Mittel als ein notwendiges Übel. Von den Malern in der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts, die sich der Illustration zuwandten, mußte sich jeder nach seiner Art und so gut er konnte, mit der Technik abfinden, die sich aus sich selbst entwickelt hatte und wirtschaftlich gedieh. Ihnen und nicht den Xylographen, fiel Verpflichtung und Verantwortlichkeit zu. Sie hatten die Stilprägung unter dem Widerstand der Routine durchzusetzen. Dies aber wurde eine schwere Last, zumal da die Maler aus weiter Ferne kamen, und keine gültige und maßgebliche Stiltradition ihnen Hilfe bot. Schließlich konnten die geschickten Techniker jede Art von Zeichnung schneiden. Und gerade diese Dienstwilligkeit war in einem Zeitalter mit geschwächtem Stilinstinkt gefährlich. Zwei der größten Meister des neunzehnten Jahrhunderts, Menzel und Daumier, griffen, nicht aus innerer Neigung, sondern durch Verlegerwünsche veranlaßt, zu dieser Gattung mittelbarer Äußerung. Es ist Sache des gesunden Gefühls, die Zeichenweise der Technik anzupassen, also schnittgerecht zu gestalten. Man kann darüber streiten, ob Menzel, der vom Steindruck und von der absoluten Zeichnung ausgegangen war, dem Holzschnitt weit genug entgegengekommen sei. Gewiß ist, daß er seinen persönlichen Ausdruck hartnäckig zur Geltung gebracht hat. Indem er mit rigoroser Strenge peinliche Genauigkeit von den ausführenden Mittlern forderte und ihre Leistung unermüdlich überwachte und korrigierte, setzte er seinen Stilwillen durch. Daumier verfuhr lässiger, mutete der Ausführung bei weitem nicht so viel zu wie Menzel. Seine Holzschnitte sind um einen Grad schnittgerechter und um einen Grad weniger persönlich als die Menzels, natürlich auch minder persönlich als seine Steindrucke.

Wie wenig Liebe die Zeichner im allgemeinen dem Holzschnitt entgegenbrachten — und eine Kunstübung, die irgendwie der Liebe entbehrt, hat diesen Mangel irgendwie zu büßen, — das zeigte sich in dem Augenblick, als die Erfindung der photomechanischen Hochätzung plötzlich die Möglichkeit bot, eine Zeichnung ohne Mitwirkung des Xylographen zu verviel-

fältigen. Damals ging ein Uff der Erleichterung durch die Reihen der Illustratoren. Als nun der photographische Apparat und die Chemie das Menschenauge und die Menschenhand ersetzten und die faksimilierende und reproduzierende Arbeit mit unbeschränkter Zuverlässigkeit übernahmen, konnte man um 1860 oder 1870 das Absterben des Holzschnitts erwarten.

Das Gegenteil trat ein. Von lästigem Frondienst befreit, wurde der Holzschnitt wieder beweglich. Das Feld, das die Technik bei dem aussichtslosen Wettstreit mit der Photochemie räumte, wurde von der Kunst in Anspruch genommen. Man besann sich wieder auf die besonderen Wirkungen, die dem Verfahren im sechzehnten Jahrhundert entlockt worden waren, blickte auch auf die japanischen Blätter, deren Reize die Brüder Goncourt gepriesen hatten. Zwischen 1890 und 1910 wurden farbige Dekorationsleistungen eklektisch und mit Lust erprobt. Über solche etwas spielerischen und kunstgewerblichen Gefälligkeiten hinaus ist der Holzschnitt schließlich — in der jüngsten Zeit — zu ernster Kunstgestaltung aufgestiegen. Und wenigstens ein großer Meister unserer Tage, Edvard Munch, hat aus innerem Antrieb das Verfahren gewählt als ein ihm gemäßes Mittel.

Angesichts der friderizianischen Vignetten, in denen Menzels Kräfte kondensiert und quintessenzartig wirksam sind, mag man wohl auf den Gedankenweg gelockt werden: der Zeichner hat den Stil geprägt und den ausführenden Holzschneider zum Organ seines Wollens gemacht; das Ergebnis ist eine originale Schöpfung Menzels, gleichviel, wem die Schneidearbeit zugefallen sei. Vor einem Holzschnitt von Munch wird man solche Erwägungen revidieren. Dieses Werk ist doch ein Original in höherem Grad und in anderem Sinn. Zunächst ging es selbst über Menzels geniale Willenskraft, den Holzschneider, der schließlich ein Mensch war, völlig mundtot zu machen. Ein Appreturglanz, der nicht aus der Seele Menzels, sondern von der Xylographen-Virtuosität herstammt, liegt spürbar auf den Illustrationen. Man kann selbst die Frage aufwerfen, ob nicht Menzel bei Berührung mit seinen Sklaven etwas von ihrer Sitzfleisch-Pedanterie abbekommen habe. Munch fühlt den Stilzwang des Materials und der Handhabung unmittelbar, wenn er in der Erregung des Kunstschaffens mit dem Messer die Holzplatte bearbeitet, sein Wunschbild vor dem inneren Auge. Menzel hat mit dieser Technik wie mit einer fremden Macht paktiert, und das Resultat war ein Kompromiß. Munch geht mit der Technik einen Wahl- und Liebesbund ein, wobei sein Gestaltungswille und das Stilwesen des Holzschnitts wechselseitig aufeinander wirken.

Munchs Blätter sind übergroß und in die Weite wirkend, mit harten Flecken von Schwarz und Weiß, fern dem Ausrufer-Schmiß und der

Bravour des Plakats, weder japanisch, noch archaisierend, primitiv höchstens in dem Sinne, daß dem Holzschnitt etwas Asketisches und Urtümliches anhaftet und zukommt. Rein malerisch Gesehenes ist in die strenge Kurzschrift des Schattenrisses übertragen. Des Meisters keusche – immerhin in der Farbe tönende – Verwunschenheit wandelt sich hier zu drohender Stummheit und starrender Vereisung.

Wenn sich nun einige von den jüngeren deutschen Malern, die sich gern Expressionisten nennen, mit auffälliger, durch Erfolg belohnter Neigung in den Holzschnitt einlassen – die Früheren hatten sich höchstens mit ihm eingelassen, – so mag Munchs Vorbild Anregung geboten haben, entscheidend aber ist eine dunkle Sehnsucht nach Stil.

Nachdem viele Schranken gefallen sind, weder Überlieferung oder akademische Schulung noch der Wunsch des Auftraggebers oder der Geschmack des Publikums verbindlich erscheint, nachdem sogar – dies ist die letzte Krisis – Pietät und Ehrfurcht vor der Sichtbarkeit zweifelhaft geworden sind, ist gegenwärtig der Maler ganz und gar auf die eigene Subjektivität angewiesen. Die extrem malerische Sehweise drohte in Nihilismus zu enden, seitdem das Verhältnis zur Natur lax und lässig geworden war. Der wilde und laute Drang nach Freiheit bringt als sein Komplement ein heimliches Streben nach Gebundenheit hervor, und bang im Innersten vor Vogelfreiheit, rettet sich die Künstlerseele in den Käfig der beengenden und einschränkenden Technik. Sie empfängt Halt, empfängt den ersehnten Stil von einem Verfahren, das der zu allem bereiten und aller Fesseln ledigen Hand Widerstand entgegensetzt. Für einen Heckel, einen Kirchner und andere weglos Schweifende ist der Holzschnitt etwas wie eine klösterliche Zufluchtsstätte geworden.

Die nach Gestaltung und Mitteilung drängende Geistigkeit hat den vertrockneten Holzschnitt wieder durchdrungen. Jahrhundertelang entwürdigte Magd, ist diese Gattung des Bilddrucks im Hause der Maler Herrin geworden und Meisterin der Zucht.

Dramen-Expressionismus

von Alfred Kerr

I

Fast ohne Ehrgeiz lebt man dahin. Das alles wird ja sooo Nebensache. Die Welt ist halb zum Teufel. Gibt es noch Glücksmöglichkeiten? Ja. Nach allem, was geschehn ist. Nach allem, was erging. Der Mensch ist ein zähes Vieh. Zäher als eine Katze. Zäher als ein

Polypentier oder pieuvre, das ich vom Boot aus zwanzigmal durch den Schiffer an einen Fels schlagen sah, bis es ... nein, noch nicht starb. Vielleicht nur minderzäh als eine Bachforelle, die holde, liebliche, von Schubert in Musik gesetzte –, die hold und lieblich ihre eigne Brut frißt.

Item, der Mensch ist nicht zäh und kein Viech: sondern ein Stehaufmann; sein Mond scheint abends über Bäume, die Weinranken klettern mit wilder Zudringlichkeit alles überspinnend in den Söller, der zwischen Stämmen hängt, vieles Gewesene lebt in Zimmern stumm, ferne Padden quäken, Äste schwingen, und ein verschollener Kuckuck gibt auf die Frage: „Wie lange noch?" von weit her eine immerhin zuversichtliche Antwort.

Irgendwo geht eine Welt unter. Ach, steigt eine Welt empor. Mittendrin im erhellenden, auch verdummenden Wirrwarr, wo die Beschaffung von einem Pfund Selchfleisch den hochgestiegenen ἄνθρωπος beschäftigt, neben dem nichts δεινοτερον πελει, – mittendrin betrachten manche den Expressionismus der zuletzt gespielten Dramen? Bitte. Dafür muß Raum sein. Los! Was ist ...

2

Was ist Expressionistenkunst im Drama? Das, was einem grade „durch den Kopf geht" –? und was er nun Andren vorsetzt ..., denen aber geht es nicht ebenso wie ihm durch den Kopf (weshalb sie es nicht immer nachfühlen). Er selber schreibt ja oft nicht hin, was ihm durch den Kopf geht – sondern wenn ihm nichts durch den Kopf geht, schreibt er hin, was ihm nicht durch den Kopf geht ...

Solche Willkürakte nachzufühlen, gleich mitzumachen, ist oft etwas für schwächliche, für widerstandslose, für schleimige Daseinsbrüder.

Kritiker sein bedeutet nicht mitmachen; doch sich in den Nerv eines Dings versetzen können. Was ist hier der Nerv?

3

Das Vorheben des Wichtigen – das Fallenlassen des Restes? Oder: die Wiederkehr des Atta-Atta-Standpunktes? Die gesprochene Urwindel? Das ernstgenommene Suffgelall? Schau, – den blödzufälligen Sekundenreiz wüßte man schon zu schmecken, ... aber fahrige Willkür? Locker-Gewaltsames? aus Stillstand und Nichtweiterkönnen Erzeugtes? ... Ist es an dem?

Ruhig. Diese Leute geben, wenn sie dichten und malen, erstens die Innenwelt; zweitens eine nach Wunsch umgebogene, zerknetete, veränderte Außenwelt.

Nach Wunsch verändert? ... Oder durch Mangel erzwungen? von

ihrem Können unvermocht, das zur Nachahmung nicht reicht? hä? (Nun, es läßt sich vorstellen, daß jemand schwachbefähigt zur Nachahmung ist... und im Traumsprenkeln ein Genie.)

Scheidet mal zwischen Dem, was farbiger Schöpfungsakt ist... und Dem, was blindes Weitermachen ist; übertäubtes Stocken.

(Zählet immerhin zum Expressionismus nicht alles, was nur kritzeln kann – zum Bolschewismus nicht alles, was Verbrecher ist.)

4

Vieles kommt auf den Glauben an. Ich glaube dem Picasso seine Würfelflächen: weil er zuvor im Ungewürfelten ein großer Könner war. Ich glaube dem Matisse das Einfache, das Weglassen: weil er zuvor im Uneinfachen und im Vollständigen als Könner sich ausgewiesen hat. Hier ist also nicht ein Mangel. (Aber vielleicht ein Nachlassen? Überdruß?... Wie nach dem Lohengrin Wagner an gekonnter Melodik einbüßt – zugunsten von was andrem.)

Weil „jemand zuvor"... Soll Kunst nicht ohne solche Kenntnis genossen sein? nicht blühen ohne Ahnung, was jemand einst getätigt? nicht wirken ohne jedes Inanbetracht?

Im Naturalismus bedarf es keines Inanbetracht. Man merkt, was die Leistung für sich wert ist, weil man vergleichen kann. Wenn aber jemand seine Innenwelt „ab"malt,... so ist es schwer, zu vergleichen.

Außerdem sagt Ihr: „Das kann vielleicht jeder."

Aber nein, Ihr seht doch: der eine kann es besser, der andre schlechter – Ihr erkennt es an der Wirkung expressionistischer Leistungen auf Euch.

5

Also der eine Künstler wirkt noch auf Ablehnende mehr, der andre weniger.

Ha! vielleicht ist aber, wer auf Ablehnende stärker wirkt, nicht der Stärkere innerhalb seiner Richtung. Vielleicht werden von dem Ablehnenden justament Kompromißler hochgeschätzt? (Ha! sag' ich.) Und erst spät reden sich die Historiker ein, die von der Richtung selbst am höchsten Geschätzten seien auch die höchst zu Schätzenden. Und es kommt eine Schiefheit mehr in die Geschichte des menschlichen Geistes; ein Unverdauliches mehr; ein Schwindel mehr. Und alle Schulkinder in drei Jahrhunderten sagen den Schwindel gegen ihr Überzeugtsein als Überzeugung auf, als „bekanntlich", und lachen glaubenslos nach der Stunde – wie ich schon heut. (Nicht bloß vor dem Expressionismus.)

6

Unter den Boden der Gebilde kriechen! Wenige Dinge stehn einem fest — weil sie für das Gefühl feststehn. Am allerfestesten mir meine Schriften. Nicht nur das: auch für Reifste der Erdgenossenschaft müssen sie, nach meiner Vorstellung, am festesten stehn von allem. Wär es anders . . ., nein, auch dann könnte man weiter atmen: aber nicht so. Ich grüße, ich duze hier die Erkenner. Ich verachte die Graumännchen in tiefster Seele, denen es nicht schwant. Solcherlei klingt scherzhaft — und ist letzten Endes doch der einzige Ernst, den ein offenmütiger Mensch heut aufbringen kann. Den Glauben an sich.

7

Der Expressionismus gibt eine von den vielen Seiten des Lebens und hat ein so hohes Daseinsrecht (das Wort ist unpathetisch zu sprechen — gleich allem, was mit solchem Gespiel zusammenhängt) . . . ein so hohes Daseinsrecht wie die andren ästhetischen Wichtigkeiten.

Sondergestellt bleibt immer noch jener Naturalismus: insofern er fast so sehr ein Wissenstum bedeutet wie eine Kunst. (Auch wo auf nicht-naturalistischem Feld Menschlichstes durchblickt, uns Angehendes: überall da ist eben dies Feld unterbrochen vom Naturalismus.)

Wenn ich bei dem expressionistischen August Stramm inmitten einer personenlosen, entkörperten, umrißbaren Schleierschwadenwelt rufe: „Da ist ein ‚schlagender‘ Zug,“ oder: „Das ist bestürzend gut beobachtet,“ oder: „Das trifft ins Herz“ (falls ich es rufe) —: so ist allemal das Brauend-Vermilchende dieses Dramatikers unterbrochen von der stählernen Bestimmtheitslinie des Naturalismus.

(Andre Betrachtung: auf dem Grunde des Schwingend-Schlingenden blickte der Fels hervor; der Fels des wahrgenommenen, nicht erträumten Lebens.)

8

Blickt auf jenen August Stramm, der nicht gespielt worden ist. (Als weiland Postmensch ein Gegenstück zu dem Zollbeamten Henri Rousseau le douanier.) Im Anfang ist er bald ein tollerer Materlinck, bald ein tollerer Hauptmann. Er gibt bald ein schauriges Nonnenstückel; bald ein schamfreies Zuhälterstückel. Er versucht also, den Kloster-Maeterlinck zu überblühen; den Armeleut-Hauptmann zu überrohen.

Hernach erst findet er sich: den Dichter leibloser Schöpfungen. Er bringt nun statt des Einzelerlebnisses bloß noch . . . ein allgemeines Geschehen. Er gestaltet nicht mehr Gestalten: sondern bloß Regungen irgendeiner Dimension. Nicht Menschen: sondern Stimmungsteile. Nicht Umrisse: sondern Hauche.

Er wird sozusagen ein Es=Dichter. Ein Sach=Poet, innengewendet. Jenseits von fast allem Sehbaren. Und in verwandte Kerben haut Kokoschka.

9

Kokoschka — der nicht bloß Regiebemerkungen hinschreibt, sondern in der Betätigung eigner Regie der genialste mir bekannte Lenker heut ist. Man muß schon ein geborner Maulwurf sein, das nicht zu sehen. Ja, was der Regisseur Kokoschka in der Bühnengestaltung seines Werks „Der brennende Dornbusch" vor etwa zwei Monaten schuf: das läßt alles Einschlägige, will sagen: Bayreuth, Beerbohm=Tree, sämtliche diesem verwandten Reinhardtismen tief unter sich. Der Regisseur Kokoschka hat seinesgleichen heut nirgends. Auch der gesprochene Klang wird musikhaft bei ihm bis ins Letzte gestuft. Der Dichter jedoch . . .

Der Dichter Kokoschka bleibt ähnlich wie August Stramm in der lullenden, schläfernden, auch zuckenden Seelentupfdichtung. Auch bei Kokoschka gibt es bloß ein Ungefähr. Von fern sieht es aus wie nach einem Umriß; ist nur der ewig zerflatternde Widerschein eines rasch entwesten Sinnes. Liedlallende Verneinung festeren Zusammenhangs. Farbdämmrige Gedankenflucht. Wechselndes Lotto bequemer Augenblickswallungen. Träufendes Hintereinander. Alles gefüllt mit kurzatmiger Holdheit. Herrlich nur, wie er's auf die Bühne bringt.

10

Seine Bilder sind nicht Symbole für Gedanken; nicht mal Symbole für Empfindungen. Die Bilder sind halt Bilder; wunderbare Bilder; — mit manchmal fernem Anklang an Heiliges, oder Schicksalsvolles, ganz Unbestimmtes; für zehn Sekunden. Ein durch die Farbe geadelter Halbschlummer. Mit Erschauern, Trübung, Schatten, vagem Aufleuchten, fast gegenstandslosem Erlöschen.

Ich denke zwischendurch: kilometerlang kann einer so dichten. Als ersuchte der Arzt Sigmund Freud einen Mann, psycho=analytisch alles in der Sekunde Vorgestellte herzuzählen, — und der Patient wäre zufällig ein Überdurchschnittlauch; ein Mensch mit brennend=bunter Seelenbrille; damit aber noch kein Gestalter.

Gesichte bei Kokoschka folgen, ohne daß ein überragendes Allgesicht bliebe. Wallungen statt Ballungen. Ecco. (Dies darf man jetzt wieder äußern — Italien ist eh' vom Völkerbunde geneppt.)

Vorwärts geht es, großer Vater;
Pantomimisch kommt man jetzt;
Langsam wird das Wort=Theater
Durch den Außenreiz ersetzt.

— so schrieb ich als Teiresias vor zehn Jahren.

Da man bei Kokoschka die Leute reden sieht, aber nicht hört: so wird im Grund alles zum stummen Bild. Manches bei Kokoschka wirkt sinnlos-schön wie ein Volkslied. Das Ganze voll sinnloser Herrlichkeit. Manches Drohende, Liebliche, Feierliche; man weiß nie warum. (Wie ein Läutenhören. Mittendrin Geborstenes. Äußerungen halb erkalteter Hirne. Lachen und Gesang armer Seelen.)

11

Alles das ist Rohgut – für einen Gestalter. Alles das Steinbrüche, woraus der Künftige sein Schloß baut. (Aber manche Steine sind schon aus früheren Steinbrüchen geholt: aus deutschen Romantikern, aus dem Seelennachlaß des Novalis, des Brentano.)

Bei Kokoschka gibt es doch nicht Gefühl allein, sondern am Schluß, in der Auseinandersetzung zwischen Mann und Frau, den Gedanken: „Warum sind wir nicht gut?" Allerdings recht einfach. (Beim Rückblick auf das abgelaufene Leben Irrender.)

Immerhin, und nochmals: wie er seine Sterberhythmen, seine totenhaften Klänge, sein sinndunkles Requiem, nach allem dicken Wirrsal, zu Farben, Schraffierungen, Takten, zu allerlei decrescendi, rallentandi, Fermaten als Regisseur gestaltend umsetzt: das ist ein Eindruck fürs Leben. Er bleibt schon der sakralste, der tönend-abtönendste von allen Spielmeistern heut.

Kokoschka ist mir für August Stramms Luftregungsgebilde der einzig denkbare Inszenator. Wie für die eignen Dramen, die keine sind. Gelingt es jemals, eine Bühne für Dichtungen solcher Art zu schaffen: so wäre dafür Kokoschka der geborne Mann. (Schade, daß die Staatsoper, in deren Auftrag ich ihn für das neue Werk von Richard Strauß als den Helfer heranziehen sollte, zur Einigung mit ihm nicht gelangt ist. Ein Bezwinger seines Schlages hat ja das Recht, nicht nur als Maler verwendet zu sein: sondern als Regisseur, Stufer, Stimmer, Menschenkneter. Ja, ewig schade.)

Was zuletzt von seinem Dichten bleibt, ist etwa dieser Eindruck: verinnertes Bild-Drama; holdes Chaos der Ganglien; Märlein ohne Rippen; Wildnis ohne Gliederung; Heiligsprechung des Wirrwarrs; Impressionenhatz; ich träum' als Kind mich zurücke.

Statt eines Gerüstes sieht man eine Fetzenschnur. Aber mit schönen Fetzen . . .

12

Dagegen weiß die Expressionsphantastik der Else Lasker-Schüler immerhin vom Naturalismus. Ihm steht sie näher als dem Nur-Kalei-

doskop. Ihr Wupperstück ist gestaltlos im Umriß: aber nicht gestaltlos im einzelnen. (Denn sie weiß vom Naturalismus.)

Ihre Gesichte haben fast Zusammenhang. Ihr Geträum ist halbreal. Ihr Märchen wächst in einer Maschinenwelt. Ihr Strahl gleitet über Schlote. Ihr Flug zieht über Eisenräder – doch die Tender sind verwunschen. Ihr Messing besteht aus Emile Zolaschem Kupfer und Maurice Maeterlinckschem Zinn. (Als dritten kleinen Mischteil setzt sie etwas Familienroman zu: Daheim – im Vorder- und Hinterhaus. Oder: Arbeiter und Kommerzienrat. Der Sohn des Kommerzienrats bringt ein armes Arbeitertöchterchen zur Strecke. Das Töchterchen des Kommerzienrats bringt einen armen Arbeitersohn ins Unglück. Rings Gemeinheit. Zwischendurch torkeln drei Balladenschwengel. In der Mitte sanft ein Kranker.)

Um alles reckt sich, streckt sich ein Sonderbezirk deutscher Erde. Ja, diese Else Lasker würde, noch dazu mit ihrem Mondglitzern, als deutscheste der Heimatskünstlerinnen wegen des Wupperstücks ausposaunt, wenn sie nicht, zufallshalber, eine schwarze Jüdin wäre. (Wie vollends Otto Brahm zum vorbildlichen Teutonerich aufrückte, Prügelwerkzeug für Andre, hieß' er nicht Abrahamsohn. Und Liebermann: spröd; schmucklos; keusch; michelhaft; bodenecht; Furche; kernbürtig; Schollenruch; zwischen Frankreich und dem Böhmerwald; rauhe Schale; Bauerngeblüt; alldeutsch; Gott-der-Gerechte!)

13

Die Lasker ist also hier: Fabrik mit Sternenglanz. Realspuk.

Mir willkommener als in manchem Einzelgedicht, – weil die benutzte Bibel halt doch schöner ist.

Wertvolles gibt ihr Schauspiel: aber Ungeformtes. Assonanzen der Seele. Mitschwingendes. Anklingendes. Über allem der Widerschein eines enttäuschenden Jammertals. Auch ein bißchen Irres und Höllisches. Verzweiflung und Härte tief unter jenem Mond. Eine Dichterin hat alles geschrieben – die keine Künstlerin ist. Eine, die Blöcke speit: aber nicht bauen kann. Ein Geblüt: keine Kraft. Ausschwitzen ist noch nicht gestalten.

(Aber dies Geblüt ist füllig. Dieser Schweiß düngend. Diese poetessa voll ehrlichen Wahnsinns. Bereichern tut sie die Welt kaum: doch Scheu darf sie fordern. Sie bedient sich des Farbvulkans zum öfteren werkhaft und gewohnheitsmäßig – aber sie hat was im Leibe, sie hat was im Leibe. Schade, daß es zerrinnt.)

14

Die Expressionisten werden wie die Neugeborenen. Mechtild Lichnowsky aber steigt zu ihnen bloß grüßend. Sie blickt über die Erde, von unsrem Blut geschwellt, und macht sie besser, ernster.

Nein, sie trachtet nicht, daß Menschen zu Kindern werden: sondern daß Kinder zu Menschen werden. Sehnsucht hält sich an die Jugend: an die noch Knetbaren., Erneuenden, Kommenden. Hier ist nicht Verzweiflung längst Fertiger, so in die Windelzeit zurücksinkt.

In ihrem schimmervollen Schauspiel weiht sich ein Erlöser den Knospen – er wird umfaucht und verscheucht. Güte dringt in die Schlendrianshürde der Verbogenen, der Verbiesterten. Musik tönt um alles. Silberglanz überhellt es. Vom Expressionismus ist kaum ein Abglanz in den Linien zwischendurch. Anmut hilft hier der wirklichen Welt vorwärts.

15

Hat Wildgans Expressionismus? Wie hieß das Stück? Ja, „Dies irae“; lange her. Nicht drin, drin, drin war der Expressionismus – sondern drauf, drauf, drauf. Statt einer Technik des Durchwachsenseins die Technik des Drübernagelns. Nicht Expressionismus: sondern Appressionismus. (Reale Leute sprechen unvermutet augenrollend. Dann wird das wieder abgeschraubt.)

Dennoch zeigt auch Wildgans einmal Holdes, dem Expressionismus nah': wenn eine Stimme, von der unsichtbaren Gestalt einer armen Magd her, liebend und angstbefreit von außen ruft. Unsichtbar bleibt sie. So wie beim Kokoschka die bloße Stimme der gewißen Anima tönt, draußen, ohne daß man die Trägerin, die Trügerin leibhaft gewahrt.

16

Ist Expressionismus bei Rudolf Leonhard? In der Mitte seines Aktes „die Vorhölle“ scheint statt der Menschen ein Ding zu stehn; der Schmerz.

Alle fangen plötzlich an klingelnd zu reden. Nicht wie im Egmont, oder beim Anzengruber in dem Pfarrerstück, wo die Sprache langsam gehoben wird und schwebt: sondern mit jener etwas gewollten Kindlichkeit, so manchen Expressionisten anhaftet, als meinten sie: „Tja, wir verhehlen im geringsten nicht, daß wir losgelöste Kunst sind! Täuschung wird nicht erst versucht!“

Das Chaos heißt bei Leonhard nicht: die Form zerbrechen. Sondern zunächst: die Form nicht können. Man weiß nicht, was er (das ist es ja) auf einem weniger einfältiglichen Gebiet zustande gebracht hätte. Man vernimmt ein oft schläferndes, fast gleichtöniges Gegell, ohne viel Stufung.

(Gemeinsam ist allen der Zunft: Ahnungslosigkeit im Technischen. Man weiß erst hintenach, beim Lesen, was vorgegangen sein soll. Und nicht einmal dann. Während wiederum Georg Kaiser in dem Expressionistenschauspiel „Gas“ nur, aber nur Technik besitzt.)

17

Liebe Leute, der sogenannte Expressionismus, das versteht sich von selber, hat nicht ausschließendes Recht: aber (unpathetisch) ein Recht. Wie, meine Teuren, auch der . . . ich will mal sagen: Sublimismus ein Recht hat, oder: der Klassizismus, oder: der Kirchhofismus, oder: der Ichpfeifdraufismus. Raum für (fast) alles hat die Erde.

Bloß nicht, nach meinem Gefühl, für Theoretastern über Hirnspielereien; Ihr balgt euch um solche Dinge? Nehmet sie nicht schwer. Der Mensch . . .

18

Der Mensch liegt auf dem Rücken, im Traum. Er wälzt sich, wirft sich, wechselt die Stellungen — o saget nicht: „Die Stellung, die er jetzt einnimmt, ist die wahre!" Sie ist ja nur für den Augenblick wahr. Er wird sich bald auf die andre Backe schmeißen. Kommet hernach nicht und schreit: „Endlich! nämlich auf dieser Backe liegen muß man! εὕρηκεν!" Ist nicht wahr. Man kann vorübergehend. Man muß nicht immer. Der Mensch liegt auf dem Rücken . . . im Traum.

Im Traum.

Seid Expressionisten: doch gebt (so expressionistisch wie Ihr wollt) Schlagendes mit Innerlichkeit. Hämmern statt tropfen. Gebären statt . . . verdauen.

Ihr seid vorläufig sehr schnell beruhigt. Keine Ringer. Keine Bauherrn. Keine Sieger.

Doch Rohstofflieferanten. Vielleicht Wegbahner.

19

Kam die Kunst auf den Weg, der ins Wasser führt? Aber so schien es allemal, wenn eine Entwicklung zu Ende war . . . und in Wirklichkeit eine begann.

Nach der Klassik (nach Beethovens Anarchistenklassik), was hielt noch? Schien die Flut nicht alles Haltfeste zu verschlingen?

Sie verschlang nicht, sie gebar. Unvorausgesehenes drang hoch: Chopin und Schumann. „Chopins Werke sind höchstens zum Zerreißen gut," schrieb ein angesehenes Nashorn der deutschen Durchschnittskritik. Den Schumann fragte man, als Klara spielte: „Sind Sie auch musikalisch?" Huch, die Welt war nicht erledigt. Die Entwicklung nicht am Ende.

(Nur hatte sie damals das große Glück: daß ihre ersten Neuanfanger gleich Gipfel der neuen Richtung waren. Nicht bloß Vorberge. Es ist aber . . .

Es ist aber eine Zeit wohl denkbar, wo die Gipfel nicht am Anfang stehn, sondern hernach erscheinen. Diesen Reiz des Harrens kosten wir heut . . .

Und es läßt sich vorstellen, daß der Vollender so einer Richtung, wenn er kommt, zugleich halb ihr Zerstörer wird. Das ist schon dagewesen.

Indeß werden von hundert expressionistischen Händen Teppiche gebreitet. Jeder breitet sie für sich . . . und alle doch für ihn. Und er soll gegrüßt sein, — — wenn er kommt.

Der Bär wider Willen

von Linke Poot

Das Bein war brandig, man nahm es ab. Sie fluchten dem Arzt, weil sie kein Bein mehr hatten.

Sie gingen krummgeschlossen in Ketten, man schmiedete sie los. Sie brüllten, schmähten, sie konnten nicht gerade gehen, die Wunden an Händen und Füßen schmerzten.

Ihr Schmied war ein besonderer Mann. Ihm war es nicht um die Gefangenen zu tun. Sie wußten es: da hatten sie was.

Diese klagenden Raubtiere. Sie sind aus ihren Käfigen gelassen und können nicht mehr laufen. Der Sand rieselt ihnen zwischen den Zehen, unter den Sohlen vorbei, der Boden ist weich, sie gleiten und torkeln, der Wind bläst in ihr Fell. Sie wollen zurück in ihren Käfig, kauern, stellen sich auf an den Gitterstangen.

Bei der Zähmung von Tieren sieht man diese schrecklichen Zustände. Man bringt die Tiere in enge Gehäuse und momentan werden alle ihre Gewohnheiten falsch. Ihre Instinkte melden sich umsonst. Sie haben lauter überflüssige Organe, die aber noch da sind und drängen. Wie sie sich aufreiben, sich zerreiben. Der Zuchthausknall: der Mensch isoliert hat nun plötzlich nichts, worauf er blicken kann, nichts was seine klangsüchtigen Ohrnerven berührt, die doch kräftig sind, darauf warten. Der ganze Mensch, abgestimmt auf eine Unsumme von Erregungen, nun plötzlich abstinent in allen Organen, und noch dazu als wollte man ihn reizen und quälen, gefüttert, geladen; man gießt Spannung in ihn, beseelt neu die Organe, Augen, Ohren, Beine, Gefühle. Wäre er ein Kessel, würde er explodieren. So verwirrt sich das Ganze, läuft leer, Halluzinationen, Phantasmen, Erregungszustände.

Deutschland aus dem Käfig gestoßen. Das Problem: wie ein Gezähmter wild gemacht werden kann. Er soll und muß wild werden. Er soll und muß revolutionieren.

Da ist es nicht unecht und da gibt es nichts zu lachen, wenn die Instinkte von Hunderttausenden oder Millionen sich aufbäumen; nicht einmal die scheinbare Jämmerlichkeit jener ist auffällig, die dem verflossenen Regime Tränen nachweinen und als das Schmerzlichste aller Friedensbedingungen die Auslieferung der Symbole des Kerkers empfinden. An den Wänden Plakate, deutsche Frauen rufen auf, die Matrosen hätten ihre Schmach wieder gutgemacht durch die Versenkung ihrer Flotte, die Landarmee solle nicht zögern. Wie sie glücklich sind und sich verstecken hinter ihren gegenstandslos gewordenen Instinkten, wie sie nicht wissen wollen, daß sie gegenstandslos geworden sind und mit den süßen Fähnchen winken. Das Gebrüll der Nationalversammlung: Revanche. Sie sind unglücklich, man reizt sie noch. Sie wissen nicht ein noch aus. Was sollen sie tun als Rache schreien über die, die sie unglücklich gemacht haben.

Insgeheim: sie lügen, wenn sie über diesen Frieden lärmen. Sie sind glücklich darüber, sie hatten nichts anderes erwartet, vielleicht dies und das glimpflicher. Wie wären sie entsetzt, beschämt und vernichtet, wenn sich wirklich vor ihnen ein Friede der Gerechtigkeit aufgetan hätte. Dieses Faktum, diese wirkliche Revolution: Gerechtigkeit, woran sie nicht glauben, nie und nimmermehr glauben.

Was will man? Dies stellte, was sie verloren haben, was man ihnen nahm, seit Jahrhunderten das Optimum ihrer Lebensbedingungen dar. Sie sind untrennbar davon geworden. Man vernichtet sie zur Hälfte mit, wenn man diese Bedingungen vernichtet.

Der großen Revolution von 1789 gingen jahrzehntelang die schwersten Erschütterungen voraus. Das Volk wurde gelockert und gelöst aus seinem Boden und seinen klammernden Verbänden. Da höhnte Montesquieu in den „Persischen Briefen" die Geistlichkeit und alle Einrichtungen des Staates, er, der Parlamentspräsident. Voltaire hat schon als Jüngling Spottverse auf Ludwig XIV. geschrieben, für die er in die Bastille wanderte; das war Anfang des achtzehnten Jahrhunderts, erst am Ende kam die Revolution und während der Zeit hat der Mann nicht still gesessen, nicht allein gesessen, die Enzyklopädisten und Materialisten haben gearbeitet, in Amerika wurde ein Befreiungskampf ausgefochten. Langsam kam es im Regierungsapparat zu Störungen, zu dem ersten deutlichen Knirschen und Versagen der Räder; die Steuern gaben dann nur den letzten Anstoß.

In Deutschland jubelte am 4. August sogar ein Teil der Arbeiter, von Mittelstand und höherer Schicht zu schweigen. Der radikale Abgeordnete Frank zog beispielgebend in den Krieg.

Am Schluß gab die Entente einen Fußtritt in den Ameisenhaufen. Die Verwirrung der verschütteten bestürzten Tierchen. Und sie sollen Revolution machen!

Man hat nicht vor und hatte nicht vor euch zu befreien. Man hätte es schon tun können, sogar um eurer blauen Augen willen, es ist was um den Deutschen, er enthält viel Rohstoff. Aber die Sonne hat auch nicht vor, die Pflanzen und Bäume zu locken, und sie kommen doch. Die Sonne ist ein schrecklicher Feuerball, eine schauerlich glühende Gasmasse, und die zarte Blume lebt von ihr, ja kann nicht leben ohne sie, wartet auf sie.

Es gibt in der Natur was man Anpassung nennt. Das ist kein Erleiden, keine Schwäche, sondern die Fähigkeit, der Zufälle Herr zu werden, die Umstände machtvoll zu bewältigen. Es kommt ganz auf jedes Wesen an, ob es Sklave sein will oder nicht. Solange ihr die Fremden und ihren Frieden anbellt, werdet ihr ihre Sklaven sein.

Wie die Blume sich vor der Sonne zurückziehen und sich nicht von ihr verbrennen lassen. Sondern an ihr wachsen.

Ich wiederhole: wachsen.

Dankbarkeit gegen die Entente: wo steht dieser Satz? Und wann wird er geschrieben werden?

Siehe da, wie man still nach dem Erdstoß dasitzt und sich einrichten will, hat sich etwas eingestellt, Gäste, mehrere Gäste, mitten unter uns. Man kennt sie nicht, sie sehen nicht gut aus, sie haben graue Erdfarbe, man will sie hinauskomplimentieren. Sie verstehen nicht Deutsch, überhaupt keine Sprache, sind selber stumm, haben gräßlich weite weiße Augen, schwere Fäuste, eiserne Kiefer. Das ist der Groll, das Mißtrauen, die Not. Derselbe Erdstoß hat sie hochgehoben. Diese Unausweichlichen.

Inzwischen keifen noch die anderen. Wer schuld am Kriege ist. Deutschland ist schuld, die anderen haben schuld, haben auch schuld, beide haben schuld. Der Krieg ist noch nicht zu Ende, man schlägt sich noch mit Worten. Schon im Trojanischen Krieg beschimpften sich die ruhmreichen Helden. Es ist aber neu, daß Helden ihre Schimpfworte der Terminologie von Pfaffen entnehmen. Man sieht, hier schimpfen Christen.

Sie schämen sich, den Krieg gewünscht und verherrlicht zu haben. Einer, der fast so weise ist, als wenn er Wilson wäre, hat die Aufsätze, die er während des Krieges schrieb, zu einem Buch zusammengestellt, dabei aber die peinlichen unterschlagen. Mein Sohn Brutus. Druck sie nur ab.

Der Krieg war tausend Seelen ein Glücksaugenblick. Die merkantilistisch vertrottelte Welt der verflossenen Zeit: um Kattun dreht sich alles; braucht sich keiner zu schämen, der dies nicht wollte. War schon etwas, diese aufzuckende Wildheit, dieses gierige Würgen von Wahnideen, und viele, viele, jüngere und ältere sind in den Krieg gezogen und sind auch gestorben mit dem Gefühl: das ist besser als wie wir gelebt haben. Ein biologischer Widerwille brach sich Bahn; die Welt der Neurosen, Hysterien, Jobber und Trottel erzitterte vor sinnlosem fehlgeleiteten Leben. Der Krieg war Qual, der Friede Zuchthaus.

Verkennt euch nicht. Schwatzt nicht nach. Kommt zu euch.

Soll man lachen, soll man die Achsel zucken? Sie werden noch als Greise mit Puppen spielen. Durch Deutschland, von Stadt zu Stadt marschieren die alten lieben lieben Soldaten. Sie haben keinen Mut zu sich. Heult nicht: es gibt noch die alten Parteipopanze. In dem Kriegsfeuer haben Millionen über Millionen ihr Leben gelassen, ein Erdstoß ist gekommen, die Überlebenden haben fast nichts gerettet, aber Vogelbauer, Gerümpel, Sofadecken, Lächerlichkeiten. Jetzt noch Zentrum und so weiter. Und sie halten es fest; es ist ihre Weltanschauung; nicht heulen. Es hat zwar alles keinen Sinn mehr, die Stunde hat ihre eigentümlich zielende Notwendigkeit, aber die Notwendigkeit wirkt noch lange nicht in ihren Nerven, noch lange nicht, sie leben nicht dieses reale Leben, sind Beute der zerschlissenen Sofadecken, der toten, unwirklichen Ideen. Daher ihr Unverstand, ihre Ungerechtigkeit, der Haß aufeinander. Sie sehen sich ja gar nicht. So werden Parteien gemacht, nicht heulen, Ministerien gebildet, wenn möglich paritätisch, um die – Volksmeinung widerzuspiegeln!

So hilflos, so vor den Kopf geschlagen sind sie. Die Ameisen in ihrem zerstörten Haufen. Und hinter ihnen grunzen und stöhnen jene Gäste, die erdfarbenen. Die Unausweichlichen. Und man müßte sich besinnen, welche Entschlüsse zu fassen sind.

Drastisches Intermezzo.

Zu einer großen Versammlung sagte ein gewisser Mann: „Der Menschheit Würde ist in Eure Hand gegeben." Darauf schwur sie den Revanchekrieg. Nach einigen Wochen fühlte sich der Mann genötigt, sich zurückzuziehen. Der Menschheit Würde aber blieb in der Hand der Versammlung.

Der 4. August in Permanenz. Es gab aber neben diesem 4. August, – dem des Wortes: ich kenne keine Parteien mehr, ich kenne nur Kriegskredite –, noch einen anderen, nämlich den vom Jahre 1789. Damals in der Nacht zwischen zehn und vier Uhr erschienen vor der gesetzgebenden

Korporation die Vertreter der Privilegierten und begaben sich ihrer Vorrechte. Bis vier Uhr. Morgens tat es ihnen zum Teil leid. Unsere Privilegierten haben sich den zweiten Teil gemerkt: sie fangen gar nicht erst an.

Alles kehrt wieder. Wir erleben Byzanz. Wer das Heer hat, hat die Staatsgewalt. Da man nicht weiß, wie man sich verhalten soll, spielt man: „verwechsel, verwechsel die Bäumchen," gruppiert die Parteien um, heute so, morgen so, berechnet die Kopfzahl. Man behilft sich mangels höherer Rechnungsarten mit Regeldetri; als Demokratie preist man es allerorten. Man kann es noch einfacher haben: man zählt an seinem Jackett oder wie Gretchen im Freien an einer herzigen Blume. Zwischen Kanonenspielen und Knopfabzählen bleibt uns die angenehme Wahl.

Ich erwähne Herrn Erzberger. Er hat zwar kaum an dieser Stelle etwas zu suchen. Aber er wird sich auch hier Platz schaffen.

Das heutige Brot führt zu üblen Darmgärungen. Und die Darmgärungen führen zu Erscheinungen wie folgenden Zeitungen und Zeitschriften (wegen Raummangel und Betroffenheit des Lesers weggelassen).

Die Talente, die Ideenbegabten bemühen sich um die Dinge; wie sollte es auch anders sein.

Es ist ein Fressen für die Pazifisten. Kongreßlich feierlich ist ihnen zumute. Sie strömen die Rede hin, zeugend von großen Gedanken. Ins Herrenhaus setzten sie sich und begannen vor der Welt zu tagen. Sie haben, wie zu erwarten war, Deutschland die Schuld, die Schuld am Kriege gegeben. Und sogar die alleinige. Zur Einleitung. Die Menge erschauerte vor Ehrfurcht. Einer der Herren konnte gewaltige Taten aufweisen; er war im Flugzeug nach Dänemark geflogen und dann wieder zurückgekommen. Er brachte der darbenden Menschheit große Töne. Er begründete den Pazifismus naturwissenschaftlich. Die erotische Liebe gehe der humanitären voran, setze sie voraus. Das ließ man sich gefallen und lobte diese Lehre. Zwar erinnerte man sich, daß Liebende sich auch wieder hassen, ja, es geschehen sogar Verbrechen unter Leuten von derselben Rasse und demselben Stamm, und Gebildete dachten an Strindberg, aber all das zeigt wohl nur die Kleinlichkeit des Menschen und spricht nicht gegen die Lehre. Er wies darauf hin, daß der Krieg jetzt keine Auslese mehr schaffe wie früher, und infolgedessen habe er auch von der Darwinschen Lehre her keine Berechtigung; es ist bekannt, daß wir, wenn wir wichtige Dinge begehen, Wohltaten und Übeltaten, wir dies auf Grund der Darwinschen Lehren tun zum Zweck der Auslese und zur Freude der Biologieprofessoren. Denn der Mensch ist der Vollstrecker der biologischen Theorien. Er krönte seine Bemerkungen mit dem Hinweis, wie lächerlich das Vorgehen

Deutschlands gewesen ist, das sich seit 1870 um die Hälfte der Einwohnerschaft vermehrte, und da verlangt es nun ein paar Quadratkilometer. Was kann ein Volk mehr als wachsen und sich vermehren? Das ist ein Gedanke, den man ganz erfassen muß. Er sagte nichts über die Menge Herrenhüte, Wollsorten und Schundliteratur, die Deutschland in dieser Zeit produziert hat und die noch kolossal hätte vermehrt werden können, so daß die Firma Hirsch und Kompanie allein die ganze Welt hätte versorgen können, was für die Menschheit, Deutschland und die Firma doch sehr schön und ein Glück gewesen wäre. So weit der im übrigen persönlich wirklich sehr mutige, heute pazipfiffige Aviatiker und Biologe. Ach Gott! Der Pazifismus ist eine kleine gute Idee und einer steckt sie sich gern ins Knopfloch, und nun soll sie eine große sein.

Eine Dame redete nach ihm sehr schön über die Jugend und die Friedensideen, sie schnob über die Bestialitäten des Krieges, die belgischen Greueltaten, man fühlte sich pazifistisch aufgehetzt und ich fand es sehr gemütlich. Ein Münchener Professor war noch gemeldet, der kam nicht; ich glaube, er fürchtete sich vor dem Rennen.

Die Sozialdemokraten werden der Misere Herr werden. Sie tun was das Ihre ist: sie stellen die Demokratie voran und lassen die Dinge wachsen, bis sie reif für den Sozialismus sind. Sie sind die wirklichen Marxisten; Marx hat gesagt, in einem gewissen Augenblick ist es so weit für den Sozialismus, es steht im Kapital. Es ist zwar schwer auf den Sozialismus zu warten bis zu diesem Punkte, aber man wird sich nicht durch die Zufälligkeiten der Zeit beirren lassen. Die Juden warten schon zwei Jahrtausende auf den Messias und sind dabei ein auserwähltes Volk geworden. Verfolgungen, Verbrennungen haben sie gut überstanden, sie konnten allmählich die Stufe erreichen, wo man mit alten Hosen handelt. Auch die Sozialisten können, wenn sie zwei Jahrtausende auf den Sozialismus warten, ein auserwähltes Volk werden und sie werden in dieser Bemühung von keiner anderen Nation weder durch Verfolgung noch Verbrennung gestört werden. Im Gegenteil, man wird ihnen Liebe und Achtung während dieser Zeit entgegenbringen, wird mit Teilnahme beobachten, wie sie sich dem Stadium der alten Hosen nähern und ihnen promptest Bescheid geben, wenn es so weit ist.

In Weimar wachsen die schönen Blumen und es ist da ein Park, wo die Jamben rauschen und die Trivialitäten als goldene Offenbarungen von den Bäumen fallen. Da haben klassisch durchschauert die Herren sich zum Parteitag versammelt. Denn die Pflege des Sozialismus, das ist des wirtschaftlichen Gemeinschaftsgefühls, ist heute Sache einer Partei; wir sind so weit; es wird dazu kommen, daß, um die Kindesliebe zu pflegen, sich eine Partei bilden muß, oder um für Gerechtigkeit im Staat

zu sorgen. Auf dem Parteitag sollten die Prinzipien festgestellt werden, die Grundwahrheiten bekräftigt werden, nach denen man handeln wollte.

Ein Mann, ein Führer war beschuldigt, sich in vieler Hinsicht des Bruchs der Grundsätze schuldig gemacht zu haben. Er hatte den verruchten Militarismus neu eingeführt. Aber als sie hinreichend geschrien und ihre Beweise vorgebracht hatten, erhob er sich und sagte kalt: meine Gegner wollten ihn auch einführen, sie wollten ihn mir entreißen. Darauf waren sie alle still, der Punkt war erledigt und die Grundwahrheit festgestellt und bekräftigt.

Ein anderer hatte vieles versäumt. Er fing an zu reden. Er sang von Lieb und Treue, von neuer und alter Zeit, er las Uhland vor, die Bäume, die Bäume von Weimar bekamen Stimmen. Und wie er zum Entzücken der Anwesenden gezwitschert und richtiges Deutsch geredet hatte, verlangte er ein Vertrauensvotum. Sie waren entsetzt, wie weit sie es in ihrem Übermut getrieben hatten. Was war dies für ein Mann. Er redete wie geschmiert. Sein Vertrauensvotum konnte ihm nicht entgehen. Brüderlich standen sie beisammen. Die klassisch orientierten Bäume rauschten, sie sangen unten die Internationale, oben wiegten die Banalitäten.

Vom Himmel kommt es, zum Himmel steigt es und wieder nieder zur Erde muß es, ewig wechselnd.

Die Läuse kriechen über das Bärenfell und machen ihre Musik. Der Bär soll danach tanzen.

Ach wie müde der Anblick des Paradoxen und der Verworrenheit macht. Wer möchte jetzt nicht oft in Turkestan und weiter östlich sein, unter einem schwarzen Filzzelt liegen; laß, o Welt, o laß mich sein.

Und nur der Gedanke macht froh: die Läuse können piepen, was sie wollen, der Käfig, der Käfig bleibt zerbrochen, unweigerlich zerbrochen. Und wenn der Bär in den Käfig will, so stehen die Eisenstangen der ganzen Welt parat, um ihn zu begrüßen. Er muß umkehren, er muß in die Freiheit hinaus. Der Bär stöhnt und grunzt kläglich.

Wann werden wir dich endlich herzlich und dankbar grunzen hören?

Anmerkungen

„Was die Glocken läuten"?

Carl Ludwig Schleichs sechzigsten Geburtstag! Wer ihn kennt, kann es kaum glauben. Als wir Jünglinge waren, sang er mit seinem Heldentenor seine Liebeslieder in seiner Vertonung auf der Greifswalder Oie, daß uns der Mond mit der Ostsee Hochzeit zu feiern schien; so singt er noch heute. Als er ein Mann geworden war, ein berühmter sogar, und vom Berliner Chirurgen-Kongreß als fluchbeladener Heiland nach Hause kam, nahm er eine kalte Douche und spielte nackt auf dem Cello seine Weltüberwindung den draußen wartenden Gratulanten vor, daß der benachbarte Zirkus Salamonsky zum jubelnden Salomonstempel wurde; so spielt er noch heute. Als andre Leute seines Alters schon graue Haare zu kriegen anfingen, sagte mein weißhaariger Vater von ihm: „Wenn ich ein junges Mädel wäre, von dem möcht ich ein Kind haben!" Das kann man noch heute von ihm sagen; so frischfroher Spielmann steht er im Leben, so leicht geht das Schwerste ihm von der Hand, auch das Spiel mit der weltbewegenden Feder. Weil er immer die Glocken läuten hört; und über allen andern die eine große, die den Rhythmus der ewigen Hochzeitsfeier zwischen Geist und Seele mitteilt. Da werden alle Gedanken gefühlvoll und dienen nur der seligen Weisheit, die über Zeiten und Räume lächelnd sich in dem unaufhörlichen Tanz der körperlichen Verwandlungen mitdreht. Sie lächelt auch über die eignen Gedanken, nimmt sie alle so heiter wie ernst, neue wie alte, große wie kleine; sind ihr alle gleich wichtig und nichtig, können kommen und gehen, wie sie wollen, fügen sich doch in den göttlichen Reigen liebevoller Gebundenheit, den die haßerfüllte Menschentorheit mit neidischer Sehnsucht Freiheit nennt. Wie manche tiefsinnige Ergründung, ja Entdeckung hat er in die hohe Verschwärmtheit seiner dicken Bücher eingebunden, deren Tragweite man zur Zeit kaum beachtet, weil wissenschaftliche Nüchterlinge — noch dickere Bücher draus gemacht hätten. Man denke nur an das Goethe-Märchen, in das er seine neue Farbenlehre regenbogenschön verhüllt hat; ein Fachgelehrter könnte hiervon allein ein ganzes Lebenswerk abhaspeln. Und allenthalben streut er so mit spielender Hand Saatkörner aus, Andern die Sorge überlassend, die Ernte schweißtriefend einzubringen und schließlich Stroh daraus zu dreschen auf dieser merkwürdig fruchtbaren Erde. Lieber Carl Ludwig, laß Dir heute von der himmlischen Erntefestglocke trotz aller Wetterwolken die Lust einläuten, noch möglichst lange hier so weiter zu spielen! Du bist einer der Wenigen, die uns helfen, die schwere Zeit etwas leichter zu nehmen, und auch das Donnerwort Ewigkeit.

Richard Dehmel

„Die Hölle" von Barbusse*

Hier weiß jemand um die Verwesung auch der französischen Bürgerkultur, die noch immer so werbend auftritt, und es ist ein Franzose. Charles Louis Philippe

* Max Rascher Verlag, Zürich. Deutsch von Max Hochdorf.

hielt den Einbruch der Barbaren in die französische Seele für notwendig, um der realistisch-impressionistischen Literatur den Todesstoß zu versetzen. Von Barbusse könnte man sagen, daß ihm ein anderer geheiligter Begriff seiner Rasse unter den Händen zerschmelze, die Klarheit.

Die französische Klarheit ist zwar ein allgemein gültiger geistiger Begriff, aber in der Praxis Anwendung auf die Ordnung des französischen Lebens, Rechtfertigung des Positivismus einer bürgerlichen Gesellschaft. Die Klarheit eines französischen Romans oder Theaterstücks ist die Klarheit des französischen Gesellschaftsaufbaus und so sterblich wie dieser. Mit ihm ist er längst in bedenklichste Nähe des Begriffs Eleganz gerückt, ein Ausfuhrartikel wie die ‚Illustration' und die gelben Romanbände, in denen Mensch und Existenz ganz diesseitige Dinge geworden sind, Banalität, unerträglich. Unter diesem Gesichtspunkt ist Barbusse ein Symptom, Hoffnung auf Regeneration. Verschwunden das Licht der Diesseitigkeit, Diesseitigkeit ausgefüllt mit dem Dunkel der Metaphysik; Mensch nicht mehr eine klare Maschinerie, sondern Gefäß der Qual, des Entsetzens vor sich selbst und des Dämons Egoismus; Mensch ein von seinen Bruderzellen getrenntes Atom, in Wut und Glut die Wiedervereinigung suchend, Maske vor einem Brei seelenhaften Fleischs, dessen Verwesung stinkt. Wo ist Klarheit, fragt dieser Franzose, und sie zu finden, stellt sich die Ichfigur seines Romans an den Spalt eines Pensionszimmers, um die zu belauschen, die wie ein Heer durch dieses Zimmer ziehn. Sie alle reden zueinander von Liebe und entblößen krampfhaft ihre Leiber — Kolossalgemälde von Sinnlichkeit, das verrät, daß nicht ein Russe, sondern ein Franzose dieses russische Buch geschrieben hat. Absicht war, ein Inferno zu gestalten; es ist ein Danteepos, durch einen Zimmerspalt gesehn; nicht sehr glückliche Idee. Franzose neuer Art ist Barbusse auch durch Blasphemie auf den so französischen Gedanken des Vaterlands, er steht vermutlich heute dem Bolschewismus nah, aber er wenigstens aus Idee, Energie und Qual. So sehr zerrinnt ihm Klarheit in Nichts, daß er kantisch den Ausweg sucht, die Welt als Projektion des Ich zu erklären, er hat das Grauen vor Raum und Zeit, den unbegriffenen Göttern; Angriff auf sie erfolgt manchmal mit einer germanischen Unerbittlichkeit, manchmal mit dem Victor-Hugoschen Pathos, das unausrottbar in jedem Franzosen nistet und mir wenigstens die Überzeugung gibt, daß die letzte Gestaltung der großen Fragen nicht in französischer Sprache vollzogen werden wird.

O. F.

Den ermordeten Brüdern*

Den gefallenen Brüdern mag einer, der Themen sucht und auf diesem Gang durch die Impressionen auch einmal dem Grauen des Im-Kriege-Sterbens begegnet, Verse widmen. Aber dieser, Ehrenstein, weiht sie den ermordeten Brüdern, und das ist ein andrer Klang, eine andre Gesinnung. Der Haß gegen das Unverbindliche ist darin, das Unverbindliche des Dichtens und der christlichen Liebe, die in diesem Krieg in der Mundhöhle von Pastoren und Pfaffen geschändet worden ist.

Bitter ist Ehrenstein, daß man, um ihn dem bürgerlichen Leser mundgerecht zu machen, zu jener einleuchtenden Paradoxie greifen möchte, die schon bei Wedekind und Strindberg erriet, daß sie zynisch und misogyn seien, weil sie „im Grund" Moralisten und Weibsucher waren. In der Tat enthüllt man das Geheimnis des Albert Ehrenstein genannten Menschen, wenn man sagt: er haßt, weil er leidet, und da er leidet, muß ein Ideal in ihm erwürgt worden sein oder täglich erwürgt werden —

* Albert Ehrenstein. Den ermordeten Brüdern. Max Rascher, Verlag, Zürich. 32 Seiten.

Täglich zermalmt Lieblosigkeit, Riesenschlange der Zeit und des Alls, krachend die Knochen eines, der Dichter, der Liebender sein möchte — jeden Abend geht er heim, von Trostlosigkeit so zersetzt, daß er in einem pauselosen Paroxysmus des Selbstvernichtungsgedankens lebt.

Was hilft es, ihm zu sagen, man sehe klar, daß auch für ihn manchmal nur ein wenig Wille zur Illusion nötig sei, um seiner Bitterkeit Herr zu werden? Aber es handelt sich da um einen, der nicht Herr sein will, weil er es verschmäht. Man kann auch nicht sagen, daß er das Leiden aus masochistischer Lust am Leiden suche, obwohl es feststeht, daß er die ganze Wollust des Leidens ausschöpft; Leiden ist seine Form der Anschauung, Bitterkeit seine Philosophie, und vielleicht ist sein Wissen und seine Einsicht so tief, daß er die Gefahr des Optimismus, selbst jenes, der nur eine Willenssetzung, eine Selbstdisziplinierung ist, zu gut kennt, die Gefahr des Seßhaftwerdens. Man muß die Geister nehmen, wie sie sind, nicht aus Duldung, sondern aus Weisheit: Wirkung eines Geistes ist nur möglich durch Geschlossenheit und Einheitlichkeit; mildert die Bitterkeit des Pessimisten und er trifft Euch nicht mehr ins Herz, weil er kein Maximum mehr geben kann. Ehrenstein gibt ein Maximum

Er ist ein bemerkenswertes Beispiel dessen, was man geistiges Temperament nennen könnte. Gewöhnlich ist die Sphäre des Temperaments das persönliche Leben, das sogenannte Ausleben. Daran liegt ihm nichts, er verachtet es, er sieht darin die Sphäre der Banalität, Sünde, Erhitzung, Lüge und stellt ihm Buddha entgegen. Aber er ist auch von der gelassenen, anschauenden Ruhe Buddhas ausgeschlossen, und in der geistigen Sphäre taucht das, wovon man annehmen sollte, daß er es zurückgelassen habe, unvermutet in aller Stärke auf: Temperament, Sehnsucht, Angriff, Auseinandersetzung. So hallt diese Sphäre von Anklage, Nervosität, Polemik, Hohn und Aufschrei wider. Interessant dabei, wie er eine Anlage seiner jüdischen Rasse, die antithetisch-pointierte, die gemeinhin nur zum Witz und gar zum Kalauer führt, zu einem schöpferischen Faktor umwandelt; der Wortwitz, der auf einer Vergleichung nicht vergleichbarer Dinge beruht, tritt in den Dienst der Konzentration: durch Zusammenpressung kommt Unverwandtes nebeneinander zu liegen und enthüllt, daß doch alle Erscheinungen des Lebens miteinander verwandt sind; der Dichter stellt diese Gemeinschaft höhnend fest.

Im einzelnen enthält das „Den ermordeten Brüdern" geweihte Heft folgende Stücke: einen ergreifend traurigen, gereinigten, jeder Sentimentalität entrückten Nachruf auf Georg Trakl, der sich im Oktober 1914 in Galizien tötete, weil er das organisierte Töten nicht mehr ertrug, er, der sich, naiver Dichter, als Freiwilliger gemeldet hatte und nun wohl sühnen wollte. Eine Auseinandersetzung Ehrensteins mit seiner Rasse: der von Mitschülern verhöhnte Judenknabe möchte sich in die Liebe zu seinem Volk flüchten, begegnet dem Problem des Zionismus, lehnt es ab, denn der Staat — — die Diaspora ist vielmehr die Idee des Judentums, das das Salz unter den Völkern ist; vielleicht kommt wieder ein Kronprinz Buddha, neu zu beleben die zwei Inbegriffsätze „Du sollst nicht töten" und „Behandle deinen Nächsten wie dich selbst". Einen Fluch des „roten Kriegers" auf alle Dinge, die sich dem Krieg zur Verfügung stellten, und sie stellten sich alle zur Verfügung, die Meere, die Unterboote beherbergten, die Weiber, die bei Offizieren lagen, die Pfaffen, die mordenden Soldaten ein gutes Gewissen verschafften, die Schriftsteller, die „höchstens Browning heißen, aber sie tun es nicht" — verflucht sei das Wort: Im Anfang war die Tat. Und Gedichte, die diesem Fluch auf Barbaropa die letzte fanatische, unversöhnliche Größe geben.

Aas, durch die Weiten und Breiten nur
Aas!
Anschwebt, Adler, stoßt die Klauen
Kriegsgekröntem, friedenkrähendem
Dämon ins Gekrös!

O. F.

„Die Schaffenden"

Auf allen Gebieten der Kunst erfahren die Schaffenden plötzlich eine Protektion durch die Öffentlichkeit, die, so sehr man sie immer herbeigesehnt hat, heute bereits zu einer Gefahr für Priester und Gemeinde angeschwollen ist. Auf der einen Seite eine Schnellfertigkeit mit der Form, die nicht genug gehungert hat der Lösung, um sich nicht mit dem ersten Formwerden zu begnügen. Auf der andern ein übles Snobtum, das sich durch nichts besser kennzeichnet, als durch die völlige Unfähigkeit, am Vergangenen, Klassischen selbst täglich und neu zum Schaffenden zu werden. Die Gegenwart hat endlich den magischen Ring, den der Horizont des Kunstfreundes bildete, durchbrochen, sich den allgemeinen Gesichtskreis erkämpft — der entsetzliche Mangel an Eindringlichkeit ist der alte, wenn er sich nicht gar noch vergröbert hat. Und wenn es richtig ist, daß die Kunst das Erzeugnis derer ist, für die sie erzeugt wird, so ist das Laster lässigen Hinschaffens die unmittelbare Folge des allgemeinen Gegenwartdusels. Nie haben wohl die meisten Schaffenden so wenig wahrhaftes Schaffen an ihr Werk gewandt, wie jetzt, nie haben so wenig Empfängliche schaffend geschaut. Eine Hochflut von Illustrationen in Mappen, Zeitschriften und Katalogen kommt dieser Lässigkeit entgegen, und wo bei Konsument und Zwischenhändler bis vor kurzem noch Taubheit gegen alles jugendliche Anpochen selbstverständlich war, da findet nun ein ununterbrochenes Türenaufreißen statt, ohne daß immer einer dahinter steht, um dessentwillen es sich verlohnte. Alles brüstet sich mit schaffenden Künstlern, und da die Tür so weit offen steht, was Wunders, daß sie sich stromweis hindurchdrängen.

Um so mehr Achtung muß man vor den Leuten haben, die das offenkundige Bemühen erweisen, Klassiker der Gegenwart aus dem Trubel der Schaffenden zu sondern. Dies streng vollzogene Bemühen ist der beste Ruhm des von Paul Westheim herausgegebenen „Kunstblatts", dem er jetzt unter dem Namen „Die Schaffenden" eine jährlich vierzig Blatt Originalgraphik umfassende Mappenfolge angegliedert hat. Die erste liegt vor und bezeugt sachlichen Ernst der Wahl und Aufmachung, mit dem vielleicht die offenbarende Finderkraft nicht wetteifern kann. Aber sie baut an dem nicht überflüssigen Sichtungswerk fort, das Westheim zu seiner vornehmsten Aufgabe gemacht hat. Nicht einmal ein Phantasiepreis appelliert an den Snob. Westheim hat sich seinen ziemlich festen Kreis ausgewählt (der nicht der meine wäre) und pflegt dessen Reifen und Schaffen nun auch in diesen Mappen, deren erste eine gesunde Werkstattemperatur besitzt. Ein bizarres Blatt von Heckel, eine jener keuschen, etwas blassen Idyllen Otto Müllers, vor allem ein traumhaftes Stadttor Feiningers, wie aus einer Urstadt erschaut, ein romantisch verbogener Bau-Troglodyt: das sind schöne Stücke, „geschaffen" und über aller Kunstkonjunktur.

Willi Wolfradt

Verantwortlich für die Redaktion: Prof. Dr. Oskar Bie, Berlin.
Verlag von S. Fischer, Berlin. Druck von W. Drugulin in Leipzig.

Weltpolitische Probleme des Ostens

von Otto Hoetzsch

I

Als der Friede von Versailles am 28. Juni unterzeichnet wurde, war unter den Anwesenden ein einziger, der vor achtundvierzig Jahren an derselben Stelle der Proklamation des deutschen Kaiserreiches beigewohnt hatte: Lord Dunraven, der im deutsch-französischen Krieg Korrespondent des „Daily Telegraph" war. Seine Empfindungen kann man sich ja vorstellen, aber man möchte wissen, was auf diesen Zeugen zweier welthistorischer Vorgänge den stärksten Eindruck machte, ob der ungeheure Wechsel im deutschen Schicksal oder das Fehlen der Vertreter Rußlands bei diesem Akt? Für England ist beides von fast gleich großer Bedeutung am Kriegsausgang – der Zusammenbruch der gefürchteten Handelsmacht, die in friedlicher Arbeit von Jahr zu Jahr gefährlicher neben die erste angelsächsische Weltmacht rückte, und der Zusammenbruch Rußlands, der den großen, den gewaltigsten Gegenspieler Englands im weltpolitischen Spiel der Kräfte aus der Reihe der Großstaaten strich.

Im letzten Drittel des neunzehnten Jahrhunderts stand die Weltpolitik unter dem Gegensatz, der so oft spielerisch als der zwischen Walfisch und Bären bezeichnet wurde und dessen Chancen im Kampfe um Indien ein beliebter Gegenstand militärischer Spekulation waren. Das unvergleichliche Geschick der englischen Politik hat es verstanden, diesen Gegensatz auszubalancieren, auf der einen Seite durch das Bündnis mit Japan 1902, auf der anderen Seite durch das Abkommen vom 31. August 1907 mit Rußland. Und die bekannten Motive und Beziehungen haben dann über Reval und den Neopanslawismus vom Jahre 1908 ab Rußland so völlig in die Netze der englischen Politik gezogen, daß sich seine Soldaten im Kriege gegen Deutschland für England verbluteten.

Das Natürliche im Ausgleich des weltpolitischen Staatensystems wäre gewesen, wenn sich Deutschland und Rußland gefunden hätten und wenn sich zwischen Rußland und Japan die Teilung des Einflusses im

fernen Osten hätte friedlich herbeiführen lassen, die sich schließlich im Kriege mit dem Abkommen vom 3. Juli 1916 von selbst ergab. Aber das natürlich Gegebene, von den wahren Interessen Vorgeschriebene geschieht in der Staatengeschichte ja fast nie. Japan und Rußland stießen im Kriege zusammen, Japan und England, Rußland und England fanden sich, gewissermaßen nach der anderen Seite um den Erdball herum, in London und die Situation des Weltkrieges war da. Durch die deutschen Siege und seine Revolution brach Rußland in Stücke, eine lange Reihe von Kleinstaaten will auf dem Gebiet des einstmals größten Kontinentalstaates der Welt entstehen, und England hat den Gegenspieler nicht mehr zu fürchten, der ihm in Persien, vor allem aber in Indien lebensgefährlich werden konnte.

Vielleicht dachte der englische Lord in Versailles auch daran, daß zu gleicher Zeit die Vertreter des Restes der habsburgischen Monarchie in St. Germain auf ihr Geschick warteten. Auch Österreich-Ungarn ist im Kriege zusammengebrochen, der Freund und die Stütze der englischen Politik im Staatenkonzert seit langem, namentlich seit jener Schwenkung Kaiser Franz Josephs vom Dezember 1853, die die Heilige Alliance und besonders den Bund der drei Oststaaten zerriß und die noch lange verfolgte, auch später in Wien noch lebendig erhaltene Dreikaiseridee im Grunde schon unmöglich machte. Und neben Österreich-Ungarn ist schließlich auch die Türkei vernichtet, die Macht, um deretwillen, neben dem Gegensatz um Indien, England Rußlands Feind im ganzen neunzehnten Jahrhundert gewesen war. Rußland war die Macht, die die Zerstörung der Türkei und die russische Herrschaft in Konstantinopel wollte, und England die Macht, die — man denke besonders an Disraeli und die Situation des Jahres 1878 —, um Rußland vom Mittelmeere fernzuhalten, die Integrität der Türkei unbedingt verfocht. In Deutschland hat man zu wenig beachtet, welche Wendung auch darin, parallel dem russisch-englischen Abkommen über den mittleren Osten, im Jahre 1908 für die Türkei eintrat, als Sir Edward Grey und Iswolski mit dem gemeinsamen Programm über Mazedonien erschienen, die alten Feinde nebeneinander Schulter an Schulter. Man erfaßte in Deutschland zu wenig, daß seitdem der englische Entschluß feststand, die Türkei aufzulösen oder mindestens auf das Äußerste zu beschränken, um der russischen Freundschaft willen und wegen der gesicherten Verbindung zwischen Indien und Ägypten, die England durch das deutsche Bagdadbahnunternehmen bedroht glaubte und die Lord Curzon 1903 zum ersten Male forderte. Seitdem fand Deutschland auf dem Pfade seiner Berlin-Bagdad-Politik gleichmäßig Rußland und England als Gegner vor. Es wagte ja, sowohl die Hauptader der russischen Balkan- und Orientpolitik, wie die eine Hauptader der

englischen Reichspolitik zu bedrohen, ohne seinen Gegensatz zu Frankreich lösen zu können. Und daran scheiterte es so vollständig.

Sollte sich nicht in England heute die Frage erheben, ob man nicht vielleicht zu viel gesiegt habe? Eine Unzahl von Problemen sind zwischen Finnland und Bagdad und westlich und östlich dieser Linie durch den Ausgang des Krieges neu gestellt, deren bis heute selbst die Staatskunst in London nicht Herr geworden ist. Und der vollständige Zusammenbruch hat in den Revolutionen Osteuropas Kräfte wachgerufen, die den angelsächsischen Kapitalismus des Sieges doch nicht froh werden lassen. Dieser angelsächsische Kapitalismus und Imperialismus hat wohl gesiegt, aber die Welt hat er damit nicht unterworfen. Ihm stellt sich aus dem slawischen Osten ein anderes Prinzip entgegen, das von unten auf den Gegner im Augenblick des Sieges tötlich bedrohen will: der Sozialismus, der Bolschewismus. Die verschiedenartigsten Geistesströmungen, Wünsche, Anschauungen und Begierden sammeln sich heute in diesem Wort, vom höchsten Ideal der Volksbeglückung und Volksversöhnung bis zum gemeinen Raub und Mord, Weltanschauung und Glaube, Wirtschaftssystem und neues internationales Programm wird darin umfaßt. Seltsam, wie der konsequente Marxismus, das Wirtschaftsprogramm für den ausgebildeten und anscheinend zum Absterben bestimmten Kapitalismus gerade im agrarischen Osten Europas diese Stätte findet, daß heute die Räteregierung von Moskau die Vergesellschaftung der Produktionsmittel, die Verstaatlichung des Kapitals durchsetzen will in Gebieten, die erst den Anfang des Kapitalismus sahen, zum Teil noch tief in mittelalterlicher Gebundenheit ihrer Agrarverhältnisse stecken. Täuschen wir uns aber nicht, so liegt gerade in diesen Agrarverhältnissen des Ostens und Südostens der materielle Grund für den Bolschewismus, für seine Verbreitung und seine Kraft. Die Führer mögen überzeugte Marxisten sein und sie wissen, wie zum Beispiel Lenin und Trotzki, sehr genau, was sie prinzipiell von den bäuerlichen Sozial-Revolutionären trennt. Aber die paar Millionen Industriearbeiter in Rußland erklären nicht die innere Kraft des bolschewistischen Regimes, dem fortwährend der Zusammenbruch vorausgesagt wird und das immer noch besteht. Sie erklären noch weniger die bolschewistischen Zuckungen und Kämpfe etwa in den Ostseeprovinzen oder in Rumänien und Litauen. Abgesehen von den allgemeinen Wirkungen des Kriegsausganges, der die Massen in besiegten und in siegreichen Ländern in eine ganz andere Stellung zu Staat, Wirtschaft und Gesellschaft rückt, scheint uns die Hauptkraft des Bolschewismus im Osten Europas im Gegensatz zum Herrn zu liegen, zum großen Besitzer, in der Feindschaft des Bauern und Landlosen gegen den großen Besitz, in dem Halbfeudalismus, der in Rußland und in Polen, in den Ostsee-

provinzen und Litauen, in Ungarn und der Tschecho-Slowakei, in Kroatien und Slowenien wie in Rumänien herrschte und herrscht. Überall spürt man das elementare Verlangen dieser ländlichen Massen nach Aufteilung des großen Besitzes. Es ist die Schicksalsfrage, wie weit diese von osteuropäischen Gedanken getragene oder nur auf östlichem Boden so zu erklärende Bewegung nach Westen vordringt, und es wird weiter die Frage sein, wie sie nach Osten weiterwirkt, in Gegenden, wo sie mit dem Islam zusammenstößt.

Nach beiden Richtungen, nach dem Abendlande wie nach den Ländern des Islam, hofft, glaubt Lenin bestimmt, seine Ideen vortragen zu können — Weltrevolution, genau wie früher Weltpolitik und Weltimperialismus. Und Welt ist hier wie stets in der Geschichte das Gebiet, das ein bestimmtes Zeitalter nach seinem geistigen und kulturellen Horizont umspannt. Man war in Europa stolz darauf — ich habe es 1916 an dieser Stelle einmal ausgeführt —, daß das Gebiet, das unser Horizont umspanne, tatsächlich die Erde sei. Der Weltkrieg hat auch dem Namen nach die ganze Erde ergriffen. Genau so glauben die Bolschewisten inbrünstig an die Revolution über unseren ganzen Planeten hin. Aber schon in dem Programm, das sich die neue dritte Internationale am 3. März 1919 in Moskau gegeben hat — ein sehr merkwürdiges Aktenstück der bolschewistischen Weltpolitik oder eines weltpolitischen Bolschewismus von starker Konsequenz und weitem Blick — sind Lücken. An Indien denkt dieser Bolschewismus, China aber bleibt vorläufig ebenso draußen, wie Südamerika und die Inselwelt des Stillen Ozeans. Wie im Weltkrieg ist auch in diesen Spekulationen die Welt vorerst nur das kontinentale Europa, England und seine Kolonien, Nordamerika, Asien zwischen Ural und Wladiwostok und Bender Abbas.

2

Im Osten ist der Wetterschlag des Kriegsausganges am stärksten niedergegangen. Dort will eine ganze Welt neuer Staaten entstehen, nachdem die Reifen der übernationalen Reiche Rußland, Österreich und Türkei zersprungen sind. Es sei versucht, gewissermaßen schon die Statik dieser neuen Nationalstaaten zu erkennen, obwohl wir überall sehen, wie wenig die Lebensform der einzelnen kraft Selbstbestimmungsrechts und Kriegsausgangs sich neu organisierenden Nationen schon zur starken Rechts- und Machtform geworden ist. Natürlich gehen wir dabei von uns selbst aus, von Deutschland, das trotz aller Verluste des Versailler Friedens immerhin noch ein Gebiet von rund 470000 Quadratkilometer und 60 Millionen Einwohnern bleibt. (Es sei gestattet, hier wie überall im Folgenden die Bewohnerzahl vor dem Kriege zugrunde zu legen, da sich Kriegsverlust

und Geburtenrückgang noch jeder exakten Berechnung entziehen.) Darf die Voraussetzung nicht sein, daß Deutschland als Reich — kleiner als bisher, aber auch heute noch beachtlich und künftig wieder erstarkend — bestehen bleibt, sondern verfiele es einer Auflösung wie Rußland und der alten Kleinstaaterei, so interessiert, was hier ausgeführt wird, gewiß den Ethnologen, die vergleichende Verfassungsgeschichte und die beschreibende Staatslehre, aber nicht den Politiker, der weltpolitische Probleme studiert und zu der Betätigung seines Vaterlandes in ein Verhältnis rücken will.

Die Entente ist bereits fertig mit ihrem Plan, Ordnung und Stil in den Ostwirrwarr zu bringen und tut das in einem sehr bestimmten politischen Willen. Klassisch dafür erscheint uns folgende Stelle aus dem „Echo de Paris" (6. Juni): „Solange Rußland nicht wieder aufgerichtet ist, hat Polen den Germanismus im Osten aufzuhalten. Deshalb muß die polnische Grenze so stark als möglich sein. Vor 300 Jahren hat Frankreich seinen Rang in der Welt behauptet, weil es an der Spitze der Nationen zweiten Ranges stand: Polens, Schwedens, der Türkei, der deutschen Kleinstaaten. Auf diese Tradition muß man zurückkommen, in ihr findet man die Elemente einer Kontinentalpolitik, die Frankreich gestattet, sich gegenüber England und Amerika auf das richtige Niveau zu stellen und Deutschland gegenüber eine feste Haltung einzunehmen. Das große Problem für Frankreich ist die Aussöhnung der polnischen und russischen Idee, die Kombination des Bündnisses mit Polen im siebzehnten Jahrhundert mit dem russischen Bündnis des neunzehnten Jahrhunderts." Diese große historisch-politische Konzeption, deren negative, unbedingt deutsch-feindliche Tendenz ohne weiteres einleuchtet, liegt dem Pariser Friedensschlusse zugrunde. Sie wird durch eine Südostpolitik ergänzt, die die „Barriere" zwischen Deutschland und Rußland mit dem tschecho-slowakischen Staat, mit Großrumänien und Großgriechenland und der Verteilung der Türkei fortsetzen will. Und dieses neue Staatensystem wird durch das englisch-französisch-amerikanische Bündnis verbürgt, das am gleichen Tage wie der Versailler Friedensschluß unterzeichnet wurde, und wird durch eine englisch-amerikanisch-französisch-japanische Verständigung über Rußland und den fernen Osten überschattet, deren Absicht freilich heute klarer und sicherer ist als ihr Gelingen. Dies der konstruktive Wille der Entente, der auch die neuen weltpolitischen Probleme des Ostens noch durchaus und bewußt bürgerlich-kapitalistisch und imperialistisch faßt, gestalten und erhalten will. Aber er ist etwas zu einfach und zu primitiv gegenüber den Gegensätzen und Bewegungen, die das Kriegsende im Osten aufgerührt hat.

Zunächst Osteuropa, in das das östliche Deutschland ohne scharfe Scheidung übergeht und das Elbsandsteingebirge, Sudeten, Karpathen,

Unterlauf und Mündung der Donau vom Südosten Europas scharf genug abheben. Polen soll in ihm die dominierende Macht und der Drehpunkt werden; die Pariser Konferenz will das Pichon-Dmowskische Programm eines (nominell) polnischen Staates verwirklichen. Aus Kongreß-Polen, Galizien und Posen-Westpreußen zusammen umfaßt er schon 250000 Quadratkilometer und 26 Millionen Einwohner, er wird also halb so groß wie das Restdeutschland nach dem Versailler Frieden. Aber er wird allerhöchstens zu dreiviertel polnisch sein, in seinen deutschen, jüdischen, kleinrussischen und litauischen Untertanen von vornherein historische und nationale Gegner haben. Durch ein Lotterieglück ohnegleichen, das sie in keiner Weise selbst verdient haben, durch den Zusammenbruch aller drei Teilstaaten stehen die bürgerlich-kapitalistischen Kreise, die mit den Westgaliziern zusammen den Nationalismus und das Allpolentum vor allem vertreten, heute vor der Erfüllung ihrer Hoffnungen. Sie haben nun zu zeigen, ob sie organisationsbegabt und — ganz besonders! — tolerant genug sind, dieses Staatswesen mit seinen nationalen Gegensätzen und der Unausgeglichenheit seiner kulturellen und sozialen Verhältnisse aufzubauen und lebensfähig zu erhalten. Die Mächte der Tiefe scheinen es von der Industriearbeiterschaft von Lodz und Warschau, der P.P.S. und den anderen, auch jüdisch-sozialistischen Organisationen aus zu bedrohen und zu erschüttern. Aber in Kongreß-Polen war das Verhältnis von Stadt- und Landbevölkerung 24 zu 76 Prozent, in den beiden preußischen Anteilen und Galizien dürfte der Satz nicht viel anders sein. Wenn also der Bolschewismus hier aufkäme, so wird er auch hier den agrarischen Zug tragen wie in Rußland. Sehr bezeichnend, daß in dem Parteigewirr der Warschauer Konstituante die Bauern einen viel stärkeren Einfluß beweisen, als die Sozialisten. Jene haben schon das Agrargesetz vom 10. Juli durchgesetzt, das den Grundsatz der Zwangsenteignung gegen Entschädigung aufstellt und den Großbesitz an der Wurzel bedroht. Wird das neue Polen, dem die industriellen Möglichkeiten einstweilen zerstört sind und dem im preußischen und galizischen Anteil fast ausschließlich Agrargebiete zufallen, eine Bauerndemokratie werden? Große soziale Kämpfe deuten sich damit an, sie werden im Westen, Süden und Osten des neuen Staats den nationalen Gegensatz noch ungeheuer verschärfen. Mit großen Schwierigkeiten feiert Polen seine historische Auferstehung, es will beim Westen, bei Frankreich vor allem stehen, es erwartet vom Westen — für Frankreich soll es der Bürge und Träger eines Teils der verflossenen russischen Staatsschuld sein — finanzielle Hilfe, gegen den protestantisch-deutschen und gegen den orthodox-barbarischen russischen Nachbar verbirgt es nicht alten Haß und nimmt es neue Todfeindschaft auf sich.

In der Verfassung, die in Warschau beraten wird — sie nimmt eine Einteilung des neuen Staates in 15 Wojewodschaften in Aussicht — scheint die Grundfrage noch nicht entschieden, ob der neue Staat zentralistisch oder auf der Grundlage weitgehender Autonomie der einzelnen Teile, also, in merkwürdiger Wiederaufnahme der altgeschichtlichen polnischen Verfassung, föderativ organisiert werden soll. Der letztere Weg würde nach Westen und Osten die Verständigung mit den Deutschen und den Litauern erleichtern, aber von vornherein den gleichen Keim der Schwäche in das neue Staatsgefüge tragen, die den altpolnischen Staat tötete. Noch sind die Dinge im bisher preußischen Anteil ungeklärt. Die Abstimmung hat über Masuren und Oberschlesien noch nicht entschieden, der Danziger Freistaat wird zwar trotz der Völkerbundsgarantie wirtschaftlich und politisch unter der polnischen Souveränität tatsächlich stehen, Danzig wird Polens Hafen und Englands Kontor an der deutschen Ostseeküste. Aber ob Posen und Westpreußen lediglich Provinzen Polens werden oder ein besonderes Staatswesen, das zwar politisch zu Polen gehört, aber wirtschaftlich und kulturell die Brücke zu Deutschland bildet, — ein noch unausgegorener und, wie uns scheint, mehr gutgemeinter als realpolitisch tragfähiger Gedanke — ist noch ebenso ungewiß, wie, ob der Völkerbundsschutz der deutschen und jüdischen Minderheiten so ausreichend sein wird, daß ein einigermaßen erträgliches Verhältnis zwischen uns und Polen möglich wird. Fest steht nur, daß durch Polen und den litauischen Plan der Entente Ostpreußen, von allen Seiten umklammert, in eine unmögliche Lage kommt. Seine nationalen Interessen binden es an Restdeutschland, aber es hat zu ihm nur eine unsichere Brücke und seine Wirtschaftsinteressen weisen es — täuschen wir uns nicht über diese ungeheuere Gefahr! — geradezu zwingend in die Kombination herein, die offenbar den mit der polnischen Geschichte gut vertrauten Politikern in Paris vorschwebt, in die Föderation mit Polen, das, wie in früheren Jahrhunderten, so Ostpreußen einschlösse wie auch Litauen.

National, sozial und zum großen Teil kirchlich steht freilich das Litauertum, das zum nationalen Staat strebt, in Todfeindschaft zu den Polen. Das A und O einer deutschen Ostpolitik, die die Litauer gewinnen wollte, hätte daher eine rücksichtslose Lösung der Agrarfrage zugunsten des litauischen und weißrussischen Bauern und Landlosen, zuungunsten des polnischen Herrn sein müssen. Die deutschen Siege hatten Litauen nicht nur von Rußland, sondern auch von Polen befreit, aber die deutsche Verwaltung verstand nicht, daraus die nötigen Folgerungen zu ziehen. Nun will ein selbständiges Litauen unter einem Präsidenten mit ethnographisch 63000 Quadratkilometern und einundeinviertel Millionen Litauern, dem Anspruch seiner führenden Kreise nach mit 80 bis 90000 Quadratkilometern

und drei Millionen Einwohnern (über die Hälfte Nichtlitauern) entstehen. Ihm weist der Friedensschluß die protestantischen Litauer Preußens, die mit Russisch-Litauen gar nichts gemein hatten, zu und damit den Zugang zum Meer, ein Stück jenes Samaitens, das als Verbindung zwischen dem preußischen und livländischen Teil für den Ordensstaat so lebensnotwendig war. So erbittert Litauer und Polen heute miteinander kämpfen, besonders um das merkwürdige Wilna, das die Litauer als Hauptstadt beanspruchen, in dem aber wohl Polen, Russen und Juden, dagegen fast gar keine Litauer wohnen, so sehr die Tendenzen der beiden Völker gegeneinander gehen und gehen müssen, so wenig die Litauer an sich deutschfeindlich sind -- auch sie werden jetzt durch die Wucht der Entscheidung in die deutschfeindliche Ost-Kombination hereingezogen. Fäden sind trotz allem zwischen Polen und Litauern schon gesponnen, die eben jene Föderation zum alten „jagellonischen" Polen neu knüpfen wollen, in der Polen herrschen würde, Litauen leidlich frei sein und seine Agrarreform durchführen könnte — das Haupthindernis hätte ja bereits der Reichstag in Warschau beseitigt — und England ein zweites Gibraltar in Memel besäße.

Polen will noch mehr. Es beansprucht auch weißrussisches und kleinrussisches Gebiet, — vielleicht wie einst bis hin nach Smolensk und bis zum Dnjepr? — und ganz Galizien, also auch seinen ukrainischen Osten, das Lemberger Gebiet. Es herrscht dort sozial, es will das Petroleumgebiet, es will die direkte Grenze mit Rumänien. Was die galizische Schlachzizenwirtschaft und das Krakauer Wesen — mit dem preußisch-polnischen Bürger- und Bauerntum wird das schon geistig, von aller zu erwartenden Amterrivalität abgesehen, eine seltsame und sehr unharmonische Mischung geben — für den neuen Polenstaat bedeuten wird, kann hier nicht ausgeführt werden. Wichtiger ist, daß er das ukrainische Bauernvolk unterjocht halten will. Gleicher, nur viel schärferer Gegensatz noch, wie in Litauen — die polnisch-ukrainische Todfeindschaft ist eine der ganz großen feststehenden Tatsachen im Problemgewirr Osteuropas! Heute sind die Polen die Stärkeren. Die westukrainische Volks-Republik, zu der sich Ostgalizien als Teil der selbständigen Ukraine erheben und organisieren wollte, hat keinen Boden unter den Füßen. Ihre Armee steht mit den Truppen Petljuras zusammen auf früher russischem Boden und, wie die Ukrainer versichern, hat der Stoß der Hallerschen Truppen in den Rücken der Westukrainer verschuldet, daß Ost- und Westukrainer zusammen den russisch-ukrainischen Bolschewisten nicht standhalten konnten. Nationalukrainisches Land ist so heute nur ein schmales Stück zwischen dem Zbruez, dem alten Grenzfluß zwischen Galizien und Rußland, und Kiew, wo die Sowjetregierung Rakowskis herrscht. Sicherlich wird die Entente wie Wilna und Grodno im Norden, so im Süden das Lemberger Land

Polen zuweisen, wie sie schon das Gebiet der ungarischen Ukrainer der Tschechoslowakei, damit diese eine direkte Grenze mit Polen und Rumänien erhalte, zuwies. Haltbar sind diese Verhältnisse ganz sicher nicht, und wenn etwas die, im Kriege bei uns maßlos übertriebenen, russisch-ukrainischen Gegensätze überbrücken wird, so tut das gewiß diese Ukrainepolitik der Entente.

In Lettland und Estland, den beiden Bauernrepubliken, die nach dem Zusammenbruch der deutschen Ostfront sich im November 1918 als unabhängige Staaten auftaten, dominiert England. Es stützt das, was hier Bolschewismus heißt, das heißt den Haß der besitzenden und nichtbesitzenden Letten und Esten gegen die deutsche Oberschicht und ihr Verlangen nach Aufteilung des deutschen Großgrundbesitzes. In Estland ist ein Agrargesetz ähnlich dem polnischen in voller Vorbereitung, in Lettland geht jedenfalls die Tendenz in gleicher Richtung. Deutschland hat dieses bis zu allerletzt von ihm festgehaltene Gebiet zu verlassen und kann leider seine Söhne dort nicht mehr schützen. Wie oft ist uns im Kriege als Grund für eine Angliederung der Ostseeprovinzen, auf die Rußland angeblich schon verzichtet habe und die es wegen des Zuganges zu dem Hafen doch unbedingt braucht, vorgehalten worden, daß sonst sich England dort festsetze! Man sah nicht, daß gerade dieser Grund eine Verständigung mit Rußland wie über die Ostseeprovinzen so über Finnland geradezu erzwang, da doch Deutschland an der Ostsee nicht Feind Englands, Rußlands und Schwedens sein konnte. Vorbei das alles, alle diese Irrtümer, die so verhängnisvoll geworden sind! Heute organisieren sich Lettland und Estland unter englischem Schutz, zwei Bauernstaaten von etwa einundeindrittel und knapp einer Million Einwohner, Riga und Reval werden gleichfalls englische Kontore und Ösel ein zweites englisches Gibraltar. Vielleicht entsteht eine Ostseestaatenföderation, vielleicht schließt sich Lettland dem litauisch-polnischen Konzern an und vielleicht Estland mit Finnland zusammen – alles, bis ein wieder erstarkter russischer Staat an den Ostseeküsten eine neue Situation schafft.

Auch Finnland wurde durch die deutschen Siege von Rußland frei und deutsche Truppen ermöglichten ihm die erfolgreiche Verteidigung gegen die russischen Bolschewisten. Nach unserem Zusammenbruch warf der General Mannerheim sofort das Steuer herum und schwenkte zu England über, das allein dem von Hungersnot bedrohten Lande Nahrungsmittel vermitteln konnte. In der Wahl des Professors Stahlberg zum Präsidenten am 25. Juli, bei der dieser national-finnische Kandidat die Stimmen der Sozialdemokratie und der Bauern und auch eine große Anzahl bürgerlicher Stimmen erhielt und der allgemein als Sieger geltende Mannerheim durchfiel, sprach sich der finnische Landtag gegen die englische Orientierung aus. Doch war

das zunächst eine mehr theoretische Kundgebung, da Finnland im Ernst aus der Abhängigkeit von England nicht herauskann. Es wurde mit der Wahl mehr der Wille zur Reserve kundgetan, weil das Land erst abwarten muß, was aus Rußland wird, an dem das finnische Bürgertum starke wirtschaftliche Interessen hat. Solange Rußland im Zustand der Schwäche ist, bleibt Finnland nichts übrig, als der englischen Politik nachzugeben, steht es vor den gleichen Fragezeichen, wie das stammverwandte Estland. Daß uns die Finnländer Dankbarkeit bewahren und das protestantisch-germanische Land sich uns verwandt fühlt, verzeichnen wir mit Genugtuung und erwidern wir mit gleich freundlicher Gesinnung, praktische Bedeutung aber gewännen diese im Kriege oft überschätzten Stimmungsmomente erst dann, wenn Deutschland und Rußland erstarkt sind. Im Inneren richtet sich dieses Land von dreihundertsiebzigtausend Quadratkilometern und dreieinviertel Millionen Einwohnern entschieden republikanisch-demokratisch ein, mit sehr starkem, auch durch die Agrarverhältnisse bedingten, sozialen Einschlag, doch mit entschiedener Abweisung jedes Bolschewismus.

Finnland gehört eigentlich schon zu Nordeuropa, auf das ein kurzer Blick nötig ist, weil die finnische Alandsfrage durch den Kriegsausgang gleichfalls ins Rollen gekommen ist. Sie berührt, wie bekannt, Schweden aufs stärkste. Die Pariser Konferenz scheint aber die umstrittenen Inseln unter Garantie des Völkerbundes neutralisieren zu wollen. Das ist eine Verlegenheitsauskunft, die durch die Bemerkung der betreffenden Kommission hell beleuchtet wurde, daß man nämlich zwar Finnlands Unabhängigkeit anerkenne, unmöglich aber Rußlands Interessen außeracht lassen dürfe. Gerade dieser Zusammenhang war geeignet, in Schweden Unzufriedenheit und Mißtrauen hervorzurufen.

Die Probleme des Nordens erfahren ja durch den Krieg direkt keine Veränderung, aber sie werden von den Ausstrahlungen der östlichen Umwälzung doch stark berührt. Schweden wurde von dem großen Druck, den die russische Großmacht auf die Ostsee und ihre Randstaaten übte, frei und genoß die Früchte des deutschen Sieges über Rußland. Andererseits aber erstreckt sich wenigstens in Ausläufern die bolschewistische Bewegung auch nach Schweden mit seinen stark sozialistischen Stimmungen, die möglicherweise auch ein Ansteckungsfeld für die Revolutionsbewegung aus dem Osten bieten. Zugleich bedeutete der Ausfall Rußlands und der Zusammenbruch Deutschlands, daß auch Schweden den englischen Einfluß, der in Norwegen und Dänemark bereits geradezu abhängige Kolonien hatte, nicht mehr Widerstand leisten kann. Es muß mit der Herrschaft Englands am Südufer der Ostsee und der wiedererstandenen polnischen Macht rechnen. Hatten die nordischen Reiche im Kriege mit Sorge die zunehmende Macht Deutschlands verfolgt, so grenzt heute

keine Großmacht mehr an die Ostsee, orientieren sich die neuen Randstaaten nach dem Westen und bestimmen die Angelsachsen die Zukunft der Ostsee. Man muß in Skandinavien fürchten, daß England und Amerika Osteuropa mit Waren versehen werden, daß Polen und die Randstaaten der Ostsee angelsächsische Kolonien werden, daß die nordischen Länder hier keinen Handel im Gegensatz zu den Wünschen Englands treiben können. Zunächst mag das rein materiell nicht von Schaden sein, aber Weiterblickende erkennen, daß eine Zeit kommen kann, wo die angelsächsische Handelsherrschaft einen peinlichen Druck auf den nordischen Handels- und Gewerbefleiß in seinen Bemühungen um Osteuropa üben kann. Doch solange Deutschland und Rußland machtlos sind, wie heute, müssen sich Finnland, Norwegen und Dänemark (diese vielleicht ohne inneres Widerstreben) und Schweden, dieses jedenfalls widerstrebend, damit abfinden, daß die englische Oberherrschaft in der Ostsee eine Tatsache ist, die vorläufig niemand erschüttern kann.

3

Ehe der Blick nach dem Kerngebiet des früheren Zarenreiches gewendet wird, sei erst das Bild der südosteuropäischen Probleme insoweit abgerollt, als hier nötig ist. An Polen schließt sich der tschechoslowakische Staat, 140000 Quadratkilometer und 13 Millionen Einwohner groß. Der jahrzehntelange Kampf des böhmischen Staatsrechtes gegen Habsburg hat heute zum Erfolg geführt, den wohl noch im Sommer 1918 selbst Masaryk und Kramarz nicht für möglich gehalten hätten, obwohl sie auf die Unabhängigkeit ihres Staates und die Bestimmung seiner Geschicke durch die Friedenskonferenz schon lange hingearbeitet hatten. Die Entente konstruiert nun dem Wunsch der tschechisch-bürgerlichen Imperialisten entsprechend eine Art tschechischen Großstaats. Aber wird das neue Polen höchstens zwei Drittel Polen enthalten, so wird der tschechische Staat nicht mehr als zwei Fünftel wirklicher Tschechen umfassen, insofern als sechseinhalb Million Tschechen dreieinhalb Millionen Deutsche, zwei Millionen Slowaken, eine halbe Million ungarischer Ukrainer und vielleicht eine Million Madjaren gegenüberstehen werden. Das ist das alte Österreich in neuer Auflage, nicht der tschechische Nationalstaat, sondern ein Nationalitätenstaat, wie er im Buche steht. Er tritt, während die Differenzen zwischen Tschechen und Slowaken zu überbrücken sind und längst nicht so viel bedeuten, wie die zwischen Serben und Kroaten, in Gegensatz zu den Madjaren, selbstverständlich auch zu den Ukrainern, deren Gebiet um der direkten Grenze mit Polen und Rumänien willen mit ihm vereinigt wird. Er hat den Streit mit Polen um Teschen und das Ostrauer Revier noch nicht bereinigt. Vor allem aber hängt seine Zukunft von der Aus-

einanderſetzung mit den Deutſchen ab, und deren Ausgang wieder bedingt die Stellung des tſchechiſchen Staates zum Deutſchen Reiche, die für ihn von größter Bedeutung iſt. Iſt doch die Elbe als Lebensader des böhmiſchen Wirtſchaftslebens zum weitaus größten Teile ein deutſcher Strom. Gehört doch im Grunde Böhmen mit ſeinem nach Norden gerichteten Geſicht, mit ſeinem ganz weſteuropäiſchen Charakter, mit der Denkweiſe ſeiner ſlawiſchen Bewohner, die der deutſchen am ähnlichſten iſt, viel mehr nach Mitteleuropa als nach Südoſteuropa herein.

Die Tſchechen ſtellen, wie die Polen in unſerem Oſten, ihr hiſtoriſches Recht dem Selbſtbeſtimmungsrecht der Deutſchen entgegen, und durch den Sieg und die Entſcheidung der Entente können ſie die dreieinhalb Millionen Deutſche in Böhmen vergewaltigen. Der Friede von St. Germain gibt ſie den Tſchechen preis und Deutſch-Öſterreich wie wir haben uns zunächſt damit abzufinden. Die bürgerlichen Nationaliſten unter Kramarz wollen auch die Vergewaltigung der Deutſchen. Sie wollen die Herren ſein und ſie können ſich ihren Staat auch nicht anders als zentraliſtiſch-tſchechiſch vorſtellen. Dabei ergaben die Gemeindewahlen, die am 29. Juni nach dem benannten revolutionären Wahlrecht ſtattfanden, daß Deutſch-Böhmen kein gemiſchtſprachiges, ſondern bis auf geringe Enklaven deutſches Land, geſchloſſenes deutſches Siedlungsgebiet iſt. Vergewaltigt können alſo die Deutſch-Böhmen werden, entnationaliſiert jedoch ſchlechterdings nicht.

Dieſe Wahlen, bisher der einzige Gradmeſſer der politiſchen Stimmung, da die Konſtituante nicht aus direkten Wahlen hervorgegangen iſt, ergaben aber noch etwas anderes, nämlich eine ſchwache ſozialiſtiſche Mehrheit. Daher mußte Kramarz zurücktreten, an ſeine Stelle wurde der gemäßigte Sozialiſt Tuſar Miniſterpräſident. Die Bevölkerung Böhmens iſt zu 54 Prozent in der Induſtrie, zu 32 Prozent in der Landwirtſchaft tätig. Das Verhältnis entſpricht dem Satz in Deutſchland, es wird aber auch hier durch den agrariſchen Halbfeudalismus als Nährboden für den Bolſchewismus – wir denken an den Gegenſatz der tſchechiſchen Bauern und Landarbeiter gegen die den tſchechiſchen und deutſchen Bewohnern des Landes im Grunde gleich fremd gebliebenen Schwarzenberg, Lobkowitz, Sternberg uſw. – verſchärft. Daraus iſt auch hier eine agrarſozialiſtiſche Maßnahme großen Stils hervorgegangen, das Geſetz vom 16. April, das gleichfalls die Enteignung des Großbeſitzes gegen Entſchädigung vorſieht.

Der ſozialiſtiſche Sieg und der Kabinettswechſel eröffneten noch eine weitere Ausſicht: bei den Deutſchen hat gerade die Hälfte ſozialiſtiſch geſtimmt. Tuſar nun, der einſieht, daß ein Ausgleich mit den Deutſchen gefunden werden muß, und das ſchon (wie übrigens auch Maſaryk)

mehrfach betont hat, bemüht sich, diese deutschen Sozialisten an seine Seite zu ziehen und durch eine sozialistische Koalition die Einheitsfront der Deutschen aufzulösen. Vielleicht gelingt dann den Arbeitern beider Nationalitäten, einen Ausgleich herzustellen, den das Bürgertum beider Lager in jahrzehntelangen Kämpfen nicht gefunden hat. Das deutsch-tschechische Problem entscheidet über die Zukunft des tschechoslowakischen Staats, der Prag zum diplomatischen Hauptzentrum für ganz Mitteleuropa machen will, der noch nach seiner außerpolitischen Orientierung sucht, der die traditionelle Russenfreundschaft mit guten Beziehungen zu seinem direkt angrenzenden Polen verbinden will, der an der Entente festhalten will und doch Deutschland nicht entbehren kann, der ein Großstaat Südosteuropas werden will und doch viel stärker nach Mitteleuropa gravitierend allezeit etwas im toten Winkel lag und liegen wird. Aus ihm herauszukommen sucht er durch die Slowakei, die Karpathengrenze, die Position in Preßburg, den Korridor zum südslawischen Staat.

Dieser ist auf Grund der Deklaration von Korfu vom 7. Juli 1917 am 24. November 1918 proklamiert worden und soll unter Alexander Karageorgewitsch die rund 12 Millionen Slowenen, Kroaten und Serben umfassen. Die allserbische, von der Tradition Stefan Duschans und der orthodoxen Kirche getragene, Idee will Wirklichkeit werden: die nationale Vereinigung der Serbokroaten mit breitem Küstenbesitz an der Adria. Aber auch hier, wo die Voraussetzungen für den Bolschewismus, dessen Flamme in radikalen Bauernparteien (auch Bulgariens) freilich gelegentlich aufzüngelt, zu fehlen scheinen, mußte eine der ersten Kundgebungen des in Aussicht genommenen Herrschers vom 6. Januar zusagen: „Jeder Serbe, Kroate oder Slowene soll Eigentümer auf freier Scholle sein." Auch hier ist Enteignung und Aufteilung des Grundbesitzes, eine radikale Agrarreform, die namentlich im Banat, in Kroatien, Slowenien, Dalmatien und Bosnien drängt, in Vorbereitung. Weder inner- noch äußerpolitisch steht dies Jugoslawien schon auf festen Füßen. Seine Grenzansprüche sind weder gegen Italien (Fiume) noch Griechenland (Saloniki) noch Bulgarien (Mazedonien) geordnet. Mit der magyarischen, bulgarischen, vielleicht auch italienischen und griechischen Feindschaft tritt es ins Leben, nur mit dem schwachen Rückhalt an der Tschechoslowakei, der lauer gewordenen Ententefreundschaft und vielleicht guten Beziehungen zum Deutschtum, wenn die Ansprüche in Kärnten und Steiermark nicht übermäßig durchgesetzt werden. Und im Innern steht der orthodox-allserbische Zentralismus und Imperialismus im Kampf gegen den Partikularismus der Kroaten, Slowenen, Bosniens, der Herzegowina und namentlich Montenegros, dessen Königtum nicht daran denkt, im jugoslawischen Staate einfach aufzugehen. Doch glauben wir, daß das beste Buch, das in

deutscher Sprache über die südslawische Frage erschienen ist (v. Südland, Die südslawische Frage und der Weltkrieg, Wien 1918), recht hat: „Sobald das Slawentum die führende und Hauptidee ist (und das ist der Fall seit dem Zusammenbruch Österreich-Ungarns, der den Kroaten den Rückhalt ihrer Selbständigkeitsbestrebungen gegen die Serben nahm), ist es einerlei, ob man innerhalb desselben Kroate oder Serbe ist." Die serbokroatischen Gegensätze sind schwächer als die Gemeinsamkeit der Feinde, von denen umgeben der serbokroatische Nationalstaat seine Existenz durchsetzen will.

Östlich von ihm Größer-Rumänien mit der Dobrudscha, Siebenbürgen, Beßarabien, einem Teil der Bukowina, vielleicht auch mit 12 Millionen Menschen, im Innern mit seiner verschleppten Agrarreform und Judenfrage das typische Land für den wirklichen östlichen Bolschewismus, nach außen Herr der Donaumündung, Staat Osteuropas und Südosteuropas zugleich, Feind der Bulgaren, der Ungarn, der Russen (Ukrainer), Freund der Polen, mit denen die Entente die gemeinsame Grenze für ihre beiden Trabanten herstellt, und theoretisch — tatsächlich liegt weder Anlaß noch Beziehung noch Nutzen vor — auch der Tschechen.

Südlich von ihm Größer-Griechenland, wo Venizelos den Traum seiner panhellenischen Politik verwirklichen möchte (vielleicht acht Millionen Einwohner). Mit Italien scheinen die Reibungen in Albanien und im Dodekanes, den Italien bis auf Leros Griechenland zugestanden hat, beseitigt, dafür sind in Smyrna und Vorderasien, wohin der griechische wie der italienische Ehrgeiz reicht, neue entstanden. Als Vasall Englands will Griechenland eine Großmacht im östlichen Mittelmeer sein, in Rivalität mit Italien, in alter Feindschaft gegen Südslawen und Bulgaren, und so strebt es nach möglichst viel vom türkischen Erbe, vielleicht auch nach der Herrschaft in Konstantinopel.

Wenig dringt aus Bulgarien, das von den Wirkungen der furchtbaren Niederlage durchschüttert ist, Mazedonien und die Dobrudscha wieder verliert und auf einen Bestand wie vor dem Weltkriege oder wie vor den Balkankriegen zurücksinkt, mit höchstens viereinhalb Millionen Einwohnern. Und wie Aschenbrödel stehen in diesem Kreise neuer Staaten heute Ungarn und Deutschösterreich, zum Torso beide geschlagen. Denn Ungarn soll von seinen zehn bis elf Millionen magyarischer Bewohner vielleicht nur acht zurückbehalten, auf die Theißebene als Kleinstaat beschränkt sein. Überraschend hat hier der Verrat Michael Karolyis den Bolschewismus in den Sattel gesetzt, den nicht eine besonders starke Industrie-Sozialdemokratie, sondern die Agrarverhältnisse erklären. Ungarn wird gebieterisch an die Seite der Bulgaren und der Ukrainer gewiesen, als Feind der Rumänen, der Südslawen, der Tschechen, der Entente, und wird das

gemeinsame Interesse mit den Deutschen ebenso bewahren wie die Vorzüge seiner geopolitischen Lage, die ihm ein natürliches Übergewicht über alle umgebenden Gebiete verleiht und es zu politischer Einheit zwingt. Das gilt leider nicht von Deutschösterreich: Deutschböhmen verloren, Vorarlberg zur Schweiz abbröckelnd, Nordtirol infolge der Expansion Italiens zum Anschluß an Bayern gezwungen — was bleibt noch zusammen von den elf Millionen Deutschösterreichern, von deren Rest zudem der größte Teil ganz unnatürlich in der 2-Millionenstadt Wien zusammengepreßt ist?!

Schwankend und unbestimmt noch dies neu entstehende Staatensystem Südosteuropas, in dem Italiens Interesse an Deutschösterreich, an Bulgaren, an Ungarn vielleicht die eine Schale wieder mehr herunterdrückt gegenüber den drei, vier Größerstaaten (Großstaaten will nicht aus der Feder, und Kleinstaaten sind es nicht mehr), die die Entente entstehen lassen will! Wird eine Balkanföderation, eine kleinere oder größere Donauföderation, ein Orientbund daraus werden? Blasen der Art steigen aus diesem viel größer gewordenen Hexenkessel ja auf, sicher ist nur, daß der Panslawismus, der soviel beigetragen hat, diesen Trümmerhaufen zu schaffen, nicht die positive ordnende Idee sein wird, wie die russischen Panslawisten vor dem Krieg und tschechische Panslawisten heute noch glauben. Um nur von der Deutschfeindlichkeit geordnet zu werden, dazu sind diese Verhältnisse zu verwickelt. Zudem sind die angeblichen Hegemoniebestrebungen der Deutschen ja heute doch wohl auch in den Augen der Panslawisten erledigt. Prag und Warschau und Belgrad müssen nun sehen, wie sie ihre Staaten aufbauen, und — warten, was aus dem Kerngebiete Osteuropas wird, zu dem wir zurückkehren.

4

Das Ergebnis ist für Rußland im Jahre 1919, daß der große Einkesselungsplan der Entente gegen die Moskauer Bolschewiki nicht gelungen ist und keine Aussicht hat, wieder aufgenommen zu werden. Im Frühjahr dachte sie, in einer riesigen Einkreisung um Moskau die Aktion zu beginnen, zu der die völlige Niederlage Deutschlands Truppen und Kriegsmaterial zur Genüge frei gab. Judenitsch in Estland und Mannerheim in Finnland und Olonez, die Engländer und Amerikaner von Archangelsk und der Murmanküste her, anschließend Koltschak über die Wolga nach Westen vorrückend, an ihn linksanschließend die freiwillige Armee und die Kosaken Denikins, endlich die Ententeexpedition von der Schwarzmeerküste aus im Bunde mit Griechen, Rumänen und schließlich auch Polen sollten die Glieder des Ringes sein. Aber der Plan war viel zu groß, die Truppenzahl überall viel zu gering, die Vorbereitung zum

Teil, wie im Süden, denkbar miserabel, die Kriegsunlust hemmte weiter und der Zweifel, ob man nicht in Koltschak eine ganz aussichtslose Reaktion unterstütze. Nach endlosen Erörterungen über ihre Ostpolitik hat die Entente schließlich im Spätsommer das europäische Rußland samt Kaukasus und Krim geräumt. Auch sie ist des russischen Problems durch Intervention und Gewalt so wenig Herr geworden wie wir. Darum versucht sie, gleichzeitig Koltschak unterstützend, mit Lenin in Fühlung zu kommen (Einladung auf die Prinzeninseln, Nansens Vorschlag, die im Auftrag Wilsons sich vollziehenden Missionen Bullitts) und will in eine Randstaatenpolitik in Lettland, Litauen, Polen usw. treiben und Koltschak von Westsibirien aus das „einige und ungeteilte Rußland" wiederherstellen lassen. Nur Japan weiß, was es will: es unterstützt tatkräftig Koltschak, es nutzt die Schwäche Rußlands im fernen Osten nicht aus und es harrt des Tags, an dem ihm Rußland wieder der Rückhalt werden kann, den sich beide Staaten im Schutz- und Trutzbündnis vom 3. Juli 1916 gegenseitig schaffen wollten.

So ist die große Gefahr für die Sowjetregierung vorübergegangen. Sie „herrscht" in Großrußland bis zur Wolga und über sie hinaus, bis zum Ural. Im Süden ist die Ukraine wohl zum größten Teile auch in der Hand russischer – und ukrainischer – Sowjets, deren Macht nach Südosten der Staat Denikins mit seinen Kosaken vom Don, Kuban und Terek und mit seinen Freiwilligenformationen eine hin- und herschwankende Grenze setzt. Im Westen der Ukraine kämpfen Grigoriew und Petljura in einer radikal-nationalukrainischen Bewegung, die Lenin aber mit Recht als „Ouverture" zum Bolschewismus bezeichnen konnte. Dieser hat aggressive Kraft nach außen im militärischen Sinne und nach Osten beweisen können; der Bolschewismus in den Ostseeprovinzen oder im Westgebiet ist nicht russischer, sondern einheimischer Provenienz. Aber er wirkt fort mit der Idee und Propaganda und hat im Ursitz seiner Macht nicht umgeworfen werden können, trotz des festesten Willens einer halben Welt voller Kriegsmaterial, Soldaten und Geld dazu. Er hat in dieser Zeit sein Wesen gewandelt, den Streik verboten, den Akkordlohn wieder eingeführt, große Zugeständnisse in kapitalistischer Richtung (Konzessionen, hohe Gehälter und so weiter) gemacht, und von der Diktatur des Proletariats ist längst keine Rede mehr. Die Sowjetherrschaft ist nur noch ein Regiment von Condottieri, gestützt auf Prätorianer, die sie gut bezahlt, und von durchgreifender Wirksamkeit nur in den verödenden großen Städten und ihrer Peripherie. Der russische Staat, das Siedlungsgebiet der Groß- und Kleinrussen, ist in eine Unzahl örtlicher Sowjetrepubliken aufgelöst, in denen natürlich zumeist die Bauern den Ausschlag geben. Je länger das dauert, um so mehr geht nicht nur jegliche Industrie

und westliche Zivilisation, sondern auch jede staatliche und administrative Organisation und Überlieferung verloren. Das Land sinkt in die Barbarei und Naturalwirtschaft des Frühmittelalters zurück, an der etwas zu ändern die die Mehrheit des Volkes bildenden Bauern nicht einmal ein Interesse haben. Eine Umkehr zu den alten Verhältnissen vor dem Krieg ist ausgeschlossen, eine Aussicht auf Neuordnung, etwa auf föderativer Grundlage einer Bauerndemokratie, noch nicht zu erkennen, die Hoffnungen der Gegenrevolution, der innerlich gebrochenen und führerlosen Intelligenz und oberen Schicht sind äußerst schwach. Sowohl West- wie Mitteleuropa wünschen, aus verschiedenen Motiven, eine baldige Regeneration Osteuropas, aber vorläufig entzieht es sich, vollends soweit es von Groß- und Kleinrussen bewohnt ist, der politischen Einstellung und Berechnung. Vom ukrainischen Problem im besonderen ist schon das Nötige gesagt. Im Kriege von der Agitation bei den Zentralmächten und von deren Politik, die von vornherein zum Scheitern bestimmt war, zu einer der größten Illusionen künstlich aufgebauscht, wird es heute vom polnisch-russischen Gegensatz, und vom Gegensatz zwischen Bolschewismus und Gegenrevolution nahezu erdrückt.

Solange die Verhältnisse in Rußland so bleiben, solange können die Probleme des Ostens, die darüber hinausliegen, für das der Seegeltung beraubte, auf rein kontinentale Politik angewiesene Deutschland nur ein indirektes und sekundäres Interesse haben. Sie mögen daher noch kürzer und tableauartiger betrachtet werden. Mit dem Zusammenbruch des russischen Staates sind auch Krim und Kaukasus frei geworden und ist in Verbindung mit dem Fall der Türkei die armenische Frage in ein neues Stadium getreten. In der Krim herrscht nach mancherlei Wechselfällen heute eine Sowjetregierung. Sie hat längere Zeit, aber ohne Erfolg, mit den Ukrainern um föderativen Anschluß verhandelt, hier versuchen die Tataren den alten unabhängigen Staat der Ghirej wieder zu errichten.

Im Kaukasus bemühten sich nach Ausbruch der russischen Revolution Tataren, Georgier und Armenier, mindestens autonome Staaten zu errichten. Die Verwickelungen, die daraus im Zusammenhange mit den weitgreifenden türkischen Wünschen entstanden, die Schwierigkeiten für Deutschland, das auf der einen Seite Georgien patronisierte, auf der anderen den Türken freie Bahn ließ, die Seltsamkeiten, die sich daraus auch für die Bakufrage in den unglückseligen Zusatzverträgen zum Frieden von Brest-Litowsk ergaben, alles das gehört heute der Geschichte an. Ursprünglich waren die Führer Georgiens sehr wesentliche Mitglieder der gesamt-russischen Sozialdemokratie (an Namen wie Zeretelli und Tscheidse sei nur erinnert) und hielten an der Zugehörigkeit zu der föderativen Republik fest, die aus der russischen Revolution hervorgehen sollte. Aber die Massenflucht der russischen Armee von der kaukasischen Front im

November 1918, als die Bolschewiki in Petersburg siegreich waren, zerstörte die geringen Ansätze vorläufiger Organisation von ganz Transkaukasien, die hatten gebildet werden können. Das einheitliche Transkaukasien zerfiel wieder, am 26. Mai 1919 konstituierte sich Georgien als unabhängiger Staat. Es hat seine Vertreter nach Paris geschickt, eben jene Tscheidse, Zeretelli und andere, die jetzt die Unabhängigkeit ihres Staates und dessen Anerkennung in Paris durchzusetzen hoffen. Es ist ganz und gar nicht konsolidiert, die charakteristischen noch mittelalterlich-feudalen Agrarverhältnisse, die auch die russische Verwaltung nicht reformierte, könnten dem Bolschewismus die Tür auch hier öffnen. Aber bisher hat sich das Land mit Erfolg dagegen gewehrt. Mit dem Zusammenbruch der Türkei wurde es auch von einer Invasionsgefahr befreit, die nach dem Frieden von Brest-Litowsk und seinen Zusätzen recht gefährlich geworden war. Ob es seine Anerkennung durch die Großmächte durchsetzt, steht noch dahin, ebenso wie sich die Beziehungen zu den beiden Nachbarn gestalten werden, mit denen es trotz alles alten Hasses geographisch und wirtschaftlich verbunden bleibt. Jedenfalls soll ein georgischer Staat von drei- und einhalb Millionen unabhängig erstehen, der seine veraltete Struktur freilich von Grund auf ändern müßte, wenn wirklich eine radikale bäuerliche Republik daraus werden sollte.

Nach dem Zusammenbruch der Türkei ist, so hat wenigstens der glänzend unterrichtete Berichterstatter des „Nieuwe Rotterdamsche Courant" geschrieben, Enver Pascha zu Denikin gegangen. Als dieser auf die Seite der Entente trat, begab sich Enver nach Daghestan und Aserbeidjan, um diesen beiden Freistaaten im Osten des Kaukasus gegen die Engländer zu helfen, die sich in Baku festgesetzt hatten. Im April 1919 erschien er dann plötzlich in Eriwan und begann mit tatarischen Streitkräften einen Zug gegen Armenien. Er hat gehofft, mit Hilfe des Panislamus oder reeller gesprochen: der tatarischen Bewegung den Engländern große Schwierigkeiten bereiten und die jungtürkische Herrschaft wieder errichten zu können. Das ist nun nicht gelungen. Aber noch einmal ist damit über die unglücklichen Armenier Heimsuchung hingegangen, die sie im Weltkrieg so ungeheuer dezimiert hat. Man rechnet ja, daß über eine Million Armenier bei dem bekannten Abtransport in den Kämpfen mit Rußland am Anfange des Weltkrieges zugrunde gegangen sind. Nun verlangt auch diese Frage, eine der schwierigsten und heikelsten, ihre Lösung von der Pariser Konferenz. Die russische Sowjetregierung hat schon im Januar 1919 das Recht der Armenier in der Türkei und Rußland auf Unabhängigkeit und Selbstbestimmung durchaus anerkannt. In Paris sind auch Vertreter der Armenier erschienen und haben im Februar ihre Forderungen eingereicht auf einen unabhängigen armenischen

Staat, gebildet aus den sieben türkischen Vilajets (das siebente ist Trapezunt, dessen die Armenier als Zugang zum Meer bedürfen und über das sie sich mit den Griechen einigten), Cilicien und dem armenischen Gebiet im bisher russischen Kaukasus. Das ergäbe ein Staatswesen, wie es seinerzeit Miljukow forderte, nur daß es jetzt unabhängig werden will, während die russische Politik es in Verbindung mit Rußland errichten wollte. Die armenischen Vertreter verlangen ferner den Schutz der Entente oder des Völkerbundes, der durch eine besondere Schutzmacht auszuüben wäre, und Entschädigung für die ungeheueren Verluste während des Krieges. Sie haben Wilson um Zulassung zur Pariser Konferenz gebeten, dieser hat den Wunsch aber in einem höflichen Schreiben abgelehnt. Welche Lösung die armenische Frage findet, ist auch noch ganz in der Schwebe. Sie gehört ja schon in das Programm der Verteilung der Türkei, über das eine endgültige Einigung in Paris noch nicht erzielt ist. Armeniens Wert als weltpolitischer Brennpunkt, der auf der geographischen Lage dieses Hochplateaus beruht, bleibt für die vorderasiatischen und mittelasiatischen Verhältnisse der gleiche, er wird auch durch die ähnliche, geographisch nicht so tief begründete Bedeutung Georgiens nicht erschüttert.

Im Osten des kaukasischen Landes haben die Tataren versucht, einen Staat zu schaffen. England war in ihr Gebiet schon vorgestoßen; nachdem es Persien so gut wie ganz unterworfen hatte, umfaßte es das Kaspische Meer im Süden auf beiden Seiten, sowohl in Krasnowodsk, wie in Baku. Gelegentlich spielte diese Position der Engländer sogar eine Rolle in jenem Einkreisungsplan gegen die Sowjetregierung, man glaubte von hier aus vorstoßen und Denikin über Baku Hilfe bringen zu können. Das war wohl von vornherein phantastisch, heute ist alles das unmöglich, denn England ist aus dieser Position herausgegangen. Die tatarisch-türkische Welt des früheren Rußlands ist sich selbst überlassen. Sicheres über die Zustände in Baku und in diesem Tatarengebiet ist sehr wenig bekannt, nur ist wohl anzunehmen, daß die Petroleumindustrie in Baku so ziemlich ruiniert sein wird.

In Turkestan existiert eine bolschewistische Republik, mit dem Mittelpunkt Taschkent, die den Osten und die Bahn durch die nördliche Steppe beherrschen soll. Vom europäischen Rußland ist sie durch die Orenburger Kosaken unter Dutow abgeschnitten, doch ist zeitweilig diese Sperre durchbrochen worden. Die Sarten hatten sich im Dezember 1917 für unabhängig erklärt, wurden aber in einem fürchterlichen Blutbad in Kokand von den russischen Bolschewiki unterworfen. Die Turkmenen, Chiwa und Buchara sind auch von Revolution und bolschewistischer Welle berührt worden, doch herrscht dort der russische Bolschewismus nicht. Wieviel an den Nachrichten über das Eindringen der Engländer in Turkestan

richtig ist, ist nicht zu kontrollieren. Im Zusammenhang mit der ganzen Rückzugsbewegung, die England auch in diesem Gebiet eingeleitet hat, wird vermutlich diese russische Kolonie im wesentlichen sich selbst überlassen, sicherlich mindestens die Baumwollenausfuhr unmöglich, wahrscheinlich aber auch (nach einem Moskauer Funkspruch vom 18. Juli) der Baumwollenbau selbst ruiniert sein, weil das kunstvolle Bewässerungssystem in den Kämpfen und der eingerissenen Unordnung verfallen ist.

Nördlich Turkestans haben die Kirgisen eine Art eigenen Staat unter dem Namen Alasch Orda ausgerufen. Auch hier sind russisch-bolschewistische Unruhen und Kämpfe vorgekommen. In die ganze islamische Welt des früheren Rußlands, die bürgerlich und sozialistisch ist, ist ein starker Zug zur nationalen Autonomie gekommen. Wie weit er ausreicht, um für die Tataren, für die Sarten, für die Kirgisen und für die unter den russischen Mohammedanern am höchsten stehenden Wolgatataren eine eigene Staatlichkeit zu begründen und zu sichern, dafür fehlen uns heute alle Maßstäbe des Urteils. Die Moskauer Sowjetregierung gibt jedenfalls diese Gebiete noch nicht auf. Sie ist sich der Bedeutung des Islams und des Orients für das Schicksal der Weltrevolution durchaus bewußt. Im Volkskommissariat für auswärtige Angelegenheiten gibt es eine eigene Orientabteilung und gleich zu Anfang seiner Regierung wandte sich Lenin in einem besonderen Manifest an die Mohammedaner und die Nationen des mittleren und fernen Ostens. Sie richtet ihre Blicke ebenso auf Bundesgenossenschaft in Afghanistan, in Persien und Indien. Ob der Islam überhaupt eine Werbestätte für die bolschewistische Idee ist, ist freilich sehr zweifelhaft. Es gibt Kenner des Ostens, die meinen, für Asien sei der Bolschewismus nicht gefährlich, die islamische Welt sei gegen die bolschewistische Propaganda gefeit. Wir wagen kein Urteil in dieser Frage, aber wir stellen sie – sie ist ohne Zweifel eines der wichtigsten Probleme für die weitere Zukunft des Ostens.

5

Aus dem Bestande der niedergebrochenen Türkei sollen Mesopotamien und Arabien in Abhängigkeit von England treten, das damit die größte mohammedanische Macht wird und auch das Kalifat in Abhängigkeit von sich bringen will. Palästina wird, wie es scheint, unter englischer Schutzherrschaft ein autonomer Judenstaat, in dem der Zionismus in die Tat umgesetzt werden soll, sich aber freilich erst mit den zahlenmäßig weit überlegenen Arabern auseinandersetzen muß. Auf Syrien erhebt Frankreich Anspruch, in Vorderasien wollen Griechenland und Italien wichtige Faktoren in dieser neuen Verteilung der Macht werden. Als eigentlich türkischer Staat bleibt dann nur Nord-Anatolien, wo etwa in Brussa der Sultan

über ein Volk von rund zehn Millionen Türken weiter regieren soll. Wie sich aber die Türken mit Erfolg gegen die Griechen in Vorderasien zur Wehr setzen, so haben sie auch mit Erfolg gegen diese völlige Zerstörung ihres Staates und der Bedeutung von Konstantinopel remonstriert. Es ist dabei von großer Bedeutung, daß die Vertreter der 72 Millionen indischer Mohammedaner in der Lage waren, einen so starken Druck auf die Engländer auszuüben, daß die bisherige Entscheidung über Konstantinopel nicht definitiv wurde. Wenn auch der Panislamismus im Kriege ein Schemen ohne Bedeutung war, auf das in Deutschland sehr unberechtigte Hoffnungen gesetzt wurden, so ist das Solidaritätsgefühl unter den Moslems der Welt doch stark genug, um ein Entente-Einlenken erreichen zu können. Was den Agenten von Konstantinopel im Kriege nicht gelang, geschah jetzt plötzlich von selbst. Der Islam wurde durch die Kunde aufgestört, daß die Ungläubigen die heiligen Stätten im Hedschas, in Mesopotamien und Konstantinopel sowohl wie Jerusalem unter ihre Herrschaft bringen und daß sie den Kalifen von Konstantinopel durch einen anderen unter ihrer Aufsicht ersetzen wollten. Eine Bewegung aus dem Volke gegen den Plan, das osmanische Reich als selbständigen Staat für tot zu erklären und den Sultan seiner Würde als Beherrscher der Gläubigen zu entkleiden, entstand und diese merkwürdige Bewegung von Britisch-Indien über Persien, Afghanistan, Mesopotamien, Ägypten hin ist um so bedeutungsvoller, als unzweifelhaft heute auch die siegreiche Entente nicht mehr die militärische Kraft hat, auf diesem ungeheueren Gebiete über solche Widerstände der Bevölkerung mit Gewalt obzusiegen. Und Amerika scheint sehr geringe Neigung zu haben, das Mandat über Konstantinopel zu übernehmen und sich damit in dies Gewirr von Religions- und Rassenkämpfen zwischen Konstantinopel und dem Persischen Golfe hereinzubegeben.

Auch Persien ist mit seinem Anspruch, gehört zu werden, in Paris erschienen. Es fordert seine volle Unabhängigkeit und die Aufhebung aller Verträge, die ihm während des Krieges aufgezwungen worden sind, namentlich der englisch-russischen Abkommen von 1907 und 1916. Seit Anfang 1919 sind die persischen Vertreter, eingeladen von England, in Paris, aber die Anerkennung ist ihnen bisher noch verweigert worden. England hat das Land wohl im ganzen noch in der Hand. Einmal hat Reuter gemeldet, daß die russischen Bolschewiki die Verbindung mit Indien über Afghanistan hergestellt hätten. Kämpfe zwischen Engländern und Afghanen haben sich an den altbekannten Stellen im Mai und Juni abgespielt und sind durch Waffenstillstandsverhandlungen beendet worden. Aber auch hier versagt unsere Kenntnis für ein Urteil, ob große Probleme vorliegen oder nur vorübergehende Störungen des englischen Übergewichtes. Die Be-

wegung in Indien jedenfalls, über die die „Times“ am 19. April schon unter dem Titel „Offener Aufruhr in Indien“ schrieb, hat während des Krieges weltpolitische Bedeutung nicht gewinnen können und ist darum, so wichtig sie für das englische Weltreich ist, hier zu übergehen, selbst wenn es richtig sein sollte, daß die indischen Unruhen wirklich in Verbindung mit den russischen Bolschewiki stehen. Im Augenblick ist weltpolitisch wichtiger das große Ergebnis des Krieges, daß Indien vom russischen Druck befreit ist und niemand auf der Welt England in seinem Besitz stören kann, wenn er nicht von innen heraus durch die (im Kriege bei uns auch weit überschätzte) Selbständigkeitsbewegung der Inder gefährdet wird.

6

So bleibt noch der ferne Osten, zu dem die Verhältnisse in Sibirien überleiten. In Westsibirien regiert, wie erwähnt, Admiral Koltschak in Omsk. Anscheinend hat der gesunde Sinn der westsibirischen Kolonisten russischer Abstammung über die bolschewistische Invasion gesiegt und herrscht bis zum Baikalsee eine nichtbolschewistische Ordnung. Von den Hoffnungen, die die Gegenrevolution darauf setzt, wurde bereits gesprochen. Es wäre auch wohl möglich, daß die mit dem Mutterlande ganz eng verbundene, in den letzten zwei Jahrzehnten lebhaft aufgeblühte Kolonie mit ihren gesunden Verhältnissen, ihrem natürlichen Reichtum und ihrer Entwicklungsfähigkeit die Erneuerung brächte. Sibirien steht ja zum europäischen Rußland nicht in dem Verhältnis, wie etwa Turkestan, sondern es ist, wie Fridjof Nansen gesagt hat, „keine Kolonie, sondern ein vergrößertes Vaterland“. Das gilt freilich um so weniger, je weiter die Entfernung vom Ural und Moskau wird. Im Rücken des Koltschakschen Staatswesens, wenn wir diesen Ausdruck brauchen dürfen, das sich Japans Unterstützung erfreut und mit Hilfe des sibirischen Goldes sich sogar eine eigene Währung schaffen konnte, existieren verschiedene Sowjetregierungen, von denen wir nicht wissen, aus welchen Elementen sie gebildet werden. Ruhig sind die Verhältnisse dort sicher nicht, ohne Zweifel blickt vor allem Japan argwöhnisch auf sie hin und mit Japan die anderen Mächte, die mit ihm zusammen den Schutz und die Kontrolle der sibirischen Eisenbahnen übernommen haben und ausüben. Und so treten wir in den Umkreis der Probleme des fernen Ostens.

Unter den schwierigen Fragen der Pariser Konferenz ist die ostasiatische nicht die geringste. Der Raum gestattet nicht, die innere Entwicklung Chinas ausführlich darzustellen, es ist auch hier nicht nötig. Das Reich der Mitte hat jedenfalls bis heute die Unruhe und den inneren Zwist nicht überwunden, in die es 1910 durch den Sturz der Mandschu-Dynastie gestürzt wurde. Und so sind diese dreihundertfünfzig Millionen Chinesen wehrlos gegen die Ansprüche, die die fünfundfünfzig Millionen Japaner

aus ihrer Beteiligung am Weltkriege und noch mehr an der Weltpolitik während des Kriegs sicherstellen wollen.

Die Leistungen Japans im Kriege sind militärisch lächerlich gering. Es hat Kiautschau erobert und sich sonst auf die Entsendung von Offizieren, Ingenieuren und Kriegsmaterial beschränkt, außerdem nur ein paar Kanonenboote ins Mittelmeer geschickt. Die Lockungen aus Frankreich 1915 und 1916, Soldaten nach den Kriegsschauplätzen Europas zu schicken, hat es immer konsequent abgelehnt. Dafür suchte es sich diplomatisch, während seine Bundesgenossen im Kriege verstrickt waren und Amerika immer stärker in den Weltkrieg hereingezogen wurde, zur Vormacht Ostasiens zu machen. Mit seinen einundzwangig Punkten, die es China am 6. Mai 1915 aufzwang, wollte es den chinesischen Norden wirtschaftlich und militärisch unterwerfen. Am 3. Juli 1916 schloß es mit Rußland das erwähnte Bündnis, in dem sich beide Teile verpflichteten, China gegen die Pläne irgendeiner dritten Macht zu „schützen" und einander auch militärisch zu helfen. Aber hinter diesem Vertrag stand sowohl bei Japan wie bei Rußland der Gedanke, mit Deutschland zum Frieden zu kommen und sich dafür gegenseitig Rückendeckung gegen die bisherigen Verbündeten zu schaffen. Wie diese Kontinentalpolitik durch die deutsche Polenpolitik und später durch die russische Revolution gestört wurde, ist bekannt. Japan verlor den Rückhalt an Rußland, den es mühsam im Kriege wieder gewonnen hatte, und war völlig isoliert gegenüber Wilson und Lloyd George. Es hatte freilich Geheimverträge mit Rußland, England und Frankreich in der Tasche, die ihm seine Ansprüche auf Schantung und auf die deutschen Südseekolonien nördlich des Äquators erfüllten. Das war die Gegenleistung der Entente für Japans Zustimmung, daß sich China am Weltkriege beteilige. Außerdem meldete Japan den Anspruch auf Anerkennung der Gleichheit der Rassen im Völkerbund an, den Amerika und England, wegen seiner Kolonien, und schließlich Frankreich ebenso unbedingt ablehnten. In seiner Isolierung und Machtlosigkeit hat Japan in Paris sehr geschickt operiert, wenn es sich auch mit weniger abfinden mußte, als es wünschte. In der Südsee erhielt es nichts, seine Rassenforderung ließ es fallen, dafür erwarb es im Friedensvertrag von Versailles alle deutschen Rechte auf Kiautschau und Schantung. Den wichtigsten Teil seiner Kriegsziele hatte es durchgesetzt.

Diese Rechnung war aber ohne China und ohne die Opposition in den Vereinigten Staaten gemacht. China erkannte nicht an, daß Japan ein Gebiet von achtunddreißig Millionen Einwohnern, die Wiege der chinesischen Zivilisation und die Grundlage für die wirtschaftliche Beherrschung Nordchinas, erhalte. Es verlangte die Rückgabe und verweigerte unter Hinweis auf seine Kriegsleistungen die Unterschrift des Friedens.

Dieser Widerstand Chinas erhielt eine große Verstärkung aus Nordamerika. Die Geheimabkommen der Entente hatten sich stärker erwiesen als die Wünsche in der Union, Wilson hatte China betrogen und sowohl gegen die grundsätzlichen Anschauungen wie gegen die Interessen seines Volkes gehandelt. Darum richtete sich die Opposition des Senats beim Friedensvertrag tatsächlich weniger gegen den Völkerbund als gegen die Ausschaltung wichtiger amerikanischer Interessen im fernen Osten.

Aus früherer Zeit besteht noch das englisch-japanische Bündnis, aber es ist weit davon entfernt, im Ernst und reell jenes englisch-amerikanisch-französische Bündnis zu ergänzen, das mit dem Versailler Frieden zugleich abgeschlossen wurde. In England spricht man vom Bündnis mit Japan gar nicht mehr, im Streitfall dürfte England bei Amerika stehen. Deshalb arbeiten England und Amerika darauf hin, die Eisenbahnen in China dem Völkerbunde zu unterstellen, das heißt den Völkerbund zu benutzen, um für England und Amerika ein Übergewicht in China zu gewinnen. Aber das kann weder China noch Japan ertragen. Zwischen beiden herrscht heute noch Mißtrauen, ja Feindschaft. China, aus innerer Schwäche vom Anfang bis Ende des Krieges nur Spielball fremder Mächte und international hilflos, kann sich nur mit Worten gegen das Streben Japans wehren, hier eigene Kohlen und Eisenfelder, die ihm bisher fehlten, zu erwerben. Aber China wird durch Wilson in eine Amerika-feindliche Stellung und dadurch automatisch zur Verständigung mit Japan gedrängt. Und dieses kann ohne China nicht leben. Findet es eine Form, die seinen Bedürfnissen gerecht würde, ohne Chinas Integrität und Unabhängigkeit schwer zu beeinträchtigen, so könnten wohl diese beiden Mächte sich finden, wozu die Haltung der Pariser Konferenz in der Rassenfrage noch beitragen mag. Sehr unbestimmt und im Nebel der Zukunft verschwimmende Perspektiven, von denen wohl nur sicher ist, daß der Völkerbund dieser Probleme nicht Herr wird und daß Nord-Amerika und Japan, welch letzteres heute schon die Unabhängigkeit der Philippinen verlangt, in einem bisher nicht lösbaren Gegensatz stehen!

7

Wie die Entente diese Probleme zwischen dem Böhmerwald und dem Stillen Ozean lösen will, wurde gesagt: Randstaatenpolitik von Finnland bis zum Ägäischen Meer – Bundesgenossenschaft mit einem bürgerlich-demokratischen Rußland – Auflösung der Türkei in Protektorate – englisch-amerikanisch-französische Erschließung Chinas – englisch-amerikanisch-französischer Garantievertrag zunächst für den Versailler Frieden, der aber natürlich auch die folgenden Abmachungen mit Deutschösterreich, Bulgarien und der Türkei decken wird und der die amerikanisch-japanische

Spannung durch das englisch-japanische Bündnis und Japans Isolie-
ung ungefährlich machen soll. In diesem System, dessen Zweck die
Erhaltung der angelsächsischen Weltherrschaft sein soll, steckt einmal
ener unlösbare Widerspruch der Polen- und Rußlandpolitik. In dem
Bündel von Kleinstaaten – zwischen ein und zwölf Millionen Einwohnern,
ur Polen wird ein Mittelstaat werden – quillt aber überhaupt die Fülle
er Probleme, der gegenseitigen Reibungen und Bedingtheiten über die
ationelle Beherrschung durch ein oder mehrere Kabinette hinaus. Und
ı ihm hat heute im großen und ganzen die militärische Kraft der Entente
ufgehört, im bisherigen Maße bestimmend zu sein. Was aber ist nicht
lles irrationell in diesen neuen Problemen des Ostens! Werden die neuen
Staaten mit ihren schwankenden sozialen Verhältnissen und in ihrer
ntoleranz gegen die Minderheiten lebensfähig werden? Wird die Bal-
anisierung, zu der der Zusammenbruch der vier Großmächte in Europa und
Vorderasien geführt hat, bald ausgeglichenen Machtverhältnissen weichen?
Was wird aus Deutschland, das noch mitten in seiner Revolution steht?
Was wird aus Groß- und Kleinrußland, das noch keinen Ansatz zur
Wiedergeburt erkennen läßt? Wird der Bolschewismus weiter um sich
reifen sei es zur Weltrevolution schlechthin, sei es auch nur zu einer revolu-
onären Umgestaltung der agrarischen Besitzverhältnisse? Wird der
ürkische, indische, russische, arabische Islam staatenbildende Kraft erweisen
nd wird er immun gegen den Bolschewismus bleiben? Wird sich China
ieder zu einem starken Einheitsstaat erheben oder werden Japan und
merika um die Herrschaft dort bewaffnet kämpfen? Und wie weit wird
chließlich Nordamerika Macht und Einfluß nach Europa und dem fernen
Osten erstrecken wollen oder wird es vielleicht seine Politik eher gegen
Mexiko, in Südamerika und im Stillen Ozean, wo ihm auch überall der
Japaner rivalisierend in den Weg tritt, wieder stärker betonen?

Der Frieden von Versailles ist bestimmt kein Abschluß, wie der von
Osnabrück und Münster oder wie der Wiener Kongreß. Wir stehen
st im Anfang einer neuen Gestaltung der Welt, auf die der Pazifismus
ıd der Sozialismus von Grund aus umgestaltend einwirken wollen.
Viel, sehr viel wird von diesen beiden Komplexen revolutionärer Ideen,
e mit unerlaubter Kürze in diesen beiden Schlagworten zusammenge-
ßt sind, – hier mehr, dort weniger, je nach den geschichtlichen Vor-
bedingungen des Landes – in die alten und die neuen Staatenbildungen
ngehen, die alten, die den Weltkrieg überdauern, die neuen, die aus ihren
erstörungen hervorgehen. Und doch werden diese beiden großen Prinzipien
e bleibenden Bedingungen des Staatslebens und der Staatenbildung
cht beseitigen. Geographie und Geschichte, Sprache und Kultur werden
e früher historisch-politische Individualitäten schaffen und erhalten, die,

auch wenn die Welle der Weltrevolution über sie hinweggehen und auch wenn der Völkerbund seine Tätigkeit noch so weit ausdehnen sollte, weder im internationalen Sozialismus noch im internationalen Pazifismus untergehen werden zu einer in ihren Gliedern ganz gleichen Gemeinschaft der Menschheit über die Welt. Von 1789 bis 1815 haben die Kämpfe gedauert, die die Französische Revolution einleiteten. Möglich, vielmehr wahrscheinlich, daß der Weltkrieg eine ähnlich lange Periode von Kämpfen eröffnet hat. Aber wie damals, wird auch jetzt daraus hervorwachsen ein neues System von Staaten, von Mächten im Sinne Rankes, die sich anziehen und abstoßen und innerhalb deren Deutschland seine Stellung wieder finden muß.

Nachdem wir zwei Jahrzehnte allzusehr in den Wolken gesegelt sind und in unserer geographischen Naivität und Unkenntnis des Auslandes weltpolitisch völlig gescheitert sind, müssen wir heute endlich vom Nächsten ausgehen. So kindlich wie vordem kann Deutschland nicht mehr auswärtige Politik machen, da es von Berlin-Bagdad schwärmte und die dazu notwendigen Beziehungen zu Rumänien nicht auf feste Grundlagen stellte oder da es vom Bund mit Japan sprach und gleichzeitig Rußland zertrümmern wollte. Und nachdem der Ausgang des Weltkrieges Deutschland gelehrt hat, daß kein Opfer groß genug gewesen wäre, mit dem Rußland hätte verhindert werden können, in den Bund mit England hinüberzugleiten, wird man in Deutschland auch lernen, daß für politische Vorteile auch politische Opfer gebracht werden müssen. Auf dem schwankenden Boden der revolutionären Verhältnisse, auf dem wir stehen, blicken wir um uns nach der neuen auswärtigen Politik unseres Staates. Kolonien und Flotte sind verloren, nur Kontinentalpolitik können wir treiben, zur weltpolitischen Konzentration, von der ich in dieser Zeitschrift 1916 schrieb, sind wir heute gezwungen. Dafür sind die 60 Millionen Reichsdeutsche, 10 Millionen österreichische Deutsche, 10 Millionen Madjaren, 30 Millionen Ukrainer, 80 Millionen Großrussen der gegebene Block, 200 Millionen Menschen in Mittel- und Osteuropa, die sich gemeinsam orientieren können und müssen, in gemeinsamem Interesse, in gemeinsamer Gegnerschaft, in gemeinsamem Leiden. Das ergibt für uns, daß wir uns mühen um gute Beziehungen zu Tschechoslowaken und Südslawen, zu Letten, Litauern, Esten und Finnländern und vor allem zu den Russen. Wer zu diesen als erster Staat kommen kann, der Rußland Hilfe wirklich Hilfe bringt, –, darüber sind sich Freund und Feind einig –, wird in diesem Lande, aus dem ja doch wieder etwas werden wird, eine große Stellung einnehmen. Wir werden uns bemühen, weil wir es müssen, auch zu Polen in gutem Verhältnis zu stehen. Auf die Dauer wird das schwer möglich sein, weil wir die uns entrissenen Deutschen

icht aufgeben, weil wir Ostpreußen festhalten wollen, das Polen beanspruchen wird, und weil wir die Ostseeküste brauchen, wie in der Vergangenheit. Es hat keinen Zweck, zu verschleiern, daß unter den neuen weltpolitischen Problemen des Ostens für uns die Polenfrage weitaus die wichtigste ist und daß weltpolitisch Deutsche und Polen Freunde nicht in können, Deutsche und Russen aber gemeinsam die Barriere durchoßen müssen, die die Entente zwischen ihnen ziehen will. Was über iese slawische Welt im Osten hinaus liegt, rückt uns heute ferner. Denn ; hängt von dem ab, was dazwischen wird, zwischen der bisherigen Reichsgrenze und der Wolga und dem Kaukasus, und es hängt des eiteren davon ab, wie die amerikanische Politik sich entwickelt, die sicher e engen Beziehungen zu England nicht aufgeben, aber ebenso sicher icht Englands Sklave werden, sondern sehr selbständig sein wird.

Wir können heute nur allererste Linien auf einem Gebiete ziehen, auf em alles noch fließt, auf dem die bisherige bürgerlich-kapitalistische Staatenolitik, bei uns und im Osten zusammengebrochen, im Westen noch sehr bendig, in neue Formen und Ideen übergehen will und eine bunte Fülle euer Staaten und Stätchen nach Unabhängigkeit und Eigenleben drängt. Beherrscht wird doch zunächst alles durch den überwältigenden Sieg Englnds, das von einem Ende der Welt zum andern seine Fäden gesponnen at. Nur „immerfort das Nächste denkend, immerfort sich selbst beschränkend", können wir uns in diesem Wirrsal zurechtfinden, im Bestreben, nach der Niederlage durch die Angelsachsen nicht auch noch Sklaen der angelsächsischen Ideenwelt zu werden, und im Bestreben, zu den Slawen in ein anderes Verhältnis zu kommen, auch Seele und geistiges Wesen der Slawen besser zu verstehen als bisher. Dreifach scheint uns eute Pflicht und Aufgabe unserer großen Politik zu sein: Zuerst die ntinental-europäische Politik im Sinne der Herstellung einer europäischen Arbeitsgemeinschaft auf der Grundlage der nächsten Interessen und ihrer Möglichkeiten. Sodann ein anderes Verhältnis zur slawischen Welt, zu Russen und Tschechen vorerst. Schließlich ein klug berechnetes Verhältnis ı Nordamerika. Zwischen England, den Vereinigten Staaten und Japan geht in Zukunft das weltpolitische Spiel, in ihm müssen, wieder starkend, Deutschland und Rußland die Stellung und das Verhältnis ueinander finden, die trotz aller Schwierigkeiten eine weitschauende und o nötig opferbereite Politik Deutschlands in der Vergangenheit hätte inden müssen.

Aufruf

von Rhodus

Es wird bald so weit gekommen sein, daß es in Deutschland keine Menschen mehr geben wird, sondern nur noch Angehörige von Parteien – nicht anders, als es früher nur Angehörige von Staaten gab.

In den siegreichen Staaten mögen heute noch Kapitalismus und Militarismus, vom Sieg gebläht und von der scheinbaren Lehre genährt, daß mit Kriegen doch noch etwas zu erreichen sei, wie vollgefressene Götzen, stärker, breitbeiniger und dickbäuchiger dastehen denn je. Die besiegten Länder, hatte man gehofft, würden davor bewahrt bleiben, doch nein, auch sie – sie bringen sich um die Früchte ihrer Niederlage; und der Kapitalismus ist in ihnen nicht besiegt, sondern nur die frühere Form von ihm. Ein neuer, anderer Kampf tobt in ihnen. Welches sind seine letzten Ziele? – noch nichts davon! Weshalb aber zittert und bebt ganz Deutschland? Weshalb zittern die Bürger? Aus Angst, ihr Geld zu verlieren. Weshalb beben die Massen? Aus Hoffnung, es zu bekommen. Was immer die letzten Ziele sein mögen – welches ist das erste Mittel, sie zu erreichen? Aufpeitschung der Massen und ihrer Gier, Aufpeitschung aller Schichten und ihrer Habsucht. Und das zweite Mittel? Es ergibt sich von selbst: der Kampf! Und die Gesinnung: der Haß!

Und gerade jene, die am meisten von Völkerverbrüderung gesprochen, die am meisten das alte Regime, den alten Geist gehaßt haben, weil sie den Krieg heraufbeschworen haben, gerade sie sind auf den Trümmern des alten Regimes die Führer im neuen Kampf, die Sänger und Propheten des neuen Hasses. Gruselt ihnen nicht? Sie, die gewiß einmal in schöner Menschlichkeit gegen das Böse sich erhoben haben. Gruselt ihnen nicht, da sie in anderer Form dasselbe Bild vor sich sehen: neue Fronten, neuen Haß, neue Schlachtberichte, neue Bulletins? Wollten sie das? Wollten sie das wirklich?

Seit fünf Jahren begeht Europa Selbstmord. Er tobt sich in den Schlachten aus. Aber ärger ist, daß die Welt seit eben so langer Zeit geistigen Selbstmord begeht, der sich darin äußert: daß die Geistigen zu den Ungeistigen niedersteigen, oder, was das Sonderbarste ist, nur bedingt geistig bleiben, das heißt, daß sie den Krieg zwischen den Nationen verachten, einen anderen Krieg aber achten. Wo sind jene, die gegen den Haß gepredigt haben? Die nicht an Gewalt geglaubt haben? Ich rufe sie auf! Die den Kapitalismus verachtet haben? Sie wollten doch nicht nur die Kapitalisten vernichten, sondern doch gewiß den Kapitalismus, diese Ausgeburt des Materialismus in der Welt? Und nun rufen sie

auf zu Kämpfen für eine bessere Welt — und jeder einzelne ihrer Armeen ist materieller denn je!

Erwachen sie nicht endlich? Greifen sie sich nicht an den Kopf und sehen sie nicht endlich, daß sie mit diesen Mitteln, auf diesem Weg die Welt nicht besser, sondern roher, brutaler, materieller machen, als sie schon ist? Daß sie, die in jedem Menschen den Kampf und Haß anfachen, die in alle Fugen der menschlichen Gesellschaft Zwiespalt bringen, die selbst jene Menschen, die im Krieg vom Chauvinismus verschont geblieben waren, mit neuem Chauvinismus, mit neuer Streitsucht vergiften, daß sie damit nur alle Menschen schlechter und böser machen? Und dann, nachdem sie die Menschen schlechter, böser, haßsüchtiger, streitsüchtiger gemacht haben, dann wollen sie mit eben jenen schlechteren, böseren, haßsüchtigeren Menschen die bessere Welt errichten! Wie? Ist aber nicht gerade der Mensch Anfang und Ende des Daseins? Und der bessere Mensch Anfang der besseren Welt, der schlechte, böse, haßsüchtige ihr Untergang?

Nein, sie, die den Krieg gehaßt haben, sie haben wohl seine Ursachen erkannt, haben ihn aber doch nicht verstanden, haben doch nicht gesehen, wie bös er war, haben nicht die richtige Lehre aus ihm gezogen. Denn sie wollen Krieg durch neuen Krieg ablösen, Haß durch neuen Haß ersetzen, und die Armeen, die für fremde Kapitalisten gekämpft haben, ersetzen sie durch Massen, die für ihren eigenen Materialismus kämpfen. Nein, sie haben den Krieg nicht verstanden, haben ihn nicht genug gehaßt, und schaudernd steht man vor diesem Bild. Schaudernd sieht man: der Krieg ist im Volk nicht zu Ende, und die Revolution ist nur als Temperamentsäußerung eine Reaktion gegen den Krieg, der Gesinnung nach aber seine Fortsetzung.

Bei Gott, die Sozialisten haben recht, wenn sie für alle Menschen gleiches Recht und gleiche Möglichkeit fordern, sich zu entwickeln. Die Kommunisten haben recht, wenn sie verlangen, daß alles allen gehören, daß es keine Klassen geben soll, daß jedes Volk ein Volk sei und nicht eine Zahl von Schichten, deren eine auf der anderen als ein Vampyr hockt. Man träumt von einer schöneren Welt, in der nach Erfüllung all dessen gleiche Menschen unter gleichen Menschen leben, in der jedes Menschen Notdurft gleichmäßig befriedigt ist, in der jeder Mensch auf den Gipfel seiner Möglichkeit gebracht, so glücklich ist, als er es werden kann, in der jeder das Höchste dessen leistet, was die Natur ihm erlaubt und vorschreibt, in der das Große und Schöne von allen erlebt, von allen geschaffen werden kann. Das sind doch die letzten Ziele? Man träumt von dieser schöneren Welt nach der Erfüllung all dessen — aber: man sieht sein Traumbild an und dann die Wirklichkeit und die Tat=

sachen, sieht jene letzten Ziele an und dann die Kämpfe, die ihnen gelten — und man fragt und staunt: was haben die beiden gemein miteinander? Gewiß, oft hat die Idee ein ganz anderes Gesicht, als die Tatsache, die sie verwirklichen soll, und auf den Zügen des Geschehens ist oft der Gedanke nicht wiederzufinden, für den dieses Geschehen vor sich geht. Darum aber handelt es sich nicht, sondern darum, daß diese Gedanken, diese Ideen mit dieser Art des Geschehens nichts zu tun haben, nicht erfüllt werden können! Und zwar deshalb nicht: weil diese Art des Geschehens aus sich selbst einen neuen Geist erzeugt, der jenem Geist, für das dieses Geschehen sich abwickeln sollte, stracks zuwiderläuft, ja, ihn tausendfach übertönt!

Diese einfache, unwiderlegliche Tatsache kann nicht geleugnet werden: daß man, um die Habgier einer Schicht auszurotten, die Habgier aller Schichten tausendmal entzündet hat; daß die Menschen, die gesagt haben: „Ich kenne keine Franzosen und keine Deutschen, ich kenne nur Menschen" —, daß diese selben Menschen heute plötzlich nur Bürger und Proletarier kennen; daß eine Zeit, in der jahrelang die Menschen kämpfen mußten für den riesenhaften Götzen: Reichtum des Landes —, daß diese Zeit abgelöst wurde von einer anderen Zeit, in der die Menschen freiwillig kämpfen oder kämpfen müssen für den ihnen näher stehenden, begreiflicheren, ihren Privatgötzen: ihren eigenen Reichtum!

Und die Führer? Sie sind doch nicht habgierig für sich? Gleichgültig, ob sie eben habgierig — für die anderen sind, oder mehr als das. Die Masse, das Volk faßt es nicht anders auf, und ist also in diesen Hexenkessel der Gier gestürzt.

Und das ist der Beginn zur Schaffung einer besseren Welt. —

Doch ich höre, man sagt mir:

„Unterschätzen Sie nicht den materiellen Kampf und die materiellen Ziele! Kümmern Sie sich weniger um das Seelenheil der Menge, sorgen Sie sich weniger um die bessere Menschheit und denken Sie mehr an die glücklichere Menschheit! Sorgen Sie sich weniger um den Geist der Menge und freuen Sie sich, daß Ihr Nächster nicht mehr hungern, nicht mehr schmählich arm sein, nicht mehr ausgebeutet werden soll, daß er wenigstens zu diesem seinem Rechte kommt, und daß es wenigstens, wenn schon alle Menschen gleich schlecht bleiben, es doch weniger Ungerechtigkeiten und also weniger Leid und Unglück auf der Welt geben wird!"

Doch ein Mensch, der das sagt, vergißt, daß auch das Elend der Welt, solange die Menschheit gleich bleibt, nicht um ein I-Tüpfelchen kleiner werden kann. Daß, solange die Menschheit nicht besser geworden ist, auch das Glück nicht größer werden kann. Und ich denke, während

ich das sage, nicht etwa an eine göttliche Gerechtigkeit, die es so erfordert, sondern an den ursächlichen Zusammenhang der beiden Tatsachen — wobei es jedem freisteht, eben in diesem ursächlichen Zusammenhang eine göttliche Gerechtigkeit zu erblicken. Er vergißt, daß der schlechtere Teil der befreiten Entrechteten nicht nach den Gelegenheiten — und möge es ihrer noch so viele und ausgezeichnete geben — greifen wird, sich menschlich zu entwickeln, sondern ihrer Natur entsprechend, nur die Gelegenheit, wo sie ihnen ihre Freiheit bietet, andere auszunützen, wodurch denn wiederum andere auf irgendwelche Weise ausgebeutet werden und also neues Elend zutage tritt. Er vergißt, daß, solange die Welt gleich materiell und gleich gierig nach Macht und Geld bleibt — und keine Zeit ist geeigneter, sie noch materieller und noch gieriger zu machen —, solange auch der Stärkere seine Stärke nicht in menschlicher, sondern in unmenschlicher Weise ausnützen wird. Daß, solange der Konkurrenzbegriff und das Konkurrenzgefühl die Welt beherrscht, keine Konstellation, keine Einrichtung und keine Gerechtigkeit die Welt retten kann. Daß, solange sie von einem Abgrund der Schuld zum anderen taumelt, sie auch von einem Abgrund des Unglücks zum anderen taumeln muß. Kurz, ein solcher Mensch vergißt, daß es eine Rechnung gibt, unverrückbar und unumstößlich, über aller Politik, über allen Organisationen und über allem Getriebe, die Rechnung nämlich, daß, solange die Summe der Gemeinheit auf der Welt die gleiche bleibt, auch die Summe des Unglücks und des Leids die gleiche bleiben muß.

Doch man will nicht den Mut haben, dieser Rechnung ins Auge zu sehen. Und zu allen Zeiten ist es der einzige Beruf einer ungeheuren Zahl von Menschen, ist das der einzige Beruf: diese Rechnung zu fälschen und so zu tun, als könnte man das Resultat umgehen, und also sich und die Welt zu betrügen, so zu tun, als läge vor der Menschheit nicht ein unendlich langer Weg, sondern als handelte es sich immer nur um einen Entschluß zu irgendeinem Sprung von einer Form zur anderen. Und jedesmal glauben ihnen alle Ungeduldigen, die in ihnen irgendwelche Zauberer sehen.

Jenes Resultat jener Rechnung aber muß sein: die Erkenntnis, daß man die Summe der Gemeinheit verringern muß und nicht nur die Gelegenheit dazu erhöhen, damit eben die Welt weniger gemein und weniger — unglücklich ist; die Erkenntnis, daß alle Politik nicht bei den politischen Gegenständen beginnen darf, sondern dabei, was hinter ihnen steht: beim Menschen.

Wie aber, fragt man, verringert man die Summe der Gemeinheit? Auf welchem Weg? Auf welche Art? Was kann der Einzelne tun?

Doch ich muß mich vorher noch an eben jene Menschen wenden, die noch hoffen, man könnte jene Rechnung fälschen und das Resultat um=

geben, man könnte also der Tatsache, daß in einer sich gleich bleibenden Menschheit neue Tyrannen irgendwelcher Art und neue Sklavenhalter nach dem Sturz der alten sich erheben, die wiederum die anderen Menschen ausnützen und ausbeuten oder tyrannisieren und unglücklich machen und aller Rechte berauben, man könnte dem allem durch Organisationen und Institutionen und durch geeignete Systeme zuvorkommen — und diesen Organisationen und Systemen gilt ja der Kampf und gilt die Hoffnung.

An dieser Hoffnung krankt die Welt, seitdem sie besteht; doch es hat sich nur Unglück aus ihr ergeben, bevor sie in Erfüllung gegangen ist; aus drei Gründen mindestens muß sie trügerisch sein.

Der erste Grund ist wohl der, daß zwar jedes System und jede Organisation irgendeinem Wunsch der Menschheit oder irgendeiner Idee entspringt, daß also jene, die es schaffen, es aus dem Lebendigen und Erlebten schaffen, daß aber jene, die nach ihnen kommen, nicht so sehr den Wunsch und die Idee von ihnen übernehmen, als nur ihr Werk; wodurch denn dieses Werk allmählich zwar, doch schnell zu etwas Totem wird. Und je mehr es die Lebendigkeit verliert und nur eben herrschende Einrichtung wird, desto mehr können es die mittelmäßigsten Menschen repräsentieren, die es, da sie seinen ursprünglichen Sinn nicht spüren, sinnlos verwenden, mißbrauchen, verelenden und oft genug das Gegenteil von dem hervorrufen, was geplant war, wodurch es denn an allen Ecken und Enden verbogen, unkenntlich gemacht und schließlich etwas Unbegreifliches wird. — Weshalb also das erste und letzte Ziel sein muß, die Idee in den Menschen als etwas Lebendiges zu verewigen, statt sie in ein System zu sperren und darin erstarren zu lassen.

Der zweite Grund aber ist der, daß die menschliche Natur labiler, beweglicher, die menschliche Gemeinheit, wenn sie in Erscheinung treten will, listiger ist, als jedes System; vielfältiger sich äußern, als ein System es hindern kann; daß sie im ewigen Fluß alles Menschlichen, in der ununterbrochenen Änderung der Dinge, in einem immer neuen Stand der Verhältnisse und der Zivilisation morgen schon irgendwelche Wege findet, an die das heutige System mit seinen heutigen Maßnahmen gar nicht denkt; weshalb es ja auch den verschiedenartigsten Mißbrauch der einen Menschen durch die anderen gibt und gegeben hat.

Aber es gibt einen Typus von Menschen, der sich natürlich nicht mit jedem Typus des Politikers und ebensowenig mit jedem Typus des Revolutionärs deckt, den Typus der politischen Idealisten, die einen sonderbaren Glauben an die Menschheit haben, der zugleich der größte Unglaube ist, einen sonderbaren Idealismus, der zugleich die größte Skepsis ist: sie erwarten nämlich alles vom Guten im Menschen, wenn die Menschheit die richtige Form des Lebensaufbaus gefunden hat, aber sie erwarten nichts

vom Guten im Menschen, solange diese Form fehlt. Daher der Fanatismus, mit dem sie um eine Form kämpfen; daher sie schließlich nur noch diese Form anbeten. Aber gerade jenes Gute, das immer da ist, das bedingungslos Gute müßte der Angelpunkt sein, der Ausgangspunkt für alles öffentliche Wirken, die große Hoffnung und der Ausgangspunkt der Erziehung.

Nun, dieses Gute, die Weisheit und Einsicht ist verstreut über die Welt, wahrscheinlich nur in wenigen Menschen, und das Gute ist verteilt zwischen allem Unrat, doch gewiß in jedem Menschen wenigstens ein Brocken des Guten. Und nun, vor allem nur ganz allgemein diese eine Frage an alle Menschen und an jeden Einzelnen: einerseits irgendeine Form, vielleicht eine außerordentlich kluge, eine unantastbare Form, mit den denkbar besten Organisationen, ja, sogar mit allen Gelegenheiten, daß die Menschen besser und weiser und glücklicher werden, einerseits also diese Form, die aber immerhin nur eine Form bleibt, die erst ihren eigentlichen Charakter durch ihren Inhalt: die Menschen bekommt, die, je nachdem wie sie sind, diese Gelegenheiten benützen oder nicht benützen werden, einerseits also diese Form — auf der anderen Seite aber eine Summe von Einsicht, Weisheit und Güte, vielleicht keine große Summe, immerhin aber eine gewisse Summe, was kann, vorläufig nur ganz allgemein, wenn man diese beiden Möglichkeiten genau betrachtet und ins Auge faßt, was kann — ich beschwöre die Menschen! — das wirkliche Fundament für eine glücklichere Zukunft — wenn eine solche überhaupt der Menschheit gegeben ist — sein? Was kann und darf als einziges die Hoffnung sein? Worauf muß man bauen? Was pflegen? Was großziehen? Was überall suchen und großziehen?

Doch das eben gehört mit zum großen Unglück dieser Zeit, daß alles Große, Gute und Schöne, das über die Welt verstreut war, ja, vielleicht zu wenig, und doch da war, daß sogar all das Gute, Schöne, Große sich für den materiellen und politischen Kampf vergeudet, sich in alle Winde verliert und verschwindet!

Nun gewiß die Gegenwart begnügt sich nicht mit dem, was war, sie will das Gute vermehren, das Unglück zu vermindern. So also genügt es nicht, zu sagen, man möge vom Kampf ablassen, jeder möge geben, was er geben kann, was er bisher geben konnte; jeder möge auf seinem Platz und von seinem Platz aus der Mitwelt geben, was er geben kann — das genügt jenen, die also die Welt glücklicher machen wollen, nicht, obwohl unendlich viel getan wäre, wenn schon diesem Ruf alle Menschen folgen wollten. Doch darüber hinaus, wenn jeder sich auf sich besinnen würde in jeder Situation, wenn jeder als das Erste in seinem Leben und als erstes Heiligtum betrachten würde: sein eigenes Leben, seine eigenen

Taten, seine eigenen Notwendigkeiten und Pflichten, den Umkreis seines eigenen Lebens – heute pflegt man solche Menschen „Egoisten" zu nennen oder „kleinliche Menschen" – wenn es solcher Egoisten mehr gegeben hätte und solcher kleinlicher Menschen und weniger Menschen, die geradezu aufs Große, Ganze zu gehen gewohnt sind, dann wäre auch der Revolution geholfen gewesen und, wie allem, so auch gerade jenen Zielen, für die heute gekämpft wird. Ja, wenn es – vor allem unter den Führern – mehr solche Egoisten gegeben hätte, dann hätte die Revolution einen anderen Verlauf nehmen müssen und hätte im wahren Sinn eine „Erhebung" werden können, mehr solcher Egoisten, die immer und unter allen Umständen nicht anders können, als von sich selbst auszugehen um von sich zu verlangen. – Denn woher kommt es im letzten Grunde, daß das Land ein solches Bild bietet, was ist der letzte Grund für alles bis ins letzte Unerfreuliche, der letzte Grund, aus dem alle anderen Gründe entspringen? Dieser letzte Grund ist der, daß eine Bewegung zugunsten der Entrechteten nicht zu ihrem Ziel führen kann, wenn sie sich nur an die Entrechteten wendet und nur sie für die Erreichung ihrer Ziele verwendet. In diesem Fall nämlich muß sie sich auf den Kampf stützen, auf die Aufpeitschung und die Gier der Massen, als Kampfmittel auf die Organisation und Gewalt zur Sicherung der erreichten Ziele, auf eine bestimmte Form des staatlichen Lebensaufbaus zur Erzwingung dessen, was sie erzwingen will – auf all die unzulänglichen und nur scheinbaren Mittel für die Hilfe, die sie der Menschheit bringen will.

Man nimmt an und hat seit jeher angenommen, daß die Bevorrechteten nicht freiwillig auf ihre Vorrechte verzichten werden. Die Tatsachen bestätigen die Richtigkeit dieser Annahme. Also lag die Notwendigkeit vor, sich an die Entrechteten zu wenden, um sie zum Kampfe aufzurufen. Aber es wird sich zeigen, daß man sie nicht nur aufrufen mußte, weil die Bevorrechteten nicht freiwillig verzichten, sondern daß auch die Bevorrechteten deshalb nicht freiwillig verzichten, weil man es nie anders erwartet hat.

Zwischen und über den beiden großen Gruppen: dem Proletariat und dem Bürgertum, gibt es eine Gruppe von Menschen, die der Zahl nach nicht groß, aber in ihrer Wirkung entscheidend ist. Es ist die Gruppe jener Menschen, die zwar der Geburt nach den bevorrechteten Ständen angehörig, sich durch ihre Geburt, ihren Stand oder gar durch ihre persönlichen Interessen nicht zu einem parteiischen Standpunkt verleiten lassen, und trotz dieser ihrer Zugehörigkeit auf seiten der Entrechteten stehen und für sie und mit ihnen und vielleicht an ihrer Spitze kämpfen. Sie sind die Träger der Ideen und der Intelligenz, die Organisatoren, aus ihnen gehen die Führer hervor, kurz, sie sind die eigentlichen Revo-

lutionäre. Warum haben also diese Revolutionäre von vornherein angenommen, sie, die doch ihres persönlichen Lebens wegen der Gegenpartei angehören, warum haben sie von vornherein angenommen, daß nicht auch einer der bevorrechteten Bürger freiwillig auf seine Vorrechte verzichten wird? Es ist sehr einfach: weil sie nämlich selbst noch niemals auch nur daran gedacht haben, im eigenen Leben zu verzichten. Sie glauben nicht an die Menschen der jetzigen Welt, weil sie an sich selbst nicht glauben. Sie versuchen nicht, die Menschen zur Einsicht zu bringen, weil sie zu wissen glauben, daß das nichts hilft: denn sie selbst haben ja die Einsichten und meinen zu wissen, was man tun darf und was nicht, ziehen aber im eigenen Leben keine Konsequenzen daraus. Sie erwarten unter keiner Bedingung von den Menschen, daß sie freiwillig das Richtige tun werden, da ja auch sie es nicht tun — da sie ja, was sie persönlich tun, für unwichtig halten, da sie ja keine „Egoisten" sind.

Nun, es gibt viele Arten, in denen der Mensch arbeiten, wirken und der Mitwelt helfen kann; nicht jedes Menschen Berufung kann es sein, der Armut und der Entrechtung abzuhelfen; die große oder kleine Mission des einen kann nicht die des anderen sein. Erfreulich ein Mensch, der über das hinaus, was ihm Berufung ist, an allem Lebendigen teilnimmt; wunderbar ein Mensch, der darüber hinaus gütig und teilnehmend, mitleidig mit den Armen und Entrechteten ist und ihnen hilft, wo er kann, da er seinen eigenen Besitz als nichts achtet und sein eigenes Wohlleben; ganz herrlich gar ein Mensch, der sieht, wie wenig er einerseits in seinem eigenen engen Kreis für die Armen tun kann, andererseits aber der unendlich vielen Armen und Entrechteten gedenkt, die sein Arm nicht erreichen kann, und nun, um allen zu helfen, vollends aus seinem Kreise tritt und die ganze Welt zu seinem Kreise macht. Wehe aber einem Menschen und wehe der Welt, wenn ein Mensch die ganze Welt zu seinem Kreise macht, nicht deshalb, weil ihm sein eigener beschränkter Bezirk seines persönlichen Lebens zu eng geworden ist, sondern weil er diesen eigenen Bezirk gar nicht kennt oder ihn mißachtet oder es für unwichtig hält und unmaßgeblich, was in ihm geschieht. Wenn er es also für seine Mission hält, der ganzen Welt zu helfen, nachdem er vorher nicht gewußt, daß er einem kleinen Teil der Welt hätte helfen können. Was ein solcher Mensch tun wird, wird nur Unheil sein.

Für keine Meinung werden so viele Argumente aufgewendet, wie für diese, daß es unmaßgeblich und unwichtig, nun eben eine Kleinigkeit sei, ob man im persönlichen Leben freiwillig das tue oder unterlasse, was man im allgemeinen in der Welt zu erreichen oder abzuschaffen wünscht.

Wenn man etwa einem Menschen, der alles Unglück in der Welt in der ungerechten Verteilung der irdischen Güter sieht und ebenso empört

ist über die Not des Proletariats und über die Ungerechtigkeit, die diesem widerfährt, wie über den Luxus des Bürgertums, der aber zufällig selbst zu den an irdischen Gütern Bevorzugten gehört und auch das daraus entspringende reiche und luxuriöse Leben führt, wenn man nun einem solchen Menschen Vorwürfe machen würde, daß seine Lebensführung nicht seinen Worten entspricht, — und es gibt genug solcher Menschen — so würde ihm wahrscheinlich ein ganzer dickflüssiger Strom von Beweisen entströmen, voller Argumente dafür, daß es gleichgültig ist, wie er persönlich lebt, daß er berechtigt ist, sein Leben so zu führen, daß er verpflichtet ist, sein Vermögen der Gesamtheit aufzubewahren, ja, er wird mir beweisen wollen, daß es geradezu unmoralisch wäre, wollte er über sein Vermögen nach eigenem Gutdünken verfügen.

Wenn es aber weniger Menschen gegeben hätte, die jene „Kleinigkeit" für eine Kleinigkeit halten, wenn es mehr kleinliche Menschen gegeben hätte, die immer und unter allen Umständen, auch in Revolutionen und besonders, wenn sie Revolutionen vorbereiten und einleiten, gewohnt sind und nicht anders können, als den ihnen zugewiesenen Bezirk des Lebens für heilig zu halten, für heilig auch die Verantwortung für alles, was in diesem Bezirk geschieht; wenn es weniger Revolutionäre gegeben hätte, die geradeaus aufs Große und Ganze losgehen, aber mehr Egoisten, die immer und unter allen Umständen, auch dann, wenn sie Revolutionen vorbereiten und einleiten, das ihnen persönlich Obliegende für das Allerwichtigste auf der Welt zu halten gewohnt sind, die unbedingt die Notwendigkeit in sich fühlen, ihrer eigenen Einsicht gemäß vor allem selbst zu leben und zu handeln, ja, wenn das alles so gewesen wäre, dann hätte die Revolution einen anderen Verlauf genommen.

Ja, sie hätte einen anderen Verlauf nehmen müssen, denn wenn ein Mensch, der eben nicht an die Kleinigkeit glaubt, ja, wenn er es für das Wichtigste und Allererste hält, sein eigenes Leben in Ordnung zu halten, dann wird er es auch, wendet er sich an die anderen Menschen für das Wichtigste und Allererste halten, daß auch diese ihr Leben in Ordnung halten; wenn ein solcher Mensch etwa Mitgefühl mit den Armen hat oder die Einsicht, daß man nicht so wie er es tut, leben dürfe, wenn er tatsächlich glaubt, daß dieser Gesichtspunkt der einzige sein muß, und wenn er also seinem Wesen entsprechend selbst aufhört, so zu leben, wenn er aber nun weiter der vielen Armen gedenkt, die sein Arm nicht erreichen kann und der vielen Reichen, und nun erst aus seinem Bezirk heraustritt, um allen Armen zu helfen, seine ganze freie Zeit und seine ganzen Interessen dem widmet oder gar alles andere von sich wirft, um nur diesem Interesse zu leben, — was wird ein solcher Mensch tun, er, der genau weiß, daß er nie das Gute getan hätte ohne dieses Mitgefühl

oder diese Einsicht, und der – besonders das! – die Früchte seines Tuns erlebt, mit eigenen Augen gesehen hat, der gesehen hat, wie seine Umwelt sich im Guten zum Guten gewandelt hat, was wird er, da er die ganze Welt gewandelt sehen möchte, tun? Was wird er anderes tun, als zu versuchen, in anderen Menschen das gleiche Mitgefühl oder die gleiche Einsicht zu erwecken, in dem Wunsch, alle mögen so denken und leben und handeln wie er! Wenn er und seinesgleichen an die Öffentlichkeit tritt und allenthalben für die Entrechteten kämpft, dann werden diese Menschen – unbeschadet dessen, daß vieles noch zu tun, vieles zu regeln und vieles zu ändern sein wird – dann werden sie, für die der Ursprung ihres Handelns das Mitgefühl, aber die Folge ihres Mitgefühls vor allem das eigene Handeln war, überall und allenthalben das Mitgefühl oder die Einsicht erwecken wollen und das eigene Handeln jedes Menschen, und sie werden – abgesehen noch von dem Erfolg, den sie haben werden – diese Bewegung, die sie da hervorgerufen haben, so weit wie möglich hinauszutragen versuchen, damit überall und allenthalben die Menschen dasselbe tun wie sie. Sie werden sich an die Bevorrechteten wenden und sie aufzurütteln versuchen.

Diese Menschen werden allerdings hoffen, daß sie nicht die einzigen ihrer Art sind, sie werden glauben, daß in jedem Menschen irgend etwas Gutes lebendig oder vergraben ist, und werden ihn dabei zu packen versuchen. Diese anderen Revolutionäre packen aber den Menschen bei seinem schlechtesten Wesensteil und machen ihn dadurch schon schlechter. Ja, sie arbeiten auf den Zwang hin, weil sie im eigenen Leben nicht an sich glauben.

Es handelt sich eben um zwei verschiedene Typen von Menschen. Und es ist die Frage, welcher Typus das Recht hat, sich zum Führer der Öffentlichkeit aufzuschwingen, welcher sich anmaßen darf, die Welt umgestalten und die Menschheit erziehen zu wollen.

Wenn die Meinung dieser Menschen, oder vielmehr: ihre selbstverständliche Voraussetzung, richtig ist, daß die Bevorrechteten unter keinen Umständen und unter keiner Bedingung auf ihre Vorrechte verzichten würden – natürlich ist es nicht so gemeint, daß sie eines Tages alle ihre Vorrechte von sich werfen und sich bescheiden, sondern darum handelt es sich, daß die menschlichere, einsichtigere Gesinnung immer weitere Kreise zieht, bis man diese Gesinnung als die öffentliche Gesinnung ansehen darf – wenn der Glaube richtig ist, daß jeder Mensch sich nur in seinen Vorteil einkrallt, daß diese Art des Egoismus das einzige Motiv des Handelns eines Menschen, einer Gruppe ist – wenn dieser Glaube richtig ist, dann ist er zugleich das Todesurteil für jede Bestrebung, die für die Entrechteten kämpft. Denn dann muß man auch glauben, daß jene, denen die Vorrechte

genommen werden, nichts anderes tun werden, als wieder um sie zu kämpfen, jene, die endlich zu ihrem Recht gekommen sind, nur darauf aus sein werden, auch zu Vorrechten zu kommen, daß auch in aller Zukunft der Stärkere seine Stärke in böser Weise ausnützen wird, die Stärkeren sich zusammentun werden, um ihre Macht zu erhöhen, wie es bisher immer war — und daß es also auch in aller Zukunft in irgendeiner Form Entrechtete geben wird. Und tatsächlich muß es auch so sein, solange die Menschheit gleich bleibt, da man nicht glauben kann, daß sie durch ein anderes System anders werden kann.

Und eben deshalb, so wie alle große Politik hinter den politischen Gegenständen: beim Menschen beginnen muß — wodurch sie allerdings aufhört, Politik zu sein, und im allgemeinsten Sinn Erziehung wird, womit natürlich nicht gesagt sein soll, daß den heutigen Politikern im Staat nicht noch die Verwaltung zu leiten und das jeweils augenblicklich Notwendige zu tun übrig bliebe, welchen eigentlichen Zweig ihrer Tätigkeit sie allerdings zu all dem noch verdorren lassen — nun, so wie im allgemeinen alle große Politik beim Menschen beginnen muß, so muß auch der Sozialismus beim Menschen beginnen, so muß, wo sich's um Gerechtigkeit handelt, beim Gerechtigkeitsgefühl begonnen werden! dieses Gerechtigkeitsgefühl, das der reinste Zug im Wesen des wirklichen politischen Idealisten ist. Aber sie wollen ihm auf einem unglücklichen Weg Genugtuung verschaffen, weil sie die falsche Gerechtigkeit meinen: die Gerechtigkeit des Prozesses.

Die Politiker sollen nicht Gelegenheit haben, das hier Gesagte mit dem Wort „Utopie!" abzutun. Ich will ihnen hier nicht Märchen erzählen von den Reichen, die den Armen alles schenken, und den Armen, die's gerührt in Empfang nehmen, und von den Bevorrechteten, die freiwillig all ihre Rechte in die Hände des anderen legen — obwohl vielleicht nichts nützlicher wäre, als wenn sie's als ein schöneres Märchen begreifen wollten, als jenes von einem vollkommenen Sieg über die Bevorrechteten und von einer wunderbaren Organisation, die alle Erfüllungen bringt. — Gewiß also, nicht alle Menschen würden solchen Führern folgen wollen, und viele, die es wollen würden, wären wohl durch ihre eigene Schwäche daran gehindert. Sicherlich wäre noch eine Distanz geblieben zwischen dem, was gewährt werden sollte, und dem, was andere sofort verlangen würden. Doch gewiß, der Geist der Revolution wäre ein anderer gewesen. Denn der Geist, der die eine Schichte beherrscht, überträgt sich mehr oder weniger auf die anderen Schichten, der Geist der im Augenblick aktivsten Schichte eines Volkes wird zum Geist des Volkes; wie der Geist der aufgewühlten Massen hinaufgekrochen ist in alle anderen Schichten, daß sich die Bürgerschaft in geiziger Abwehr und in feindlicher Abgeschlossenheit verhält und so auch,

was sie betrifft, nur der Kampf übrig zu bleiben scheint; daß jeder Beruf, jede Berufsgenossenschaft nur die Frage erwägt, welchen Nutzen ihr diese Zeit bringen könnte, so müßte eben ein anderer Geist walten im ganzen Volk und in allen Schichten, wenn die Initiative von einer Schichte ausgegangen wäre, die zu geben und zu gewähren hat; oder wenn sie sich wenigstens an der Initiative beteiligt hätte; wenn die wahren Revolutionäre nicht von jenem hoffnungslosen Mißtrauen beseelt gewesen wären, das erst selbst zur Hoffnungslosigkeit berechtigt; wenn sie selbst in anderer Weise revolutionär, andere Revolutionäre gewesen wären. Wenn solchen Führern also auch nicht alle Menschen hätten folgen wollen, die es gewollt hätten, und viele von ihrer Schwäche daran gehindert gewesen wären, wenn sich also auch dann – gewiß – die Habgier hervorgewagt hätte, so hätten doch jene, die durch ihre Schwäche gehindert gewesen wären, das zu tun, was sie für richtig halten, sie hätten gewußt, daß sie schwach sind, sie hätten gegen die bessere Einsicht gehandelt, das heißt, sie hätten die bessere Einsicht gehabt, daß nur die eigne Tat groß ist; ja, diese Einsicht hätte geherrscht und hätte ungeheuere Folgen in der Wirklichkeit gehabt; schätzt man das gegebene Beispiel als nichts? Glaubt man nicht, daß es wirkungsvoller ist als alle Worte? – Die Habgier und alles Böse wäre wirklich nur ein Attribut gewesen, kurz, die Richtung wäre eine andere gewesen und die Revolution hätte eine andere Seele gehabt; der moralische Titel der Zeit wäre ein anderer gewesen. So aber: man hofft, daß Gesetze, daß herrschende Zustände erzieherisch auf die Menschheit wirken – welche Wirkung aber kann es haben, wenn man es als selbstverständlich ansieht und es so gleichsam sanktioniert, daß kein Mensch ohne Zwang das Richtige tut?

Gerechtigkeit ist nicht wie ein Ding, das das gleiche bleibt, ob's nun von einem dem anderen geraubt oder vom anderen dem einen geschenkt wird. Sie verwandelt sich zauberhaft von einem Fall zum anderen, und ist sie einmal ein Gott, so ist sie das andere Mal ein Götze, dem seit jeher immer nur Kampf und Unglück als Opfer dargebracht werden mußten.

Doch das Resultat für die Gesamtheit, das Resultat für den ganzen Lebensaufbau – man kann sicher sein, daß sich in einer solchen Gemütsstimmung eines Volkes, die natürlich auch dann nur die Resultierende der verschiedenen Strömungen gewesen wäre, sich aber von der heutigen Gemütsstimmung des organisierten Faustrechtes gewaltig unterschieden hätte, daß die Formen, Organisationen, und das System ganz genau um ebensoviel besser werden, als die Menschen. Sie werden gewiß nicht plötzlich ideal und endgültig sein, aber gewiß besser und wirksamer als noch so ideale vorgefaßte Formen, die der gleich bleibenden Menschheit aufgezwungen werden. – Gewiß, man braucht immer weiter die Organisatoren: sie seien

das, wozu sie bestimmt sind: Handlanger. Sie mögen die Früchte auffangen, die jene gezogen haben. Sie seien Verwalter des Gebäudes, sie seien Beamte, sie sollen aber nicht glauben, wenn die Menschheit nun nach einem anderen Schema verwaltet wird, wäre sie glücklicher und besser; sie sollen dem Augenblick dienen und der augenblicklichen Not abhelfen, die augenblicklich-praktische Tätigkeit vollführen, sie sollen aber nicht glauben, der Menschheit bessere Fundamente geben zu können. Was aber ist Tatsächliches geschehen? –

Die Mittel für die Zukunft sind andere als jene, die die Gegenwart erfordert – was aber als erstes erforderlich ist, ist das: daß sie einander nicht entgegen arbeiten.

Denkt man an die Gegenwart, dann denke man an den Augenblick und so weit voraus, als man eben die Wirklichkeit und Ereignisse vorausdenken kann; denkt man aber an die Zukunft, dann denke man nicht ans Morgen, dann denke man ins Unendliche, an den unendlichen Weg der Menschheit, der sich im Geist vollzieht und im Herzen.

Doch man wird mir mit Recht sagen: „Wenn in dieser Revolution nun tatsächlich eine solche Aufwallung über die Menschen gekommen wäre und als dessen natürliche Folge der bessere Lebensaufbau – hätte dieser nicht wieder schlechter werden müssen, wenn die Aufwallung vorüber gewesen wäre?"

Ja, wenn diese Aufwallung gekommen wäre, sie wäre wirklich nur eine Aufwallung gewesen, und wenn sie überhaupt gekommen wäre, sie hätte von den heutigen Revolten und der heute herrschenden Gemütsstimmung des organisierten Faustrechts sofort verschlungen werden müssen; denn diese Revolution ist zwar, daß sie gekommen ist, eine Folge des verlorenen Krieges, wie sie aber gekommen ist und wie sie auch zu einer anderen Zeit gekommen wäre, eine Folge des Marxismus, wie er seit jeher bestanden hat, und heute rächt sich, was seit jeher faul und unzulänglich war am Sozialismus, Kommunismus, Marxismus: daß er sich eben seit jeher nur an die Entrechteten gewandt hat.

Und es kann sich also in der Zukunft, soll er der Menschheit Früchte tragen, nur um einen Soizalismus handeln, der am anderen Ende beginnt! Und das nicht nur aus Gründen der wahren großen haltbaren Gerechtigkeit, sondern auch aus anderen allgemeinen, alles umfassenden Gründen, nicht also nur um der Idee der sozialen Gerechtigkeit, sondern auch um aller anderen Ideen willen:

Eine Bewegung nämlich, die sich an die Bevorrechteten wendet, hätte ein ihren Gedankengängen unbedingt innewohnendes Argument für sich: das höchst einfache Argument, daß zwar das Fehlen eines bestimmten Maßes von irdischen Gütern den Menschen um viele menschliche Rechte

bringen kann, daß aber irdische Güter über dieses Maß hinaus den Menschen weder glücklich noch unglücklich machen können; daß das Leben und das Glück der Menschen in anderen Dingen sein Zentrum hat; eine solche Bewegung also würde diese Dinge, würde alle Ideen, alles Große und Schöne nicht nur unangetastet lassen, sondern geradezu unausgesprochen im Namen alles Großen und Schönen nach der sozialen Gerechtigkeit streben — dagegen eine Bewegung, die sich an die Entrechteten wendet und von ihnen ausgeführt wird, das Volk, wie diese Schicht, ins Materielle nur noch mehr verstrickt, statt sie dem Nur-Materiellen zu entziehn, eine solche Bewegung sich auf die Gewalt stützt, und zur Festlegung des Errungenen auf ein dahingerichtetes System — hier aber folgt der dritte Grund, warum ein System, selbst wenn es ihm restlos gelingen sollte, seine Ziele zu erreichen, doch der Menschheit nicht dienen kann, der Grund nämlich, daß jedes vorgefaßte System auf einer fundamentalen Idee basiert, alle andern Ideen aber ignoriert, wenn nicht gar negiert.

Aber, wird man sagen, heute ist vor allem die Bekundung dieser oder jener Idee notwendig und heute ist Gelegenheit dazu — ja, heute ist es notwendig, und weil die Gelegenheit da ist, erschlägt man alle anderen Ideen, und morgen herrscht diese eine und ist lebendig, und alle anderen sind tot.

Doch das alles muß ja so kommen, wenn man die Klassengegensätze durch Klassenhaß überwinden will, durch einen Kampf, der nach dem offiziellen Programm bis zur Vernichtung aller übrigen führen, so daß es also dann nur noch eine Klasse geben soll. Ja, so weit denkt man, aber daß dann, nach dieser scheußlichen Prozedur, die Menschheit nicht etwa nur die gleiche geblieben, sondern — das Materielle ist zwar immer nur „Mittel" — verroht, vollkommen materialisiert, brutalisiert und verdummt sein wird und infolgedessen der Schwächere auch der Ausgebeutete und weiterhin der Entrechtete sein wird, und die Menschheit reif zu irgendeiner neuen Gruppierung voneinander entgegenstehenden Schichten — daran denkt man nicht. Es muß ja alles so kommen, wenn man die soziale Gerechtigkeit mit Gewalt und Organisationen und einem bestimmten System verbürgen will, die man natürlich nur wirklich verbürgen kann mit der Beschneidung der persönlichen Freiheit aller — sieht man nach dieser sozialen Revolution in der Ferne schon die politische Revolution?

So wird's im Kreis gehen, wenn man — wird eine Idee verletzt — sich an die Spitze jener stellt, die unter dieser Verletzung leiden, statt jene aufzurufen versucht, die sie leiden machen. Es muß ja alles so kommen, wenn Menschen die Welt ändern und bessern wollen, die an die Menschheit nicht glauben und sich nicht vorstellen können, daß irgendein Mensch zu opfern bereit ist, daß Bevorrechtete das Volk lieben könnten, die an die

Menschheit deshalb nicht glauben, weil sie an sich nicht glauben – ich muß folgenden kleinen Vorfall erzählen:

Ich sah in Berlin in den ersten Tagen der Revolution vor einem Ministerium eine Menschenansammlung, ein Spalier von Menschen vom Tor des Gebäudes bis zur Fahrstraße, auf der vor dem Tor ein Automobil stand. Der Anlaß war der gewesen, daß ein sozialistischer Minister hier angekommen und ins Haus gegangen war; die Leute hatten ihn sehen wollen. Nach den Bemerkungen der Leute muß sich der Vorgang sehr einfach, so abgespielt haben: das Auto fuhr vor, der Chauffeur sprang vom Bock und riß die Tür auf, der Minister stieg aus, der Chauffeur grüßte devot, der Minister dankte mit einer kurzen Handbewegung, die wohl kaum den Hut erreicht hatte, und ging ins Haus. Was aber sprachen die Leute? Sie lachten, machten sich lustig und verhöhnten den Minister, eine der populärsten Personen, ihren Befreier, und man hörte nur solche Sätze: „Habt ihr gesehen, wie er gegrüßt hat? – Ganz wie die früheren Herrn Minister! – Der Herr Minister! – So liebt er das Volk! – Schaut niemanden an! Der Herr Minister!" In diesem Sinn verhöhnten sie ihn, den Volksbefreier, und von da war es nicht weit zu häßlichen Verdächtigungen, indem sie von seinem – Gehalt sprachen. Das ist ein kleiner Vorfall, aber man unterschätze nicht, was sich in ihm dokumentiert. Was sich in ihm dokumentiert, ist fundamental. Denn was das Volk hier instinktiv – an seinem Gehaben, die Vorgänge selbst sagen wohl nicht alles – erraten hat, ist richtig; und so wie dieser eine, so sind sie – natürlich cum grano salis – so sind sie alle! Und das Volk hat eben hier nichts anderes erraten, als daß es eine Lüge ist, wenn dieser Mann von seiner Liebe zum Volk spricht!

Und nun schließt sich erst ganz der Kreis, der mit dem Beispiel vom reichen Revolutionär begonnen wurde. Denn eines gehört zum anderen, ja, eines ist dasselbe wie das andere, und jener Mensch ist derselbe wie dieser. So wie jener nicht daran glaubt, daß jemand sein Geld opfern könnte, ja gar nicht auf diesen Gedanken kommt, weil es ihm persönlich so furchtbar fern liegt, so glaubt auch dieser nicht daran, daß der Mensch seinen Nächsten lieben könnte, weil er es selbst nicht tut.

Und doch wollen jene Organisatoren und Politiker die Welt erlösen – aus Mitgefühl mit den Armen, aus Liebe zur Menschheit. Heucheln sie? O nein; und gewiß nicht bewußt. Aber sie sind eben Menschen, die geradezu aufs Große, Ganze gehen, Rechner, Menschen mit mehr theoretischem als lebendigem Gefühl, die nicht so sehr Mitgefühl haben mit den Armen, die sie sehen, als mit „allen Armen", die nicht so sehr die Proletarier, die sie sehen, lieben, als das Proletariat, nicht so sehr die Menschheit lieben als den Götzen Gerechtigkeit, deren Liebe zu einem Tei

der Menschheit sich mehr im Haß gegen den anderen Teil der Menschheit äußert, als in etwas anderem, Begriffsmenschen, die angesichts eines Bettlers nicht den Bettler sehen, sondern das Problem Bettler, die, um die Welt zu ändern, nicht von ihren menschlichen Vorzügen ausgehen, sondern von ihren Mängeln und diese verallgemeinern, die die Welt bessern wollen und vom Besten im Menschen gar nichts wissen — oder nur vom Hören-Sagen, nur gleichsam an der Peripherie ihres Bewußtseins. Manche Menschen wollen beweisen, daß die Menschheit hoffnungslos ist, und sie begnügen sich mit dieser Konstatierung; wozu hier davon sprechen — sicher ist nur das eine: je mehr Menschen hoffnungslos sind, desto mehr Grund zur Hoffnungslosigkeit muß man haben. —

Man hat das goldene Kalb zerschlagen, nicht aber, um es zu vernichten, sondern um seine Teile und Trümmer gerecht zu verteilen. Und die Führer sind jene, die darüber wachen, daß die Verteilung auch wirklich gerecht geschieht — und auch das nicht immer. Und die Besten sind jene, die habgierig für die anderen sind — die ehrlichen Anwälte. Man sagt, daß der Sieger immer die Kultur des Besiegten annimmt. Nun ja, die Entente hat den preußischen Militarismus geerbt, und die Kämpfer gegen den früheren Staat all' dessen Mittel „zur Aufrechterhaltung der Ordnung"; und die Kämpfer gegen den Kapitalismus den materialistischen Geist.

Deutschland hat im Krieg mit der ganzen Welt die Katastrophe des Materialismus erlebt; diese Revolution ist nicht die Heilung, ist noch nicht die Besinnung; sie ist die zweite Katastrophe.

Revolution ist ein großes und gewaltiges Wort; es erinnert an Zeiten, in denen, was immer in der Wirklichkeit geschehen sein mochte, die menschliche Seele einen großen Aufschwung nahm, in denen die Menschen ewigen und heiligen Begriffen ins Auge sahen, in denen für alle Zeiten und für alle Zukunft ein Denkmal gesetzt wurde für menschliche Ideale. Große begeisterte Menschen waren ihre Urheber.

Heute wird nur ein Denkmal gesetzt für menschliche Gier und menschlichen Haß.

Unendlich viel ist zu tun, aber wenn es wirklich getan sein soll, kann es nur im Frieden getan sein, vor allem in diesem Frieden: dem Frieden der Ideen. Die Wahrheit liegt sicher nicht in der Mitte, zwischen den Extremen, der goldene Mittelweg führt in die Wüste, in die flache Ebene der Geistlosigkeit und Schwäche. Aber die Wahrheit liegt auch nicht in einem Extrem, in einer Idee; sondern sie liegt über der Mitte, alle Extreme und alle Ideen umfassend. Unbedingtheiten können nicht hintereinander sondern nebeneinander marschieren. Und das ist Kraft: eine Idee ganz zu Ende denken und immer ins Extrem gehen zu können; aber das ist Weisheit: alle Ideen denken zu können und auch in der Kraft des einen

Extrems nicht die andern Ideen zu vergessen. Eine Welt, in der Menschen hungern, ist schlecht, aber eine Welt, in der alle Menschen bös und gierig werden, in der alle Heiterkeit und Schönheit und Freiheit verloren geht, damit keine Menschen mehr hungern, ist ebenso schlecht. Deshalb ist der Welt nur dann zu helfen, wenn der verletzten Idee geholfen wird, ohne daß andere Ideen verletzt werden, ohne daß man vergißt, daß für diese anderen ebenso einmal gekämpft wurde, und ohne daß man es nötig macht, daß wieder einmal für sie gekämpft werden muß.

Man glaubt oft, die Menschheit wäre fortgeschritten, indessen hat sie sich nur von einem Fuß auf den anderen gestellt.

Mit Temperament ist nichts getan, und nichts mit dem Radikalismus des Zorns, und nichts mit einem Radikalismus, der sich nur auf die Materie und die äußeren Zustände bezieht. Die sich aber heute radikal nennen, sind oft nur brutal und kurzsichtig, und sie wissen nicht, daß sie nur Spielball in den Händen eines Schicksals sind, das die Gewohnheit hat, jede Revolution ins Sinnlose zu treiben. Nur ein Radikalismus ist groß und notwendig: der Radikalismus der Gesinnung. Wer nicht an Gewalt glaubt, kann auch nicht an diese Gewalt glauben. Wer nicht an Gewalt glaubt, kann auch nicht an Organisationen glauben. Wer nicht an Haß glaubt, kann auch nicht an den Klassenhaß glauben. Wer an die gewährte Gerechtigkeit glaubt, kann nicht an die geraubte Gerechtigkeit glauben. Wer aber an die geraubte Gerechtigkeit glaubt, der muß auch an Haß, Kampf, Streit und Gier glauben.

So aber müssen sich die Wege scheiden.

Ja, auf diesen Radikalismus der Gesinnung kommt es an, mit der unbedingt und unter allen Umständen das Gute gewollt wird und nicht das Gerechte, der unter allen Umständen Gewalt haßt, der Radikalismus der Grundsätze und des Glaubens an die Menschheit, daß Zustände und Verfassungen Entwicklungsmöglichkeiten geben, aber nur die seelischen Zustände eines Volkes die Entwicklung verbürgen, und nur die organisch entstandenen Systemänderungen einen Fortschritt bedeuten, die erkämpften aber unausgenützte Möglichkeiten; jener Radikalismus, der sich durch keine äußeren Umstände von seinem Weg abbringen läßt, der nicht radikal ist in seinen Forderungen, in seinen Institutionen, in seinem Haß, sondern in seinen Grundsätzen des Glaubens, seiner Liebe, die er bis ans Ende der Welt ohne Konzessionen behält, auch dann, wenn eine Klasse oder Schicht Böses getan hat, der Radikalismus des Glaubens, daß, was mit Gewalt getan ist, nicht getan ist, des Glaubens an die gewährende Gerechtigkeit, die der Sozialismus der Zukunft sein muß, an die gewährende Gerechtigkeit, überall dort, wo sich's um Gerechtigkeit handelt, an alle gewährten Menschenrechte und nicht an die erkämpften.

Der Zusammenbruch*

von Arnold Metzger

Wir wissen, daß der Krieg ein Ende findet, wenn die Gesinnung der Menschen eine andere wird. Wir wissen, daß der Krieg ein Werk der von Grund aus korrumpierten europäisch-amerikanischen Gesellschaft ist, der leitenden Motive, in welche sich die Ideologie dieser Gesellschaft bis auf den heutigen Tag versenkt hat. Nichts ist falscher als der Glaube, daß die demokratische Einstellung der inneren und äußeren Politik, daß das den fortschrittlichen Tendenzen entgegengebrachte Entgegenkommen des bisherigen Regimes, daß die Einführung des allgemeinen und geheimen Wahlrechts, ein verklausulierter demokratischer Friedensvertrag irgend etwas zur Abwendung des Verhängnisses beitrügen. Der Glaube, welcher sich von irgendwelchen Manipulationen des herrschenden Regimes mit Zuversicht und Hoffnung nähren läßt. Wie soll eine Besserung werden, wie soll sich der Mensch das Vertrauen zu sich und seinem Werke wieder geben, wenn nicht dadurch, daß er den Glauben an das Gute und Gerechte wiederfindet, daß er sich von der Inferiorität alles Menschlichen gegenüber den Forderungen dieses Glaubens überzeugt?

Nur eine Möglichkeit aber besteht den Glauben zu verwirklichen: mit der Gesinnung zu brechen, welche die kriegführende Gesellschaft beherrscht. Mit allem zu brechen, was zum „moralischen" Bestand dieser Gesellschaft gehört, gleichgültig, welcher Schicht ihres verdammungswürdigen Daseins es angehört. Ich sage, es ist dies die einzige Möglichkeit, den Krieg zu überwinden, das heißt, ihn zur Geburtsstunde einer Wirklichkeit werden zu lassen, welche dem Menschen den Glauben an den Sinn der Zeit gibt. Diese Forderung bedeutet nichts mehr und nichts weniger als der Tradition zu entsagen, in der wir aufgewachsen sind. Denn diese Tradition ist es, welche die Gesellschaft in das Chaos trieb, welche einen Zustand erzeugte, der in seiner grenzenlosen Verderbtheit, in seinem hemmungslosen Abfall vom Gesetz des Gewissens, wie mir scheint, mit keiner geschichtlichen Epoche zu vergleichen ist. Man muß es wissen, welchen absoluten Tiefstand diese unsere Knabenjahre vergiftende gesellschaftliche Tradition bedeutet, um den Bruch mit ihr zum notwendigen und schmerzlichen Erlebnis werden zu lassen, zu dem heiligen Willen, der sich uns mit der Notwendigkeit des göttlichen Gesetzes auferlegt.

Von dieser Tradition will ich sprechen, damit wir uns davon überzeugen, daß sie das Ende ist, daß nur der Glaube und die Heiligwerdung des Menschen dem Verhängnis ein Ende bereitet.

* Die Abhandlung wurde 1907 geschrieben.

Es ist aber an eines zu erinnern. Ich spreche von der Tradition der kriegführenden Gesellschaft, nicht von den bereits vor dem Kriege mehr oder weniger intensiv einsetzenden Gegenbewegungen, nicht von den Menschen, welche schon damals die Erkenntnis hatten und sich außerhalb des herrschenden Systems stellten. Was half es ihnen? Was bedeuteten die kleinen, intellektuellen Kreise mit ihren von der Gesellschaft nicht verstandenen Zielen und den hinter diesen sich verbergenden Protestrufen, ihrem Abscheu vor der kapitalisierten, verzeitlichten und entsittlichten Gesellschaft? Was bedeuteten Leute, wie Stefan George, um einen Namen zu nennen, oder Gemeinden, die von Sören Kierkegaard und den großen Russen als den edelsten Europäern sprachen, was galten Leute, die zu Jesaias oder Johannes als an dem gegenwärtigen System verzweifelte Menschen kamen? Was bedeuteten Menschen mit marxistischen Hoffnungen und dem Glauben an die Brüderlichkeit der Nationen, Menschen, welche von dem ungeheuerlichen Treiben der in den Krieg hetzenden diplomatischen Tendenzen sprachen, welche in der Überspannung des nationalen Begriffs, so sorgsam von Kirche und Schule gepflegt, die Not und das Verhängnis sahen?

Diese Tendenzen empfand die Zeit als illegitim: sie waren nicht aus ihrem Fleisch geboren. Sie verachtete sie, sie machte sie lächerlich, und es gab niemand, außer Schwärmern und Idealisten, wie man sagte, der in ihnen eine ernstliche Bedrohung des Systems fürchtete. Ich sagte, es sei notwendig, diese Tendenzen in ihrer Distanz zu der herrschenden Ideologie zu erkennen. Daß sie, letzten Endes, bereits in eine spätere geschichtliche Epoche hineinreichten, als deren leise, wenn auch noch nicht bestimmte Verkünder sie auftreten, in die Epoche, von der ich später sprechen möchte und welche ich die Epoche des neuen Glaubens nenne. Es sind in ihnen, verschwommen und unklar, Werte erkennbar, die auf ein anderes Ethos hinweisen. Sie sind als Zwischenerscheinungen wichtig, um die Kontinuität der geschichtlichen Vorgänge herzustellen, die in sich verkettet, wenn auch ihrem Sosein nach sich gegenseitig fremd sind und die einen mit den andern nichts zu tun haben.

Unsere Epoche bedeutet ihrem Wesen nach den sittlichen Ruin der europäischen Gesellschaft. Noch nie, wie ich sagte, war die Gesellschaft dem inneren Zerfall, der sittlichen Anarchie, der Auflösung ihres Gewissens so anheimgegeben wie in der Zeit, in der wir leben. Noch nie vielleicht hatte der Mensch so vollkommen die Fühlung mit Gott verloren, so sehr seine Stellung dem Absoluten gegenüber verkannt, noch nie so wenig die Grenzen seiner Menschlichkeit begriffen.

Die Zeit ist von Gott abgefallen und vollzog die Konsequenzen des Sündenfalls reinlich, bis zu Ende gehend. Wo wir hinschauen, gleich-

gültig ob von der Politik, der sozialen Ordnung, der Weltanschauung, der Religiosität, der Literatur, der ökonomischen Orientierung gesprochen wird: überall gilt, daß die Gesellschaft den Kontakt mit den moralischen Ideen verloren hat. Daß sie die Distanz nicht sieht, welche sie von Gott und dem Absoluten trennt. Sie ist in die Hemmungslosigkeit des Zeitlichen, ihrer vitalen Angelegenheiten, versunken. Sie besteht aus einer Summe von Tätigkeitsbeziehungen; aber in keine dieser Beziehungen ragt das Bewußtsein von der Verantwortung, von der Evidenz und Idealität des Guten. Sie ist die Anarchie, auseinanderfallend in die Unsumme von Individuen, die ungebildet und ungläubig, ohne Freiheit und Liebe, voll von Verzweiflung ihr belastetes Leben leben. Darin aber besteht die Verzweiflung, daß sich die Gesellschaft der Zeit verschrieben hat, ohne die Grenzen zu sehen. Ohne zu wissen, daß sie zusammenbricht, wenn sie an dem Fundamente zweifelt, auf dem sie steht: an dem Glauben. Wenn sie den Sinn für die Forderung verliert, daß das Gute als Absolutes zu verwirklichen ist und daß sich die Werke ihres Verstandes und ihrer Hand vor einem letzten fundierenden Wert auszuweisen haben, daß es nicht genüge, zu sagen, alles sei gut und weise, weil es der Mensch geschaffen habe. Es ist die unendliche Verzweiflung der Gesellschaft, daß sie über der bedingungslosen Wertschätzung der Leistung die Gesinnung des Menschen vergißt. Daß sie nicht weiß, daß die technische und manuelle Leistung ihr absolutes bewertendes Prädikat haben, daß jede Leistung, so vollkommen sie sei, zur Verzweiflung des Menschen beiträgt, wenn sie sich nicht in den Grenzen des Guten bewegt.

Es ist ein Irrtum der Gegenwart, zu glauben, daß der Mensch ein Recht zum Werke habe, solange das Werk nicht mehr ist als das zufällige Erlebnis. Daß sich das Werk über die Forderungen der Idee hinwegsetzen könne. Es genüge, daß es erlebt sei, daß die „Innerlichkeit" des Menschen dahinter stehe. Aber ich frage, wie soll das Erlebnis werkhafte Bedeutung haben, wenn nicht dadurch, daß es die Notwendigkeit des Schicksals und der Gesetzmäßigkeit, daß es die Realisierung des Guten bedeutet? Wie soll es möglich sein, von der Schönheit des Bildes zu sprechen, wenn seine Teile nicht in einer gläubigen Form zusammengehalten sind? Dies aber weiß die Epoche nicht. Die Idee löste sich in der vitalen Grenzenlosigkeit einer ungebundenen Innerlichkeit, des elan vitale, auf. Sie existiert nicht, es sei denn in der arroganten Gassenreflexion von Literaten und Tausendkünstlern, nicht aber in dem Fundamente des Herzens. Die Epoche weiß nicht, daß die Hingebung an dessen Göttlichkeit dem Werke seine Stelle in der Zeit gibt und daß es ohne diesen Glauben Sünde ist und sich jenseits ideeller Forderungen bewegt.

Wie sollte sie es wissen? Diese Epoche, die sich auf einer Ebene bewegt,

der die Distanz zu allem fehlt, was Glaube, Verantwortung, Sünde heißt? Sie kennt das Zweckmäßige, sie kreist in dieser sittlichkeits-indifferenten Sphäre, wie in einem circulus vitiosus, es fehlt ihren besten Vertretern, gleichgültig, welche intellektuelle Haltung sie annehmen, die Erkenntnis davon, daß diese Existenz zum Untergang führt.

Auf dem Erlebnis des Krieges wird sich die Erkenntnis aufbauen, daß mit dem Glauben die Gesellschaft steht und fällt. Daß die Gesellschaft nach dem Kriege nichts zu tun habe, als den Glauben wiederherzustellen, der verloren gegangen war. Nur die aber wissen die gewaltige Bedeutung des Glaubens abzumessen, welche erkannt haben, daß sich die Geschichte wesentlich in einem Distanzverhältnis des Menschen zu Gott bewegt und daß notwendig die Epoche in einen Krisiszustand hineingerät, wenn dieses Verhältnis verschoben oder kompromittiert wird. Das will besagen, wenn der Mensch seine Stellung verkennt, die ihm in der Zeit und seiner Hinordnung zu dem Göttlichen zukommt. Es ist das Verbrechen der Epoche schlechthin, hervorgegangen aus der Verzweiflung an der Evidenz der Idee, sich außerhalb der Distanz zu dem Göttlichen gestellt zu haben. Sie hat den Menschen an Stelle der Idee gesetzt und dachte damit, wie sie trefflich sagte, mit beiden Füßen auf dem Boden der Wirklichkeit zu stehen. Sie war dem „Positiven" ergeben, sie schwur auf die Seligkeit des „Diesseits". Diese Seligkeit aber bedeutet das Verhängnis. Denn sie umfaßt den Verzicht auf die Verwirklichung dessen, was außerhalb der Veränderlichkeit und Diesseitigkeit zeitlicher Erscheinungen liegt. Sie umfaßt den Verzicht auf die Verwirklichung des Guten. Die Epoche versinkt damit in die Ebene der Zweckmäßigkeit, der Bedürfnisregulierung, in die Sphäre, welche als Ausstrahlung vitaler, physiologischer, ökonomischer usw. Strebungen in Frage kommt. Ich werde zeigen, daß die „Seligkeit des Diesseits" der Brennpunkt der gegenwärtigen Ideologie ist, wie sie sich in der Attitüde der Zeit religiösen, moralischen und politischen Dingen gegenüber dokumentiert. Überall die gleiche Abkehr von der Idee, die Einreihung alles Gegenständlichen — mag es seinem Wesen nach ganz anderen Schichten des Seienden angehören — in die Sphäre des Zeitlich-Vitalen. Die Unterordnung der Idee des Wahren, des Guten, des Schönen unter die Idee des Zweckmäßigen sind Beispiele dieser unendlichen darin bestehenden Schuld, daß die Grenzen aufgehoben wurden, welche für die Distanz des Menschen zu dem Göttlichen wesentlich sind.

Ich sagte, die Seligkeit der Zeit bedeutet ihr Verhängnis. Der Glaube an die Identität von Zweckmäßigkeit und Idee, Natur und Göttlichem bedeutet ihre Schuld. Sie sah in ihrer Seligkeit nicht, daß sie sich von der Demut vor dem Gesetz abwendet. Wenn ich vorhin sagte, daß es

die Aufgabe des neuen Menschen sei, zu Gott zurückzukehren, so will das besagen, daß er die ideelle Schicht des Seienden in ihrer Zeitlosigkeit, in der von vitalen Dingen unabhängigen Existenz erkennt. Die Forderung der Verwirklichung des Guten in dem gläubigen Gesetz. Es bedeutet, daß das Gute als Idee zum Erlebnis wird. Es will besagen, daß die Transzendenz und Idealität hergestellt werden und daß der Mensch sich hütet, die Idee aus seiner Menschlichkeit hervorgehen zu lassen.

Es gibt keinen Glauben, es gibt keine Demut, es gibt keine Schuld, wenn der Mensch das Maß der Dinge ist und den Dingen nicht ihr eigenes absolutes Gesetz gelassen wird. Wenn sich die Idee in der Relativität des Vorstellungsprozesses auflöst, wenn die Idee des Guten oder des Wahren, um Beispiele zu geben, eine Funktion des Zweckmäßigen ist, wenn das Zeitlose Zeitliches ist, — beginnt der Mensch unheilig zu werden. Darum ist die Aufrichtung des Glaubens notwendig verbunden — in erkenntnistheoretischer Hinsicht — mit der Erkenntnis, daß die Idee nicht in den Willen des psychophysischen Daseins gestellt, in ihrem Sosein an dessen Willkür nicht gebunden ist, sondern daß sie, ein idealer Gegenstand, in ihrem identischen Gesetz von keiner Gesellschaft, von keiner Zeiterscheinung, von keinem über die Gesellschaft hereinbrechenden Ereignis berührt wird. Diese Erkenntnis ist das Korrelat des kommenden Erlebnisses, welches das Werk des Menschen, das bisher voll von der Verzweiflung seines Unglaubens war, in seine Innigkeit wieder einstellt.

Davon weiß die kriegführende Gesellschaft nichts. Es herrscht der Widerglaube, daß sie nicht mehr zu leisten habe, als die Forderungen zu erfüllen, welche der Drang der vitalen Existenz aufgibt, daß das Leben aus Pflichten bestehe, die nur in der Relation der Menschlichkeitsbeziehungen erwüchsen. Die hemmungslose Hingabe an das Sichtbare, die Überschätzung der Leistung, die schlechte Manier der Großstädte, die blinde von keinem Ethos getragene Geschäftigkeit, die von irrationalen Bedenken freie Arroganz der Existenz — diese Tendenzen sind die Ausdrucksformen des von der Tugend verlassenen Lebens. Die Tugend ist in Verruf, das Laster blüht, um metaphysische Worte für das Verhängnis zu finden.

Es ist klar, daß jede Schicht des Daseins von dem Verhängnis ergriffen ist. In jedem Kulturverhalten der Zeit, in der Stellung zu religiösen und sittlichen Dingen, in der Wirtschaft und der politischen Manier, in der Geste des Bürgers usw., überall entfaltet sich ihr Ethos. Es gibt keine Erscheinung, welche nicht bis in ihre nüanciertesten Ausdrucksformen von ihm ergriffen wäre. Denn es gibt keinen geschichtlichen Vorgang oder Zustand, der nicht in seinem Sosein auf das gemeinsame Ethos hinwiese, in welches die Epoche wie eine tragende Substanz gehüllt ist. War die Epoche ohne Glauben, so tragen alle kulturellen Ausdrucksformen

dieses Motiv. Überall enthüllt sich die gleiche Unterströmung der Verzweiflung.

Beispiele sollen hier gegeben werden, um am Konkreten das darzustellen, worauf es mir ankommt: daß die Epoche, in der wir leben, die Epoche des vollkommenen Lasters ist, in dem tiefen Sinn, der sich mit dem Wesen des Lasters verbindet als Mangel an Demut vor der Idee.

Was bedeutet der Epoche die Nation? Was soll damit gemeint sein, wenn gesagt wird, daß im Interesse der Nation jedes Opfer von dem Einzelnen zu fordern ist? Opfer an Gesinnung, Blut und Gut? Die Nation ist heute der Träger des Unendlichen: der Mensch ordnet seine Sehnsucht, sein Hoffen, seine Liebe ihr unter. Er verzichtet auf die Verwirklichung von ethischen Postulaten, was er nie verantworten könnte, wenn er außerhalb des nationalen Gedankens vor eine ähnliche Aufgabe gestellt würde. Er tritt zum Beispiel gegen die Stimme seines moralischen Empfindens für die Unterdrückung fremder Stämme, fremden Volkstums ein, wenn der Sache der Nation damit geholfen wird, usw. Es ist zu sagen, daß das neunzehnte Jahrhundert in dem Sinne das Jahrhundert der Ausbreitung des nationalen Gedankens ist, als der Prozeß der Nationalisierung in seiner lückenlosen Kontinuität nicht nur die kulturellen, sozialen und ökonomischen Interessen der Gesellschaft ergriffen hat, sondern bis zur Gesinnung und Innerlichkeit des Menschen, bis zu dessen personalstem Verhalten vorgedrungen ist. Das Selbstbestimmungsrecht des Menschen, noch in der klassischen und romantischen Zeit die Letztheit, von der aus der Aufbau der Gesellschaft in ihren verschiedenen Ausdrucksformen versucht wird, geht bei diesem Prozeß verloren. Es ordnet sich den nationalen Postulaten bedingungslos unter. Die Französische Revolution hat den Zweck der staatlichen Gesellschaft dahin formuliert, daß diese, geschaffen auf der Grundlage der freien Übereinkunft der Individuen, die Freiheit der Einzelglieder zu beschützen habe: der Staat habe nur als Funktion der Autonomie des Subjekts sein Existenzrecht. Die besten Vertreter dieser Ideologie, Voltaire, Kant und Goethe in Deutschland, fanden auf der Basis dieser Freiheit den Weg über die nationalen Schranken zur Humanität, zur sittlichen Gemeinschaft der Nationen. Das neunzehnte Jahrhundert ging bekanntermaßen nicht den Weg vom Individuum zur nationalen Gesellschaft. Es ist zu sagen, daß da, wo vom Individuum aus der Staat oder die Nation begriffen wurde, wie bei Fichte oder bei Hegel, noch Ideologien der Aufklärung oder der klassischen Zeit maßgebend waren. Für das neunzehnte Jahrhundert ist es wesentlich, daß der nationale Staat die Freiheit des Individuums

absorbiert. Die Nation ist nicht mehr das Gewissen des Einzelnen, sondern jeder Einzelne in seiner Weise ist das Gewissen der Nation. Er hat ohne Rücksicht auf seine individuelle Freiheit die nationalen Forderungen zu verwirklichen. Über seiner Freiheit und Sehnsucht, über der Verwirklichung des Guten und der Humanität, stehen die nationalen Sorgen der entfremdeten Nationen, in ihrer auf Machtpolitik, Beherrschung des Wirtschaftsmarktes, diplomatischer Überlegenheit und Ausnutzung der Schwächen des Nachbars, der zugleich Gegner ist, eingestellten Tendenz.

Der Prozeß der Nationalisierung war bis zu Beginn des Krieges in einer derartig intensiven Beharrlichkeit fortgeschritten, daß selbst die sogenannten intellektuellen Schichten – mit ganz wenigen Ausnahmen – in der nationalen Ideologie aufgegangen waren.

Merkwürdigerweise. Denn es scheint mir zum Wesen der Geistigkeit zu gehören, unbeschwert von den Hemmungen des einfachen, abhängigen Mannes, lediglich das eine Ziel zu verfolgen, das Menschlich-Aktuelle mit dem Gesetz der Geistigkeit zu erfüllen, oder, wie man sich auszudrücken pflegt, das Zeitliche in die Form der Idee hineinzuheben. Die Geistigkeit aber ist ihrem Wesen nach international, wie die Wahrheit, die Kunst, die Wissenschaft international sind. So verschieden die Attitüde sein mag, welche die Einzelnationen geistigen Dingen gegenüber einnehmen, so falsch wäre es zu sagen, daß diese Verschiedenheit für das Interesse des geistigen Menschen entscheidend wäre, daß sie eine Gegensätzlichkeit der Willensrichtungen bedeute, eine Gegensätzlichkeit, wie sie in der wirtschaftlichen und politischen Sphäre der nationalen Staaten zum Ausdruck kommt. Für den „freien" Menschen ist „fremden" Nationen gegenüber nur die eine Haltung möglich: sie als „Mitarbeiter" an gleichen Zielen zu begrüßen, ihre Anregungen im Sinne der „Entwicklung" der objektiven Werte zu verarbeiten.

In der Tat schien diese Haltung vor dem Kriege nie problematisch zu sein, so sehr von nationalistischer Seite der Versuch, die Internationalität der Geistigkeit zu sprengen, gemacht worden war. Wenn ich sagte, daß der Prozeß der Nationalisierung zu Beginn des Krieges bis in das Gewissen des Menschen eingedrungen war, so erweist sich die Ungeheuerlichkeit dieser Tatsache hier in einem eklatanten Falle. Es zeigte sich, daß das Gewissen der Intellektuellen im Zentrum von dem Ethos, welches der Beschäftigung mit geistigen Dingen eigentümlich ist, unberührt blieb. Man kann heute im Gegenteil sagen, daß die geistige Betätigung vor dem Kriege einen barocken Charakter hatte, in keiner Weise von der Personalität des Menschen Besitz ergriff. Um mich konkreter und einfacher auszudrücken: für den wissenschaftlichen Forscher, für den Künstler, für den Poeten war die Betätigung im Dienste der Wahrheit oder des

Schönen eine Spezialangelegenheit, analog wie dem Soldaten der Dienst eine Spezialangelegenheit ist, die nach dem Verlassen des Kasernenhofes für ihn nicht mehr existiert. Der Mensch ist in seinen letzten Intentionen durch den Dienst nicht verpflichtet. Diese sind gewissermaßen während seiner Dauer eingeklammert. Es entspricht den Tatsachen, wenn ich sage, daß sich zum Beispiel der Forscher seiner Betätigung gegenüber analog, wenn auch in einem sublimierteren Sinne, verhielt, wie der Soldat. So umfassend in ihrem Ausmaß und ihrem Gehalt sie gewesen sein mag, sie bewegte sich in einer Sphäre, die jenseits der zentralen Menschlichkeit lag. Sein Menschentum war vom Geiste nicht ergriffen, es war wie das Menschentum des nichtgeistigen Menschen nationalisiert. Es gab wenige Ausnahmen, die zu Beginn des Krieges das Ethos des geistigen Menschen beibehielten. Es bestätigt sich auch hier, daß diese wenigen außerhalb des herrschenden Systems standen. Sie gebärdeten sich: die Künstler und Philosophen, die Dichter und Forscher wie die Bürger; sie vergaßen oder vielmehr sie wußten es nicht, welche Sünde am Geist sie begingen. Ich sagte, dieses nationale Gebaren ist ein Beweis von der lückenlosen Abgeschlossenheit, die der Prozeß der Nationalisierung durch alle Schichten der Gesellschaft hindurch bis zu dem „freien" Menschen gefunden hat. Andererseits beweist es die inferiore Rolle, welche der „Geist" im neunzehnten Jahrhundert spielt. So zentral er für die klassische Zeit und die Romantik noch gewesen war, so gleichgültig wurde er im ökonomischen System der Gegenwart. Das Ergebnis aber war notwendig, offenkundig und klar: die geistige Betätigung — wozu wesentlich auch die künstlerische gehört — war ihrem innersten Wesen nach unwahrhaftig geworden.

Das von Johannes kommende große Postulat war außer „Mode" gekommen, das Werk in der Gesinnung zu fundieren, es als Offenbarung des gläubigen Herzens zu erleben. Die Korruption war eine derartige, daß über die große Lüge, den Zwiespalt von Gesinnung und Werk, der Mensch hinweg kam ohne darunter zusammenzubrechen. Da der Glaube fehlte, da die Distanz zu heiligen Dingen verlorengegangen war, waren Gesinnung und Werk zu peripheren Angelegenheiten seines Tuns geworden. Nichts war dem Menschen Anlaß zu Konflikt: er hatte keine Gewissensnot. Das Bewußtsein, daß der Abfall von seinem Werke die Sünde seines Lebens ist, war ihm fremd. Die Vitalität, seine Physiologie waren die Basis, auf der er sich bewegte. Von hier aus erschienen Gewissen und Werk als die gleichgültigen Ergebnisse eines kausalen Vorganges, als das Produkt eines ethisch gleichgültigen Daseins. Um dieses kreiste seine Verzweiflung: so war es ihm auch nicht problematisch von dem Ethos des Geistes abzufallen und sich antigeistigen Tendenzen hinzugeben.

Es könnte gesagt werden, daß die Idee der Nation die Idee des Guten

bedeute, daß sich in ihr die Heiligkeit des gegenwärtigen Menschen verdichte, daß sie die Gesellschaft zu Gott und dem Ideellen führe. Daß in der bedingungslosen Unterordnung unter die nationalen Erfordernisse der gegenwärtige Mensch seine Demut vor göttlichen Dingen bezeuge, daß ihm also die Distanz zu dem Absoluten nicht verlorengegangen sei.

Diese Meinung, von den Priestern der Zeit gelehrt, beweist die Anarchie und Haltlosigkeit des modernen Gewissens, welches nicht fähig ist, Ideelles und Zeitliches, Göttliches und Menschliches voneinander zu trennen. Sie beweist, daß die Nationalisierung der Gesellschaft das Analogon zu jenem in einer viel tieferen Schicht vor sich gehenden religiösen und sittlichen Auflösungsprozeß ist, der das neunzehnte Jahrhundert in den Krieg führte. Daß nur eine religiöse und sittlich desorientierte Gesellschaft fähig war, sich hemmungslos einer Liebe zu verkaufen, deren Gegenstand nicht das Göttliche und die Idee ist, sondern ein zeitliches Etwas, das von Immoralität und Irreligiosität so durchtränkt ist, wie der moderne Begriff der Nation.

Im Verlaufe des neunzehnten Jahrhunderts wechselte der Sinn oder der atmosphärische Gehalt, der sich mit der Idee der Nation verbindet. Dieser Gehalt in seiner qualitativen Besonderheit verschiebt sich der Wandlung gemäß, dem das Bewußtsein in diesem Jahrhundert ausgesetzt war, eine Wandlung, welche die Substanz der Zeit ergreifend, die Haltung des Menschen in ihrem jeweiligen Ethos durchtränkt.

Das neunzehnte Jahrhundert stellt sich seinen letzten Intentionen nach als der Weg dar, den das Subjekt von der metaphysischen Reinheit und gottgetränkten Innigkeit der klassischen Zeit bis zu der Niederung des modernen heidnischen Individualismus nahm. Zu Beginn des Jahrhunderts hatte das Subjekt den Glauben an die Notwendigkeit, die Dinge in Gott zu sehen, sie in das ideelle Schicksal zu heben, welches die Absolutheit der Forderungen ihnen auferlegt. Das Gute und das Wahre galten als ideelle Werte. Der Mensch war entschieden, kannte seine Grenzen und vermaß sich nicht, die reale Wirklichkeit an Stelle der Idee zu setzen. Das Subjekt, soweit es der Boden war, auf dem sich das Absolute entfaltete, ist nicht das Subjekt der gegenwärtigen Ideologie, der psychophysische Organismus, sondern das an der Idee orientierte Gewissen. So irreligiös der Gedanke war, Gott in das irrationale Erlebnis zu verlegen, das Subjekt zum Träger des Göttlichen zu machen, die Versöhnung von Idee und Zeit auszusprechen, ich sage, so irreligiös dieser Gedanke war, innerhalb dieser Ideologie triumphiert noch das gläubige Bewußtsein, das Postulat, an dessen Unerschütterlichkeit und von der Geschichte nicht aufzuhebender Evidenz der Bestand des Menschen und der Gesellschaft hängt, daß nämlich die Dinge in der Zeit ihr Gesetz in der Idee haben

und daß der Sinn der Zeit das Zeitlose ist. Von diesem Glauben wandte sich das Jahrhundert in der logischen Konsequenz einer ununterbrochenen Abwärtsbewegung ab, mehr und mehr sich im Zeitlichen und der Anarchie des Menschlichen verlierend, dem „Positiven", der „realen" Wirklichkeit dogmatisch ergeben, um am Ende dieses in das Verderben steuernden Prozesses auf das Niveau des absoluten Tiefstandes zu geraten. Denn dieses Endstadium – die Gegenwart – hat sich von der Idee losgesagt, hat den Abfall von Gott in erfüllter Konsequenz vollzogen. In den konkreten Formen des gegenwärtigen Bewußtseins, in seiner Haltung zu religiösen, wirtschaftlichen, politischen Dingen, ist kein Rest der ursprünglichen Gläubigkeit verblieben. So restlos löste sich die Idee in der Zeit auf. So unproblematisch wurde die Zeit an Stelle der Idee gesetzt. So durchgreifend war das Verhängnis, daß der „Glaube" an die Nichtexistenz des Absoluten als Errungenschaft gefeiert wurde.

Je mehr das Jahrhundert dem Zeitlichen verfiel, desto mehr verlor die Idee der Nation von dem kosmischen Gehalt, der ihr noch im System Hegels oder Fichtes eigen war. Desto mehr wurde sie in die materialistische Ideologie der Gesellschaft eingestellt, desto mehr wurde sie von dem System ergriffen, das mit dem Niedergang und Zusammenbruch der westeuropäischen Gesellschaft wesensgesetzlich – wenn der Ausdruck für die Historie gestattet ist – verbunden ist. Ich meine den Kapitalismus, nicht als wirtschaftliches System, sondern als den Ausdruck der die Epoche in allen Gestaltungen durchsetzenden Weltattitüde. Alle Werte geraten unter die Vorherrschaft einer materialistischen, auf das Vitale eingestellten Lebenshaltung. Der Kapitalismus erweist sich, von der übergreifenden Tendenz aus gesehen, welche ich als den Abfall von der Idee bezeichnete, als Einzelerscheinung. Wenn ich ihm in dem Thema der Zeit eine beherrschende Stellung einräume, so tue ich es, weil er mehr als alles andere den Menschen und die Einrichtungen der Epoche bestimmte. Er trägt in sich in allerreinstem Wesen das Ethos der Epoche, mehr als die anderen Schicksale und Kundgebungen der Zeit, ausgesprochener und sichtbarer als die naturalistisch-materialistische Geste der gegenwärtigen Lebensanschauung, offenkundiger als die irreligiösen Systeme des Individualismus. So eindeutig bei Nietzsche etwa die Abkehr von der Idee vollzogen wurde, so fanatisch in der Literatur der Jahrhundertwende der Versuch gemacht wurde, die Gesinnung, die Tragödien und die Sehnsucht des Menschen als die Schicksale seiner biologischen Zufälligkeit heraustreten zu lassen, so lächerlich unproblematisch die Gesellschaft die materialistische Lebensanschauung in ihren Schattierungen bis herauf zu der Psychologisierung der Idee als die ihren „Bedürfnissen" gemäße vertrat – es blieb hier, in diesen geistigen Schichten, etwas zurück, das über die Unzweideutigkeit des

materialistischen Daseins hinauswies, die unbestimmte Sehnsucht zum Unendlichen, die Verzweiflung, das unglückliche Bewußtsein. Zum Wesen der Geistigkeit gehört der Glaube an die Idee. Es ist deshalb nicht wunderbar, daß sich zu Beginn des Jahrhunderts die literarische Ideologie gegen den Naturalismus auflehnte, daß der Individualismus sehr früh begann, die positivistische Orientierung aufzugeben, in einer Zeit, welche ihrer Wesensart nach durchaus auf materialistischem und kapitalistischem Boden stand. Ich sagte deshalb im Anfang, daß diese bereits vor dem Kriege einsetzenden Kundgebungen des sich auflehnenden Gewissens der kommenden Epoche angehören.

Der Kapitalismus ist das reine und ungebrochene System der gegenwärtigen Gesinnung. Ihm fehlt wesentlich der Zusammenhang mit moralischen Ideen, er ist frei von der Orientierung an einer Schicht, welche außerhalb der Veränderlichkeit und Endlichkeit des biologischen Daseins liegt. Es gibt kein System, in welchem die Jenseitigkeit zu der Idee in einer derartig reinen Form ausgesprochen wird wie im Kapitalismus. Wenn ich oben sagte, daß die Gegenwart den Glauben und die Demut verloren habe, so gilt das in ausgezeichneter Weise vom Kapitalismus. Er ist der Niederschlag der Verzweiflung und Schuld der Gesellschaft, ihres Abfalls von der Idee. Es gibt kein System, das sich so hemmungslos über transzendente Bedenken hinwegsetzt. Wie durchgreifend mußte der Zusammenbruch sein, wenn der Mensch es wagte, sich von dem Zusammenhang mit Ideellem loszusagen und eine Ordnung zu schaffen, die von den Leidenschaften seiner Physiologie beherrscht die Liebe zur Idee suspendierte!

Unter die Vorherrschaft des Kapitalismus geriet der nationale Gedanke. Es ist jetzt begreiflich, wenn ich behauptete, daß die Nationalisierung des modernen Bewußtseins ein Ausdruck der Anarchie sei, in welcher sich das Gewissen unserer Zeit befindet. Daß nichts so sehr von der Hemmungslosigkeit und dem Tiefstand der Gesellschaft zeuge wie der Glaube, daß die Idee der Nation dem gegenwärtigen Menschen das bedeute, was das gläubige Bewußtsein Gott nennt. In der klassischen Zeit und der Romantik konnte dies noch allenfalls gelten. Die Idee der Nation war, bei Fichte etwa, in der Tat Träger des Unendlichen. Gott offenbarte sich in dem Ethos des Volkes. Fichte sah, wie Hegel, in dem Glauben des Volkes, in seinem Drange das Absolute zu verwirklichen, die incarnatio dei. Noch die ehrwürdigen Leute, die in der Paulskirche die unsterblichen Reden hielten, hatten den Glauben, daß ihr Vaterland die Mission habe, das Reich Gottes zu verwirklichen. So unentschieden und verworren diese Atmosphäre durch die Gesinnung der Paulskirche ging, so unzweifelhaft es war, daß hier die Gläubigkeit der klassischen Zeit einen schwachen Aus-

läufer hatte – diese Tatsache ändert nichts daran, daß für diese Leute die Nation mehr war als der Träger ökonomischer Interessen. Daß man es noch nicht wagte, den Gegenstand des Glaubens, als welcher seit den Tagen der Romantik an Stelle Gottes und des Absoluten (in der klassischen Zeit) die „Nation" auftritt (bereits das erste Anzeichen des beginnenden Niedergangs und der Verzeitlichung des Gewissens), zu vermenschlichen, in die Immanenz zeitlicher Bedürfnisse zu verlegen, ihn außerhalb der Sphäre ideeller Gegenstände zu rücken.

Wie mir scheint, hat die Bismarckische Zeit die Tendenz zur Erfüllung gebracht, von welcher die Bewegung des neunzehnten Jahrhunderts im ganzen getragen war. Sie hat den Abfall von der Idee vollzogen. Bismarck hat die Idee der Nation in das kapitalistische System hineingestellt, sie mit dem Ethos der kapitalisierten Gesellschaft erfüllt. In seiner Sprache ausgedrückt: er hat die Nation zu einer macht- und wirtschaftspolitischen Interessengemeinschaft gemacht. Die Politik, das Exekutivorgan der Nation, wurde demgemäß das Mittel, die vitalen Interessen dieser Gemeinschaft durchzuführen. Bismarck wird als der Gegner der „Ideologie", als Begründer der deutschen Politik „gefeiert". Heute, wo der Krieg der Gesellschaft so deutlich und eindringlich das Bewußtsein ihrer furchtbaren Schuld und des getanen Verbrechens beigebracht hat, wo sie am Grabe ihres sie einst mit Stolz erfüllenden Werkes steht, weiß sie, daß der Weg, den Bismarck sie führte, nicht der Weg des Glaubens und der Demut war, sondern der Weg zum Verhängnis und zum Untergang, die letzte Etappe, über welche die Auflösung und der Zusammenbruch der modernen Gesellschaft erfolgte. Es ist für jeden, der Organ für geschichtliche Bewegungen hat, welchem das Erlebnis des Krieges die Distanz zu politischen Gesinnungen verliehen hat, unzweifelhaft, daß die Bismarckische Zeit die Epoche des moralischen und religiösen Zerfalls der deutschen Gesellschaft ist. Sie leitet die Epoche des grenzenlosen Tiefstandes und der Verzweiflung des Menschen, der Bedenkenlosigkeit und Gottlosigkeit der Gesellschaft ein, sie ist der Beginn des Untergangs und – des neuen Glaubens.

Indessen Bismarck vollzog den Abfall von der Idee im Glauben an die Gerechtigkeit des Kampfes um die nationale Selbstbehauptung. Es scheint mir, daß zwischen ihm und der Gesinnung unserer Tage ein bedeutender Unterschied vorhanden ist. Hinter seiner großen Menschlichkeit steht der Glaube an die Heiligkeit der Sache. Seine Aufgabe, den starken und mächtigen Staat zu schaffen, war ihm in ihrer entschiedenen sittlichen Notwendigkeit gegenwärtig. In keiner Weise war ihm die machtpolitische Einstellung, die Orientierung an Zielen, die ethisch gesehen, den Verzicht der Verwirklichung des Guten bedeuten, die auf Kampf und Vernichtung

ausliefen, in denen das Motiv der Gerechtigkeit ausgeschaltet war, welche die Gesinnung der kapitalistischen Wirtschaft, des Wirtschaftskampfes, der Expansion, der Ausschaltung und Zugrunderichtung des Konkurrenten auf die Politik übertrugen und so in ihrer Wirkung notwendig eine Summe moralischer Perversion stiften mußten, ich sage, in keiner Weise zweifelte er an der Göttlichkeit seines ungöttlichen Werkes. Es ist die Tragödie seines Lebens, seine gläubige Menschlichkeit für ein ethisch nicht zu qualifizierendes Werk eingesetzt, an einem Verbrechen wesentlich Anteil genommen zu haben, an dem er nicht die Schuld trägt, sondern das neunzehnte Jahrhundert in seiner die Geschehnisse bezwingenden, den Zusammenbruch der gegenwärtigen Gesellschaft erfüllenden Ideologie.

Die Gegenwart hat die Idee der Nation in der Immoralität ihres zusammengebrochenen Gewissens vollkommen aufgelöst. Erst sie hat aus ihr den nichtswürdigen Begriff gemacht, hinter dem keine Scheu, kein Bedenken, keine Frömmigkeit und Gesinnung stehen. Was sie selbst, ist die Idee der Nation, ein Vehikel ihres auf Geschäfte und Machtvermehrung, auf Intrige und Ungerechtigkeit eingestellten Betriebes. So richtig es sein mag, die Gegenwart, politisch gesehen, als Epigone Bismarckscher Anschauung zu begreifen, so falsch wäre diese Gleichsetzung auf die Moral beider Epochen übertragen. Die Bismarcksche Epoche war gewiß treu, sie hatte den Glauben an das Werk, so unheilvoll und zum Verderben gewandt dieser Glaube auch gewesen sein mag. Sie hatte noch etwas, was an die Tradition der klassischen Zeit gemahnte, sie fand noch nicht den Mut, die Innerlichkeit des Gewissens der Verderbtheit ihres politischen Werkes preiszugeben. Ihre Innerlichkeit war der letzte Rest, den sie von der Infektion der dem Übel verfallenen Ideologie bewahrte. Unsere Zeit aber ging über diesen Zwiespalt hinweg, der letzten Endes, wie mir scheint, auf einer üblen Unklarheit beruhte, auf dem üblen Versuch, die Unlauterkeit des Werkes gewissensmäßig von sich abzuwälzen, an dieser keine „Schuld zu haben". Die Bismarcksche Zeit ist der Beginn der grenzenlosen Auflösung des deutschen Gewissens, indem sie den Sinn für die Gerechtigkeit des Werkes, der Ordnung, der politischen Tat trübte und über die elementaren Grundsätze ethischen Seins die Orientierung zu verlieren begann. Sie riß die Immanenz des Gewissens und dessen werkmäßige Offenbarung auseinander, vermeinend, echt pharisäerhaft, daß die Gläubigkeit und die Forderungen des Gewissens in das politische und gesellschaftliche Dasein nicht hineinragten. Die Gerechtigkeit höre auf, wenn die Macht und Ehre des Staates auf dem Spiele ständen. Ich habe davon gesprochen, welchen suggestiven Einfluß diese heidnische Gesinnung auf die Geschlechter ausübte, wie sich das Gewissen der Zeit immer mehr dem maßlosen Verderben dieses kapitalistischen Geistes aussetzte.

In dem Ethos der kriegführenden Gesellschaft gelangte die Sünde, in dem absoluten Sinne des Begriffs als Abfall des Gewissens von der Idee, zur letzten Erfüllung. Der Zerfall des Menschen mit Gott, der Abfall der Gesellschaft von dem Gesetze, „Gott zu lieben und das Gerechte zu tun", sind für die gegenwärtige Ideologie so wesentlich, wie es für das neunzehnte Jahrhundert wesentlich war, ein Jahrhundert des Zerfalls zu sein. Daß das Absolute, als die Sphäre des Zeitlosen, daß die Orientierung menschlicher Dinge an der Idee, daß der Glaube an die Idealität des Guten der Immanenz der Zeit transzendent sind, — diese Tatsachen bilden die Kategorien, auf denen sich das Verhalten der gegenwärtigen Gesellschaft in ihrer religiösen, politischen, moralischen, künstlerischen und ökonomischen Gesinnung aufbaut. So grundsätzlich ist die Auflösung, daß der Zweifel und die Not der Seele, die Elemente der Gläubigkeit, dem Gewissensbereich der Gegenwart fremd sind. Es wäre leicht nachzuweisen, daß die seelische Not, von der die naturalistische Literatur spricht, nicht die Not ist, hinter der die Liebe des Menschen zur Idee steht, sondern der Niederschlag einer unbefriedigten, mehr oder weniger differenzierten Vitalität. Not und Verzweiflung aber existieren wesentlich da, wo die Menschlichkeit von dem Glauben und der Liebe zur Idee überwältigt ist und keine Möglichkeit des Ausdrucks oder der Entfaltung findet. An Hölderlin und das „unglückliche Bewußtsein" der Romantik, an die Verzweiflung Sören Kierkegaards sei erinnert. Hier ist von Not zu sprechen. Es gehört zum Sündenregister der Epoche, wenn sie, sich an der Heiligkeit dieser Begriffe vergreifend, von der Verzweiflung von Menschen spricht, die keine Erkenntnis und Liebe haben.

Die Gegenwart hatte keine Erkenntnisse. Die plumpen Gebote animalischer Vitalität, der „Kampf ums Dasein" gaben ihr keine Möglichkeit, die wahre Distanz zu zeitlichen Dingen zu gewinnen und den Abstand zu ermessen, der das Menschliche von dem Göttlichen trennt. Die Idee der Nation, deren Entwicklung und gegenwärtige Auflösung im System des Kapitalismus ich andeutete, ist ein Beispiel des grundsätzlichen Zusammenbruchs, aus welchem niemand vor dem Kriege den Ausweg fand als die paar Idealisten und Schwärmer, die an ihren exklusiven, kleinen Gemeinden festhielten, ohne aber den Weg des neuen Glaubens zu dem freudeerfüllten Leben gefunden zu haben.

Der Prinz und der Tiger

Eine Berliner Phantasie von Oskar Loerke

(Fortsetzung)

6

Verschmäht von Ferdinand Stallmann, hatte Marta es schwer und wartete auf ihn. Hey wußte, wie sie gewartet hatte, jahrelang. Sie hat später erzählt, wie es gewesen ist, mit kurzem Wort und langem Schweigen. Die langsame Folter leuchtete von irgendwoher auf dem Grunde ihrer Augen wider.

Ihre Eltern, die ehrbaren Gastwirtsleute, hausten in der Stube hinter der gelben Tombank und wiesen sie mit ihrer nüchternen Geduld ab. Herr Drechsler empfand, daß seine Güte drei Menschen abseits geführt hatte. Hey war verschollen und wohl zerschellt, Stallmann mürrisch in sich gekehrt und Marta mickerte unjugendlich wie in einem luftleeren Raume.

Die Wand eines Schrankes mit buntfarbigen Schnapsflaschen begrenzte die Welt hinter ihrem Rücken. Und vor der Tombank war diese Welt auch zu Ende. Keine Unfreundlichkeiten zumeist kamen aus dem Munde der Gäste, aber manchmal eine Zudringlichkeit und allerlei naseweise Wissenschaft. Sie hatte in dem Gang hinter ihrer Tombank, dieser Schranke vor dem Leben der anderen, gern ihr Kind bei sich, hatte hier am liebsten eine Näharbeit für den Kleinen auf dem Schoße. Noch nachts, wenn keiner mehr kam, hatte sie am liebsten dort ihren Aufenthalt, stellte eine Lampe vor sich, arbeitete, sah in die reifenden Ebereschensträuße und die unter dem Monde reisenden Schatten draußen oder legte den Kopf auf den Ladentisch.

Hey war in diese Zeit ihres Lebens nachträglich oft eingekehrt und meinte bei ihr gewesen zu sein. Sie war sehr tief verwundet, es quoll ein Tränenschein aus ihr wie ein Mondhof. Sie sagte, manchmal, wenn die Leute aus Nachbardörfern gefahren gekommen wären und ihre Pferde draußen vor die Krippe am Schlagbaum gebunden hätten, da wäre es ihr gewesen, als hätten die Pferde nicht an Häcksel und Hafer, sondern an ihrer Seele gefressen, die sich fort und fort sehnte. Ganz deutlich hätten sie in ihr gestanden.

Niemand erfuhr je von diesem Irresein, Ferdinand nie, niemand außer Hey, — er zu einer Zeit, als sie noch viel tiefer geschlagen war.

Das geschah, nachdem sie wohl schon aufgehört hatte, auf Stallmann zu hoffen.

Diesen faßte eine neue Leidenschaft, nein, diesmal eine Liebe.

Das war damals, als Anna Weise aus Berlin ins Gutsdorf kam. Er empfing von ihr Heys Brief, las ihn, hörte Annas mündliche Ausrichtung an, drückte ihre Hand, forschte in ihrem Gesicht, sagte: „Das ist ja alles Wind" — und blieb bei seiner alten Arbeit im Dorfe.

Man sah Anna und Ferdinand Stallmann gar nicht viel zusammen, aber wenn er Marta traf, pfiff er vor Verlegenheit und Frechheit. Er wollte Anna zur Frau, so kam es Marta zu Ohren, und damals schrieb sie an Hey doch, den einzigen Brief in all der Zeit, der gar keinen Sinn hatte als den einen, ihm ihre Verzweiflung darüber mitzuteilen. Aber sie behielt ihn in ihrer Tasche und zerknitterte ihn; es tröstete sie, ihn noch zu fühlen: noch war ihre Hoffnungslosigkeit nicht eingestanden und nicht endgültig.

Und an einem furchtbaren Morgen war ihr Schicksal zwar nicht gewendet, doch in die frühere düstere Reglosigkeit zurückgesunken: Anna war tot. Sie war, so berichtete das Dorf, mit dem mürben Bretterbalkon, der sich vor dem Taubenschlage am Giebel ihres Hauses befunden hatte, heruntergestürzt, hatte das Genick gebrochen und den Schädel gespalten.

Sie wurde begraben. Die Sonne zählte die Sandkörner des Hügels alle Tage, und sie hielten reglos still. Hatte sich Marta darin getäuscht, daß Anna mit Ferdinand so schicksaltief verbunden gewesen war? Ja, er war wohl erschüttert und so schweigsam, daß die Tasse und das Brot vor ihm auf dem Tische dagegen schwatzhaft heißen konnten, aber unbegreiflich, er war vor dem Begräbnis schon zu ihr gekommen und hatte sie gefragt, ob sie sein Weib werden wolle.

Marta war gebannt und mußte sein Kommen, seine Worte voll Trotz und Zwang als eine unheimliche Huldigung verstehen, als eine Abbitte, die wider Willen zerknirscht und hoffärtig zugleich war. Da öffnete sie die Lungen in weitem Zuge, und ein himmlischer Wind, beladen mit Botschaften des abgewehrten Glanzes draußen, blies herein und rührte in ihr die verdorrten Abbilder dieser Glanzwelt an, daß sie auferstanden, bis das Weib ganz und gar nur Anschaun ohne Besinnung und Gedanken war. Gegen alle Menschen besaß sie immer einen selbstsicheren Stolz, nur gegen Stallmann nicht. Sie hatte ja gewartet, durch Jahre bereit, ihm zu folgen, wie einer, der seinen Fuß erhöbe und gebeugten Knies, bevor er die Sohle auf den Grund setzte, tausendmal die Sonne untergehen und die Wolken oben und die Felder unten gären ließe, bis der verschwundene Grund den Augen wiedererschien. Denn nur die Fortsetzung ihres Weges der Besessenheit war ihr wirklich, und was sich nebenan regen mochte, war nicht ihr Gesetz.

So näherte sich der schreckliche Hochzeitstag, und Hey kam.

Nicht im Hause der Braut sollte die Feier stattfinden, sondern beim Ziegler. Als Hey sich bei Ferdinand nach dem Grunde erkundigte, erfuhr er, es müsse noch ein Brand Ziegeln fertig werden vor der Abreise aus dem Dorfe. Im Ofen rauschte und krachte schon seit Tagen die Glut, und der Ziegler mußte in der Nähe sein, um sie zu regeln.

Wozu aber der überhastete Aufbruch? Kisten und Kasten standen gepackt. Marta hatte rote Wangen vor eiligster Arbeit. Sie tat willenlos, was Stallmann forderte. Hey fragte sich immer wieder: Weshalb diese Hast, die einer Flucht glich? Weshalb noch der Brand? Weshalb dieses Meiden des Brauthauses? Stallmann wußte Antworten, aber Hey fühlte tief beklommen: er log. Finstere Brände gehetzter Unruhe gerannen in seinen Blicken immer wieder im Nu zu Blei. Hey hatte den Eindruck, als wollte er etwas aus seinem Hause nicht in ein anderes tragen und als wollte er möglichst bald auch aus dem seinen heraus. Und schon in den ersten Stunden seiner Anwesenheit hatte er erfahren, daß Stallmann in Berlin noch keine Unterkunft besaß.

Hey jagte daraufhin zurück nach Berlin, auf zwei Tage, um Stallmanns eine Wohnung zu nehmen. Aus seinem früheren Verkehr bei Weises wußte er, daß er am besten dort zuerst früge, wenngleich es ihn bedrückte, daß Anna inzwischen in ihren Tod gefahren war und ihre Mutter zu ihrem Begräbnis, ohne daß er etwas davon geahnt hatte.

Häufig ist ja hier in Berlin eine größere Wohnung an zwei Parteien vermietet. So war es bei Weises. Der lange Korridor war durch eine nachträglich eingebaute Mitteltür geteilt. Weises bewohnten die hinteren Räume, die Türen zu den beiden leeren Vorderstuben und der diesen gegenüberliegenden Küche hatte er offen gefunden, solange er das Haus kannte. Ob in ihnen noch der Geist Annas emsig war, die er dort öfter, wie sie den Fußboden wischte und die Fensterscheiben putzte, angetroffen hatte? Ob sie Stallmann und ihrer Nebenbuhlerin eine Heimstatt zubereitete? Ob die Stuben ihm wieder den Eindruck der Verwahrlosung machen würden wie früher, trotz ihrer Sauberkeit? Die Decken waren nach dem Abzuge der letzten Bewohner neu geweißt und die mißfarbenen Tapeten dabei bespritzt worden. Eine Trittleiter in der einen, ein paar Bretter in der anderen schienen Hey, der von einem düsteren Vorgefühl gequält wurde, zusammenzugehören und konnten irgendwie zu einem Windmühlengespenst zusammenwachsen, das man zerrissen hatte. Die Leierkastenmusik von draußen und die Streifen des Sonnenscheins hatten etwas Menschenfeindliches. Er verweilte mit den in Trauer gekleideten Weises in den Stuben. Ihm war, als gälten die schwarzen Gewänder Marta, die gestorben und begraben wäre. Sie freuten sich zuerst, daß der Mann, der ihrer Anna nahe gestanden hatte, zu ihnen zöge, dann wunderten sie

sich, daß die Hochzeit so bald stattfinden sollte, dann erwogen sie, daß ihnen schließlich nur Gerüchte von einer Freundschaft zwischen Ferdinand und Anna zu Ohren gekommen waren.

Der Hauswirt war froh, endlich Mieter gefunden zu haben. Hey stellte mehrere Koffer und Pappschachteln mit Hausrat, die er gleich mitgebracht hatte, mitten in das größere Zimmer und fuhr zurück in die Heimat.

7

Die Hochzeitsstube im Zieglerhause war der Braut und Hey unheimlich, als arbeitete in den Wänden und Möbeln eine unsichtbare Feuersbrunst, die nicht ersticken und nicht herausbrechen konnte. Die Gäste, die ehemals die Schulkameraden der Brautleute hätten sein sollen und es nicht gewesen waren, saßen am gedeckten Tisch fest beim Biere, nur der Platz des Bräutigams war fast immer leer. Er mußte oft nach dem Feuer sehen, das wußte jeder, und besonders feierlich nahm man die Hochzeit ohnehin nicht, doch Hey hatte keinen Zweifel, daß Ferdinand es darauf anlegte, sich seiner Gesellschaft zu entziehen. Eine laute, gereizte Unbehaglichkeit breitete sich rasch aus. Herr Drechsler unterhielt sich mit der jungen Ehefrau, Stallmanns Vater, über die Schwiegertochter enttäuscht, saß mürrisch hinter seiner großen Nase, Martas Eltern hatten sich mit sanften leidseligen Entschuldigungen früh aufgemacht. Die jungen Burschen hielten die Weiber umfaßt, wiegten sie und lallten nach den weinerlichen Weisen einer Harmonika. Als der Spieler zwischen Polka und Krakowiak ein sentimentales Lied zu dudeln anfing und ein Gegröle anbrach, hieb der Vater mit der Faust auf den Windbalg, daß alle ihn von der Seite ansahen. Da trug Hey mit Marta die Wiege Karls hinaus in den warmen Ziegelofen, damit der Knabe Ruhe und Schlaf fände. Die Tür zur Schlafstube blieb offen. Man sah das Bett und daneben mehrere gepackte Kisten. In der blaugestrichenen Wohnstube waren schon die Bilder abgenommen, und wo sie gehangen hatten, leuchteten jetzt scharfe, reinfarbige Flecke. Bloß ein Öldruck, die Darstellung einer Überschwemmung mit Weidenstümpfen, die aus dem Wasser ragten und in deren einem ein Hase saß, ferner eine Kuckucksuhr mit sehr geschäftigem Pendel hing an der Wand. Das waren die Stücke, die in der Wirtschaft des Alten zurückblieben.

Hey ging mehrmals hinaus, um den Hochzeiter hereinzuholen. Das geschah, wenn Herr Drechsler aus immer neuer Unruhe ihn fragte, warum Stallmann jede Hilfe und Vertretung für heute abgelehnt habe.

Stallmann trieb im Ofen ein befremdliches Wesen. Bald stand er tiefsinnig da, bald rannte er hin und her wie ein Insekt, das wir nicht verstehen.

Trat man in den Schuppen, so starrten einem aus dem Hintergrunde vier große Feuerlöcher entgegen, die mit lautbrausender Glut angefüllt waren. Unsichtbare Säcke voll Hitze gleichsam bauschten sich hervor. Rechts lag ein Haufe knorrigen Klobenholzes. Links befand sich eine Bank aus einem schwanken unbehobelten Brett auf Pfählen, die in den harten Lehmboden hineingerammt waren. Davor stand die Kinderwiege. Karl schlief. Die Hitze am Fußende reichte nicht bis zu ihm, und der sommerliche Vollmondabend am Kopfende konnte ihm auch nicht schaden. Stallmann hatte ihn während der jüngsten Wochen schon oft an seiner Arbeitsstätte gehabt, ihn auch abends auf einem Heulager gebettet, mit einem Mantel bedeckt und im Schlafe viel betrachtet, zur stillen Freude der Mutter. Gleichwohl, heute litt sie daran, daß Karl wie eine Waise nirgend die rechte Stelle hatte, weder in ihrem Hause noch in dem des Zieglers. Doch sie schien willig einer schwülen Betäubung stillzuhalten und nicht fragen zu wollen. Sie saß bescheiden da, ging auch nicht zu ihrem Manne hinaus und schien an der Uhr doch immer die Zeit ablesen zu wollen, wann dieser Gang dennoch schicklich sein möchte.

Vielmehr Hey ging zu einem ersten Male, und in dem ungewissen Gefühle, als müßte er unheimliche Spannungen vor ihrer Entladung behüten, trug er eine künstliche Eulenspiegellaune vom Hause in den Ofen. Er blieb in der Tür stehen, pfiff den Ziegler zimperlich an und winkte ihm mit dem Finger. Stallmann sah und hörte nicht. Im festlichen Gehrockanzuge, groß, dunkel im ganzen Gesicht durch seinen Voll- und Rahmenbart, zog er eine Klobe mitten aus dem Stapel und warf sie wie in Wut ein, trat eilig wieder auf den Holzhaufen zu, nahm eine andere, horchte, stutzte, warf sie zurück. Er ging auf die Wiege zu, stieß sie leise an und sah dann vor sich hin. Hey trat nun aus dem Schatten, scharrte mit dem Fuße auf der Erde, an der Stelle, an der Stallmanns Augen hafteten, und sagte: „Da muß doch ein Schatz begraben sein." Stallmann sah den Freund zuerst zerstreut an, dann lächelte er. Hey schob ihn hinaus mit allerlei Geplapper und bestimmte: „Nun heize ich eine Weile." Der andere war wortlos einverstanden.

Der Knabe, zu lang schon für die Wiege, während er so zwischen Mond und Ofen wie zwischen einem himmlischen und einem höllischen Feuer dalag, tat Hey leid. Plötzlich machte Karl die Augen schnell groß auf und schloß sie gleich wieder. Da er aber den Buckligen anstatt des Vaters erblickt hatte, setzte er sich auf. Er hatte vor Stallmann Scheu, ja Furcht, und als er vorhin einmal erwacht war, ließ ihn das Alleinsein mit ihm nicht mehr einschlafen. Er hatte sich nur schlafend gestellt. Hey befragte ihn nicht, sondern beruhigte ihn, und schließlich versprach er, ihm aus dem kleinen Stück Wurzelholz, das er eben in die Hand genommen

hatte und, anstatt es ins Feuer zu werfen, gedankenlos mit dem Taschenmesser bearbeitete, etwas zu schnitzen. Der Hauptstamm war besenartig von fünf Wurzelausläufern umgeben. Gehörig gekürzt, wandelten sich die untersten in ein paar dürre Beine, die beiden höher ansetzenden in magere Arme und der oberste in eine lange platte Nase. Ein Paar weiße Augenlöcher waren rasch ausgepickt, ein Mund durch zwei Querstriche angedeutet und ein Hals durch eine tiefere Kerbe rund um den Ast dazugefügt. Der Wurzelgeist täuschte eine unheimliche Lebendigkeit vor; und um ihm eine passende Herkunft anzudichten, gehörte in dieser silbernen Stunde nicht viel Phantasie dazu, ihn als den Mann im Monde zu erklären. Der Knabe, obschon er nichts sagte, war dem Erzähler sehr dankbar, legte das Geschöpf zu sich aufs Kopfkissen und schlief unter Heys Geschwätz bald ein. Er hat auch nachher die Puppe lieb behalten und sie, wenn er in der folgenden ernsten Zeit recht einsam wurde, viel zu sich genommen. Für Hey war die Schnitzelei eine Art Befreiung aus peinvoller Gegenwart und der Ausdruck der Sehnsucht, in irgendeine leichtere, sonderbare Welt eintreten zu dürfen.

Kurze Zeit nach dem Einschlafen des Kindes sah er Stallmann draußen am Rande des Teiches hingehen, zwischen den Erlen und Birken. Die Frösche knarrten laut, fast schnatternd, als würde vielleicht eine Scheibe Glas immer tiefer und bedrohlicher auf sie hinabgedrückt. Doch achtete Hey darauf nur, weil er sich die Flucht Stallmanns von seinen Gästen weder erklären konnte noch wollte. Und schon kam der ruhelos Wandelnde zurück.

Er schlug seine beiden Hände dem Freunde schwer auf die Achseln und röchelte fast:

„Hol Marta!"

Hey starrte ihn an und brachte kein Wort heraus.

Stallmann ließ ihn nicht los, seine Hände krallten sich in seinen Rock. Er plapperte in sich hinein:

„– morgen früh? – erst morgen? – Warum erst morgen? Es ist Zeit!"

„Was ist?" stotterte Hey.

„Marta sollst du holen!" befahl er hart und kalt. Dann, grausend: „Du! – Lauf nicht! – Hey, bleib doch noch! – Du, sieh mal! – – Hast du Angst? – Na ja, komm noch mal zurück. Sieh mal – –"

Hey hatte sich losgerissen, war vor der Tür, und als er sich umwandte, sah er den verstörten Stallmann beide Arme, an denen die Hände mit aufgeschwollenen Adern klumpig herunterhingen, steif ausstrecken. Mit angestrengt leiser, dennoch rauher Stimme, über die er offenbar keine Gewalt hatte, weil seine Gedanken, hingerissen, schwierige Bahnen gingen, fragte er: „Willst du Marta holen?"

Er fuhr sich mit der Linken über die scharfen Augen und kehrte sich zum Feuer. Die Pupillen saßen wie frierende Füchse in dem kleinen, doch schaurigen Schneefelde des bläulich Weißen.

Hey ging klopfenden Herzens zum Hause, trat behutsam in den Flur und überlegte, unter welchem Vorwande er Marta herausbekäme. Sein Eintreten wurde gar nicht bemerkt. Die Gesellschaft hatte dem Biere übermäßig zugesprochen und tanzte. Herr Drechsler saß rittlings auf einem Stuhle und hatte das Kinn an die Lehne gelegt. Er führte mit dem alten Stallmann ein oft unterbrochenes Gespräch.

Marta hatte viel tanzen müssen, war erhitzt, und niemand nahm es übel, wenn sie sich abkühlen ging. Sie schlüpfte hinaus, als sie gemerkt hatte, daß Hey ihr etwas vertrauen wollte. Hey faßte sie bei der Hand und sie schritten durch die Mondhelle, schweigend, ohne einander anzusehen.

8

Sie fanden Stallmann jetzt in entschlossener Ruhe neben dem Holzstoße stehen. Marta setzte sich, wie wenn sie etwas Schweres ahnte, auf die Bank hinter der Wiege ihres Kleinen.

„Du mußt deiner Wege gehen," begann Ferdinand. „Ich habe ja heute doch nur die Hochzeit mit der Toten und das Begräbnis der Lebendigen gefeiert. — Schläft er? Was hat er da für eine Puppe?"

„Ich habe sie ihm geschnitten."

„Wird niemand aus dem Hause zu uns kommen?"

Die beiden Befragten schwiegen. Marta starrte Stallmann an, während sein Blick sie vermied, Feuchte zerteilte sich in ihrem weitoffnen Auge.

„Nie habe ich jemand lieb gehabt außer Anna," fuhr er hart fort. „Ich habe ihren Tod verschuldet, ich habe Gräßliches mit der Toten getan, und um alles zu verdecken, habe ich dich gefreit, Marta; da sah ich Blut in deine Züge steigen, — das hatte ich vorher nicht bedacht. Aber die andere lebt, wenn sie auch schon verwest. Es führt kein Weg zu dir und auch keiner zu ihr."

In sein Sprechen klang ein verzweifeltes Winseln Martas, zuerst leise, wie der Strich eines fernen Stromes in Schluchten, dann allmählich so laut und von solchen Schrecken des Schmerzes erfüllt, daß er seine Worte abbrach.

„Warum schlägst du mich so sehr?" stöhnte sie, „warum tust du das an einem armen Menschen? Ich stehe ja bloß so klein da in der hohen Welt. Warum schlägst du mich so sehr?"

Sie ließ sich auf die Bank sinken, und neues Weinen schüttelte sie in immer heftigeren Schauern und Stößen.

Namenloses schnürte Hey die Kehle zu und ließ kein Blut in seine Hände. Er hätte Marta streicheln, küssen und forttragen sollen, aber solange das Gericht, das hier gehalten wurde, nicht zu Ende war, ließ es ihn nicht von der Stelle.

Jetzt erzählte Stallmann, in langen Stößen meist, zwischenein jäh abbrechend. Marta blieb liegen und schien gar nichts zu hören. Nur schüttelte sie manchmal den Kopf in den angekrampften Händen, und ihr qualvoll breitgezerrter Mund tauchte dann ein wenig herauf. Die Augen aber vermehrten die Flut, die auf der Erde bleibt, auch wenn eine Menschenquelle um die andere versiegt, weil neue Quellen aufspringen, — die Flut, die alles Trockene und Heitere glänzen macht, weil sie es umgibt. Der kleine Körper der Frau wurde für Hey von da ab etwas sichtbar Göttliches, und Ehrfurcht ließ ihn Abschied nehmen für immer. In seinem persönlichen Leben hatte sie keinen Raum mehr, — er lernte dann später, daß er ein einsamer Mensch sei, von Grund aus, nicht durch Erfahrungen. In seine schwebende Wehmut scholl die feindliche Stimme:

„Ihr wißt, wie Anna zu Tode gekommen ist, — als ein Opfer der Taubenliebhaberei. Was ihr glaubt, das ist nicht wahr."

Bei den Tauben hatte er sie kennengelernt. Als er sie zum erstenmal sah, stand sie auf dem Hofe, hielt die Futterdose in der Hand, und aus dem Schlag im Giebel flatterte der Schwarm herunter, plump, drollig daherschwirrend wie aufgezogenes und weiß und grau lackiertes Spielwerk aus Kork. Die Tiere saßen ihr zu Füßen, nickten ihr auf Händen und Schultern. Sie spitzte den Mund und konnte vor Lachen nicht pfeifen. Als sie satt waren, flogen sie wieder in die Höhe und spazierten mit behaglichem Gurren auf jenem gitterlosen Bretterbalkon vor ihrem Schlage, der so morsch war, daß niemand es wagen durfte, aus der Taubenstube auf ihn hinauszutreten. Sie spazierten für Stallmanns Augen noch, wenn es den Balkon auch nicht mehr gab, sie spazierten unverscheuchbar in der Sonne, selbst bei Regen in der Sonne, selbst bei Nacht. — — Die Tiere trug der morsche Söller, und brachen die Stützbalken —: wer Flügel hat, kann auffliegen. Vielleicht wäre auch sie, die keine Flügel hatte, aufgeflogen, wenn die Bretter unter ihrem Fuße nachgegeben hätten, aber sie hatte die Bretter gar nicht betreten.

Als Stallmann Anna das zweitemal sah, führte sie ihn im Hause die Treppe hinauf und zeigte ihm die Taubenstube. Es roch dort scharf nach feuchten Federn und Stroh. Auf beiden Seiten waren Verschläge, wie offene Schränke. In vier oder fünf Nestern saßen die brütenden Mütter. Aufgeregtes Flügelklatschen traf die Eingedrungenen an Gesicht und Beinen, ängstliches Gurren umgab sie; es klang wie Winseln. Das Mädchen rollte die Laute aus ihrer Kehle mitleidlos und drollig nach,

treute Körner hin und suchte die Tiere zu streicheln. Der Raum, der von ausgefallenen Federn und altem Kote weiß und grau war, würde ür Stallmann ein lebenslängliches Gefängnis werden, wo er auch weilte, ngewachsen wie eine zweite Haut.

Er hatte Anna lieb von Anfang an. Eine Zeit weiter trug sie ein Kind von ihm.

Sie erzählte es ihm erst, als es schon ziemlich weit damit war. Ihn hnungslos und um nichts besorgt zu sehen, hatte ihrer wissenden Zärtichkeit wohlgetan. Das Geständnis tat sie ihm wiederum bei den Tauben. Er freute sich nicht. Er brummte, warum sie nicht früher geredet hätte, amit man rechtzeitig hätte Hochzeit machen können. So gäbe es wieder in Gespött über ihn als den Vater lediger Kinder. Sie erbleichte und gab ihm keine Antwort. Aber als nachher die Tante zu ihnen in die Stube trat, vertraute sie sich auch dieser an.

Die alte fahrige Frau verlor allen Halt. Sie rannte hin und her und ang die Hände, klagend, aber ohne böse Worte zu verlieren. Ihre Verliner Schwester, von der ihr das Mädchen zu ihrer Hilfe gesandt sei, ürfe es nie erfahren. Sie baue darauf, hier wäre Anna sicher aufehoben. Sie tue sich ein Leid an. – Dabei war sie von zittriger Wehidigkeit, und ihre Gebrechlichkeit nahm sie so mit, daß Anna glauben nußte, jetzt setze sie sich nieder und erlösche.

Dann, nach wohl einer Stunde müßigen Klagens, streichelte sie Anna nit ihren Spinnenhänden unter dem Kinn hin und sagte, dicke Tränen n den Wimpern: „Du tust mir so leid, mein armes Kind. Aber ich veiß ein Mittel, ein gutes Mittel."

Anna floh an Stallmanns Brust; er hielt sie im Arm und suchte, eglückt von ihrer Wärme, ein Bild der Zukunft zu gewinnen. Das Gespräch war ihm ekelhaft, daher langte er für diesmal mit seiner Rechten ach der Mütze.

Da löste sich Anna von ihm, setzte sich nebenan in einen Stuhl, und r ging verwirrt hinaus.

Als er sie wiedersah, war sie tot. Das gute Mittel hatte sie umgebracht. Sie hatte sich von ihm gewandt, er wußte es. Warum hatte er mit em Widerruf gezögert? Das hatte ihr zu weh getan. Nicht die Alte, ondern er hatte sie ermordet. Nur weil sie wußte, daß er es tat, hatte e die Alte sich an ihr vergreifen lassen. Von ihrer verdüsterten Eilfertigeit, von ihrer vorschnellen Rachelust wußte er nichts, aber daß die Unchuldige ihm einen verzweifelten Schmerz aus ihrem Tode heraufsenden vollte, das vernahm er aus dem Nachklang allen Glückes, das er mit hr genossen hatte. Er hatte ihre seraphklare Seele mit einer Sekunde über Abwesenheit so gekränkt, daß sie verging.

Anna lag mit noch offenen, gebrochenen Augen so furchtbar reglos in ihrem Bette, als die Alte sich an Stallmann geschlichen und ihn in die Stube gezogen hatte. Der Fußboden war schmutzig, Eimer standen am Lager umher. Nun schrie die Alte, riß sich an den Haaren, stürzte über einen Eimer und schlug auf die Erde hin. Sie küßte der Toten Fuß und Hände, holte ein Küchenbeil und suchte es Stallmann aufzudrängen. „Schlagt mich tot, gleich, gleich aber." Dann liebkoste sie wieder die Tote; das Gesicht war unter den herabgezerrten Haaren verschwunden.

Stallmann drängte sie beiseite, hob Anna in seine Arme und setzte sie sich wie in einer Verrücktheit auf den Schoß.

Die Alte fürchtete, jemand möchte durch das Fenster sehen, und löschte die Lampe aus. Sie ertrug jedoch die Unheimlichkeit der Finsternis nicht und ging in die Küche, um eine Laterne zu holen.

Als sie damit zurückkehrte, hörte sie Stallmann die Bodentreppe hinaufpoltern, so langsam tappend und schwer, als trüge er eine Last. Sie schlich nach, der gelbe Laternenschein drehte sich an den Schattensprossen des Geländers in die Höhe und erschrak dann vor etwas Weißem: Annas Haupt hing über Stallmanns Schulter herab.

„Ferdinand, was tust du?"

„Ich muß sterben."

„Er ist irre geworden, er ist irre geworden," flüsterte sie auf der letzten, steilsten Bergesspitze des Entsetzens zu sich selber.

„Bei den Tauben hat es angefangen. Bei den Tauben nimmt es ein Ende."

Er wollte sich vom Balkon schmettern und Anna sollte vielleicht zusehen, von ihren Tieren wie von Dämonen umschwärmt.

Stallmann erklärte seinen beiden Zuhörern von seinen Entschlüssen und dem Tosen der Höllengewalten in ihm nichts, nichts von dem blitzhaften Wechsel des Schmerzlichen und wollüstig Verbrecherischen, er reihte nur die Tatsachen aneinander.

Schon war der Geruch nach faulen Federn und feuchtem Stroh um ihn. Schon flatterten die verängsteten Tauben auf und klatschten mit den Flügeln gegen Decke und Wände, so daß die Frau hinter ihm auflallte vor Furcht. Er stand in der Luke, der schwere Köper Annas fiel aus seinen Händen, die beiden schwachen, zerfressenen Holzbalken unter dem Balkon ächzten auf, und auf den Steinen unten tat es einen Fall. „Es hat geschrien: Gnade, Gnade!" wimmerte die Alte und sank in eine Ohnmacht.

Das hatte Stallmann dem Liebsten getan, das es für ihn über der Erde gegeben hatte.

Und er sprang nicht hinab. Jetzt nicht, aber ihr Geist gab ihm nicht Ruhe, und er mußte einen jahrlangen Sprung hinabtun.

Er hatte sich eine Schmach angetan, die seine Seele betäubte wie giftiger Äther. Schmerz empfand er nur noch am gestochenen Finger und Freude nur noch an der gekitzelten Sohle.

Er log. Grausam wuchsen die Lügen, wie Geschwüre seine ganze innere Gestalt übersäend, häßlich, mit ziehendem, höhnischem Klopfen, aber nicht eigentlich schmerzend. Den Birken stand er Rede, als hätten sie ihn gefragt, mit der Kuckucksuhr disputierte er.

Herr Drechsler mußte ihm in jener Nacht ein Pferd geben. Er galoppierte zum Arzte. Der kam. War er leichtfertig oder fehlte er gegen sein Amt? Er kannte den Gutsbesitzer als Freund, kannte den Ziegler, vertraute allen Worten und argwöhnte nichts. Das Unglück der Taubenliebhaberin wurde protokolliert und geglaubt: Schädel gespalten, Genick gebrochen, innere Verletzungen. Die Leiche wurde freigegeben und begraben.

Stallmann stand vor seinem Vater, dann vor der Mutter der Toten und kroch frech in den Blick ihrer Augen.

Ihm geschah nichts von draußen.

„Frei dir die Marta!" zischte ihm etwas in die Ohren, „dann merkt gewiß niemals einer was. Frei sie und mach dich aus dem Staube!"

Bis zur Hochzeit hatte er schweigen können, nun aber troff ihm das Verbrechen fast mechanisch wie der Inhalt seiner aufplatzenden Schwären aus seinem todesreifen Wesen.

Nach dem Eingeständnis verstummte er, setzte sich auf die Erde und schubberte mit dem Kopfe wie ein nickendes Pferd mehrere Male gegen den Holzstoß. Dann wollte er gehen und sich ein Leid antun.

Aber Marta war hellhörig und richtete sich mit tränenüberströmtem Gesichte auf: „Schone mein Blut!" flehte sie, „es wird fließen, wenn deins fließt."

Er hatte sich befreien wollen und hatte sich jetzt erst ganz gebunden. Auf Martas Gesicht glühte todestraurig ein triumphierendes Recht an ihn.

9

Leopold Hey schien nicht weiterberichten zu wollen. Seine wie von feuchtem Gold überzogenen Augen rührten die Gegenstände in der Druckerei an und fragten, ob sie in den Schatten noch vorhanden wären. Dann folgten sie dem Flattern des Papiers auf der anderen Seite des Raumes, wo von den dreihunderttausend Bogen schon viele, einer um den anderen, in die Pressen hinein gefressen waren und dann von den Ablegern wie beflügelte Wesen einen Augenblick lang durch die Luft geschwenkt wurden. Ich knüpfte aber den zerrissenen Redefaden wieder an: „Und Sie haben es zugelassen, daß Marta Stallmanns Frau wurde?

Das Wesen, das Ihr Leben durch Unglücksjahre gehetzt hat? Marta, die Sie so liebten, daß Sie Ihr eigenes Schicksal für nichts achteten?"

„Ja, ich habe alles zugelassen. Ich fühlte: taste nichts an! Das ist nun ein Verbrecher, fühlte ich, und er hat Haare wie du und Augen und wunderbare Organe und gute Hände. Der ganze Körper ist unschuldig wie im Leibe der Mutter. Wirf keinen Stein auf ihn! Geh heim und schluchze wie dieses Weib! Du hast nicht getan wie er, — aber sie liebt ihn, nicht dich. — Ja, ich habe alles zugelassen. Ich stand gelähmt, gegen die Lehmwand des Ziegelofens gestützt. Und mein Buckel da wollte ein Loch hineinscheuern. Wie ein Wiegengängel schaukelte er diese beengte Brust, in der die Luft leichter knapp wird als in einer anderen, hin und her. Stumpf plagte ich mich mit der Angst, ob das Kind auch schliefe, ob es nicht erwachen werde."

Er schluckte und atmete, als atme er den Kindesatem, auf den er damals gehorcht, jetzt nach.

„Es war aber nicht Schwäche. Schwäche auch, aber deren schäme ich mich nicht. Selbst Ferdinand Stallmann, wenn er seine Tat von einem anderen gehört hätte, würde sie bleiern in seinen Knochen gespürt haben."

„Warum sagen Sie, Hey, er sei Ihr Freund gewesen?"

„Weil er Vertrauen zu mir hatte. Ist das nicht etwas so Ungeheures, daß man sein Leben dazu verbrauchen sollte, um es zu rechtfertigen? Weil er Vertrauen zu mir hatte und — nicht wahr? weil ich ihn nie betrogen habe mit Worten und Taten, in den Momenten, wann sie gesprochen und getan wurden. Ohne Falsch war alles Offenbare und das Verborgene in der Freudigkeit des Offenbaren dann immer vergessen. Ich habe ihm geholfen, ich habe ihm wohlgetan: lassen Sie mich einmal reden wie ein Pharisäer. Ich rühme mich nicht, um mich freizusprechen, sondern um mich anzuklagen. Am Ende ja habe ich und am Ende hat sogar Marta ihn mit der schweigenden Feindschaft des unveränderten Seelengrundes, des nichts Bestimmenden, nichts Anrührenden, dahin gebracht, wohin er gekommen ist. Man erzählt von Karawanen in der Wüste, daß sie auf die Salzseen gerieten, eine Zeitlang von der dünnen Kristallkruste getragen wurden und dann in der Tiefe versanken. So ging es ihm.

Ich will niemand mehr verlocken, daher bin ich hier nur Setzer, nur noch Hand.

Damals im Ziegelofen standen Marta und Stallmann soweit weg von mir, als stände ich in dem blauen und roten Lichtrauch, der vom Monde und vom Brennofen um mich flirrte, in einer Himmelswolke, und sie verweilten auf der ganz schwarzen Erde, die mit einmal zu meinem Leide tief weggesunken und bloß aus der Wolke um mich manchmal angeleuchtet war.

Und ich ängstigte mich vor unserem Schicksal. Und die Feigheit heckt den Haß aus, der nur zerstört und allein nie, nie weiterhilft. Ich dachte: Jetzt hat Stallmann sich meine Vergeltung aufgeladen, jetzt ist er mit Martas Liebe gefesselt wie ich durch meine Liebe zu ihr. Ihr Wohltun wird ihn durch die Zukunft hinpeinigen. Sein Leben ist aus, wenn er auch noch weiter da ist. Was sie auf seinem Herde kocht, wird Gift sein. Er wird wünschen, daß jedes Kleid, das er ihr kauft, ihren Körper brennen soll. Ihre Augen und die seines leidenden Kindes werden ihm wie vier Messer wehetun. Und Marta, die mich verschmäht, sie wird, auch wenn sie ihre Rettung in mir sieht, nicht zu mir kommen können. Ihr Schmerz, der ihn heranziehen möchte, wird eine Kluft zwischen ihr und ihm und ihr und mir aufreißen. Wir alle drei werden dieses selbe Schicksal haben, und das wird so schwer und häßlich und menschenfern sein, daß sein Anlaß und Ausgangspunkt ganz gleichgültig ist.

Aber wir Menschen können ja nicht hassen. Und daß die beiden so fern unter mir standen wie die Erde unter einer Wolke, – – vielleicht war es ein göttlicher Engel, der mich so erhoben hatte. Schon sah ich alles anders. Von Stallmann dachte ich: Du warst ein Verbrecher bloß minutenlang, hier eine, dann nach einer Zeit wieder eine und wieder. Dazwischen lag Schmerz aus demselben Stoffe wie der Schmerz der aus dem Paradiese Gestoßenen, ja wie der Schmerz der Gebärerin, die das Leben auf Erden erhält. Aus jenen trüben Minuten aber ist das Böse gezuckt. Und das Böse wirkt und es wälzt die Welt um, am Ende das Böse allein. Ließ dich seine entrückende Faust zurückfallen zu uns, so warst du nicht anders als wir, – gut vielleicht. Das Gute heilt und schichtet und baut auf aus dem Schmerzensstoff, über den wir nicht Gewalt haben. Es vermehrt nicht den Bestand der Welt. Es ist ihr Bestand. Wir haben alle daran teil. Ihm sind wir unterworfen, weil es, ganz ohne Gleichnis, unser unschuldiger Leib selbst ist und unsre unschuldige Seele.

Glühend war mir all das im Herzen. Darum, so befahl mir ebenso wie Marta eine innere Stimme, darum soll Stallmanns Leben nicht vernichtet sein um jener Minuten willen. Ihretwegen schon sollte er leben, die jetzt neben ihm gefällt lag und zitterte und die viele Jahre um ihn gedient hatte in verzweifelter Treue. Und auch meinetwegen sollte er nicht zu Grabe. Ich hatte mit ihm gelebt. Ohne ihn wäre ich ärmer gewesen. Und nun sollte ich hinterhältig grinsen und zusehen, wenn er ein Ende machte?

Es war für uns alle drei zu spät, freiwillig zu sterben.

Lassen Sie mich in ein unscheinbares Erlebnis vorausschweifen: die Vergangenheit ist ein festes Haus mit vielen Zimmern nebeneinander, in

denen man von Tür zu Tür wandern und zurückkehren kann. Man hängt ein Bild um, trägt eine Schachtel oder einen Blumentopf aus dem Erker in den Keller, aber der Bau der Mauern bleibt bestehen und hält uns gefangen.

Ich kam einmal auf meinen Geschäftsgängen an den Rasenböschungen entlang, die den Charlottenburger Bahnhof umfassen. Es war ein Sommerabend. Da sah ich, über die Fläche verteilt, Männer mit Laternen, die sich von Zeit zu Zeit hastig bückten und etwas auflasen. Ich fragte den nächsten, was er täte. Er war ein Angler und sammelte Regenwürmer. In der Konservenbüchse mit eingehängtem Drahtbügel, die ihm am Handgelenk hing, war der Boden schon bedeckt. Ich war ergriffen, während ich am Bahndamm weiterging und die Lichter immer wieder gegen den Boden schießen sah, weil ich mir vorstellte, daß da in der Erde zahllose Geschöpfe ihr Bergwerkswesen trieben, kleine Grubenlichter des Weltgeistes, erschüttert wandelnd unter dem lärmenden, eisernen Netze, das gleich einem Magnetensystem menschliche Schicksale rasch von- und zueinander und durcheinander zog, daß sie in eigene Schicksalskreise geschlossen blieben und über sie hinaus nichts wußten, die Himmelsdecke wie eine Kappe auf die Enden kurzer Sinnesorgane herabgezogen. Sie sahen nicht die Lokomotiven, die wie schwarze Götter alle Tage nah über ihnen hinschwebten. Die Blechdose aber war ihnen jetzt ein hoher Kerkerturm und ihre Wandung die Unerbittlichkeit selbst. Die winkenden und weinenden Menschen auf den Bahnsteigen mit ihren schweren Seelenampeln voll Süße oder Bitterkeit blieben ihnen so unsichtbar und ungefühlt wie sie selbst in ihren Erdlöchern jenen. Das Donnern und Kreischen hörten sie nicht, die abendlichen Lichterscharen sahen sie nicht, aber vielleicht hörten sie Donnern und Kreischen der Wolken, vielleicht sahen sie die Sonne und die Sterne. Sie hätten nicht die Fülle der Gebilde und die Menge der Vergänglichkeit, aber vielleicht Gott in ihren Herzen, dachte ich mir. Die Finger, von denen sie gefaßt und aus ihren Gängen gezerrt würden, wären für sie die Dämonen, die unsere Seele packen und rütteln, aber diese Dämonen wären größeren Herren untertan und diese wiederum größeren, in undeutbarer Ordnung des Zusammenhanges, und auf Namen, Gesicht und Stunde des Verhängnisses käme es nicht an."

Bevor Hey rückwärts schauen und in seiner Erzählung fortfahren konnte, erhob sich Marta hinter ihrer Maschine, schwankte, bleich wie ein Licht, auf uns zu und blieb wortlos vor uns stehen.

Wir sahen sie an, schnellten von den Sitzen und konnten ebenfalls nicht sprechen. Der Bucklige wandte sich ab. Sie sagte endlich:

„Hey, was tust du?"

Wieder trat ein langes Schweigen ein.

Dann faßte ich mir ein Herz und sprach beruhigende Worte zu ihr.

Hey habe Vertrauen zu mir gefunden, ihm sei sein Verhalten vor dem entlassenen Metteur peinlich gewesen und die erregte Szene gestern, als sich alle Arbeiter um ihn im Kreise gesammelt hätten, und er erkläre mir alles. Sie wisse, das sei eine lange Geschichte. Und sie wisse auch, Leopold Hey sei kein Schwätzer. Wenn sie jemand verzeihen müsse, so sei ich es, indessen Neugier liege auch mir fern.

Leopold kehrte sich wieder zu uns und sagte: „Ja, Marta, eben war deine Hochzeitsnacht im Ziegelofen um uns und Ferdinand Stallmann hat erzählt. Zum zweitenmal – und zum letzten. Setz dich zu uns. Du tust mir eine Ehre."

Wir beruhigten sie allmählich, sie setzte sich wirklich, und derweil wir noch von Schuld und Einsamkeit der Menschen weiterredeten, begann sie plötzlich die Beichte ihres Mannes zu wiederholen, mit so harter Sachlichkeit, als hätte Hey und sie niemals ihre feurige Rute über sich sausen hören. Erst nachher nahm ihre Darstellung eine mehr schmerzliche Lebendigkeit an, die mich merken ließ, daß ihr Anteil an dem Schicksal nicht erloschen war und gesondert von den Anteilen der beiden Männer fortgelebt hatte. Zwischen ihr und Hey spann sich ein Zwiegespräch an. Ich kann seinen Inhalt nur so aufschreiben, wie ich ihn, ohne mich mit Zwischenfragen einzumengen, ahnungsweise erhört habe.

Marta berichtete hart, daß der ersehnte Mann das Haupt seiner toten Geliebten zerschmettert hätte.

Erst zuletzt hatte sie den Schrei, der ihr Herz war, nach außen stöhnen können, leise wohl, – die beiden Männer haben ihn kaum gehört. Aber vorher hatte sie wohl lauter geschrien, ohne Mund und Stimme, daß ihr Kind es in seinem Schlafe hörte und mit den Fäustchen an den Schläfen hinzitterte und röchelte. Und das Feuer im Ofen platzte immer lärmiger vom Holze. Ihr wurde dabei so hilflos zu Sinne, als fielen fortwährend Schneebeeren, wie sie auf dem Kirchhofe wachsen, ihr unter die Füße und sie müßte sie zertreten, endlos, als etwas namenlos Gefährliches. Die Hunde heulten von weitem und zerrten an ihren Ketten.

Warum schlägst du mich? Warum schlägst du mich so? – So wollte sie ohne Unterlaß wiederholen, aber vor dem Munde waren die Worte immer ausgelöscht wie Flammen, die man vom Zündholz nicht auf den Docht pflanzen kann vor großem Sturme.

Als sie dann endlich weinen konnte, da hatte sie schon dies gedacht: Er hat mich geschlagen, er muß es mir abbitten: er muß ja. Wenn er jetzt geht und sich aufhängt, dann habe und behalte ich meine Schande. Und weiter dachte sie: er ertrinkt ja und ich kann ihn retten. Er ertrinkt meinetwegen, weil ich auf der Welt bin. Soll ich das ansehen, was auch immer er an mir getan hat? Ja, wäre er still geblieben und mit

seiner Lüge fortgegangen! Aber sein Bekenntnis! Darin war er schon ein anderer. Er hatte bekannt, weil ich auf der Welt war!

„Ich bleibe bei dir, hab ich gesagt," so schloß Marta ihren Bericht.

„Du hast gekniet," warf Leopold Hey ein.

„Nein, das weiß ich nicht."

„Aber von uns weg, zur Tür hin."

„Das weiß ich nicht."

„Dann bist du umgefallen, Marta, und ich habe dich aufgehoben. Dann hast du rasch deinen Jungen geweckt. Der war sehr schlaftrunken, und weil du ganz wortlos und erstarrt vor ihm standest, schlief er gleich wieder ein. Hast uns beiden drauf ganz ruhig die Hand gegeben und gesagt: ‚Heute kann ich nicht mehr denken. Gute Nacht.' Dann bist du weggegangen, ohne deinen kleinen Karl, ein Stückchen, und wie du dann unterwegs angefangen hast zu schluchzen, das vergesse ich nie."

Bald war Marta umgekehrt, um das Kind mitzunehmen. Sie sehnte sich nach ihrer Kammer im Gasthause oder nach ihrem Sitz hinter der Tombank. Sie begegnete vor dem Zieglerhause den Hochzeitsgästen. Herr Drechsler hatte diese zurückgehalten, doch es hatte ihnen zu lange gedauert, bis die drei hereinkamen. Sie hatten das Bierfaß leergesoffen. Die Harmonika quiekte im Hausflur, dann stolperten sie heraus. Die Jungverheirateten mußten sich allerhand Spott über ihr Ausbleiben gefallen lassen. Ferdinand und Leopold waren langsam zu Marta getreten. Da stände ja das Kleeblatt. Vor der Tür zu lauern, das wäre ein Hinausweifen auf neumodische Art.

Der alte Stallmann hatte sich am meisten geärgert. Als die Gäste schon auf der Chaussee waren, trat er näher auf Marta zu, richtete sich auf und sagte:

„Daß er mit dir das Kind gehabt hat, das hat mir nicht gefallen."

„Der Karl — — der Karl," erwiderte sie mit schwermütig singendem Tone.

„Daß er dich nun geheiratet hat, — —"

„Was?"

„Meinen Segen habt ihr. Eine Frau, die sich das gefallen läßt: jahrelang geschuriegelt und dann hier gepfiffen, dort getanzt, — nimm mir nicht übel, Marta — —"

„Ich hab es mir gefallen lassen. Aber nun laß ich ihn nicht mehr los." In dieser Entgegnung lag eine solche Fremde und jähe Verklärung, daß selbst er, der dünkelhafte Alte, erschrak. Marta reichte ihm stumm beide Hände, dann Stallmann, dann Hey. Damit drehte sie sich ab, lief, raffte ihr Kind in die Arme und stürzte fort.

Herr Drechsler hatte den Abschied unter der Tür des Hauses abgewartet und nahm, nachdem er Stallmann in seinen Ofen zurückgelassen

hatte, Hey allein beiseite. Sie gingen zuerst unter den Birken am Teich spazieren, dann blieb Drechsler stehen, und es kam eine tropfende, vor Verschämtheit unnatürliche Unterhaltung zustande. Drechsler begann:

„Ich scheue vor den Schatten, die der Mond von den Bäumen schält, scheue wie ein bockiger Gaul. Halt, Leopold! Ich mag nicht in die Verlegenheit kommen, über das schwarze Tier da, das man selber ist, hinüberzusteigen. Also halt. Ich wollte nämlich ein Hühnchen mit Ihnen rupfen. Es ist nicht recht, daß Sie mir Ferdinand Stallmann fortholen."

„Jawohl."

„Was!"

„Es ist nicht recht."

„Warum tun Sie es dann? – Was machen Sie mit ihm drüben in Berlin?"

„– – Ich möchte mich vor Ihnen mal richtig ausklagen."

„Tun Sie's doch."

„Wenn ich es könnte, würde ich ja nicht sagen, daß ich es möchte."

„So elegisch. Na, Leopold. Himmeldonnerwetter. Der Kerl, der Ferdinand, hat alle angesteckt. Sagen Sie mal, was ist denn los?"

„– – Wenn mein Liebchen Hochzeit hat et cetera et cetera."

„Verrückter Kerl!"

„Wenn Sie meinen –"

„Was heißt das?"

„– Na gut."

„Hey!"

„Ja."

„Ja. – Was soll ich damit machen? – Also dann ein andermal, mündlich, schriftlich – oder gar nicht. Wir sehen uns vor der Abfahrt noch? – Und schlafen Sie wohl."

Als Hey diese Unterredung wiedergab, prägte sich in Martas Züge ein immer tieferes Erstaunen. Offenbar erfuhr sie erst jetzt, daß die soeben aus entschlafener Vergangenheit erweckten Minuten in jener traurigen Nacht vorhanden gewesen waren. Sie entdeckte in dem Bergwerk ihres gemeinsamen Geschicks eine neue Ader, die wer weiß wo entsprang und heute und hier mündete. Sie war zu müde, um darüber zu erschrecken, und machte eine Miene, als rede sie sich beflissen ein, einer Täuschung zu unterliegen. Sie schüttelte mehrmals langsam den Kopf. Hey jedoch bohrte die Augen, die wiederum wie von einer Schicht feuchten Goldes überzogen waren, in den Boden und zitterte heftig unter seinem Kittel, ja er schwankte wie ein Schwindelnder, den eine späte Hoffnung mit hinrasendem Flügel in eine längst nie mehr betretene Heimat entführte. Seine stummen Lippen formten mitunter etwas, das verlautend ein

Gebet hätte werden müssen. Sein Ohr beteiligte sich nicht weiter an den Erinnerungen.

Marta aber hielt stand, beredt mit einem Eifer, der vieles betäuben wollte und selbst die Scheu der im letzten versehrten Seele vergaß.

Nach Hause zu kommen hatte sie gehofft, als sie Stallmann heiratete. Und nun in ihrer Hochzeitsnacht fror sie in einer schwarzen Wüste außerhalb aller Welt. Sie war voll Zorn. Sie verging vor Scham. Sie war doch die Mutter eines Menschen und hing durch Eltern mit den anderen Menschen zusammen. Wie konnte es der Menschen Gott übers Herz bringen, sie trotzdem so zu erniedrigen, daß sie in dem Augenblick, als sie nichts anderes war als frommstes Vertrauen, zu dem Lappen gemacht wurde, der ein Verbrechen zudecken sollte? Wie konnte ein Mensch, und wenn es der allerschlechteste war, denken, daß sie es aushalten könnte, sich so bis ins Nichts entwertet zu erblicken?

Warum starb sie nicht sogleich daran? Wie irr geisterte sie herum. Immer war es, als hörte sie Stallmanns Schritt hinter sich, und sie hatte dann Angst, sich umzusehen. Sie ging auf die Hunde zu, die so wild geheult hatten, als wären sie empört über die Witterung eines aller Kreatur feindlichen Geistes. Als die Hunde nun so dumpf im Hirn, wie Tiere sind, anschlugen, kehrte sie um. Dann machte sie zu Hause die Nachtlampe zurecht, goß das Öl, das schon schmutzig geworden war, aus dem Glase, reinigte das Glas unter der Pumpe, füllte wieder halb Wasser, halb Öl ein und setzte im Mondschein wenigstens fünf oder sechs Schwimmlichtchen drauf, bis sie endlich merkte, daß gar nicht mehr in dem Glase Platz hatten. Da bekam sie wieder Angst, machte das Fenster auf und warf die nassen Dochte in die Mohrrüben. Ja, ja, mit dir ist es wohl nicht mehr richtig, dachte sie, und sie konnte noch lachen.

Die Stunden, die paar, die nach der Geschichte, die Stallmann erzählt hatte, verstrichen waren, waren zu viel an ihrem Leben, fühlte sie. Da am Brennofen wäre das Ende für sie gewesen.

So ging sie hin, das Ende aufzunehmen. Sie wollte ins Feuer. Ein paar Hähne hatten schon gekräht. Sie war neidisch auf ihren Jungen und seinen Vater. Die schliefen jetzt lange, Ferdinand in der traurigen Stube mit den gepackten Kisten. Sie war zornig auf alles, was schlief, auch auf ihren Sohn.

Schlafe du, schlafe du, sagten ihre Tränen zur Erde, auf die sie fielen. Das war grausig, wie ein Fluch, als könnte nun nie mehr etwas aufwachen, auch ihr Sohn nicht.

Da kam sie an den Ofen: Ferdinand Stallmann war da. Er saß auf der Bank hinter der leeren Wiege. Ja, er schlief.

Aber da war es, als hätte sie die Augen voll Schlaf und er wachte in einem anderen Leben.

Ferdinand saß wie ein Engel vor dem Feuer und wehrte ihr, und der Eingang zu dem Feuerloch, aus dem die Glut auf ihre Füße zubrauste, war von dem Lichte, das an ihrer Schürze zupfte, wie zugemauert. Sie mußte dableiben in der Welt und alles ertragen. Soviel wußte sie.

Martas Bericht folgte eine Stille nicht nur in uns, sondern im ganzen Saale. Alle Pressen waren stehen geblieben wie schon vorher die, an der sie beschäftigt gewesen war. Der Feierabend wurde geboten. Wir verabschiedeten uns, und ich ging schnell hinaus, während die Arbeiter ihre grauen und blauen Kittel mit den Straßenkleidern vertauschten. Es war schon tief in der zehnten Stunde. Ich machte meinen halben Weg zu Fuß und dachte zurück an das rote Gebäude, dessen mahlendes Beben mir noch in den Gliedern nachzitterte. In der Erinnerung kam mir das Vorderhaus jedesmal unbewohnt vor. Es brütete vor sich hin. Eine ungewöhnlich steile Treppe führte in seinen Kellerladen. Darin sah man tief unter trüben Fensterluken ein paar grüngraue Kürbisse wie weit zurückgesunkene Augäpfel und ganz im Schatten Korbgeflecht und eine Breimasse von Kohlköpfen wie ein riesiges erschlafftes und vertrocknendes Hirn. Die Fenster an der Mauer hinauf waren nie geöffnet, altertümliche Gardinen versperrten sie wie ein weißes Spinngeweb. Abends enthüllte das Gaslicht im Milchglas der Treppenfenster fünffach übereinander das ausgesparte, schwebende Bild des drachentötenden Ritters Georg. Im Hofe standen hohe Stapel von Kisten. Besonders in der rötlichen Dämmerung so naßnebliger Herbsttage wie heute sahen die Stufenpyramiden aus grellen Holzquadern aus wie Visionen von Grabmälern, gespenstisch leicht und doch zu wirklich. Oft waren sie am Fuße von einem Gewölk von Holzwolle umgeben. Aus der Metallwarenfabrik im Erdgeschosse des Hofgebäudes stammten die Granatenhülsen, die in Reihen längs der Mauer übereinandergeschichtet lagen und bei anhaltendem Regen rosteten. Dann mischte sich der Eisengeruch mit dem Holzdunste. Die zentnerschweren Papierballen, zwischen dünne Bretter geklemmt und von Stricken umwunden, die unausgerichtet, wie sie vom Lastwagen geworfen waren, auf starke Arme warteten, hatten mich kaum durchgelassen, und Fetzen farbigen Packpapiers überschwemmten, was auf dem rechteckigen Raume der Asphaltfläche noch leer sein mochte.

10

Erst in der nächsten Abenddämmerung kam ich wieder, da ich wußte, daß Hey am Tage nur als Hand — wie er es bezeichnet hatte — beschäftigt sein wollte und daß er ermatten mußte, um die Sammlung zu persönlichen Erinnerungen willig zu suchen. Die Mitteilung, mit der er

mich empfing, klang hoffnungsvoll, so als erwarte er, daß er und Marta das Schicksal, als dessen verlassene und erstarrte Reste sie hier ausruhten, noch nicht abgeschlossen zu glauben brauchten. Mich machte das traurig. Er sagte:

„Sie will Karl zum Auffangen der Bogen dabehalten und nach Feierabend wieder zuhören kommen."

„Pelzer fehlt noch," antwortete ich ablenkend.

„Jawohl. Und keine Nachricht hat er uns gegeben. Ich dachte schon, Karl hinzuschicken. Ob ihm wirklich etwas zugestoßen ist? Es täte mir sehr leid. Einen Vorwurf aber könnte ich mir nicht machen, denn ich hatte nicht die Absicht, ihn zu seinem Schaden zu erregen. Jede Folge können wir nicht bedenken, sonst dürften wir keinen Finger rühren. Dennoch habe ich nachgegrübelt: Hat ihn in der Tat einmal der Schlag gerührt? Saß er einmal in Österreich auf der Redaktion einer Zeitung? Ist er ein beliebiger Mensch, den das Gliederreißen gelähmt hat? Ist seine Besonderheit nur die, aus einer Laune heraus immer einen Sportanzug mit sorgsam gebügelten, aufgeschlagenen Hosen zu tragen? Wie viel weiß ich aus seinem Munde, wie viel aus dem des Chefs und wie viel habe ich selbst dazu getan?"

Es entging mir beim Zuhören nicht, daß Leopold Hey mit Absicht seine scheinbare Unfähigkeit, ein festes Bild einer Person sich einzubilden, zur Schau stellte. Ein freundliches Lächeln in dem übrigens abgespannten Gesichte bemühte sich gleichzeitig, darauf aufmerkam zu machen; — nur blieb ihm die Peinlichkeit, daß seine Phantasiegestalt an der sinnlichen Gegenwart ihres Urbildes nicht geprüft, verändert und ergänzt werden konnte.

Er stellte seine Emaillekanne auf einen der eisernen Öfen, schürte die Glut an, schenkte dann für sich und mich zwei Gläser voll Kaffee, und auch, daß er sein Brot mit mir teilte, durfte ich ihm nicht abschlagen. Nach dem Abräumen erzählte er weiter.

In der Nacht, die Marta und Stallmann schmerzhaft verbunden hatte, zu einem Kampfe gegen die Gespenster der Vergangenheit und gegen eine vielleicht gespenstische Zukunft, erkannte auch er seine Aufgabe — die alte, die das Schicksal ihm automatenhaft wiederholte: zu entsagen und hilfreich zu sein.

Er hatte Stallmann aus seinem sicheren Berufe gelockt, eine Zeit der Armut und verbissener Notarbeit erwartete den Entwurzelten und seine Gefährtin Marta. Hey aber spürte nichts mehr von Schuld auf sich lasten.

Ausgezeichnet, erwählt vor anderen fühlte er sich, und die Bangigkeit, die ihn nicht schlafen ließ, war die unnennbar süße Verehrung des Entsagenden, war keine Angst, sondern jenes Mitleiden der Leiden der Welt, das Liebe ist.

Die Brutalität des Zieglers war zu groß, als daß er sie eigentlich sah. Das Maß der noch faßbaren Grausamkeit ist für jeden verschieden, und nancher gerät in ein Schicksal, das ihn, wenn er es sähe, zermalmen vürde: er sieht es nicht, darum atmet er frei. Der Hahn wird geschlachtet, nd die Laus in seinem Balge mästet sich weiter und kriecht ihren Weg.

Den ganzen folgenden Tag war Hey auf einsam geschäftiger Wanderschaft. Anderen mochte er müßiggängerisch erscheinen, sich selbst kam er berallhin sonderbar gerufen vor.

Im Morgengrauen sah er in der Nähe des Ziegeleiteiches Bleichwäsche uf einer Wiese ausgespannt. Hühner, von Hunden verfolgt, waren arübergelaufen und hatten sie verunreinigt. Er spülte heimlich die Spuren im Wasser aus, um der Wäscherin den Ärger zu ersparen, und gte alles wieder glatt in die Reihe.

Ein Käfer war in der Wagenspur auf den Rücken gefallen. Er trug in beiseite und richtete ihn auf die Beine. In seinem stahlblauen Panzer atte die Sonne ein Abbild des feierlich frostigen, unbegreiflich aufgereckten Weltraums, in dem die Kaskaden der himmlischen Feuer tobten, eingekapselt.

Vor einem Zaune stand eine Ziege und rupfte Blumen aus dem Garten. „Du liebes, dummes Tier,“ sagte er und jagte sie weiter. Da ber der Bauer schon aus der Tür trat, schlug er mit seinem Spazierstock i die Büsche und tat, als hätte er gedankenlos den Blumen die Köpfe bgehauen, und er empfing die Strafe, die sonst der wunderbar zarten eißen Ziege zuteil geworden wäre. Im Weitergehen lächelte er bisweilen lücklich vor sich her.

Nachmittags gar gab es der Zufall, daß er ein Kind vor dem Ertinken retten konnte. Früher hätte dem des Schwimmens Unkundigen ielleicht der Mut gefehlt.

Abends trat er mit Stallmanns die Reise nach Berlin an. Er schleppte Gepäck, soviel er irgend konnte, besorgte die Karten und wurde auf der ahrt während der ganzen Nacht nicht müde, seinen Gefährten einen ohen Mut für die Zukunft einzusprechen. Stallmann schlief auf seinem Bettenbündel bald tief ein, aber Marta, deren Kopf schlafschwer immer ieder durch die Luft herunternickte wie durch ein Eis, das er schmölze, nd der dann wieder sich aufrang mit einem so fremden Ausdruck, als fände er sich unter Wasser, mußte durch ein Zureichen der Feldflasche iit Kaffee oder durch ein geschwindes Vorzeigen der Zeittabelle im Kursuch wie durch einen Ammenspruch oft eingeschläfert werden.

Auf dem Schlesischen Bahnhof stiegen sie nächsten Tages aus.

(Schluß folgt)

Scapa flow

von Reinhard Goering

Erster Akt

(Das Schiff des deutschen Admirals. Eine Reihe Matrosen und Seekadetten sitzen vor der Reeling mit hochgezogenen Knien am Boden und starren aufs Meer. Es ist Nacht, die Nacht, in der die Waffenruhe abläuft.)

Erster Matrose oder Seekadett: Es ist ein Land, / Das ist jetzt nicht mehr da. / Es gibt ein Leben, / Das ist auch nicht mehr. / Es war uns etwas mitgegeben, / Von uns erkannt, / Von uns geliebt, / Das eines Tages / Wie Dunst zerstob. / O Tag, o Tag! / O Land, o Leben! / O unabwendbares Geschehen! / O Schmerz!

Zweiter Matrose oder Seekadett: Still liegt die Zeit, / Still. / Sie tut keinen Schritt mehr. / Sie dehnt sich vorwärts, / Dehnt sich rückwärts, / Nur Zeit, / Nichts weiter. / Alles andre Pappe. / Ein riesengroßes Loch. / Vor dem wir schaudernd kauern.

Dritter Matrose oder Seekadett: Es gab ein Hoffen, / Gab ein stolzes Wollen. / Es gab Frohsein / Und Leid / Und wieder Frohsein. / Es gab ein Gerne-Sehn / Erwartung, Wissen — — / Wir sind tot, / Sind tot.

Vierter Matrose oder Seekadett: Ein Seil ist ausgespannt. / Rechts dämmert etwas, / Von links lockt Singen. / Du darfst nicht still stehn, / Mußt tanzen auf dem Seil, / Weiter nur weiter. / Links und rechts Verheißung. / Doch du bleibst / An dein Seil gebannt. / Denn wolltest du / Nur einen Schritt / Zur Seite wagen, / Von wo es lockt, / Wo die Verheißung dämmert, / Du stürztest dich / In ewige Nacht.

Dritter Matrose oder Seekadett: Wir sind ja tot / Wir sind ja tot schon längst.

(Ein Offizier erhebt sich aus der Reihe und kommandiert.)

Offizier: Steht auf.

(Die Leute erheben sich im Dunkel. Der Offizier gibt Kommandos, nach denen sie gymnastische Übungen machen im Dunkel. Der Offizier leitet sie ein mit den Worten:)

Offizier: Haltet das Leben wach!

(Die Übungen dauern kurze Zeit; es sind ein paar hastige Bewegungen, dann setzen sich die Leute ohne ein besonderes Kommando schweigend

wieder hin. Dieser Vorgang widerholt sich später in ganz gleichförmiger Weise, sobald der Offizier sich erhebt und das Kommando gibt.)

Ein Matrose oder Seekadett: Es war einmal / Da sang das Meer.

Ein anderer: Jetzt klappert's.

Der vorige: Da flogen Schiffe.

Der vorige: Die jetzt verkümmern.

Der vorige: Da schlugen Herzen.

Der vorige: Die sind jetzt kaputt.

(Die Leute sitzen schweigend; nach einer Weile fängt der erstere Matrose oder ein anderer, oder Seekadett wieder an.)

Ein Matrose oder Seekadett: Ein Schreiten war

Ein anderer: Das ist jetzt nicht mehr da.

Ein dritter: Jetzt ist ein An-die-Wand-starren.

(Pause.)

Ein Matrose oder Seekadett: Es war ein frohes Blicken.

Ein anderer: Das ist jetzt nicht mehr da.

Ein dritter: Jetzt ist ein trübes Blaken / Aus Augen, die lackiert sind.

Ein neuer: Jetzt gibt es Ängste.

Ein neuer: Jetzt gibts öde Fragen, / Fragen wie Ketten / Fragen wie Gift, / Fragen und keine Antwort.

Ein entfernter Sitzender: Wenn wir da aufstehn / Und schlenkern / Mit dem Arm, dem Bein / Und knacken / Mit den Hälsen – / Was ist das? / Wozu ist das gut? / Was soll das?

Ein anderer: Was war denn eigentlich?

Ein anderer: Wo lebt man eigentlich?

Ein anderer: Hier? / Oder irgendwo, / Wovon man keine Ahnung hat?

Ein voriger: Wir sind nur Schatten, / Wir sind nur noch Schatten.

(Der Offizier erhebt sich und sagt:)

Der Offizier: Steht auf. / Haltet das Leben wach.

(Vergleiche oben.)

Ein Matrose oder Seekadett: Die Schlacht war schön.

Ein anderer: Die war das Schönste.

Ein anderer: War die denn überhaupt.

(Man hört Schluchzen und Weinen.)

Ein anderer: Die da versanken / Sanken gut.

Ein anderer: O Gram, o Gram, / Verzweiflung, / Die am Herzen rißt. / Eintönigkeit! / Begrabensein!

Ein anderer: Wie hockt man hier!

Ein anderer: Wird man auf jedem Stern / So hocken?

Ein anderer: Es gibt unzählige.

Ein anderer: Tod ist ein Ausweg.

(Sie schweigen.)

Ein Matrose oder Seekadett: Jetzt werden sie uns bald / Mit Lichtern ins Gesicht haun / Ob wir noch da sind, / Ob der Käfig voll ist.

Ein anderer: Wir sind noch da.

Ein anderer: Sagt wer wir sind noch da?

Ein anderer: Wir waren einmal, / Als Schlacht war, / Als noch Hoffnung war / Bewegung, / Wollen, / Licht, / Tat, / Und ein Land, / Ein Land, / An das man dachte.

Der Offizier: Steht auf! / Haltet das Leben wach!

Ein Matrose oder Seekadett: O Meer, du Kirchhof, / O ihr Särge, Schiffe, / Die man vergessen hat. / O wir, die Geister / Gebannt auf unsere Schiffe, / Die Särge sind. / Meer, du bist nicht mal mehr / Zum Daraufspucken gut.

Ein anderer: O Jammer, / O Heimat.

Ein anderer: Denkt nicht daran, / Sprecht nicht davon! / Mach uns nicht schwach.

Ein anderer: Mach einer mich zum Greis.

Ein anderer: Zeit renne, / Mach uns alt.

Ein anderer: Achtung! / Der weiße Finger kommt.

Ein anderer: Macht Augen, / Daß sie taumeln.

Ein anderer: Macht nichts! / Wie wir hier sitzen, / Das genügt.

Ein anderer: Achtung! / Da kommt der weiße Finger.

(Sie werden von Scheinwerferlicht beleuchtet, dann ist es sofort wieder Nacht. Schweigen.)

Ein Matrose oder Seekadett: Geblendet / Und wieder Nacht.

Ein anderer: Nun wissen sie, / Wir sind noch da.

Ein anderer: Nun wissen sie, / Die Schiffe sind noch da.

Ein anderer: Ob sie auch wissen, / Daß wir Menschen sind?

Ein anderer: Das heißt doch Affen.

Ein anderer: Hoffnungslose.

Ein anderer: Die einmal anders waren.

Ein anderer: Die keine Heimat haben.

Ein anderer: Nur Zeit vor sich / Und hinter sich.

Ein anderer: Für sie ein Bild.

Ein anderer: Das sie nicht mal mehr hassen.

Ein anderer: Jammer, Jammer!

Ein anderer: Was ist / Nun eine Seele?

Ein anderer: Was bin ich?

Ein anderer: Versenkt die Schiffe, / Und uns dazu. / Und uns dazu. / Wir sind ja überflüssig jetzt, / Wir sind schädlich.
Ein anderer: Nie wieder / Werden unsere Schiffe schaukeln.
Ein anderer: O feiles Meer!
Der Offizier: Steht auf, / Haltet das Leben wach.
Die Leute murren: Wozu? Wozu?

(Sie gehorchen dennoch.)

Ein Matrose oder Seekadett: Der weiße Finger kehrt zurück.
Ein anderer: Sie kleben uns / Das Bleiche ins Gesicht; / Doch ganz bleich machen / Können sie uns nicht.
Ein anderer: Macht Augen, / Daß sie taumeln.
Ein anderer: Nein, macht sie zu / Und dann nie wieder auf.

(Das Scheinwerferlicht trifft sie wieder. Sie sitzen mit geschlossenen Augen. Das Licht verläßt sie.)

Ein Matrose oder Seekadett: Es gab mal lustige Wolken / Am Himmel.
Ein anderer: Auf jeder stand der Name.
Ein anderer: Es gab mal / Rauschen in den Bäumen.
Ein anderer: Den Namen rauschte jeder.
Ein anderer: Schöne Wolken, / Schöne Bäume.
Ein anderer: Die Zeit ist um. / Es gab mal eine / Deutsche Flotte.
Ein anderer: Da ist sie noch.
Ein anderer: Nichts Neues sonst?
Ein anderer: Sonst nichts Neues.
Ein anderer: Es gab auch einmal Glück.
Ein anderer: Noch gibt es Menschen, / Die in den Betten liegen, / Die morgens froh aufstehn / Und denen Tage Lust sind. / Gar nichts hat aufgehört, / Gar nichts hat aufgehört.
Ein anderer: Nur wir.
Ein anderer: Warum?
Ein anderer schreit: Fragst du?
Ein anderer: Ja warum?
Der Offizier: Steht auf, / Haltet das Leben wach!

(Langes Schweigen.)

Ein Matrose oder Seekadett: Wenn wir die Flotte versenkten.
Ein anderer: Sänken wir mit.
Der vorige: Das meine ich nicht.
Der vorige: Was meinst du denn?
Der vorige: Was folgte daraus / Für das Land.
Ein anderer: Für welches Land?
Der vorige: Das Land da drüben.

Der andere: Da liegen viele Länder.

Der vorige: Das Land, das uns / Geboren hat.

Der vorige: Das gibt es ja nicht mehr.

(Langes Schweigen.)

Der erste: Würde es schaden / Oder würde es nützen?

(Langes Schweigen.)

Ein anderer: Es würde schaden.

Ein anderer: Es würde nützen.

Ein anderer: Es wäre unrecht.

Ein anderer: Wer denkt denn daran?

Ein anderer: Und wer würde es tun. / Wir sind ja tot. / Sind Schatten.

(Pause.)

Ein Matrose oder Seekadett: Wir haben keine Heimat mehr.

Ein anderer: Nur diese Stange noch / Uns dran zu halten. / Wenn sie versinkt, / Versinken wir mit ihr.

Ein anderer: Nachricht kommt keine.

Ein anderer: Danke Gott.

Ein anderer: Wir hatten Berge gebaut, / Die nannten wir: Schiffe. / Wir hatten ein Tuch gefärbt, / Das war die Flagge. / Wir haben Männer gefunden, / Die daran Freude hatten. / Sie fuhren auf dem Meer, / Geachtet, gefürchtet, / Es gab keine besseren. / Wohin sie wollten / Fuhren sie, / Vergaßen die Heimat nicht.

Ein anderer: Es ist aus! Es ist aus! / Es ist alles verloren. / Ohne Land, ohne Schiff / Hocken und hocken! / Wir haben die Schuld gesucht, / Schuld, Schuld, laß dich finden! / Wir haben es aufgegeben, / Wir finden sie nicht. / Waffenlos, wehrlos, / Freiwillig / In die Hand der Feinde / Gegeben, o, o! / Kein Tod in der Schlacht. / Die Frist läuft heute ab.

Mehrere: Jammer, o Jammer.

(Pause.)

Ein Matrose oder Seekadett: Ein Gitter geht durchs All, / Da hinter sitzen wir.

Ein anderer: Ein Etwas gibt es, / Das heißt Leben. / Wie Öl auf Wasser schwimmt das / Das Wasser lebt / Das Öl muß mittun. / Das Wasser ist das Schicksal.

Ein anderer: Es war mal Hoffen.

Ein anderer: Es war mal Liebe.

Ein anderer: Ein Tuch bedeckt uns.

Ein anderer: Wir müssen schuldig sein.

Ein anderer: Keine Hoffnung auf Schuld.

Ein anderer: Wir finden nichts.
Ein anderer: Wir wollen wieder suchen.
Ein anderer: Wir müssen schuldig sein, das ist der einzige Trost.
Ein anderer: Der Trost.
Ein anderer: Die Sonne.
Ein anderer: Die Kraftquelle.
Ein anderer: Sucht, Sucht.

(Sie sitzen schweigend, man hört sie stöhnen. Ein Mann tritt auf unterdes.)

Ein Matrose oder Seekadett: Da kommt jemand.
Der Mann: Vier Mann zum Kapitän.

(Die Leute erheben sich allesammt.)

Der Mann: Nur vier. / Die nächsten.

(Er geht mit den vier nächsten ab. Langes schweigen.)

Ein Matrose oder Seekadett: Es war ein Land. / Das hatte viele Männer / Die wußten was sie wollten / Die fürchtete die Welt so sehr, / Daß alle sich verbanden / Gegen sie.
Ein anderer: Und jahrelang / Vermochten alle / Gegen einen nichts.
Ein anderer: Das ist jetzt schon vergessen.
Ein anderer: Weh, wenn das je / Vergessen wird.
Ein anderer: Mir scheint / Zu denen die das taten / Gehörten wir.
Ein anderer: Mir scheint / Das Land heißt Deutschland.

(Sie erheben sich insgesamt, von Unruhe gefaßt, und setzen sich dann wieder hin.)

Ein Mann oder Seekadett: Tag geht und Nacht / Wände, wollt ihr nicht weichen, / Steht ihr ewig?
Ein anderer: O Nebellast / Auf meiner Seele, weich'!
Ein anderer: Ich frage nur: / Wo ist das Dasein, / Oder war es? / Darüber welke ich!
Ein anderer: Still still!

(Man hört Geräusch.)

Ein anderer: Ein dürres Klappern.
Ein anderer: Ein schadenfrohes Zischen.
Ein anderer: An den Luken / Wird geschafft.
Ein anderer: Vier zogen besseres Los.
Ein anderer: Vier gingen hin / Zum Kapitän
Ein anderer: Vier kehren wieder.

(Die vier Matrosen kehren zurück und setzen sich schweigend hin.)

Ein Matrose oder Seekadett: Was gibt es?
Die vier: Nichts.
Ein anderer: Wo sind die / Die schon tagelang / Zum Himmel starren?
Ein anderer: Hier neben mir.

Ein anderer: Habt Ihr die neue Heimat?
Ein anderer: Zwei andere / Sitzen mit der Hand / Vor Augen.
Ein anderer: Sie schaun nach innen / Daß es innen leer ist.
Ein anderer: Kein Trost / Und keine Nachricht / Keine Hoffnung.
Ein anderer: Deshalb schweigt / Wenn's geht.
(Sie sitzen eine Zeitlang schweigend und reglos dann hört man husten.)
Ein Matrose oder Seekadett: Sie leuchten noch / Ein drittes Mal hier her.
Ein anderer: Hebt alle / Den linken Arm.
Ein anderer: Wozu? / Was soll das heißen?
Der vorige: Nichts. / Deshalb tut's.
(Sie heben alle den linken Arm. Das Licht huscht über sie. Während es sie noch beleuchtet, hebt sich ein Matrose oder Seekadett halb auf und sagt:)
Der Matrose oder Seekadett: Wer mir folgt und mich hindert / Hat kein Herz.
(Er stürzt sich über Bord. Die Leute bleiben sitzen.)
Eine Stimme: Leb wohl.
Eine andere: Der Zweite.
Eine andere: Hier der Dritte!
(Noch einer tut wie der vorige oben.)
Der Offizier: Steht auf! / Haltet das Leben wach. / Rechtsum.
Eine Stimme: Wohin?
Der Offizier: Zehn Meter weiter.
(Sie rücken von der Bühne ab. Der Admiral tritt auf. Zwei Offiziere bleiben etwas entfernt von ihm stehen.)
Der Admiral: Es war ein Mann / Der wußte stets was tun. / Der weiß jetzt nichts mehr. / Den beugte nichts / Der beugt sich jetzt.
(Der Admiral beugt sich und verharrt so. Dann richtet er sich wieder auf.)
Der Admiral: Und hat er sich gebeugt / Dann richtet er sich / Wieder auf / Und weiß noch nichts. / Kann Treue schwinden? / Ja. / Kann Glaube wanken? / Ja. / Kann Tugend fallen? / Ja. / Kann Tüchtigkeit erliegen? / Ja. / Kann plötziich alles stürzen? / Ja. / Wie soll er da noch wissen / Was zu tun ist. / Die Finsternis / Faßt ihn ans Herz. / Er schaut nach Licht aus / Findet keins / Und beugt sich.
(Wie oben.)
Und hat er sich gebeugt / So richtet er sich wieder auf / Und weiß noch nichts.
(Er geht an die Reling, starrt ins Dunkel und zählt die Schiffe.)
Das Land versank, / Der Herr entwich, / In meiner Obhut / Blieb die Flotte. / Ich bin allein / Und weiß es. / Was habe ich zu tun?
(Er zählt die Schiffe noch einmal.)

Noch alle da. / Die Augen aller Welt / Auf mich gerichtet / Auf jeden Fehler lauernd. / Wo ist die Richtschnur?

(Der Admiral winkt einen Offizier heran.)

Der Admiral: Den Mann / Der gestern über Bord sprang.

(Der Offizier entfernt sich.)

Der Admiral: Ich taste etwas / Hinter allem Tasten. / Ich taste etwas.

(Er tastet in die Luft.)

Seit es uns traf / Seit alles stürzte / Und keiner mehr versteht / Seit keiner mehr / Weiß wer er ist / Und was er tut, / Seit ich taste / Taste ich etwas / Hinter meinem Tasten / Und beuge mich.

(Wie oben.)

Und hab ich mich gebeugt / Richte ich mich empor / Und weiß nicht mehr. / O Land / An das ich nicht mehr denke, / Dies eine denk ich / Unablässig doch: / Ob was ich könnte tun / Gut oder schlecht für dich wäre. Das sagt mir keiner / Ich muß allein entscheiden / Und finde nichts. / Denn wir erfuhrens ja / Es schaukelt alles / Nichts besteht / Nichts kann bestehen / Alles kann stürzen / Sinken brechen.

(Der Offizier erscheint mit einem Matrosen als Wache und einem jungen Seekadetten, der fast noch ein Kind ist. Offizier und Matrose entfernen sich. Der Admiral sieht sich den Knaben eine Weile schweigend an.)

Der Admiral: Du sprangst mit Überlegung, Knabe?

Der Seekadett: Mit Überlegung, Admiral.

Der Admiral: Schon sind dir zwei gefolgt / Was überlegtest du?

Der Seekadett: Daß alles wechselt, Admiral.

Der Admiral: Und dabei bleibst du?

Der Seekadett: Ich bleibe dabei, Admiral.

Der Admiral: Du bist sehr jung noch.

Der Seekadett: Tausend Jahre.

Der Admiral: Was wirst du tun, / Wenn du nun frei wirst.

Der Seekadett: Was durch den Wechsel / Hochkommt, Admiral.

Der Admiral: Hast du zu Hause niemand?

Der Seekadett: Niemand, Admiral.

Der Admiral: Nicht einen Freund?

Der Seekadett: Wenn ich ihn hätte / Es wäre keiner, Admiral.

Der Admiral: Nicht eine Liebe?

Der Seekadett: Wenn ich sie hätte / Es wäre keine, Admiral.

Der Admiral: Wer zeugte dich?

Der Seekadett: Ein Weib / Mit einem Manne.

Der Admiral: Wo?

Der Seekadett: Weit, wo der Schornstein raucht.

Der Admiral: Wann?
Der Seekadett: Vor 16 Jahren.
Der Admiral: Kein Ziel und keine Hoffnung.
Der Seekadett: Keine, Admiral.
(Der Admiral schweigt eine Weile.)
Der Admiral: Seit wann sind Sie bei uns?
Der Seekadett: Seit einem Jahr.
Der Admiral: Sie wollten auf ein Schiff.
Der Seekadett: Nein.
Der Admiral: Was denn wollten Sie?
Der Seekadett: Ich habe es vergessen.
Der Admiral: Und jetzt wirst du / Sobald es geht / Nochmals ins Wasser springen?
Der Seekadett: Ich weiß nicht, Admiral.
Der Admiral: Was wirst du denn tun?
Der Seekadett: Was durch den Wechsel Hochkommt, Admiral.
Der Admiral: Wer hat dich alles dies gelehrt?
Der Seekadett: Ich weiß nicht, Admiral.
Der Admiral: Ich kann nichts für Sie tun?
Der Sekadett: Nichts.
(Der Admiral winkt den Offizier heran.)
Der Admiral: Der Mann ist frei an Bord.
(Der Matrose entfernt sich, ebenso der Offizier, ebenso der Seekadett, der grüßt und weggeht.)
Der Admiral: Mein Land / Mein Land / Ein einziges Wort von dir / Damit wir / Uns entscheiden können. / Du schweigst. Du schweigst. / Es schweigt bis hinter die Gestirne. / Wir sind allein / Die Frist läuft ab.
(Der Admiral winkt den zweiten Offizier heran.)
Der Admiral: Alles bereit?
Der Offizier: Sobald das Zeichen / Gegeben wird / Versinkt die Flotte.
Der Admiral: Was ist das Zeichen?
Der Offizier: Ein Licht / Emporgehalten.
Der Admiral: Wie lange?
Der Offizier: Elf Sekunden.
Der Admiral: Wo?
Der Offizier: An dieser Stelle.
Der Admiral: Wie.
Der Offizier: Unbeweglich.
Der Admiral: Wo ist der Träger?
(Er winkt einem Manne, der heran tritt, mit einer Laterne.)

Der Admiral: Steh hier bereit. / Ward nichts verraten?
Der Offizier: Alles bleibt geheim.

(Der Admiral winkt, die beiden treten ab. Der Admiral steht lange Zeit unbeweglich, dann tritt er ganz dicht an die Reling und spricht ins Dunkel.)

Der Admiral: Bist du da? / Keine Antwort. / Wenn du da bist / entscheide du.

(Pause.)

Du sagst: / Es ist ein Ball / Drauf hausen Affen, / Was die begehen / Wieviel sie wissen / Es ist gleich. / Ich sage: Es ist ein Land / Das leidet namenlos / Und es sind Männer / Die sind zu gut / Für weitere Qual. / Wie helfe ich? / Du sagst: / Erkenne dich doch. / Ich sage: / Es gibt Tugend. / Du sagst: / Tugend ist Wissen / Ich sage: / Ist Liebe. / Ich denke an ein Land. / Das leidet namenlos. / Ich denke an Männer / Die mir zu gut / Für Qual sind. / Ja oder nein? / Wenn es dem Lande / Und den Männern hilft / Wird es getan. / Du sagst: der Tod. / Ich höre es deutlich. / Ich sage: noch lebt man. / Hörst du es? / Hörst du das? / O Land. / O stolzen Männer. / Ich bin zu jeder Tat entschlossen. / Die Flotte sinkt / Wann es euch nützt. / Wie aber wissen / Ob es nützt ob schadet. / Du? / Ja du schweigst. / Ich wußte es. / Ich bin allein noch immer. / Die Frist läuft ab.

Zweiter Akt

Das englische Flaggschiff. Ein eiserner Schutzschild, der Flaggenmast. Eine Anzahl Matrosen oder Seekadetten sitzen vorn links im Halbkreis mit dem Rücken zur See gewandt und summen das Preislied aus den Meistersingern. Dieses Summen dauert lange, bevor gesprochen wird. Hinten stehen zwei Matrosen als Wachen und schauen auf die See und das Dunkel vor ihnen, in dem die deutsche Flotte liegt. Die Leute vorn hören auf zu summen, sind fertig damit.

Ein Matrose oder Seekadett: Ein frohes Leben ist das beste, ja.
Ein anderer: Was jetzt?
Der vorige: Mehr als froh sein / Kann keiner, ja.
Ein anderer: Was nun?
Der vorige: Wenn einer / Mehr als froh ist / Ist er doch nur froh.
Ein anderer: Hört zu!

(Er beginnt ein Volkslied zu singen. Sie singen alle mit oder summen dazu. Wie sie fertig sind, hören sie auf.)

Ein Matrose oder Seekadett: O schöne Welt!
Ein anderer: Wer kämpft, erreicht das Ziel / Wer sucht, der findet /

Wer Mühe hat / Hat Freude / Muß Freude ernten. / Das ist Gesetz der Welt.

Ein anderer: Ein frohes Leben ist das Wahre / Was da nicht froh ist, / Ist es eben doch. / Weil es ein frohes Leben ist. / Noch mal.

(Sie wiederholen das Lied.)

Ein Matrose: O schöne Nacht! / O schönes Leben!

Ein Matrose: Bis an das Ende schön.

Ein anderer: Jeder wird neunzig Jahre.

Ein anderer: Froh sind die Jäger, / Wenn die Beute daliegt. / Noch mal.

(Sie singen dasselbe Lied. Einer der Wachtmatrosen ruft.)

Erster Wachtmatrose: Seid einmal still.

(Er lauscht in das Dunkel.)

Erster Wachtmatrose: Kein Licht, kein Laut. / Lautlos, lichtlos. / Nur dunkel, / Schweigen.

Zweiter Wachtmatrose: Unschädlich.

Erster Wachtmatrose: Wozu stehen wir hier Wache?

Zweiter Wachtmatrose: Zum Spaß!

(Ein Mann mit einer Bürste tritt auf und bürstet sich.)

Der Mann mit der Bürste: Morgen ist Siegesfest, / Morgen ist Siegesfest, / Morgen ist Fest.

(Der Mann mit der Bürste ab. Die Leute singen wieder.)

Einer von ihnen, während sie singen: Höchstens drei Tage noch, / Dann gehts nach Haus. / Ei, die weichen Betten, / Ei, das lange Schlafen, / Ei, die schönen Augen, / Die in sich schauen lassen. / Nacht ist wie Tag. / Faßt alle an, / Umschlingt euch!

(Sie umschlingen sich und während sie singen, schaukeln sie hin und her.)

Der erste Wachtmatrose: Seid einmal still. / Kein Laut, kein Licht, / Lautlos, lichtlos.

Der zweite Wachtmatrose: Fast lichtloser, / Fast lautloser / als sonst.

Der erste Wachtmatrose: Die Frist läuft ab.

(Einer der Matrosen vorn steht auf.)

Derselbe: Kommt dorthin, / Hinter den Schild, / Da ist's gemütlicher. / Die stören uns zu sehr / Mit ihrem Rufen / Und da das Dunkel / Hinter sich im Rücken / Ists nicht gemütlich. / Kommt.

(Die Leute erheben sich und setzen sich unter den Schild. Der Mann mit der Bürste kehrt zurück.

Der Mann mit der Bürste: Morgen ist Siegesfest.

Einer von den Matrosen vorn: He, du, was tust du da?

Der Mann mit der Bürste: Ich bürste.

Ein Matrose: Warum?

Der Mann mit der Bürste: Morgen ist Siegesfest.

(Sie lachen.)

Der Mann mit der Bürste: Mir gehen die Haare aus.

Ein Matrose: Die mußt du viermal täglich bürsten.

Ein anderer: Was fort ist, / Kommt nicht wieder.

Ein anderer: Doch, / Es wächst alles wieder neu.

Ein anderer: Zweimal / Mit heißem Wasser waschen!

Ein anderer: Öl hineintun!

Ein anderer: Bequem und ruhig leben.

Ein anderer: Kein Tabak / Und kein Schnaps / Und keine Mädchens.

Ein anderer: Es nützt doch alles nichts.

Der Mann mit der Bürste: Morgen ist Siegesfest.

(Er geht ab.)

Der erste Wachtmatrose: Kein Licht, / Kein Laut, / Lichtlos, lautlos.

Der zweite Matrose: Wie es Besiegten ziemt.

Der erste Wachtmatrose: Besiegte müssen schweigen.

Der zweite Wachtmatrose: Im Dunkeln sitzen, / Warten, was geschehen wird.

Der erste Wachtmatrose: Sie können froh sein, / Wenn sie leben.

Der zweite Wachtmatrose: Die Zeit steht für sie still.

Der erste Wachtmatrose: Lichtlos, lautlos. / Sie nehmen sich's zu Herzen.

Der zweite Wachtmatrose: Verfluchtes Schicksal auch / Für einen Seemann.

Der erste Wachtmatrose: Weder Schiff / Noch Land.

(Ein Seekadett tritt auf.)

Der erste Seekadett: Nichts Neues?

Der erste Wachtmatrose: Weder Licht, noch Laut.

Der zweite Wachtmatrose: Wie es Besiegten ziemt.

Der erste Seekadett: Besiegt? / Solange dort im Dunkel / Einer lebt, / Gibts keinen Sieg, / Ist jeder Sieg voll Angst.

Der erste Wachtmatrose: Es sieht nicht aus, / Als lebte dort noch wer.

Der erste Seekadett: Töten müßte man / Sie alle. Töten. / Habt ihr sie sitzen sehen?

Der zweite Wachtmatrose: Wie Affen.

Der erste Seekadett: Wie lebendige Steine. / Morgen sind ihre / Schiffe unser. / Noch ist nicht Morgen. / Wacht! wacht! / Laßt euch nichts entgehen.

(Der Seekadett ab. Man hört die Leute vorn singen. Ein anderer Seekadett tritt auf. Er stellt sich an die Reling und schaut lange ins Dunkel hinüber.)

Der zweite Seekadett: Schrecklich, / Furchtbar, / Lichtlos, / Lautlos / Und nicht tot. / Nicht einmal tot. / In der Schlacht gefallen sein / Unter tausend Qualen. / Mannheit behaupten, / Alles, alles wäre besser. / Ein Schicksal, wie das, / Kann es je verdient sein? / Wenn ich Admiral wäre, / Ich holte sie / Von ihren Schiffen, / Aus ihrem Dunkel, / Führte sie ins Licht, / Gäbe ihnen Feste. / Ich habe sie / Gesehen in der Schlacht. / Zu leben / Und zu sehen, zu wissen, / Es gibt keine Gerechtigkeit! / Sein Leben lang leben / Und es wissen, / Gar nicht mehr / Damit rechnen. / Was ist das denn / Das Leben? / O Dunkel, / In dem Männer / Sitzen können, / Hocken können. / O Dunkel, / O Dunkel / Und nicht Mitleid, / Nicht Verstehen, / Nicht Liebe, / Nicht Bewundern / Hilft ihnen. / Kann sie befreien! / Es ist eben ihr Schicksal. / Es war ihnen eben / So bestimmt. / Ach, kann ich nicht / Eine Welle werden, / Eine liebende / Und euch ersäufen? / Kann ich nicht / Ein Opfer schaffen, / Das nützt. / Was werden sie tun, / Um da herauszukommen. / Wie werden sie weiterleben? / Wie ich? / Ja, käme einer / Und zeigte uns allen, / Wie man nicht kämpft, / Wie man nie mehr kämpft, / Weder mit sich, / Noch mit andern! / Solange aber / Eins gegen das andere steht, / Ist ja keiner Sieger, / Keiner besser, / Beide besiegt! / Wie ist dann / Verschiedenes Schicksal / Möglich? / Kein Laut. Kein Licht. / Lautlos, lichtlos / Und lebendig.

(Er bleibt an der Reling stehen. Die Leute am Schild singen und lachen.)

Der erste Wachtmatrose: Für die dort / Scheinen die im Dunkel / Überhaupt nicht mehr / Da zu sein.

Der zweite Wachtmatrose: Da leuchten wir hinüber.

Der erste Wachtmatrose: Du wirst sehen, / Wie sie da sitzen. / Seit Monaten / Sitzen sie so. / Einer neben dem andern, / Dicht an der Reling, / Als hätte jemand / Sie hingesetzt, / Hingeschoben, hingestellt. / Dreimal trifft sie / Das Licht / Und jedesmal / Sind sie anders / Und doch immer sich gleich. / Vorhin hatten sie / Zuerst die Augen auf, / Dann das zweitemal / Die Augen geschlossen. / Dann das drittemal / Alle den linken Arm / In der Höhe. / Sie sind verrückt. / Paß auf.

(Das Licht leuchtet dreimal auf. Man erblickt einen Teil des deutschen Flaggschiffs ziemlich nahe. Der Platz, wo die Leute gesessen haben, ist leer.)

Der erste Wachtmatrose: Keine Seele, / Kein Mann / An Deck / Hast du gesehen? / Das ist neu!

Der zweite Wachtmatrose: Es sind elf Minuten / Bis Mitternacht.

Der erste Wachtmatrose: Bereitet sich da / Etwas vor?

Der zweite Wachtmatrose: Sieh die da am Schild, / Was die da machen.

Der erste Wachtmatrose: Sie machen Schiffbrüchige / Vom Skagerrak nach. / Es gruselt sie / und sie lachen.

(Zwei Matrosen von denen am Schild sind etwas in die Mitte gekommen und machen, indem sie sich in bizarren Stellungen am Boden bewegen, Schiffbrüchige nach; die Leute lachen in Salven dazu.)

Einer von den beiden: Das jetzt / Ist nicht zum Lachen / Und dennoch lacht ihr. / Er hat selbst / Dabei gelacht. / Wir haben ihn später / Herausgefüttert. / Er ist aber / Am Heimweh gestorben. / Paßt auf.

(Man sieht seine groteske Silhouette. Während er die Aufmerksamkeit auf sich fesselt, erscheint an der Reling hochkletternd die Silhouette des kleinen Seekadetts vom ersten Aufzug, wassertriefend und in seinen Bewegungen denen des englischen Matrosen ähnelnd. Der Knabe zieht sich an Deck und hockt dann, einen Augenblick atemholend. Die Matrosen halten ihn zuerst für einen der Ihren.)

Der deutsche Seekadett: Tod, Tod, Tod, / Ich sehe dich / Auch jetzt noch. / Ja dort, so und so, / Mitten in allem. / Tod, Tod, Tod, Nichts anderes. / O furchtbar, o jämmerlich. / O grauenhaft, o wie sehr!

Ein englischer Matrose: Herrlich! Herrlich!

Ein anderer: Was spricht er?

Ein anderer: Sprich englisch!

Der deutsche Seekadett: Vor tausend Jahren / Und in tausend Jahren / Und immer / Und überall. / Es hat ja nicht / einen Zweck.

Ein englischer Matrose: Still. Ganz still.

Ein anderer: Einer von drüben.

Ein anderer: Ein Kind.

Ein anderer: Schnell, melde es einer.

Der deutsche Seekadett: Wo bin ich? / Bringt mich zurück / Auf mein Schiff, / Von dem ich sprang. / Daß ich ihnen noch sage, / Was ich da unten / Da unten im Wasser sah. / Schnell, ehe ich aus bin. / Ich will es sagen.

(Er wendet sich an der Reling um und spricht zurück ins Dunkel.)
Ich sah dort unten – / O Brüder, o Männer: / Euer Leid ist es / Das mich getötet hat. / Ich konnte es nicht sehen. / Ich konnte so, / Wie es da ist, nicht leben. / Ich sah da unten – / Was ist es, / Was ist es, / Was nicht weicht von der Erde / Und sie so dunkel macht? /

Was nicht weicht / Und nicht weichen kann, / Ich weiß es. / Aber für euch, / Die ihr leben wollt, / Sah ich da unten –, / Ist es wahr, / Hab ich es gesehen? / Kann ich es sagen? / Ihr dürft hoffen, / Ihr habt Grund! / Ich sah aus eurer Mitte, / Ich sah deutlich / Aus eurer Mitte sah ich – / Ja, Ihr dürft hoffen, / Die Zeit ist nahe – / Ich habe es sterbend gesehen, / Wer wird es tun? / Wer wird es sein? / Schwesterchen du? / Brüderchen du? / Ich sah, daß es / Bei euch geschehen wird.

(Er stirbt und sinkt um.)

Ein Matrose: Ist er tot?

Ein anderer: Ist das Kind tot.

Ein anderer: Seid still. Tot.

Ein anderer: Was bedeutet das?

Ein anderer: Hat man es gemeldet?

Ein anderer: Da haben wir gesessen / Und uns nicht / Vom Fleck gerührt.

Ein anderer: Und nichts verstanden.

(Pause. Der englische Admiral tritt in Eile auf mit seinem ersten Offizier und Gefolge.)

Der englische Admiral: Was ist geschehen? / Was gibts? / Was soll es geben? / Ein Kind?

Ein Matrose: Ein Seekadett.

Der englische Admiral: Von drüben? / Wo ist er? / Wie kam er her? / Was hat er getan?

Ein Matrose: Er ist tot.

Der englische Admiral: Was hat das zu bedeuten?

Ein Matrose: Hier saß er / Und sprach hinüber / Und fiel tot um.

Der englische Admiral: Er sprach hinüber? / Still. Ich lausche. / Ich höre nichts. / Kein Laut, kein Licht?

Der erste Wachtmatrose: Nichts.

Der englische Admiral: Alle Mann an Deck. / Auf, auf! / Alles. Schnell, schnell. / Alles in Bereitschaft. / Die ganze Flotte! / Ha, das bedeutet / Nichts, was uns freut. / Ha, meine Ehre, / Mein Ruf, / Mein Amt. / Ha, etwas Fürchterliches / Ist im Werk. / O Schicksal, o Schicksal. / Die ganze Flotte in Bereitschaft.

(Er tritt an die Reling.)

Wir sahen sie / Im Dunkel sitzen.

Der erste Offizier: Wir sahen sie, Admiral!

Der Admiral: Wir verstanden sie.

Der erste Offizier: Aber rührten uns nicht, Admiral!

Der Admiral: Wir konnten uns / Nicht rühren. / Wir mußten sie Ihrem Schicksal überlassen.

Der erste Offizier: Wir kannten sie.

Der Admiral: Wir hätten es wissen müssen.

Der erste Offizier: Wir wußten, es sind Männer.

Der Admiral: Wir haben sie / Zu schlecht bewacht! / Mein Ruf, / O meine Ehre, / O mein Amt.

Der erste Offizier: Hör, Admiral, er spricht.

(Man hört die Stimme des deutschen Admirals aus dem Dunkel.)

Die Stimme: Mein Land, mein teures Land. / Ihr Brüder! / Jetzt tue ich / Die ungewisse Tat. / Zu deinem frommen / Land / In eurem Sinne, Brüder. / Der Ausgang / Steht nicht bei mir. / Jetzt tue ich die Tat. / In Treue sterb ich.

(Die Stimme erlischt.)

Der englische Admiral: Ha, habt ihr sie gehört, / Erkennt ihr sie. / Ha, in der Schlacht / Die Stimme / Des deutschen Admirals! / Scheinwerfer, Licht / Beleuchtet sie. / Werft Licht auf sie! / Eilt, eilt. / O, was geschieht, geschieht? / Ha, hört ihr sie, / Die Stimme, wieder!

Der erste Offizier: Es ist ganz still geworden.

Der Admiral: Licht, Licht! / Was zögert man. / Ich will die Flotte sehn, / Die Schiffe! / Was ist die Zeit?

Der erste Offizier: Mitternacht. Mitternacht.

Der Admiral: Gott, gib uns Zeit!

Der erste Offizier: O großes Dunkel!

Ein Matrose: Ein Licht.

(In diesem Augenblick ist ein Licht im Dunkel angegangen, das unbeweglich elf Sekunden anhält und dann verschwindet.)

Ein Matrose zählt bis elf.

Der Admiral: Das war es.

Der Matrose: Elf Sekunden.

Der Admiral: Laternen, Scheinwerfer, / Gewißheit!

(Ein Rauschen wird hörbar, das immerfort anschwillt.)

Der erste Offizier: Lausch, Admiral, / Es rauscht.

Der Admiral: Ein Sturm, / Der sich erhebt.

Der erste Offizier: Kein Sturm.

Der Admiral: Ein Schwarm von Möven,

Der erste Offizier: Keine Möven.

Der Admiral: Das Rauschen wächst, / Es wächst. / O Schicksal.

Der erste Offizier: Da rauscht wohl / Eine ganze Welt hinab.

Der Admiral: Hinab, hinab, / Unwiederbringlich.

Der erste Offizier: Vielleicht auch / Eine neue auf.

Eine Stimme: Die deutsche Flotte / Sinkt.
Der Admiral: Die deutsche Flotte
Der erste Offizier: Sinkt.
Der Admiral: Ruhe.

(In diesem Augenblick trifft das Scheinwerferlicht das deutsche Flaggenschiff. Alle Mann sind an Deck. Der Admiral steht auf der Kommandobrücke. Das Schiff sinkt.)

Der Admiral: Da sinken dreiundfünfzig Schiffe.
Der erste Offizier: Da sinken Männer.
Der Admiral: Die Rettungsboote klar.
Der erste Offizier: Wer einen von diesen / Männern / Ersaufen läßt, / Ersäufe sich dazu.

(Der Admiral verläßt das Deck mit Gefolge. Rettungsarbeiten. Kurze Zeit und die Bühne leer. Dann erscheint eine Abteilung britischer Seeleute. Die britische Flagge wird gehißt. Es erscheint der englische Admiral und Offiziere. Das Deck ist hell beleuchtet. Eine große Stille tritt ein. Dann hört man den Schritt von zwei Menschen. Der deutsche Admiral, den man aus dem Wasser gezogen hat, erscheint durchnäßt, mit Mütze auf dem Kopf. Neben ihm ein englischer Seekadett.)

Der englische Admiral: Es ist nicht das erstemal, / Daß Sie verletzen / Die heiligsten Gesetze / Der Menschheit.
Der deutsche Admiral (in sich hinein): Die heiligsten Gesetze / Der Menschheit.
Der englische Admiral: Diese Tat, / Die Sie getan haben, / Wird unvergessen bleiben / Wegen ihrer Ruchlosigkeit / Durch alle ewige Zeit.
Der deutsche Admiral: Wegen ihrer Ruchlosigkeit.
Der englische Admiral: Es ist nicht das erstemal, / Daß wir genötigt sind, / Zu Gericht zu sitzen / Über das, was Sie / Gewissenlos verübten.
Der deutsche Admiral: Gewissenlos.
Der englische Admiral: Unser Recht / Gilt Ihnen nichts. / Sie sind ein Deutscher.
Der deutsche Admiral: Ein Deutscher.
Der englische Admiral: Sie werden / Vor Gericht gestellt werden. / Viele Millionen Gold / Sind durch Ihre Tat vernichtet.
Der deutsche Admiral: Viele Millionen Gold.
Der englische Admiral: Sie tragen die Verantwortung / Dafür.
Der deutsche Admiral: Ich trage die Verantwortung.
Der englische Admiral: Sie wissen, / Was Ihnen droht.
Der deutsche Admiral: Ich wußte es.

Der englische Admiral: Sie sind Gefangener / Auf meinem Schiff, / Bis weiteres / Über Sie beschlossen ist. / Haben Sie noch einen Wunsch?

Der deutsche Admiral: Ein paar Worte.

Der englische Admiral: An wen?

Der deutsche Admiral: Dorthin.

(Er zeigt nach Südosten.)

Der englische Admiral: Sprechen Sie.

(Der deutsche Admiral, der bisher in der Stellung eines von Zweifel an möglicher Schuld Bedrückten gestanden hat, verändert seine Haltung völlig und spricht aufgerichtet groß dastehend.)

Der deutsche Admiral: Heilige Erde dort, / Heiliges Vaterland: / Gewissenlose Männer, / Sagt man, zeugst du, / Sendest sie aus / Zu zerstören / Und der Menschheit / Heilige Gesetze / Zu verletzen. / O mein Land, mein Land, / Männer, der Herz / Dir in Treue schlägt, / So lange es Kraft hat. / Verkenne uns nicht. / Die Tat, die ich tat, / War dir zum Wohle gedacht, / Wie es Männern / Einzig natürlich ist. / Möge nie einer / Bei keinem je / Daran zweifeln! / Einzige Lust, / Einziger Trost, / Denn dunkel, dunkel / Ist der Blick in die Zeit. / Wer Augen bekam / Sieht nur Dunkel, / Uns sind dort / Augen geworden. / Das Dunkel hat uns berührt, / Wir wären verzweifelt, / Wenn wir dich nicht hätten, / O Land, o Heimat, / O Freunde, o Kameraden. / Was hat der Mann / Anderes, / Als seine Freunde, / Die Helfer, / Die Ja-Sager bei der Tat / Denen aus dem Herzen er handelt. / Sie mögen mich nun / Strafen / Wie es ihnen gut dünkt, / Wie sie ihrem Lande / Am besten zu dienen glauben. / Solang ich treue Herzen / Schlagen weiß, / Unverdorben und / Männlich, / Faßt mich keine Angst je an. / Höre ich ohne Grauen / Das Wehen der Ewigkeit, / In der wir / Alle versinken.

O Männer, / O Freunde, / Die ihr mit mir rietet, / Glaubtet und älter wurdet: / Geirrt haben wir, / Irgendwo geirrt, / Sonst wäre es nicht / So gekommen. / Schwört mir, schwört, / Daß ihr den Irrtum / Erforscht und nicht / Eher wieder handelt, / Als bis ihr ihn habt.

Denn ihr liebt ja / Unser Land / Wie ich / Unser Land hat nur euch, / Und wer gleich euch / Zucht geübt hat / Herr geworden ist über sich, / Dem Tod ins Aug sah / Und tausendfachem / Kampf mit sich selbst / Nicht ausweicht. / Was sah ich lieber / Was war je schöner / Auf der weiten Welt, / Als euch zu schauen / In den Tagen der Schlacht. / Wir durften uns / Für die ersten aller halten. / Aber die Lehre kam, / Der furchtbare Umschwung, / Wir mußten es erkennen: / Wir waren

gut, / Aber wir irrten. / Nun fangt noch einmal an, / Schaut in euch, / Schaut über die weite Erde, / Schaut zum Himmel / Und schaut wieder in euch, / Lauscht und sucht. / Ihr werdet den Irrtum finden, / Ihr seid Männer. / Dann kläräugig, / Froh, des einzig Richtigen gewiß. / Leiderfahren, / Zuchterprobt, folgt dem, / Der das Land retten wird. / O Heimat, / Heilige Erde, heiliges Vaterland, / Aus jeder Nacht wird Tag. / Ich bin fertig, / Führt mich ab.

(Der englische Admiral winkt. Der Seekadett tritt dem deutschen Admiral zur Seite. Beide gehen unter größtem Schweigen ab.)

Ein englischer Seekadett: Der deutsche Schurke.

(Im selben Augenblick sieht er sich von allen seinen Kameraden verlassen, isoliert. Unter den Blicken seiner Kameraden bricht er zusammen.)

Der Seekadett: Ich? / Was habe ich gesagt? / Was habe ich getan? / Ich meinte es nicht so. / Ich meinte es nicht so. / Wehe mir, wehe. / Es war nur ein Wort. / Ich habe es nicht so gemeint.

(Er stürzt hin.)

Rundschau

Dinge der Zeit

von Otto Flake

1. Autorität

Nichts scheint klarer zu sein, als daß die Revolution ihrem Wesen nach Aufhebung der Autorität und damit ihr Gegenteil sei: die Autorität des Obrigkeitsstaats ist zertrümmert, der preußische Geist hat seine große Niederlage erlitten.

Aber Nachdenken stößt bald auf die befremdende Tatsache, daß die Neuregelung der Gesellschaft durch den Sozialismus keine Minderung der Autorität bedeutet, sondern eine Steigerung. Autoritativer als die preußische Idee – ist der Bolschewismus. Autorität, auf die extremste Formel gebracht, heißt: Diktatur, Zwangsregelung.

Hier liegt ein Problem vor, dessen sich viele noch nicht bewußt geworden sind, gerade diejenigen am wenigsten, die aus Haß gegen die alte Autorität dem Radikalismus sich öffnen, der revolutionären Kraft sich hingeben. Was jung ist, was Temperament hat, was nicht bürgerlich sein will, was Fesseln unerträglich findet, geht mit fliegenden Fahnen zum Kommunismus über. Ja, aber was heißt denn Kommunismus heute? Er ist identisch mit Bolschewismus oder Marxismus und hat mit dem alten Begriff von Kommunismus im Sinn von Individualismus nichts mehr gemein. Das merken die Temperamentvollen nicht, übertragen gänzlich unberechtigt und gänzlich unlogisch den antiautoritären Stimmungsgehalt des alten Kommunismus auf die Taktik des neuen und sind Opfer eines grotesken Irrtums.

Denn Bolschewismus ist radikaler, konsequenter Marxismus und als solcher noch mehr auf Autorität gebaut als sein scheinbarer Antipode, das preußisch-militaristische System. Im Leninismus ist der Staat absolut geworden, Autorität der Kritik entrückt, jede Spur von Liberalismus oder demokratischen Prinzipien ausgerottet – ihr wißt nicht, was ihr tut, wenn ihr aus Freiheitsdrang dem marxistischen Kommunismus zuströmt.

Ich nannte den Bolschewismus den scheinbaren Antipoden des preußi-

schen Systems; sie sind nicht Antipoden, sie sind feindliche Brüder, aber sie sind Brüder. Es stellt sich nach neunzig Jahren heraus, daß Marx in der Tat von Hegel herkam, der bewies, daß der Staat die höchste Leistung des Weltgeists sei und dieser, wie bekannt, zu Berlin residiere.

Wer in weiten Zügen zu denken vermag, kommt zu ganz seltsamen Zusammenhängen. Hegel war der Höhepunkt der protestantischen Idee, die ihrerseits die Bindung des Einzelnen durch außer ihm liegende, jenseitige, göttliche Gesetze zerstörte, den freigelassnen Mensch aber sofort einer neuen Autorität, einem neuen, irdischen Gott, auslieferte, dem souveränen Staat. Zwischen Absolutismus und der absoluten Idee Hegels besteht ein tiefer Zusammenhang.

2. Tat und Idee

Lange bevor der Sozialismus in die Geschichte trat, gab es seine Idee, die Idee der Gerechtigkeit. Der erste große Versuch, sie zu manifestieren, war das Christentum. Es verlegte die Lösung in die seelische Sphäre. Seine Meinung von der Welt war pessimistisch: die Existenz ist die Sphäre des Leids, der Ungerechtigkeit, des Kampfs der nebeneinander Existierenden; es gibt nur eine Rettung: dem Mensch eine innre Zuflucht zu schaffen, wo der Unterschied der Klassen aufgehoben ist, alle gleich sind. Dadurch, daß das Christentum von vornherein auf die Tat in der irdischen Arena verzichtete, diese Arena als das Reich des ewig Bösen und des unausrottbaren Egoismus betrachtete, gelangte es wider seinen Willen dazu, ihren Machthabern freie Hand zu lassen, den Gehorsam gegen sie zu empfehlen, sogar zu unterstützen, und den Trost, den der Hinweis auf die Domäne der Seele enthielt, zu sehr mit Demut und Ergebenheit zu verquicken. In der Praxis heißt das, daß das Christentum die Armen im Stich ließ. Es erlegte den Besitzenden die Pflicht der Barmherzigkeit auf und erhob vom Reichtum die Steuer des Almosens. Als es die Herzen erobert hatte, sah auch es sich vor der Aufgabe, den irdischen Staat nach seinen Ideen einzurichten; aber das eben war der zweite Verrat; es suchte als Kirche Macht zu werden und errichtete, statt die Gesellschaft umzuformen, den Priesterstaat, den mittelalterlichen Absolutismus, der sich mit den weltlichen Mächten aufs beste stand, Arm und Reich, Sklaven und Herren bestehen ließ.

Im Sozialismus des neunzehnten Jahrhunderts erstand die christliche Idee wieder auf, und er griff das Problem von der irdischen, praktischen Seite an. Zugleich stand er ganz auf optimistischer Basis; das Leid, die Armut, sind zu überwinden, durch Organisation und den Willen zur politischen Macht. Er bewegte sich in der realen Sphäre, Tröstung ver-

band sich mit Aufpeitschung des Selbstbewußtseins, Güte mit der unsentimentalen Lehre: bist du Gottes Sohn, so hilf dir selber. Der russische Marxismus machte Ernst mit dieser Lehre.

Niemals platzten Idee und Wirklichkeit heftiger aufeinander, die eine oder die andre mußte nachgeben. In Rußland gab die Idee nicht nach, das Jetzt-oder-Nie stand zu deutlich vor Augen. Und es enthüllte sich in den Monaten seit Oktober 1917 die ganze Tragik der Idee, die Wirklichkeit werden will; der Zusammenprall der beiden Sphären Idee und Tat war katastrophal. Der Idee der Gerechtigkeit blieb nichts übrig, als sich selbst zu negieren: es wurde der Terror erzeugt. Todesstrafe und Militarismus wurden wieder eingeführt, die Konstituante nie einberufen. Man half sich, indem man sagte: nur noch ein letztes Mal benutzen wir Gewalt, um die Gewalt aus der Welt zu schaffen, ein letztes Mal töten wir, um den Staat ohne Gewalt über Tod und Leben einzurichten, ein letztes Mal üben wir Zensur aus, um der Meinungsfreiheit zum Sieg zu verhelfen. Welche Tragik, um dieses Wort noch einmal zu gebrauchen. Man wurde in einem Maß preußisch, wie Preußen es nie gewesen war, man baute einen Materialismus aus, den Preußen so nicht gekannt hatte, man verwandelte das Land in eine Kaserne, und das Reglement, das bei uns nur in ein oder zwei Jahren über dem Staatsbürger schwebte, legte sich dort auf alle Beziehungen und für Lebenszeit.

Nachdem der Bolschewismus uns zehn Monate beschäftigt hat, ist es an der Zeit, die Frage aufzuwerfen, ob der Marxismus die einzig mögliche Form von Sozialismus ist. Am Sozialismus selbst zweifle ich nicht, die Idee der Gestaltung des Lebens nach rechtlichen und gütigen Normen ist zu unsterblich, selbst der anständige Bürgerliche hängt ihr an, indem er von ehrlicher Demokratie, Pazifismus, Völkerbund spricht.

Das Entscheidende für mich ist die Einsicht in die Schwierigkeit, Idee und Tat zu vereinigen, die philosophische Stimmung, daß Idee als Idee etwas anderes ist als Idee nach der Tat, daß hier ein Gesetz über menschliche Dinge herrscht, das aus letzten philosophischen Gegensätzen zu entwickeln hier nicht am Platz ist.

Der Mensch des Handelns mißtraut dem des Denkens nicht ohne Berechtigung, der Arbeiter nicht ohne Grund dem Intellektuellen. Wenn Arbeiter durch Erfahrung zu der Einsicht gekommen sind, daß dank der durch Kompromiß mit ihren unnatürlichen Bundesgenossen vom Zentrum verseuchten Mehrheitler sogar das Minimum des sozialistischen Gedankens auf dem Spiel steht, dann gebe ich ihnen zu, daß sie aus ihrer Not heraus recht tun, die Sozialisierung nicht von den Intellektuellen allein vollziehen zu lassen, sondern mitreden zu wollen. Der Sozialismus ist zunächst einmal eine Geld-, Brot-, Lohn- und Einflußfrage.

Aber ich würde hier nicht sprechen, überhaupt nicht mitreden, wenn ich nichts andres zu geben hätte als eine Paradoxie über das Verhältnis von Idee und Tat. Ich will vielmehr versuchen, einen Ausgleich zwischen ihnen zu ermöglichen, der mit Kompromiß und Lauheit nichts zu tun hat. Er besteht darin, daß ich behaupte, man dürfe der Idee, also dem Willen zur Umformung, nicht ein Atom ihrer Energie nehmen, aber man dürfe das Objekt, das umgeformt werden soll und das ein lebender Organismus ist, nicht totschlagen, weil es nicht gleich willig ist. Also Revolutionstemperament mit einer Fristbewilligung an das Bürgertum. Ich behaupte, daß der Mensch, der eine Idee so verwirklichen will, daß sie bei seinem Tod fix und fertig dasteht, und die Späteren sich nicht mehr mit ihr zu mühen brauchen, vergißt, daß er unter dem Gesetz der Zeit und des Nacheinander steht. In der Natur vollzieht sich alle Entwicklung, indem jedes Zwischenglied eingehalten wird. Der Bolschewismus ist der Versuch, einen Weg zwischen zwei Punkten ohne Umweg zu gehn, er zieht die theoretische kürzeste Gerade. Zum erstenmal will der Mensch die Natur, nämlich die des Staats und der Gesellschaft, ohne Evolution meistern. Es ist ihm nur möglich, indem er den Mensch geringachtet.

Das erscheint zunächst nur ein sentimentales Argument zu sein; ich behaupte aber, daß es kein größeres, kein moralischeres gibt, und ich denke dabei nicht nur an den Nebenmensch, der sich der Idee widersetzt, sondern an ihn, den Fanatiker der Idee selbst, der seine persönlichsten Interessen nicht mehr sieht. Die arbeitende Klasse hätte ein ungeheuer ausgebildetes System von Maschinen, Betrieben, Beziehungen zu übernehmen, das sie nicht allein in Gang bringen und erhalten kann, wenn sie wie in Rußland den Bürger als Klasse zweiten Rangs ohne die Ehrenrechte und Ehrenpflichten behandelt, oder ihn gar totschlägt. Mit welcher Logik kommt man dazu, den Bürger, wie es geschehn ist, allein die Choleraleichen beerdigen und allein die Latrinen putzen zu lassen? Das ist Rankune und Rache, und ich denke, daß der deutsche Arbeiter hier die bessre Lösung fände: die gleichmäßige Belastung. Wie die Dinge heute noch liegen, ist die größere Bildung, also auch die bewußtere — nicht die natürliche — Intelligenz beim Bürger, dank unserem Klassenerziehungssystem. Auch die reichere menschliche Bildung — nicht die Anlage — ist beim Bürger. Das schafft man nicht aus der Welt, indem man Terror übt, dem Bürger die geringere Brotration gibt, ihm Sansculotten ins Haus setzt, sondern indem man der Masse, diesem Schoß aller Energie, die Bildungsmöglichkeiten erschließt, radikalste Neupädagogik treibt. Hier öffnet sich ein ungeheures Feld für Radikalismus. Man darf den Bürger bei der Umformung der Gesellschaft nicht zur Seite

schieben, man muß ihn als Gleichberechtigten behandeln. Man kann ihn kontrollieren, aber man soll ihn nicht für etwas büßen lassen, woran er als Einzelner unschuldig ist, am alten System.

Wenn es wirklich Mut verlangt, heute zu sagen, daß es noch lange dauern wird, bis der Arbeiter die Höhe technischer und seelischer Bildung erreicht hat, die der Bürger hat, dann will ich diesen Mut haben. Man soll dem Proletarier nicht einreden, daß er ein Halbgott ist, nichts zu lernen braucht –, er muß noch unendlich lernen und vor allem fühlen lernen, daß das Leben und die Geschichte eine träge Masse ist, die zu bewegen äußerste Geduld und Zähigkeit verlangt. Es gibt keine Perfektion von heute auf morgen, wir unterstehen der Zeit, darum dürfen wir auch nicht eine Generation fremder Leben opfern. Ich spreche nicht für die Behaglichkeit dieser Generation, über die man in Rußland zur Tagesordnung übergeht, sondern wehre mich nur dagegen, daß man ihr kurzes Leben zu einem Gefängnis macht und diese Menschen dauernd behandelt, wie im Krieg die Gefangenen und Deportierten behandelt wurden. Ich wenigstens habe mich dieser Tage darüber aufgeregt, daß die ehrenwerte Nationalversammlung die Todesstrafe nicht abgeschafft hat; ich darf konsequenterweise ablehnen, daß um einer Idee willen ein einziger zusammengeschossen wird.

Ein anderer Nützlichkeitsgesichtspunkt, daß die Einführung des Bolschewismus die Erneuerung der Blockade zur Folge hätte, sei nicht weiter ausgeführt –, es kommt hier noch mehr als auf Rücksichten auf Grundsätzliches an. Es ist Eigensinnigkeit, verstärkt durch die Furcht, daß der günstige Augenblick nie wiederkehre, wenn man sich weigert, dem Sozialismus Zeit zu lassen. Zeit lassen heißt nicht, Bequemlichkeit dulden, es heißt nur, Lebendes wachsen lassen.

Es genügt, die Realität des Bestehenden nicht als etwas Absolutes anzusehen, sondern als ein Material, das unter energischen Händen jede Form annehmen kann. Es handelt sich darum, diese Energie wach zu halten, zu steigern, unwiderstehlich zu machen.

3. Marxismus oder Sozialismus?

Ich glaube keine müssige Konstruktion zu geben, wenn ich von Marx zwei Varianten des Sozialismus ableite: die Organisation der Kräfte und den Willen zur politischen Macht. Daß sie nicht dasselbe sind, wird uns erst heute klar. Die Organisation, die Sammlung der in den Arbeitermassen liegenden Kraft, war das Arbeitsfeld, dem sich die deutsche Sozialdemokratie zuwandte; und der Grund, weshalb sie diesen Weg wählte, ist recht interessant: sie färbte von der Umgebung ab, dem preußischen Staat, der konzentrierter als jeder andre alle Energien

nutzbar machte; sie hatte mit ihm dieselbe Anschauungsform gemeinsam: Dasein sei Organisation. Sie wuchs, bis sie ein Mikrokosmos im deutschen Makrokosmos wurde, und als sie sich ausgebaut hatte, war sie vor lauter Organisation, lauter Verfolgung nüchternster Ziele nicht mehr imstand, den letzten Kampf um den Übergang der Macht in ihre Hand durchzuführen; ihre revolutionäre Energie war erschlafft, der Gegner zu mächtig -- sie wälzte theoretisch, akademisch ganz, die Frage Evolution oder Revolution hin und her, der unmitteibare Elan war in sechzig Jahren verloren gegangen. Als der Krieg ausbrach, zeigte sich, wie preußisch die Sozialdemokratie war; sie entdeckte die innre Verwandtschaft und der Mikrokosmos ging im Makrokosmos auf: es war der 4. August, an dem sich die Rückkehr zum Ausgangspunkt, der Hegelschen Verherrlichung des preußischen Staats, vollzog. Und als das preußische System im November 1918 zusammenstürzte, war auch der deutsche Sozialismus am Ende. Sehen Sie das Unglück, daß damals die alten Männer die Regierung beibehielten? Alle diejenigen, die einen Sinn für den Bankrott der deutschen Sozialdemokratie hatten, suchten eine neue Taktik und fanden sie in der der russischen Marxisten, dem Bolschewismus.

Die Russen hatten weniger Gewicht auf den Ausbau der Organisation gelegt, sie hatten den zweiten taktischen Gedanken Marx' aufgegriffen, den Willen zur politischen Macht, und es zeigte sich nun, daß er allein imstand war, die von den Deutschen durchgeführte Ansammlung der Kräfte in die Tat zu überführen. Die Antwort auf die Gretchenfrage der deutschen Sozialisten: Evolution oder Revolution, war hier sehr einfach: Revolution. Sie fiel den Russen so leicht, weil das russische Naturell beweglicher und undichter ist, vor allem aber, weil die russischen Sozialisten in einer extremen Atmosphäre, der des asiatischen Absolutismus, gelebt hatten, die auch extremen Gegendruck erzeugte, die deutschen in der des europäischen, konstitutionellen Absolutismus, zu dem Gefühlsbeziehungen nicht gänzlich unmöglich waren. Der Bolschewismus stellte sich als die reinste Inkarnation der Marxschen Lehre vor, und er war sie auch, Marx wäre ohne Zweifel heute Bolschewist. Wenn Sozialismus Marxismus ist, dann ist Sozialismus Bolschewismus.

Als 1915 und 1916 in den Schweizer Ortschaften Zimmerwald und Kiental Versuche unternommen wurden, die zerrissene Internationale wieder zu knüpfen, drohten sie an dem Streit über die Berechtigung von Kreditbewilligungen im Fall eines Verteidigungskriegs und über die Bejahung militärischer Einrichtungen überhaupt zu scheitern. In der Tat billigten bisher alle sozialdemokratischen Programme diese beiden Punkte. Da sich nun sowohl die Deutschen, mit weniger Recht, als auch die Franzosen, mit besserem Recht, auf den casus defensionis bezogen, so

setzten auf jenen Konferenzen Lenin, Trotzki, Radek und andere die Annahme einer Resolution durch, daß Marxisten sich nicht mit militaristischen Konzessionen abzugeben hätten, selbst auf die Gefahr hin, dadurch dem Feind die Grenzen zu öffnen, dem Zarismus oder Prussianismus zum Sieg zu verhelfen: sie stellten die kühne und blendende These auf, daß jedes Geschehnis nur dazu dienen werde, den Eintritt der Katastrophe zu beschleunigen, die Verhältnisse auf die Spitze zu treiben – Abwesenheit jeder Rücksichtnahme auf momentane Zustände, Proklamation der reinen Idee: Sozialismus negiert die bürgerliche Welt.

Dieser Radikalismus in der Militärfrage, bei der es z. B. den Schweizer Genossen keineswegs behaglich zumut war, da sie ja noch im August 14 mit den Maßnahmen zur Verteidigung der Neutralität einverstanden gewesen waren – dieser Radikalismus war das Signal und das Symbol einer Entschlossenheit, die allein möglich machte, ein geschlossnes Programm für den Augenblick aufzustellen, wo der Sozialismus die Macht übernehmen würde. Die heimreisenden Russen – auch ihre Freundschaft mit Ludendorff war bewußte Entschlossenheit, jedes Mittel zu benutzen – machten Rußland zum Versuchsfeld ihrer Taktik und errichteten das Gebäude, dessen Logik heute auch auf uns eine so ungeheure Anziehungskraft ausübt.

Ich komme auf die zwei wesentlichen Merkmale zurück, die dem historischen Begriff Marxismus anhaften: Organisation und Wille zur politischen Macht. Wir sahen, daß der Marxismus sich durch sie von seinem christlichen Vorgänger unterschied: er war ganz diesseitig, ganz optimistisch, und das Christentum lieferte ihm alle Gründe für solchen Materialismus der Tat; die Idee der Gerechtigkeit ließ sich eben in der seelischen Sphäre nicht verwirklichen, sie mußte in die Sphäre des Geschehens treten.

Heute, in diesem Jahr, stehn wir so sehr mit beiden Füßen auf diesem praktischen Boden; der letzte Kleinbürger unter den Arbeitern ist so sehr vom Willen zur Tat durchdrungen, daß uns die Erinnerung an die moralische Idee der Gerechtigkeit abhanden gekommen ist. Das ist eine Gefahr. Es beginnt der Energie, des Positivismus zu viel zu werden, diese Begriffe beginnen banal zu werden. Es ist nicht gut, wenn der Mensch glaubt, er habe ein Rezept gefunden, das alle Gebrechen, alles Leid aus der Welt bringe. Auch nach Abschaffung der Armut wird es Verbrechen geben, und jene Artikel, die man jetzt lesen kann, daß mit den letzten Verbrechern das letzte Verbrechen verschwinde, sind knabenhaft.

Ich denke nicht daran, die christliche Geistigkeit als Ersatz für die sozialistische Energie vorzuschlagen: Demut ist ein Trost für den Augenblick, auf die Dauer verdummt sie und befestigt die Macht der Ausbeuter.

Aber ich kann nicht umhin, allen, die die Aufgabe des Sozialismus nicht auf den Kampf um geringere Arbeitszeit, höhere Entlöhnung und die Teuerungszulage beschränken wollen, zu empfehlen, daß sie aus jener christlichen Auffassung ein Gran Resignation und auch ein Gran Pessimismus entnehmen. Der reine Optimismus ist etwas Unerträgliches, er wird zum echten Köhlerglauben, er entgeistigt das Dasein in einem Maß, daß ein feiner organisierter Mensch es in ihm nicht aushielte. Und das Ziel des Sozialismus ist doch etwa nicht, die Differenzierung aus der Welt zu schaffen, sondern das Niveau zu heben. Weil uns alle die große Stunde des Sozialismus heftig erregt, glauben wir, wir seien geistiger als die Generation vor uns.

Aber da, für mich wenigstens, es feststeht, daß der Leninismus den Geist nur benutzt, um paradox zu sein (denn es ist paradox zu sagen, man wolle noch einmal töten, um dann die Todesstrafe definitiv abzuschaffen), da ich diesen Geist zynisch und jesuitisch nenne, leugne ich, daß wir gegenwärtig in jenem Zustand sind, wo das Denken aus dem Herzen kommt und die Energie aus dieser Quelle gespeist wird — ich behaupte, daß wir Gefahr laufen, so materiell wie ein Konsumverein zu sein, der irgendeinem andren Kartell das Geschäft hinwegnehmen will. Der Staat, ist er wirklich, wie Hegel meinte, die höchste Leistung des Weltgeists, derart, daß man ihm alles unterordnen muß? Ich denke oft, der Staat sei nur der erweiterte Konsumverein. Als ich jüngst von Zürich nach Deutschland fuhr, mir den deutschen Paß und die schweizerische Erlaubnis zur Ausreise verschaffte, zehnmal vor dem Beamten am Schalter wie ein dummer Junge stand, mit dem ganzen Haß des Junger gegen den Pedanten, empfand ich die ungeheure Macht des mit Reglementen arbeitenden Staats und brauchte diese Reglementierung, dieses Kartensystem, diese Unteroffiziersaufsicht nur auf alle Beziehungen auszudehnen, um zu ahnen, was Marxismus in der Wirklichkeit ist. Ich würde in dem Augenblick, wo er eingeführt ist, aus Verzweiflung zum Anarchismus übergehn, und ich sage aus voller Überzeugung, daß di ganze Intelligenz dasselbe täte. Hinter dem Marxismus lauert de anarchistische Individualismus.

Es wird aber nicht nötig sein, Anarchist zu werden, es genügt, der Bolschewismus den Begriff des Sozialismus entgegenzusetzen. Wir habe die Marxistische Sozialdemokratie gehabt, wir haben noch nicht den So zialismus.

Sozialismus ist mehr als eine Klassenkampfbewegung, er ist eine Wel anschauung, die wohl streitbar sein, wohl Organisation und Willen z Macht benutzen soll, aber den entscheidenden Sieg nicht durch Totschlä sondern durch die Überzeugungskraft und durch geistige Mission erring

muß. Die Sozialökonomie, um irgendeine zu erobernde Wissenschaft zu nennen, sozialisiert man nicht dadurch, daß man die Lehrstühle mit denjenigen Jüngern der neuen Lehre besetzt, die am lautesten ihre Gesinnungstüchtigkeit empfehlen, sondern dadurch, daß man die neue Weltanschauung die Köpfe und Herzen erobern läßt. Alles Denken bedarf des Widerstands, Denken ist Widerstand, ein Hemmungsphänomen. Stellt man eine offizielle, staatlich geschützte Normallehre auf, dann gibt es nur noch ehrgeizige Lügner und Verstummte. Der Siegeszug einer Idee ist der reinlichste Vorgang, den wir überhaupt kennen. Alle Kräfte dem Sozialismus, aber keine Inquisition.

Der Gegensatz zwischen den Klassen wird nicht überwunden, indem die bisher unterdrückte Klasse sich an die Stelle der herrschenden setzt, sondern indem sie alle Klassen langsam in sich aufsaugt. Ganz scharf, vielleicht zu scharf formuliert: Sozialismus hängt nicht vom Proletarier ab, denn dieser ist ja schon Sozialist, sondern von der innern Bereitwilligkeit der Denkenden und Anständigen unter denen, die noch nicht Sozialisten sind. Sie müssen in Scharen zur Sache des Sozialismus übertreten, und wenn man irgendwo optimistisch an Entwicklung glauben darf, dann hier: der denkende Mensch hat noch immer der Wahrheit die Ehre gegeben.

Bevor also und statt daß der Sozialismus auf die sechste Morgenstunde irgendeines schönen Tages festgesetzt wird, muß die große M i s s i o n s t ä t i g k e i t des Geistes vorangehen.

Daß sie nicht ein Übungsfeld von Phantasten und Schwärmern ist, dafür sorgt unsre Zeit, die reif für den Sozialismus wird. Der Aufmarsch des Proletariats in den Fabriken, Straßen, Versammlungen sorgt für den nötigen materiellen Druck, aber der l e t z t e Kampf vollzieht sich in der Seele, und Seelen werden nicht durch Gewalt, sondern durch Vernunft und Güte gewonnen. Ein Element aus der christlichen Auffassung muß der Sozialismus übernehmen, die Idee der Güte und der Menschlichkeit. Wer bolschewistisch sagt: richten wir das materielle Gerüst auf, der Geist wird sich dann schon einstellen, ist entweder verblendet aus Idealismus, oder aber dumm aus Mangel an Anschauungskraft und an Kenntnis der menschlichen Seele.

Ein Fanatiker ist jemand, der von einer Idee besessen wird, statt sie zu besitzen. Hat die Idee die Macht über ihn, dann wird sie Dämon, der ihn vergewaltigt. Als im Krieg die Macht des Staats ihren Höhepunkt erreichte, da fanden die wenigen, die sich freimachen konnten, daß der Geist stärker als der Dämon sein müsse — sollen wir das heute wieder vergessen? Nein.

Ebenso wichtig wie der Kampf um die politische Macht ist die Schaffung einer neuen Geistigkeit, und das heißt, daß das Erziehungsproblem in den

Mittelpunkt tritt. Sozialismus wird nicht diktiert, er wird gelehrt. Er muß alle Gebiete der Wissenschaft, des Denkens, der Kunst durchpflügen, durchsetzen. Dazu gehört Zeit. Ich kann denen, die die Weltgeschichte noch vor dem Herbst lösen wollen, nicht helfen: sie sind Utopisten. Nicht die Verwirklichung des Sozialismus ist Utopie, nur der Irrtum über seine Stunde.

Ich weiß, eine solche Ansicht liefert Wasser auf die Mühlen der sogenannten Realpolitiker des Bürgertums, die nichts in Angriff zu nehmen wagen, weil überall Interessen entgegenstehn. Aber dafür kann ich nichts. Es genügt mir, wenn man den Eindruck gewonnen hat, daß ich nicht dem Kompromiß das Wort rede, sondern der durch revolutionäre Energie in Atem gehaltenen Evolution. Ich schließe mit einem Ausgleich zweier Gegensätze, und das ist immer und immer das Wesen des praktischen Denkens – es ist der Ausgleich zwischen jenen beiden Sphären.

4. Sozialismus oder Individualismus?

Noch ein Schritt, und aus der Frage: Marxismus oder Sozialismus? wird die radikalere: Sozialismus oder Individualismus? Denn daß man einer historischen Erscheinung gegenüber kritisch ist, bedeutet, daß man nicht gewillt ist, sich rückhaltlos einer Massenbewegung anzuschließen; das Plädoyer für Differenzierung ist ein Plädoyer für individualistische Reserve, der Ruf nach dem Gran Pessimismus das Eingeständnis, daß man an das Glück durch Tat nicht glaubt.

Soll man jenen letzten Schritt nun vermeiden? Im Geistigen vor einem Schluß zurückschrecken ist Mangel an Mut und ein ganz unmöglicher Vorschlag. Man soll also den Schritt machen. Aber es ist darum nicht nötig, dem Sozialismus überhaupt den Rücken zu kehren. Dieser Schritt kann sich ganz auf der geistigen Linie halten und bedeutet nichts anderes, als daß man innerlich der Idee, zu der man Ja sagt, überlegen ist, an die Existenz restloser Heilmethoden nicht glaubt, durch dieses Wissen aber in den Stand gesetzt wird, ganz reinlich, ganz klar in die Sphäre der Tat zurückzukehren. Revolutionäre, die verlangen, daß man in sich nicht noch eine Zuflucht hat, in der das Weltliche einschrumpft, der metaphysische Pessimismus, das ist das religiöse Gefühl für die Relativität des Geschehens, zu seinem Recht kommt, werden über kurz oder lang immer müde werden, mit leeren Händen dastehn. Nur wer um die Relativität weiß, die Zuflucht hat, kann ohne Gefahr der Enttäuschung in der Sphäre der Tat leben. Nur wer den Positivismus aufhebt, kann ihn setzen.

Jaurès gilt heute bei Anhängern der dritten Internationale nicht viel, denn er mahnte zu Geduld und Nachsicht, Eigenschaften, die die Einführung

des Sozialismus morgen früh um acht unmöglich machen. Er sagte nicht, daß der Mensch, lies die Masse, gut sei, aber er hatte Güte. Er wußte, daß Volk noch wirrer, kleinlicher, gehässiger als der gebildete Bürger ist, aber er sagte: trotzdem und eben weil. Wer heute Leninist ist, aber dieses zähe Trotzdem und Eben-weil nicht hat, ist nicht davor gesichert, daß er in drei Jahren reaktionär wird. Wer sich nie fragte, ob der Händel um die beste Gesellschaftsform nicht wesenlos sei, wird nicht unter allen Umständen verlangen, daß man Gesellschaftsformen finden müsse, die den Schutz der Schwachen sichern. Die „materialistische Geschichtsauffassung" ist Unsinn, insofern sie die bisherigen Gesellschaftsformen als Verirrung und Niedertracht erklärt; vom Sozialismus kann man vernünftigerweise nur behaupten, daß er heute die passendste Lösung sei. Das höchste Ziel des Lebens war immer, geistig ein unabhängiger Mensch zu sein, der klar und furchtlos denkt: dieser Zustand war schon Plato möglich, er ist von der Gesellschaftsform unabhängig. Dieses Zugeständnis erhalten, kann man Sozialist sein. Wird es verweigert, muß man schützend vor den Individualismus treten.

Als die Revolution ausbrach, glaubten wir, nun komme das dritte Reich, ganz neue Denkformen seien da, etwa die Denkform des optimistischen Aktivismus, dessen Ziel das irdische Glück ist. Wir haben Zeit gehabt, festzustellen, daß es keine neue Denkformen gibt und daß Aktivismus nur auf derselben pessimistischen Grundlage wie die Religion möglich ist: es gibt kein Glück, nur Energiekonzentration, um das Leid auf ein Minimum zu reduzieren; man darf, will man die unerträglichste Banalität vermeiden, nicht die Brücken hinter sich verbrennen, die aus der Arena der irdischen Tat in die Sphäre des Geistes, der Anschauung, des Individuums führen; man darf sich nicht dem Geschehen ausliefern; das einzige Glück, das uns annähernd zu erreichen erlaubt ist, liegt in der Überlegenheit des Ego; Aktivismus muß sich also mit dem Gefühl für die Bedingtheit, Sterblichkeit und Relativität der Aktivität verbinden.

Glossen zur Reichsverfassung

von Justus

Die Weimarer Nationalversammlung hat ihre wesentliche Aufgabe erfüllt und dem Deutschen Reiche eine neue Verfassung gegeben. Da diese Verfassung in der revolutionären Überwindung des „Obrigkeitsstaates" ihren Ursprung hat, liegt ihr entscheidender Grundzug naturgemäß darin, daß sie antiautoritär ist. Sie besiegelt den Sturz des

Obrigkeitsstaats und ersetzt ihn durch einen in der Hauptsache demokratisch-parlamentarisch regierten „Volksstaat".

Eine Verfassung, die unter Voraussetzungen entstanden ist, wie die deutsche von 1919, muß von Haus aus mehr kritisch-ideologisch als historisch-realistisch sein. Die Revolution zerreißt die historische Kontinuität, sie negiert gewisse historische Gegebenheiten politischer oder wirtschaftlicher Art und hebt sie gewaltsam auf. Die der Revolution entspringende neue Rechtsschöpfung sanktioniert diesen tatsächlichen Vorgang, indem sie jene Gegebenheiten auch rechtlich auslöscht. Nun ist es aber mit dem Negieren und Auslöschen selbstverständlich nicht getan; an die Stelle der beseitigten politischen oder wirtschaftlichen Gegebenheiten müssen neue Institutionen gesetzt werden. Diese Institutionen sind zunächst nicht vorhanden; nur die Strömungen, Bewegungen und Kräfte sind vorhanden, die zu ihnen drängen, die sie künftig tragen und die gleichzeitig durch sie im Sinne und im Interesse des Gemeinwohls reguliert und fruchtbar gemacht werden sollen. Es gilt also, diese Strömungen, Bewegungen, Kräfte zunächst ideologisch zu begreifen und dann auf der Grundlage dieses Begreifens schöpferisch die neuen Institutionen zu konstruieren, in deren Rahmen sich die gesellschaftlichen Energien mit der geringsten Gefahr und dem größten Vorteil für das Ganze entfalten und auswirken können.

Die Revolution hat die autoritären Faktoren des deutschen Staatslebens beseitigt. Der stärkste dieser autoritären Faktoren war das Kaisertum. Die kaiserliche Macht stützte sich auf die unumschränkte Kommandogewalt, auf die so gut wie unumschränkte Befugnis, die äußere Politik des Reiches zu lenken und über Krieg und Frieden zu entscheiden, auf die Stellung des rechtlich allein und tatsächlich in immerhin sehr hohem Grad vom Kaiser abhängigen obersten Reichsexekutivbeamten, auf den Einfluß des Königs von Preußen, des Oberhauptes des kräftigsten und tatsächlich dominierenden, dabei durchaus autoritär organisierten Bundesstaats im Reiche. Der zweite – schwächere – autoritäre Faktor waren die monarchisch-obrigkeitlichen Regierungen der Einzelstaaten, die im Bundesrate die Reichspolitik, vor allem die innere, mitbestimmten.

Es ergab sich also ein Vakuum in der „kaiserlichen" und ein weiteres in der „bundesrätlichen" Sphäre der bisherigen Reichsverfassung. Man hatte nun zwei Möglichkeiten. Die eine bestand darin, daß man, von der alten Reichsverfassung ausgehend, einfach die Vakua füllte. Man konnte aber auch ohne Rücksicht auf die entstandenen Lücken und die vorhandenen Reste eine völlig neue Konzeption der Reichsverfassung ersinnen und durchführen. Aus Gründen, auf die hier nicht näher eingegangen werden soll – der wesentlichste liegt in dem Mangel an wirklich schöpferischen Führerpersönlichkeiten und in der Ideenarmut der herrschenden Parteicliquen –

wurde der erste Weg gewählt. Man gedachte ihn dadurch zu verwirklichen, daß man die früher durch die kaiserliche und die bundesrätliche beschränkte und gehemmte parlamentarische Gewalt in die Vakua einströmen ließ.

Hier zeigten sich indes sogleich beträchtliche Schwierigkeiten. Die Revolution hatte nämlich nur die bundesstaatlichen Monarchien, aber nicht die Bundesstaaten selbst und auch nicht deren Partikularismus aus der Welt geschafft. Die einzelstaatlichen Demokratien nahmen diesen Partikularismus auf, verschärften ihn da und dort noch und forderten nun für sich die Erbschaft der bundesrätlichen Macht, die eigentlich dem Reichstage zufallen sollte. Die Erfüllung dieses Verlangens hätte unmittelbar das parlamentarische Regierungssystem im Reiche bedroht. Denn beim Fortbestehen der alten Befugnisse des Bundesrats kann eine Regierung für ihre Politik die volle Zustimmung des Reichstags besitzen und doch außerstande sein, sie durchzuführen. Man hat sich aus diesem Dilemma zu befreien versucht, indem man die Entscheidung von Konflikten zwischen dem Reichstage und der Vertretung der Bundesstaaten (die jetzt Reichsrat heißt) höheren Instanzen übertrug: dem Reichspräsidenten und der Gesamtheit des Volkes (durch Plebiszit). Die Reichsregierung ist damit von der Verantwortung für politische Handlungen oder Unterlassungen, die dem Willen des Parlaments widersprechen, entlastet. Aber die Souveränität des Reichsparlaments ist beschränkt, und ob der bundesstaatliche Partikularismus sich dauernd und in jedem Falle dem Reichspräsidenten und dem Gesamtplebiszit beugen wird, ist noch eine offene Frage.

Die stärkste partikularistische Beeinträchtigungsgefahr für das reichsparlamentarische Regime geht natürlich vom größten Bundesstaate aus, von Preußen. Darum haben die Anhänger und Verfechter dieses Regimes von Anfang an den Kampf gegen Preußen proklamiert. Preußen hat sich zur Wehr gesetzt und immerhin seine sofortige Dismembration (die der Reichsminister Preuß wollte) verhütet. Aber der Kampf geht weiter und er ist für Preußen (mindestens solange in seiner Regierung die autoritären, die Machtelemente so völlig fehlen wie jetzt) ziemlich aussichtslos.

Preußen ist in der neueren Geschichte das einzige politische Gebilde, das den Partikularismus der deutschen Stämme staatsorganisatorisch zu überwinden vermocht hat. Nicht, indem es ihn von innen heraus zum Verschwinden brachte (kein geschichtlicher Beweis liegt bislang dafür vor, daß dies überhaupt möglich ist), sondern durch Macht- und Organisationsentfaltung. Preußen eroberte und gliederte an und hielt das Eroberte und Angegliederte durch einen unwiderstehlichen autoritären Macht- und Ordnungsapparat zusammen. Das Widerstreben gegen diesen Apparat hörte in den dem eigentlichen Preußentum fremden Gebieten niemals auf; aber es schwächte sich mehr und mehr ab, einmal, weil es angesichts der

Stärke der preußischen Zentralgewalt offenkundig hoffnungslos war, außerdem weil sich unter dieser strammen und bisweilen brutalen preußischen Organisation (und zu einem guten Teile augenscheinlich durch sie gefördert) ein wirtschaftlicher Aufstieg vollzog, der einigermaßen mit ihr aussöhnte. Es lebte sich unter den Fittichen des preußischen Adlers nicht zwanglos und nicht immer gemütlich, aber doch materiell immer üppiger. Der Partikularismus innerhalb Preußens und gegen Preußen war vor dem Kriege keineswegs tot; er hatte jedoch nur akademische, rhetorische und sentimentale Bedeutung.

Nun ist der alte preußische Machtapparat zerschlagen. Seine Basis, die preußische Armee, ist zersplittert. Stützenlos schwebt die preußische Staatsorganisation in der Luft, schreckt und lockt niemand mehr. Selbst die Gruppen der Bevölkerung, die an einer starken staatlichen Ordnungsgewalt besonders interessiert sind, und aus ihr im alten Preußen den größten Nutzen zogen, haben keinen Anlaß mehr, sich an den preußischen Staat zu klammern; denn der Zusammenbruch der Autorität des Gemeinwesens und seiner Organe ist hier so vollständig wie irgendwo sonst im Reiche. Und so bricht denn der innerlich nicht überwundene Partikularismus der angegliederten, aber nicht mehr autoritär zusammengehaltenen preußischen Gebiete an allen Ecken und Enden hervor. Er ist jetzt nicht mehr akademisch, rhetorisch, sentimental, sondern sehr konkret und sehr aggressiv. Gegen ihn kämpft aus voller Überzeugung eigentlich nur das konservative, autoritär denkende Altpreußentum (das zurzeit politisch an die Wand gedrückt ist) und die zum größten Teile noch aus seinen Reihen stammende preußische Bürokratie. Auf seiner Seite dagegen steht die politische Organisation der Katholiken, die endlich die Möglichkeit erblickt, das protestantische Preußen zu schwächen, stehen alte antipreußische Gefühle und Gesinnungen eines großen Teils der bürgerlichen Demokratie, steht endlich die neue, parlamentarische Reichsregierung, die ihre Souveränität nicht gerne durch eine „Vormacht", durch ein Parlament und eine Regierung die weit mehr als die Hälfte des deutschen Landes und Volkes repräsentieren, beengt und bedroht zu sehen wünscht.

Ohne eine von Preußen ausgehende autoritäre Gegenrevolution, die sich einen ausreichenden Machtapparat schafft und ihn dauernd aufrecht zuerhalten weiß, wird der Zerfall des bisher führenden Bundesstaats nicht zu verhüten sein. (Die neue Reichsverfassung, die schon jetzt den preußischen Provinzen eine selbständige Teilnahme an der Reichsgesetzgebung im Reichsrate einräumt, stellt die „legalen" Methoden des Auflösungsprozesses bereit.) Nach dem Zerfalle Preußens wird es in Deutschland keine „Vormacht" mehr geben (eigentlich gibt es ja schon jetzt keine mehr, weil Preußen nicht mehr Macht ist), sondern nur eine Reihe wirklich nebeneinander stehender mittlerer und kleinerer Einzelstaaten.

Und dann wird die Entwicklung zeigen müssen, ob ein starkes, nicht aggressives, aber doch festes und unter allen Umständen widerstandsfähiges Deutsches Reich ohne eine autoritäre Vormacht auf die Dauer erhalten werden kann. Keine pazifistische Hoffnung kann die Tatsache aus der Welt schaffen, daß die internationale Politik auch künftig mit machtpolitischen Mitteln des Anziehens und Abstoßens, Lockens, Einschüchterns und Überwältigens arbeiten wird, und keine kann die geographische Lage Deutschlands ändern. Wie früher, so werden auch künftig Deutschlands Nachbarn sehr erheblich daran interessiert sein, den Partikularismus der deutschen Stämme auszunutzen, um an der Existenz und an der Kraft eines einheitlichen deutschen Machtblocks in Mitteleuropa zu rütteln. Wenn in Versailles die Rheinbundpolitik nicht durchgedrungen ist, so ist damit keineswegs gesagt, daß sie nicht wieder versucht werden wird; in den besetzten Ländern links vom Rhein wirft sie bereits ihre Leimruten aus. Und wenn wirklich ein Habsburger nach Wien zurückgeführt werden sollte, so wird es an Reichslockerungs- und -sprengungsversuchen unter großdeutscher oder süddeutsch-partikularistischer Maske sicher nicht fehlen. Die Reichseinheit ist weder durch Versailles noch durch die Weimarer Verfassung unbedingt gesichert; sie bleibt auf absehbare Zeit Angriffen und Anfechtungen ausgesetzt. Zwischen 1870 und 1918 konnte niemand an ihr rütteln, weil vor ihr breitschultrig, breitbeinig und gut bewaffnet der preußische Wächter stand. Der liegt nun am Boden; das deutsche Nationalgefühl und die materielle Macht des Reiches selbst werden künftig das Bollwerk gegen die Reichszersetzung sein müssen. Daß dieses Bollwerk stark genug sei, wollen und müssen wir allen trüben Lehren der Geschichte zutrotz hoffen. Allein wir dürfen auch nicht leichtherzig an den Gefahren vorbeisehen und uns mit törichten Vergleichen beruhigen. Man weist jetzt gerne auf die Vereinigten Staaten von Amerika, nach deren Vorbild Herr Preuß das Deutsche Reich neukonstruieren wollte. Aber wo in aller Welt ist denn der Staat, der mit wirksamen Lockungs- oder Drohmitteln die Einheit der Union gefährden, Glieder aus ihrem Körper reißen könnte? Selbst bei schwachem Nationalgefühl und schwacher Reichsmacht könnten die Vereinigten Staaten mit dem Bindemittel der wirtschaftlichen Zusammenhänge auskommen, weil von außen niemand an ihrer Einheit zerren kann. An dem staatlichen Zusammenhalt des Deutschen aber ist jahrhundertelang immer wieder gezerrt worden — und jeder von uns weiß, mit wie gründlichem und traurigem Erfolge.

In anderem als dem bisher geläufigen Sinne kann die wirtschaftliche Verklammerung ein Sicherungsfaktor für die Reichseinheit werden. Ein systematischer Aufbau gemeinwirtschaftlicher Selbstverwaltungskörper kann durch das ganze Reichsgebiet hindurch Interessen- und Arbeitszusammen-

hänge schaffen, die der Zerreißung beträchtlichen Widerstand entgegensetzen. Die neue Reichsverfassung ist nicht gemeinwirtschaftlich, sondern — wie die alte, aus der sie hervorgegangen ist, und wie die westlichen Verfassungen, an die sie sich anlehnt — individualwirtschaftlich. Nicht weil etliche individualwirtschaftliche Redensarten in ihr zu lesen sind (denen stehen andere, entgegengesetzter Tendenz gegenüber), sondern weil sie wie alle demokratischen Verfassungen der bürgerlich-kapitalistischen Ära als entscheidendes Herrschaftsorgan nur ein allgemeines, politisches Parlament kennt. Die Alleinherrschaft eines politischen Parlaments entspricht einem Zustande, in dem das Wirtschaften im allgemeinen nicht öffentliche, sondern private Angelegenheit ist. Eine Gemeinwirtschaft braucht wirtschaftliche Leitungs- und Herrschaftsorgane; und diese müssen mit der Regierungsgewalt im Staate irgendwie in festen und entscheidenden Zusammenhang gebracht werden. Solch entscheidender Zusammenhang fehlt in der neuen Reichsverfassung, weil sie eben gar nicht auf Gemeinwirtschaft eingestellt ist. Der Räteartikel, der aus der privatwirtschaftlichen in die gemeinwirtschaftliche Sphäre hinüberweist, ist der Verfassung angeklebt, nicht organisch eingefügt.

Hier liegt der schwächste Punkt des Weimarer Werks. Der Kamp[f] um die Wirtschaftsform muß und wird ausgetragen werden; und es is[t] wenig wahrscheinlich, daß der freie Kapitalismus als Sieger aus ihm hervorgehen wird. Mit der Stunde des freien Kapitalismus schlägt abe[r] unweigerlich auch die des reinen, demokratischen Parlamentarismus, den wi[r] soeben, etwas verspätet, von den hochkapitalistischen Ländern des Westen[s] übernommen haben.

Resultanten

von Hanns Johst

Immer erneut und immer verstärkt drängt sich mir in meinem Gefü[hl] der Verantwortung bei einem Referat gegebener Bücher die Fra[ge] auf, ob ich dem Menschenschicksal dieses Schrifttums bloßes Plak[at] zu bedeuten habe, ob ich schulmeisterlich von der Maxime meiner persö[n]lichen Gesinnung aus dem Buche Relation, Grenzen und Bezirk b[e]stimmen muß, oder ob ich das Buch als Transparenz für einen hint[er] den Girlanden der Schrift verfangenen Menschen nehmen darf und diese[m] Menschen Freundschaft biete, wenn ich ihn aus den Verstecken sein[er] Dichtung, aus den heimlichen Bekenntnissen zu lösen trachte und som[it] sein Werk als reines Stadium einer schreitenden Entwicklung nehm[e]

nicht als Werk an sich, sondern als mehr oder weniger wesentlichen Teil einer Persönlichkeit, die erst als Ganzes gewertet werden soll, wenn das Ganze als Lebenswerk vorliegt. Die Betrachtung eines Buches würde demgemäß also nur eine bescheidene Strecke des Weges andeuten, eine Richtung mehr ahnen lassen, als sie festzulegen erlauben.

Wesentlich vom Standpunkt dieser kritischen Auffassung: das Porträt des Künstlers, das Milieu der Herkunft, die Blutbahn, die Geisteskurve, die er als Mensch nahm, bis in ihm die Bestimmung sich das Buch erzwang, dessen Besprechung am Herzen liegt.

Nicht das Neue prüfe ich, sondern das Notwendige, weil das wahrhafte Kunstwerk nicht die Forderung nach dem Neuen aufstellt, sondern allein will, daß die Geburt vom Fleisch und Blut der Not, der Notwendigkeit erstand, um nach diesen Pressungen und Wehen wirklich leben zu können. Es geht im Werdegang der Sprache und ihrer Leibhaftigkeit der Dichtung nicht um die Steigerung als Selbstzweck, nicht um die Beweise, nicht um das politische, ethische oder sonst ein Recht, es geht nur um den reinen ungebrochenen Gesamtausdruck einer Persönlichkeit, deren stetig lebendige Entwicklung — schließlich allen erkenntlich, schließlich alle irgendwie betreffend — eingreift in die einmalige, weil unendliche Folge der schönen Bekenntnisse des deutschen Menschentums.

Vorüber ist die Zeit, in der verkrachte Rechtsanwälte und Pastoren, Kaufleute, Ärzte und Politiker die Schönheit und die Gottheit der künstlerischen Idee verpfunden wollten als irgendeine Aktualität. Jetzt ruft sie die Realität in ihre Reihe: die Werktätigkeit, die erneute Gesellschaft, der Staat!!

Kanzel und Tribüne bedürfen des geistigen Wortes, der Tat des geistigen Hebels! Die Kunst ist entlastet! Frei vom Joch der Schiefen und Krummen, der „faut de mieux" Psychen schließt sie sich wieder ihrer großen Tradition an, geht sie wieder ein in das Land der schauenden und gestaltenden Seele. Der Seele, die gelöst von der Parteilichkeit des Bewußtseins und des Wissens sich erhärtet in den mystischen Wandlungen der Mütterlichkeit, zu der sie Himmel oder Hölle unzweideutig bestimmte!

Diese Einstellung in ihrer unbedenklichen Zeitlosigkeit, in ihrer Naivität vermag allein zornig zu werden, wenn sie Demut vermißt im Geist, wenn sie Natur vermißt im Wuchs.

Das Wort Natur ist derzeitig zur gefährdeten Vokabel degradiert! Der Expressionismus glaubt hinter der triebhaft wuchernden Natur den Gegner für das absolute Ethos seiner Bewegung erfassen zu können, glaubt in der Natur die Feindschaft des Geistes wider die Materie formuliert zu haben. Der Expressionist versinnlicht nur noch — „um zu". Er hofft die Belästigungen, die Hemmungen, die Belastungen im Elan der Revolution zu überwinden, um endlich die Diktatur des rein

Geistigen zu errichten. Er nennt die Romantiker Weggenossen und vergißt, daß gerade Novalis aus dem tiefsten Naturgefühl heraus Prophet des Hintersinnlichen, des absolut Geistigen wurde; er vergißt, daß alles Leben — so sehr die Sehnsucht des einen Herzens dazu drängt — in viel Augen, viel Sinne zerfällt, daß die Kunst keine philosophische Weltanschauung „an sich" ist, sondern im Gegenteil reine Anschauung des Lebens als Komplex aller lebendigen Widersprüche bleibt, um keiner Erscheinungsform des Welt-Alls verlustig gehen zu müssen. Religion, Philosophie und Ethos sind noch trotz allem Bildungen und Bindungen der Interessen, allein die Kunst ist das freie Meer, über das hin alle Segel der Seele und der Gesinnung treiben dürfen, ohne ein anderes Gesetz als das von Schicksal und Sturm.

Den Geist in seiner organischen Bindung mit dem Blute aufzuweisen ist der gestaltende Wille der verfemten Tradition, ist der repräsentative Ausdruck gegenwärtiger Schöpfungen, deren Format längere Dauer verspricht als die Resonanz stilenergischer Jünger und ihrer manifestierenden Geistigkeit.

Hier stelle ich in den Rahmen der Erörterung Bücher, die außer Hermann Hesse und Gustav Sack diese ideelle Einstellung nicht zu tragen vermögen, weil sie nicht zu einem Resultate führen, sondern Resultanten bleiben, weil sie nicht ausgesprochen geistig noch ausgesprochen technisch sind, kurz weil es Bücher sind, deren Charakter nicht zur inneren Wandlung zwingt, deren Wesen nicht zu persönlichem Bekenntnis aufruft, sondern deren temperamentvolle Kurzweil zur Unterhaltung führt.

E. von Keyserling wirft in seinem letzten Buche „Feiertagskinder" (S. Fischer) die seidenen Maschen seiner Menschenfängerei, und seine Fahrt in den Abend bringt als Ertrag wieder Stimmung, Schwermut und Sehnsucht. Wir sind ein Stück Zeit im Buchowschen Landhause, sehen Mann und Frau eingepreßt in die Ufer des Jahres, des Sommers, des Winters, des Frühlings und des Herbstes. Vielleicht ist diese Irma fleischgewordene Seele des Wiesenschaumkrautes, vielleicht dieser knorrige Ulrich ein junger Baum, der Wandlung wurde; sicher sind diese Menschen nur Erträge ihrer Umwelt; Irma bricht scheinbar aus. Achaz, der weltgewandte Schwager, ruft und wird gehört. Aber Irmas Vater, der alte Graf, will zwei Zimmer in der neuen Freiheit. Er wird sie haben, wir wissen es, nicht nur die zwei Zimmer ... Er wird mitkommen als Gewissen, als Erinnerung; er wird Sehnsucht werden, und das Verlassene wird sich zum Paradiese wandeln.

Keyserling trägt in Sprache und Weltbild das edle Glück mit sich Einheit zu sein: alles wird in seiner Hand Natur. Und die Natur ist ihm sanfte Schwermut eines dämmernden Bewußtseins um die Vergänglichkeit aller Welt. In der Sonne schlafen an eine Allee gelehnt,

die Heimat binden möchte mit Horizont und Himmel; im Traume die Musik hören von Rosen und Reseden, das ist die ganze Seligkeit des Lebens — wenn es köstlich war.

E. von Keyserling hat die Augen geschlossen; das Vermächtnis seiner Schwermut, die Gesichte seines Wesens sind wach, wie die Sehnsucht selbst.

Zu tätigerem Sinn löst sich Albrecht Schaeffer aus den Wirkungen dieses Daseins in der „Gudula" oder „die Dauer des Lebens", wie der Roman charakteristischer im Untertitel heißt (Insel-Verlag, Leipzig 1918). Die Geschichte des deutschen Geisteslebens in den Gewändern eines Frauenschicksals, den deutschen Werdegang des letzten Jahrhunderts in seinen wesentlichen Ereignissen auf die Maxime eines heroisch-anonymen Lebens zu bringen, ist hier versucht. Ich hoffe, daß diese Idee nicht so sehr Zeugung des Romans ist, als schließlicher Zeuge wurde; der spätgoethische Stil, die fehlerlose Philologie, die ganze gewissenhafte, schöngeistige Phraseologie des Aufbaus erbringen leider eine Patina von gediegener Vornehmheit, deren Endgültigkeit sich gelegentlich zur Langeweile eines kulturhistorischen Schulbuches erhärtet, statt zu einer ungezwungenen, schwebenden Phantasia zu werden ... Gudula oder Germania, die heimliche Prinzessin, marschiert aus den Gärten der Tradition mit der sozialen Idee über die Befreiungskriege, Goethe und die achtundvierziger Barrikaden zu Karl Marx usw. „Vom Empireschlößchen bis zum Warenhaus."

Dieses Buch bringt alles dichterisch gewandelt in Stil und Darstellung, und dennoch entläßt es die Augen ohne dem Innern mehr gegeben zu haben als das rein intellektuelle Bewußtsein: Seltsam, daß hier alles stimmt; daß alle Widerstände nur da sind, um Steigerung zu bedeuten, daß die ganze Welt aus einer rollenden Flucht Etagenwohnung mit allem Komfort wurde ...

Schöner, dämonischer, in der Komposition mannhafter: „Josef Montfort" (Insel-Verlag). Hier ist ein kubinscher Abenteurer, nach eigenem Diktat niedergeschrieben, in Einzelheiten erfaßt aus der Perspektive seines chinesischen Kammerdieners. Dieses Buch eine seltsame, erregende und unheimliche Alchemie dunkelnder Beziehungen von Schicksal und Zufall, flimmernder Verkettung von Umstand und Zustand, tastender Erklärung von Sehen und Gesicht ist außerordentlich packend in der Organisation seiner Fabeln und seiner Absicht; und ist ganz im Geiste überschatteter Chroniken doppelzüngig einer Auslegung gegenüber. Symbolistische Balladen erschüttern die Reisen des Baron von Montfort, und die Überzeugung des Li gibt ihnen stets die Gloriole des Literarischen. Gespenster, Liebe, mystisches Orgelspiel, alle Utensilien der Furcht, des Grauens und der Verzückung rauschen auf.

Ich glaube, daß diese Art von Ausdruckswelt, die ihre größte Überzeugungsgewalt vom schlichten, stilisierten Referat erhält, ich glaube, daß dieser Gestaltungsmodus, der an Stelle der seelischen Phantasie die strenge

Struktur der Sachlichkeit, der Freude zur Form als Selbstzweck bringt, daß diese nach Schönheit, nach Klassizität der Sprache trachtende Arbeit Albrecht Schaeffers eigenster Bezirk wird. Hier ist spätes Weimar das Land der Sehnsucht; fehlt dazu nur die Entwicklung vorangegangener Epochen – wie sie das Leben der ersehnten Schrift umschließt.

Ganz auf den Menschen eingestellt: „Martin" von Ludwig Beil (S. Fischer Verlag, Berlin). Hier schreibt sich ein junger Mensch von Tränen frei, die in der Kehle würgen. Hier ist Wille zur Komposition, die – Gott sei dank! immer wieder überspült wird vom Erkenntnisdrang des Gestalters. Dieser Martin Daudt erhofft alle Erfüllung nach eigenem Verzicht von der Vollendung im Werdegang der Geburt; sein Sohn soll die Wege bereiteter finden –, hier wölbt sich das Buch zum tragischen Joch einer grausamen und ungerechten Weltanschauung –, dieser Sohn würde erblich belastet sein von der Geliebten, der werdenden Mutter her. Dieser Konflikt und sein Pessimismus ist ein wenig Ibsen, ein Schuß „deus ex machina", sei es! Schlüsse von erlebten Büchern müssen immer eine Vergewaltigung werden, weil sie eine Verbeugung für die lesende Öffentlichkeit sind.

Das, was an Kultur bei Schaeffer zu viel der Galvanisierung von der Natürlichkeit her harrt, erhofft hier als Rohmaterial von Lebensgesichten Steigerung, Verdichtung zum Kunstwerk. Ludwig Beil erzählt plötzlich im Ablauf seines Romans die Novelle einer Begegnung mit dem Weibe Beate Kruschek. Hinterher sucht er fast verlegen dieser Erzählung eine Bedeutung, ein Verhältnis zum gestellten Rahmen zu geben, aber man erlebt mehr sein stilistisches schlechtes Gewissen als das Vermögen, diesen selbständigen Organismus wahrhaft einzuverleiben. Ludwig Beil ist hoffentlich so jung innerlich und äußerlich wie sein Martin Daudt; wenn dann der tragische Schluß seiner Jugendwanderung sich als geniale Pose und nicht als erlebte Notwendigkeit erwiesen haben wird – dann ist dieser Anfang Versprechen auf Steigung und Steigerung!

Wie alle Bücher bisher in stetiger Folge Einstellungen waren auf das Gesicht der Natur, das heißt auch ihre Menschendarstellung ablasen von den sinnenfälligen Bildertafeln unseres Lebens, so ist dies in erhöhter Bedeutung der Fall bei Norbert Jacques, der in seinem Roman „Landmann Hal" (S. Fischer Verlag, Berlin) sein Erleben ganz auf die Formel des einfältigen Menschen zu bringen gewillt ist. Seine Sehnsucht, die ihn über die Häfen aller Welt, in die heißen Städte schleuderte, die ihn während des Krieges von Front zu Front warf, drängt ihn hier zur Beschaulichkeit der Scholle. Es ist ein eigenes Ding um diese Beschaulichkeit. Anders sieht das Land der Seelsorger und Gemeindepfarrer Bitzius, anders der kulturübersättigte Norbert Jacques. Während bei

Bitzius die sinnliche Schilderung sich zum Weltbild fügt und mit sittlichen Ideen gesättigt als lebendiger, selbständiger Organismus rollt, ergibt sich bei Norbert Jacques ein unterhaltsames Spiel von Betrachtung und Vergeistigung, von Gefühl und von Ressentiment, von Be-Geisterung und Geist. Immer wieder bindet das blonde Temperament des Schreibers die einzelne Anekdote zum Gewebe des Erlebnisses, aus dem dieses Buch eine gesättigte, klare und eindeutige Kraft erhält. Das bunte Idyll dieses Landmannes Hal, der sein Manntum in Einklang zu bringen gewillt ist mit dem gesunden, herrlichen (herr-lichen!) Pulsschlag des Landes, wächst sich zu einer Predigt der Naturfreude aus, einer Freude, die alle Kapitel ihres Themas gewissenhaft erörtet, sie lustig macht und melancholisch, vor allem aber immer wach hält! Darüber hinaus wächst N. Jacques in den Betrachtungen seiner Spiegelung, er vermag diesen Hal zu der Gestalt zu prägen, als den er ihn schon am Anfang etwas präsumptorisch ansprechen möchte in der Terminologie des Wortes Hal. Dieser Landmann Hal ist eine Weissagung von der Mythe, nach der hin mehr oder weniger bewußt die deutsche Sehnsucht drängt, weil in ihr chaotisch und dunkel Heimweh brennt aus dem Tumult der Städte in das beschauliche Land der Bäume und Bienen, der Hunde und Hühner, der Wolken und Kinder.

Aus den Korridoren Keyserlingscher Alleen führte unser Weg über den gepflegten Park A. Schaeffers, in die verworrenen Straßen Beils, in die saftige Landschaft Jacques'. Jetzt stehen wir vor dem Kelche der Schwertlilie, aus dem Hermann Hesse Nachdenkenswertes und Wunderbares in seinen Märchen (S. Fischer) liest. Es ist seltsam, daß ihm gegenüber alle Zeitproblematik erlischt. Er spricht, und die Voraussetzung des Märchenerzählers ist gegeben: wir sind Kinder und guten Glaubens. Kein Dichter der Gegenwart lebt, in dessen Munde das Wort Märchen wie in dem Hermann Hesses Gewicht bekommt von reiner Einfalt, von natürlicher Freude, von deutschem Gemüt; Gemüt — diese völkische Eigenart grausam verzerrt, verwitzt, entstellt, hier lebt es auf, ist Kraft und Wert, ist Dichtung und Seligkeit in Eins.

Für mich schmerzhaft der Versuch, die grausame Wirklichkeit unseres Krieges bereits einzufangen durch die blumenreiche Sprache der Legende in der „Nachricht von einem anderen Stern". Schmerzhaft deswegen, weil ich mich der Überraschung darüber nicht entledigen konnte, daß ein Dichter heute schon das Entsetzen zwingen mochte zu erzählender Lust. Auch dieses Märchen ist schön und wahr in jenem wundervollen Sinne einer Wahrheit des Gemütes, das Wunden in Wunder zu wandeln vermag. Aber Märchen der Gegenwart sind von der Wirklichkeit arg umstellt, und von dieser Gefahr sind einzelne Stellen überschattet, obwohl selbst

sie mich überzeugen, daß mit kommender Zeit unsere Gegenwart Märchen wird. „Eine Traumfolge" ist für mich die Erlösung für die Darstellung eines Wunders. Wie sich hier Beichte, Erinnerung, Traum und Sehnsucht die Hand geben, um in verwundertem Chore über Land zu wandeln und zu lobsingen, das heißt die Schönheit zu unvergänglicher und wesentlicher Gestaltung führen. – Der Anselm des Hermann Hesse läßt seine Seele in das verdämmernde Blumeninnere, in das Tor schauen, „wo die Erscheinung zum Rätsel und das Sehen zum Ahnen wird". Hier ist in der Sprache des Märchens angedeutet, um was Hermann Stehrs biblisches Deutschtum kämpft; um was Gustav Sacks chaotische Jugend ringt.

Gustav Sack ist Stigma und Enzyklopädie der geistigen Gegenwart. Alle Disziplinen des Welterfassens zerglüht sein Geist, und was der Geist als Schlacke verwirft, greift die Seele als kostbares Element auf. Und wiederum, was die Seele verwirft, wertet der Geist. Diese verhetzte Läuterung von jeglicher Betrachtung des Dinges, des Blutes, des Wesens; dieses sich stetig bis zur Raserei der Verzückung oder der Verzweiflung Steigern, dieses immer hinter den Erscheinungen das Dasein erschauen müssen und im Dasein die sinnliche Erscheinung feiern – all dieses zwischen Apoll und Eros, zwischen Himmel und Erde geworfen werden, diese deutsche Mystik und diese deutsche Schulmeisterei offenbaren sich wieder rhapsodisch, brockenhaft geballt und oberflächlich geschleudert im „Namenlosen" (S. Fischer). Dieses Buch ist niedergehetzt ein Jahr nach einer Liebesleidenschaft aus dem Gehäuse grübelnden Alleinseins heraus. Die geliebte Dirne wirft sich dem Leben zum Fraße hin, Gustav Sack läßt die Melancholie, die zergrübelte Verzweiflung dieser Blätter abdrosseln von der Schlinge, in der sich die Himmelfahrt derer fängt, die der Sehnsucht sind. „Lieber verroht als vergeistigt" schreit er sich frei vom Alb des Wissens und der Klugheit. Er ist Märtyrer unserer zerfetzten Epoche. Brustbreit und blond steht er an wider den Sturm der Zeit, der voll ist vom geistigen Brausen, in dem er aber seherisch nur taubes Pfingsten erfühlt.

Gustav Sack ist kein Dichter im Sinne der Lehrbücher; gequälter Prophet schlägt er die Welt als Felsen, um ihrer Quellen willen. Sein Durst ist aller Qual, seine Qual aller Verzweiflung! Seine Bücher sind knappe Diagnosen seines Leidens, naturwissenschaftliche Präparate, Versuche einer mathematischen Formulierung fliehender Erscheinung. Gustav Sack ist das rebellischste Relief unserer Zeit, weil sein Blut um die Seligkeiten der Torheit weiß, und weil diese Torheit erfüllt bleibt von der Tragik des Geistes. So ist sein Amen zu dieser Welt der Selbstmord. Seines Todes Stichwort sprach eine rumänische Kugel. Ich höre das verzweifelte Lachen seiner Seele zu diesem diabolischen Witz des Fleisches.

Die Drahtzieher

von Linke Poot

Motto: Es ist nie daran zu denken, daß die Vernunft populär werde. (Goethe.)
Hätte die Masse nicht solch dickes Fell, könnte sie nicht die vielen Helden ertragen. (Linke Poot.)

Demokratie ist die Regierungsweise, bei der jeder etwas zu sagen hat. Es genügt aber in protestantischen und katholischen Ländern der Glaube. Wer den Stimmzettel erfunden hat, war ein Genie; man hätte den Mann aber nicht aus dem Zuchthaus lassen sollen. Auch über den Stimmzettel hinaus gewähren die Herrschenden dem Volk den Schein der Freiheit. Es ist nicht zuviel getan. Man soll menschlich sein, mit dem Gesicht. Man handelt ja nicht mit dem Gesicht.

Worte dienen zur Bezeichnung, wahrer oder erlogener, und ferner zu bestimmten Zwecken mit Erfolgen oder Mißerfolgen. Keine Sentimentalität. Urteile können jenseits von Wahrheit und Lüge stehen. Man wird nur im Auge behalten: keine Schonung denen, die die Waffe des Wortes zu schlechten Zwecken gebrauchen; da Entlarvung mit derselben Waffe.

Es ist unwahrscheinlich, daß die Natur bei der Erschaffung des Menschen ein derartiges Gedränge im Auge hatte. Unser Gehirn ist jedenfalls nicht darauf eingerichtet. Wir denken häuserweise, höchstens dorfweise. Um diesen Schaden abzustellen, hat die Natur nachträglich Journalisten gemacht, aus denen Volksführer und je nach Bedarf Helden und Hochstapler wachsen.

Große Männer sind nicht aus bestem Stoff. In Berlin haben Wilmersdorfer Ärzte festgestellt, daß zahlreiche Revolutionshelden sogar Psychopathen sind. In Berlin-Wilmersdorf kommen bekanntlich die meisten Revolutionshelden vor, die größten Männer. Andrerseits die kleinsten Ärzte, die nicht gelesen haben, daß unter Umständen Genie und Irrsinn –. Man klopft übrigens auf den Sack und meint den Esel.

Man soll übrigens nicht soviel von den Helden sprechen, auch die Massen habens in sich. Hätte die Masse nicht solch dickes Fell, könnte sie nicht die vielen Helden ertragen. Auch das Fell ist zu besingen. Die Menge bedarf sogar vieler Helden, denn wenige oder einer dringt bei ihr nicht leicht durch und sie vernutzt sie rasch. Sie hat nicht viel andere Begierden als Nahrung, Wohlbehagen, Abwechselung, und braucht höheres. Das liefern die Journalisten und Helden. Und dann hat die Masse aber noch Geduld, eine große Tugend. Und lebt länger als die Führer, eine noch größere Tugend. Sie ist wie ein Elefant, dem sogar ein kleiner Junge einen Kupferpfennig in den Rüssel stecken kann, er schluckt ihn ruhig. Auch darin ähnelt sie dem Elefant,

daß ihr alles zu einem Ohr hinein und zum andern hinaus geht. Ich nehme an, daß zu diesem Zwecke die Ohren beim Elefanten so groß gemacht sind.

Ein Theater, in dem die Helden auftreten. Man läßt sie agieren, zeigen was sie können. Sie zeigen auch uns, was wir können, nämlich lachen, weinen, uns zerreißen. Man folgt ihnen, verprügelt sie. Sie sind wie Traumbilder, Wunscherfüllung, Entstellung, Entgleisung, Schreck, Pein, aber immer wir. Nichts ist oben auf dem Theater, was nicht unten gewesen wäre.

Diese übernatürliche Schlauheit der Diplomaten. Es ist ein Luxus; die Dummheiten gelingen auch so. Ginge die Menschheit wenigstens noch einen bestimmten Weg, etwa den der Befreiung, wie man so schön dekorativ sagt. Aber so trägt dies solide Weibsbild einfach ein Kleidungsstück nach dem andern auf, steckt dabei immer unverändert die alten Beine und Arme in die neuen Kleider. Sie hat Zeit bis zur nächsten Eisperiode. Vorläufig sieht sie sich die Eisenzeit an.

Clemenceau ist ein Mediziner. Und danach sollte er fein und human sein. Er ist es aber nicht, er kümmert sich eben nicht um solche Redensarten, weil er sie selbst fabriziert. Die Mediziner sind im Gegenteil furchtbar abgebrüht, zweidrittel Rohlinge und die übelsten Witze stammen von ihnen. Danton war auch Arzt, er hatte ein sehr wirksames Wasser gegen die Schwindsucht erfunden, stieß aber im Verlauf seiner Studien auf die Guillotine. Verblüfft ließ er das Wasser; er wußte wie man der Menschheit auf die Beine hilft, der Kopf war überflüssig, er machte von nun an begeistert in Chirurgie. Clemenceau übertraf seinen Kollegen. Er erkannte den Dilettantismus. Man braucht keine Guillotine um Menschen zu enthaupten, man setzt Ideen in die Welt, für den „friedlichen Kampf der Geister".

Clemenceau hat es mit Deutschland zu tun. Er will Deutschland heilen von dem Leiden der großen Begehrlichkeit, er will schröpfen und amputieren, daß es völlig damit beschäftigt ist, sich zu winden. Das ist ein gewohnheitsmäßiges, behagliches Bild im Kopf Clemenceaus. Ich vermute, er hat ein breites Schauspielermaul, die Unterlippe hängt rhetorisch und er schlürft den Kaffee, in dessen Bodensatz kleine Kinderknöchelchen liegen.

Wie man sieht, ist Clemenceau Demokrat. Soviel ich weiß, hat er sonst Zeitungsartikel und Theaterstücke geschrieben; er ist also mit den Methoden des Volksbetruges vertraut. Man kann dies, da er regiert, auch so ausdrücken: er hat es vermocht das Volk zu — verstehen. Clemenceau hat die französische Nation bei ihrer fatalsten Stelle gepackt, Revanche und Eifersucht, und hat nichts Besseres, das reichlich in dem Volke ist, dagegen aufkommen lassen. Nationalhaß ist nach Goethe ein Gefühl der niedrigsten Kulturstufe. Gegenwärtig befinden sich die meisten europäischen Nationen auf dieser Stufe und auf der allertiefsten die gebildeten Kreise.

Clemenceau hat die Franzosen dauernd hier zurückgedrängt, in brüderlicher Kompagnie mit deutschen Tölpeln.

Er hat in Wespenstichen geredet, aber den klügeren Caillaux hat der alte Mann beseitigt mit seiner bäurischen Gewöhnlichkeit und Verschlagenheit. Man kann annehmen, daß der Alte schon von Haus aus die Minderwertigkeit besaß, die ihn zum Volksführer befähigte. Dazu kam die Gewohnheit des Handwerks. Zuletzt hat ihn das Greisenalter ganz eingeengt und zu einem ästhetisch faszinierenden Bild gemacht. Das Volk war fasziniert, das Volk hat auch schon den scheußlichen Moloch, Hunde und Affenköpfe angebetet. Er wirkte in seiner liturgischen Monotonie und Monomanie besser als jede Rede.

Ihm war es vorbehalten, den Vorsitz im Friedenskongreß zu führen. Er arrangierte mit der größten Plumpheit, die darum so wirksam war, den Versailler Empfang. Er konnte nicht eilig genug in Straßburg einziehen unter reichlichem Gebrauch der Fertigprodukte Gerechtigkeit, Humanität, Sieg. Rache ist sein Wort gewesen, Frankreichs Sprachschatz ist größer. Frankreich hat seinen Namen an öffentlichen Gebäuden eingraben lassen. Das Leiden des Landes war schwer. Um dieses Leidens willen muß ihm auch der arme Schächer verziehen werden.

Wenn sich die Völker selbst befreien, so kann die Wohlfahrt nicht gedeihen. Und darum ist jetzt von Herrn Wilson die Rede. Wie es mit der Wohlfahrt nach der Befreiung steht, kann man beim Mittagessen feststellen. Aber es kam ihm mehr auf die Befreiung als auf die Exekutierung Schillerscher Verse an. Über das große Meer kamen die Scharen dieses Mannes. Er hatte die Clemenceaus gerochen und wollte verhindern, daß sie siegen.

Als es sicher war, daß er in den Krieg ziehen würde, hat sich große Betrübnis vielerorts gezeigt. Als er in den Frieden zog, große Freude. Und als er aus dem Frieden kam, wieder große Betrübnis. Wilson hat mit einem blauen Auge Europa verlassen. Ob er God dam sagte, als er abfuhr, steht nicht fest, aber er hat es hörbar gedacht. Sie haben ihn wacker hergenommen und geschüttelt und er hat mehr als einmal gedacht, er wäre lieber nicht in den Krieg geraten.

Wilson entwickelte sofort die beste Meinung untermischt mit mangelhaften geographischen Kenntnissen. Er dachte großzügig in amerikanischen Quadratmeilen, ein Kinderspielplatz ist soweit wie das Königreich Böhmen, — aber Europa hat andere Maße, so ärgerte man ihn, übertölpelte ihn, und er konnte nichts machen. Er kam mit Prinzipien einher, die jeder anständige Mensch anerkennen muß, und zu seinem Erstaunen stellte sich in Europa nicht die entsprechende Zahl anständiger Menschen ein. Es lag

an der veränderten Geographie. Wenn alle zehn Schritt eine andere Nation sitzt, so ist die Katzbalgerei unvermeidlich und die verdirbt den Charakter.

Um wenigstens seinen Völkerbund unter Dach zu bringen, mußte er auf allen Punkten sich zurückziehen. Er sah sich zwanzig kleinen Clemenceaus gegenüber; wenn er mit einem fertig war, kam ein anderer. Er hätte nach dem Sieg über die Deutschen noch einen ebenso großen über die Allierten erringen müssen. Hätte nicht Selbstbestimmung sagen müssen, sondern dazu noch Selbstbeherrschung. Zum Schluß bemerkte er, daß „Österreich" doch noch ein höherer Gesichtspunkt war als Tschechen, plus Slovakien, plus Herzegovina, plus Böhmen plus plus, jedenfalls amerikanischer; es war ihm ein fatales Gefühl, als er das bemerkte. Zum Kampf gegen die Allierten hat er sich nicht entschließen können: es wurmt ihn, er weiß, daß er es hätte tun müssen. Und nun hofft er, daß seine nachgelassenen Gedanken stärker sind als die Widersacher, und daß sie sich „entwickeln".

Der tapfere Nationalist, er liegt hundert Klafter lang auf dem Boden. Und ganz heimlich schluckte er kurz vor der Abfahrt noch die bitterste Pille, als ihm höhnisch zugeflüstert wurde: „Das englische Imperium – das ist schon eine Art Völkerbund." Sonderbar, das schien niederträchtig und es saß doch im Zentrum. Darüber floh er völlig verwirrt.

Dieser Besuch in Europa hat Wilson sein ganzes Selbstbewußtsein gekostet. Er wäre lieber zu Hause geblieben. Er ist jetzt in Nervenbehandlung. Er wird wahrscheinlich noch erbittert, verdächtig heftig um den Vertrag kämpfen und sich dann ermüdet zurückziehen. Lloyd Georges Ruhe hat er nicht gestört.

Lloyd Georges Ruhe hat er nicht gestört. Der war doch noch andere Kämpen gewöhnt. Er hat im englischen Reich, das so groß ist wie Amerika, Herzöge Grafen und Lords Zeit seines Lebens bei der Hörnern gehabt.

Als Wilson kam und von seiner Uninteressiertheit sprach und daß die Besänftigung der Welt sein leitendes Prinzip sei, sagte Lloyd George, daß er dieselben Ziele habe nnd daß er sich auf Ägypten und die deutschen Kolonien beschränke. Als Wilson mißtrauisch die Selbstbestimmung an erste Stelle rückte, brachte er leicht den Nachweis, daß die fraglichen Völker ihn wollten. Wilson war tief verblüfft und ergrimmt, er dachte erschreckt an Raub, aber auch Lloyd George staunte und verstand ihn nicht. Wenn es sich um Herstellung einer dauerhaften Ordnung auf Erden handele, wer könne dafür mehr in Frage kommen als England, das seit Jahrhunderten die Weltteile mit Zivilisation versorge. Wenn es dabei gewinne, gewinnen nicht auch die Nationen? Es werde Afrika besser bekommen, ein sehr großes Kulturgebiet zu werden als ein Balkan von Völkern, die sich schlagen. Nicht den Völkern Gelegenheit geben überreich zu werden, um dann auf einander zu schlagen. Besser zwei, drei seien

sehr reich, das übrige ergebe sich von selbst. Als Wilson sagte, man könne das aber für Imperialismus nehmen, machte George eine stolze Bewegung: „Man beschuldigt einen Bürger Roms nicht, wenn man ihn Römer nennt. Im übrigen," erklärte er scherzend, „haben wir unseren Freund Clemenceau, den Citoyen, er ist für die da, die uns nicht verstehen, er wird die nötigen Ideen bereitstellen." George verachtet den Franzosen, weil der einen Affekt hat. Das hat so etwas Närrisches für ihn.

Er hat übrigens sonst auch allerhand vor dem Citoyen voraus. Die literarische Volksverachtung scheint ihm eine schäbige Sache, für derartige Bauernfängerei weht auf den Inseln keine gute Luft. Er hat den Krieg nicht aus Rachsucht oder Idealismus geführt, sondern in ruhigem Verstehen englischer Interessen. Diese Interessen sind mit der Wendung „kapitalistisch" schwer abzufertigen, meine Privatmeinung. Aber ruhige Umsichtigkeit ist ein tiefer Genuß, ein Wert. Ich lobe ihn. Besonders im Milieu der Helden und Lumpen.

Lloyd Georges Arbeiter sind bis jetzt keine Staatsverneiner geworden, das hat an ihm gelegen. Es sind, ich weiß nicht, wie viele noch jetzt von ihnen waschechte Liberale. Man stelle sich das für Deutschland vor. George hat der Arbeiterbewegung vorgegriffen, nicht mit Waffen und Unterdrückung, sondern mit Sättigung und Beruhigung. Man kann an ihm studieren was ein Patriot ist. Selig zu preisen das Land, wo man Patriot sein kann. Es ist das große Unglück des Landes, dessen Sprache ich schreibe, daß sein Realiensinn nicht gleichmäßig in allgemeiner geistiger Entwicklung wuchs. Statt Politiker und Köpfe produzierten wir Verdiener. Der Liberalismus ist seit langem keine geistige Macht in Deutschland. Verächtlich und mit Recht sprechen die Sozialisten von bürgerlicher Ideologie. Man werfe einen Blick auf die ideenlosen Angstprodukte heutiger bürgerlicher Parteien. Als sich die Arbeiter vom Liberalismus lossagten, war der Stab über ihn gebrochen, die Bürger fuhren mit Volldampf zum Feudalismus, unglücklich pendelten sie noch. Der Vorkampf gegen die frechen Feudalen wurde von den Arbeitern geführt, die ehemaligen Kämpfer wurden Nutznießer und hielten sich retardierend und oft beschämt im Hintergrund. Und jetzt. Wie lebenschaffend wäre die mächtige liebevolle republikanische Gesinnung. Zu spät. „Schizophrenie" sagt der Psychiater, Zerfall der Persönlichkeit. Sie erleiden, weil sie nicht handeln und denken konnten. Soldaten waren lange deutscher Denkersatz. Jetzt denken sie sehr überzeugend — auf der anderen Seite.

Die Deutschen zogen leicht in den Krieg. Sie hatten den Schlieffenschen Plan und keine Hintergedanken. Man konnte ihnen glauben, sie wollten siegen. Nichts wollten sie so sehr als das. Ihnen kam es vor, als hätten sie nur nötig an den Speck zu laufen.

Der Satz: „Jede Fähigkeit ist eine Tugend" steht nicht nur in Spinozas Ethik, sondern mehr oder weniger glaubt es jeder Mensch. Ein furchtbar unmoralischer Satz, der nicht verdiente in einer Ethik notiert zu sein, die mit der intellektuellen Liebe Gottes endet, aber das Buch schreibt getreulich Wahrheiten auf. Beim Vormarsch sagte das deutsche Feldherrnorakel: „Totmarschieren, das ist eine Tugend; wir habens sogar schriftlich." Und es geschah Ende August, daß sie wie wild los rannten. Aber die anderen waren bereits in Eisenbahnwagen gestiegen, — welche geniale und gänzlich unbekannte Erfindung der Neuzeit, — sie hatten sich rings in einem Bogen aufgestellt und statt daß die armen Deutschen sie totmarschierten, hatten sie sich selber —. „Massen und rapide Überwältigung" hatte Schlieffens Testament gelautet. War aber nur als Plan Schlieffens gut. Der Mann war schon tot. Und die Franzosen wollten sich nicht von Testamentsvollstreckern besiegen lassen. Sie beharrten auf ihrem Recht.

Wie die Deutschen betrogen in den Stellungen hockten, wurde ihnen Hindenburg und Ludendorff geboren, die sich rasch zu Ludendorff verdichteten.

Dieser Fünfziger war das militärische Denken, der eingefleischte Drill der Kadettenschule. Typus: „Es ist alles möglich, zu Befehl Majestät." Warf sich nach Osten, der Russe wich; ein Rest blieb zu tragen peinlich. Warf sich nach Süden; ein Rest blieb zu tragen peinlich. Die Hacken zusammen nach Westen. Das Hinterland ausgemistet, alles muß rein in den Krieg. Die besetzten Gebiete, alles muß rein in den Krieg. Sieg muß sein und wenn die Welt untergeht. Aber überall blieben die „Reste" stehen, es war traumhaft. Es ging ihm wie Wilson mit den endlosen Clemenceaus. Er siegte gedankenlos ins Blaue hinein. Bis das Blaue ihn zu schlucken anfing. Die „Reste" gegen ihn vorrückten.

Da war das Märchen aus und wir gingen nach Hause.

Das ganze industrialisierte Volk rollte an die Grenzen. Ein großartiger Anblick. Und als die Wasser sich verliefen.

Meikeles, o teurer Held, wie haben sie dich bejubelt, als du kamst. Du sprachst sofort: „Ich, Herr Doktor Michaelis, werde mir die Führung nicht aus der Hand nehmen lassen". Und dabei warst du in der „Woche" zu sehen, als der kleine übelgelaunte Bürovorsteher, der Witwer mit dem Regenschirm in der Hand, im pedantisch gebügelten schwarzen Paletot, Trauerflor um den Hut. Du kamst immer von einer Beerdigung.

Er war Pietist. Pietismus ist gern mit Hochmut und Raffiniertheit verbunden, der Schlauheit des Beschummelns. Im Pietismus beschummeln die kleinen Leute den lieben Gott, sie glauben er merkts nicht. Um Meikeles schwebte immer dieser arme-Leute-Geruch.

Später ist er Portier geworden.

So sah ein Kämpfer gegen das Infanteriereglement aus.

Darauf sagten die deutschen Bürger: „Ein richtiger Kanzler muß sich bei uns erkundigen, was wir über alles meinen". Graf Hertling hauchte: „Zu dienen". Er machte einen richtigen Besuch bei ihnen, Sonntag um zwölf, saß auf dem Plüschsofa, lächelte herzlich und höflich: „Ich bewillige Ihnen alles, ich setze alles durch, nur der Zeitpunkt, da bin ich empfindlich. In Punkto Zeit, im Zeitpunkt muß man mir Zeit lassen. Punkt". Das leuchtete ihnen ein. Er schlief viel am Tage, er schlief soviel.

Das Infanteriereglement kam leise herbei, zog sich die Stiefel aus, schob ihm die Bettdecke über die Ohren, betrachtete interessiert den Knoten, den die Bürger ihm in das Taschentuch gemacht hatten wegen des Zeitpunktes.

Und dieses war der zweite Streich.

Auf dem Korridor zwischen den vergitterten Fenstern steht ein Alter mit wucherndem weißen Bart, nuselt und nickt. Seine Hände suchen in den Taschen. Er klebt Papierfetzen mit Speichel zusammen, spuckt und sabbert darauf und brummelt geschäftsmäßig. Ein kleiner ebenso alter latscht in hängenden Hosen, die Jacke im Arm heran, trübe, ein Tropfen hängt ihm an der blassen Nase: „Ich brauche 1000 Millionen. Ich muß meinen Hund füttern". Der andere wühlt zittrig in seinen Papieren, klebt neue Scheine zusammen, gibt sie ihm, der stopft sich gleichmütig die Taschen voll, schlurrt ab.

Der Staatsmann: „Herr General, können wir die Alliierten endgültig und entscheidend besiegen?"

Der General: „Darauf antworte ich mit einem bestimmten Ja".

Der Staatsmann (trifft seine Maßnahmen).

Das Volk (in der Ferne hinter der Absperrung): „Lieb Vaterland magst ruhig sein".

Als die Deutschen den Krieg verloren und Revolution gemacht hatten und nicht gleich die schöne Republik bekamen, die sie doch haben wollten, ergrimmten sie und ließen das Donnerwetter losschlagen. Diesmal wollten sie es packen.

Der Kaliban wurde in Bewegung gesetzt. Die Zeitungen melden triumphierend: der Wehrminister vermochte den Lärm des ganzen Parlaments mit seiner donnernden Stimme zu übertönen. Man bemerkt sofort, was ein Befähigter ist. Und er kann schimpfen, reichhaltig und so erfreulich. Es gab Staatsmänner, die dies absolut nicht konnten, und wenn Zeiten kommen sollten, wo er heiser ist, so wird er nicht zögern und berufene Instrumente mit Pulverladung hinzuziehen. An Stimmübergewalt soll es

ihm nicht fehlen. Denn er ist ein Tischler, nehmt alles nur in Allem. Jeder Zoll ein Leimtopf. Er hat erfaßt, die Menschheit ist ein Kistendeckel.

Wenn er sich schlafen legt, summen die Fliegen, die er am wildesten haßt, um seine schnarchende Nase. Sie legen ihm Eier in die Ohren, unter die Achsel und er brütet sie aus. Beim Aufwachen faßt er nach dem Bierseidel und sofort geht das Regieren los.

Die Traumbilder der Masse.

Von einem Mann habe ich noch nicht gesprochen, der vielen im Krieg und einigen im Frieden eine Hoffnung war. Vom Papst habe ich nicht gesprochen. Ich habe nie an ihn gedacht. Derjenige Mann ist keine Realmacht, dessen Anhänger sich während des Krieges wechselseitig erschlugen. Gemeinschaft in den Sterbesakramenten genügt nicht. Ich hätte nie die Parole einiger höchst ernsthafter und geistreicher Leute für möglich gehalten: „es lebe der Kommunismus und die katholische Kirche". Franz Blei weiß eine Kirche, die den Staat sich unterordnet und die der menschlichen Gesellschaft Vervollkommnungsideen eingibt.

Eine neue höhere Kirche soll uns führen. Ich grüße ehrfürchtig diesen Gedanken. Aber ich weiß: vorläufig und ach wie lange noch müssen wir uns mit dem gemeldeten Ersatz der Clemenceaus, Meikeles und so weiter begnügen und für jede Ausnahme dankbar sein. Bis heute ist nur die Trägheit zusammengefaßt.

Wenn die Masse und ihre Führer sich begegnen, sieht es meist weniger nach Gottesdienst als nach einem Kasperletheater aus.

Seufzen wir darob nicht, teure Idealisten. Linke Poot geht Euch mit gutem Beispiel voran. Die Drahtzieher umwandert er staunend und bläst ihnen heftig seinen kitzligen Atem von unten in die Nasenlöcher. Wo er lange Ohren sieht, schlägt er kein Kreuz, sondern zupft herzhaft wie an einer Klingel daran. Der träumenden Masse aber wühlt er sich in das dichte behagliche Fell und läßt sich von ihr schaukeln. Er nennt sie „sein liebes Tier", was das größte Lob dieses Atheisten ist. Er stammelt manchmal, er weiß nicht wie ihm ist, mit Whitman: Für dich dies von mir, o Demokratie, dir zu dienen, ma femme, für dich, für dich rufe ich diese Lieder. —

Verantwortlich für die Redaktion: Prof. Dr. Oskar Bie, Berlin.
Verlag von S. Fischer, Berlin. Druck von W. Drugulin in Leipzig.

Das Ringen um die Wirtschaftsform

von Erwin Steinitzer

Im Kriege gab es Leute, die meinten und erklärten, man könne, wenn man nur wolle, von den Westmächten, insbesondere von England, einen Frieden der „Verständigung und Versöhnung" haben, der Deutschland die Macht, den Einfluß und das Eigentum, die es vor dem Kriege besessen hatte, ungeschmälert belasse und zurückgebe. Heute sind diese Leute sehr obenauf und spielen mit fragwürdigen Enthüllungen und unbeweisbaren Behauptungen die Ankläger derjenigen, die ihre These zu bezweifeln wagten. Versuchte man, ihnen auseinanderzusetzen, daß ein solcher status quo-Friede zwar, trotz gewisser bedenklicher Wirkungen für die künftige politische und wirtschaftliche Sicherheit Deutschlands, annehmbar, aber leider nicht zu bekommen sei, weil unsere Machtmittel nicht ausreichten, um die Westmächte, vor allem England, direkt zur Preisgabe ihrer Kriegsziele zu veranlassen, und daß man deshalb trachten müsse, auf einem indirekten Wege, nämlich über den Osten, zu einem günstigen Frieden zu gelangen, so wurden sie sehr böse und nannten den, der Einwände dieser Art vorbrachte, einen Alldeutschen. Damit war der Opponent und seine Sache erledigt.

Heute gibt es Leute, (zum großen Teile sind es die gleichen, von denen eben die Rede war) die glauben und behaupten, wenn man nur wolle, könne man, gestützt auf den allein seligmachenden demokratischen Parlamentarismus, das freiwirtschaftlich-kapitalistische Wirtschaftssystem in seiner ganzen Reinheit und Schönheit wiederherstellen und aufrechterhalten. Entgegnet man ihnen, der Kapitalismus habe ja, trotz beträchtlicher Mängel und Schattenseiten, gewiß sehr Großes für die Entfaltung der Produktivkräfte und der Bedarfsdeckung geleistet und sei 1914 noch durchaus unerschüttert und anscheinend recht zukunftsreich dagestanden, — aber zwischen 1914 und 1919 habe sich leider einiges ereignet, was der Sache jetzt ein ganz anderes Gesicht gebe, so werden sie sehr aufgebracht und erklären den, der solcherlei einwirft, für einen verkappten Unabhängigen und Anhänger der Rätediktatur. Womit für sie die Angelegenheit (und der Kritiker) wiederum erledigt ist.

Wäre der tatsächliche Hintergrund nicht so hoffnungslos trübselig, so könnte man es beinahe belustigend finden, wie die Apologeten der freien

individualistisch-kapitalistischen Wirtschaft mit Argumenten aus dem Vorkriegskapitalismus, mit freundlichen Zügen aus dem bunten und üppigen Bilde der reichen, wohlgeordneten, nach innen und außen ungehemmten und kaum belasteten Wirtschaftsführung zu locken suchen, deren wir uns bis zum Kriege erfreuen durften. Da wird uns die freie Fülle der Bedarfsbefriedigung gepriesen, die das Ergebnis der kapitalistischen Produzenten- und Händlerkonkurrenz war, und die jeder Bedarfs- und Geschmacksbesonderheit, ja jeder eigensinnigen Laune des Verbrauchers zu genügen suchte. Wer erinnert sich nicht der schönen Zeiten, da man, wenn man einen Meter graues Seidenband kaufen wollte, ein halb Dutzend Breiten- und ein Dutzend Farbennuancen zur Auswahl vorgelegt erhielt. Diese vielfältige Abtönung des Warenangebotes war für den Verbraucher sicherlich angenehm; daß reale Lebenswerte mit ihr verbunden waren, scheint freilich zweifelhaft. Die Periode dieser scheinbar individuellsten Nuancierung der Bedarfsdeckung (scheinbar: in Wahrheit ist marktmäßige Bedarfsdeckung, so reich und bunt der Markt auch beschickt sein mag, niemals individuell) war zugleich die stärkster Mechanisierung und Uniformierung des Lebensstils. Allein, wie dem auch sei: darüber kann keine Meinungsverschiedenheit bestehen, daß diese reiche Nuancierung des Warenangebots teuer war. Sie war teuer in der Produktion, weil sie die Typisierung, die Massen- und Serienerzeugung hemmte, die die Produktionskosten senkt. Sie war teuer im Zwischenhandel, weil sie sich daraus ergab, daß eine große Anzahl von Erzeugern mit einem Werbe- und Vertriebsapparat, der viel kostete, aber nichts produzierte, um den gleichen Händlerkunden kämpfte. Und sie war schließlich teuer im Einzelhandel, weil der Absatz differenzierter Warenvorräte naturgemäß einen erheblich größeren Arbeitsaufwand fordert, als der mehr typisierter. Wir haben früher nie darüber nachgedacht, wie viel Arbeitszeit von Verkäufern aufgewendet und bezahlt werden mußte, während Verbraucher (und namentlich Verbraucherinnen) zwischen einem Dutzend ihnen zur Wahl vorgelegter Wareneinheiten eine im Grund sehr gleichgültige Kaufentscheidung trafen. In jedem einzelnen Falle war das gewiß eine Kleinigkeit, im Ganzen aber ebenso gewiß eine recht stattliche Summe. Vor dem Kriege waren wir reich genug (oder glaubten wenigstens, es zu sein) um die vielfachen und beträchtlichen Unkosten, die die „freie Fülle der Bedarfsdeckung" verursachte, zu tragen. Ob wir es in absehbarer Zukunft – heute ist ja von Nuancierung des auf fast jedem Gebiete unzureichenden Warenangebots keine Rede – wieder sein werden, ist sehr fraglich.

Man erzählt uns ferner, – und dies Argument empfängt aus dem traurigen Kontraste der Verhältnisse eine starke Überzeugungskraft –, daß nur der freie Kapitalismus imstande sei, die Arbeiter in Disziplin zu

halten, sie in jenem Ausmaße zu produktiver Leistung zu veranlassen oder zu zwingen, das für die Deckung des Gesamtgüterbedarfs nötig sei. Es ist richtig, daß das kapitalistische System, solange es einen starken, über unwiderstehliche Machtmittel verfügenden, bürgerlichen Staat an seiner Seite hatte, keine Schwierigkeit fand, von den Arbeitern konstante und ausreichende Produktionsleistungen zu erhalten; daß diese Leistungen im Durchschnitte die tatsächlich möglichen Höchstleistungen waren, ist übrigens mehr als unwahrscheinlich. Aber dieser Erfolg war nicht auf das Konto des Kapitalismus zu setzen, sondern auf das Konto der für die Arbeiterschaft unüberwindlichen Staatsorganisation, die gesetzgeberisch, administrativ und, wenn's not tat, militärisch seine Geschäfte besorgte. Diese Staatsorganisation ist zusammengebrochen, und das Bewußtsein der Arbeiter ist von den Wirkungen ihres Zusammenbruchs für die eigene Freiheit und die eigenen Herrschaftsansprüche erfüllt. Sie werden sich gegen den Versuch, eine Staatsmacht aufzurichten, die sie erneut zur Arbeit im Dienste rein oder überwiegend freikapitalistischer Wirtschaft, vorrevolutionärer Wirtschaft zwingt, mit äußerster Zähigkeit und Entschlossenheit zur Wehr setzen. Ein solcher Versuch kann nur gelingen durch eine Zusammenfassung aller „arbeiterfeindlichen" Volkskräfte, also durch eine Gegenrevolution, und er kann nur gelingen um den Preis eines Bürgerkrieges. Wer selbst den Bürgerkrieg in Kauf nehmen möchte, der darf doch nicht vergessen, daß dieser innere Kampf nicht nur Menschenleben, sondern auch Güter, wirtschaftliche Werte und Anlagen in größtem Umfange vernichten würde. Ob aus ihm schließlich noch ein lebens- und entwicklungsfähiger, bodenständiger Kapitalismus hervorginge, ist fraglich; ebenso möglich, ja noch wahrscheinlicher ist es, daß nur schwache Fundamente übrigblieben, die zerfielen oder auf denen sich am Ende fremder Kapitalismus zu eigenem Nutzen sein Haus baute.

Unser künftiger Wirtschaftsertrag ist, wenn wir ihn zu dem der späten Wilhelminischen Ära in Vergleich setzen, in geradezu ungeheuerlichem Ausmaße vorbelastet. Er ist vorbelastet durch den Anspruch der Arbeiter auf höheren Anteil, der sich auf keinem anderen Wege mehr als auf dem zerstörender Gewalt aus der Welt schaffen läßt. Er ist vorbelastet durch den Ausfall oder die Minderleistung sehr zahlreicher Arbeitskräfte, die der Krieg als solche ganz oder teilweise vernichtet hat, deren Träger aber (nebst ihren nicht oder nicht voll erwerbsfähigen Angehörigen) weiter Verbraucher sind und durch die Arbeit der anderen unterhalten werden müssen. Er ist vorbelastet durch den Verlust einer Fülle von Geldkapitalien, Sachkapitalien, Produktionsanlagen, Produktionsmitteln im Auslande, in den ehemals deutschen Kolonien, in den abgetretenen und noch abzutretenden Heimatprovinzen und auch in dem uns verbleibenden, inländischen Ge-

biete selbst. (Hier beispielsweise: Auslieferung der Handelsflotte, eines Teils des Nutz- und Schlachtviehbestandes, von Maschinen aus heimischen Fabriken und dergleichen mehr.) Er ist vorbelastet durch die Einbuße formaler und tatsächlicher Gleichberechtigung bei der Wirtschaftsbetätigung in der Fremde. Er ist vorbelastet durch die innere Abnutzung und Entwertung der stehenden Produktionsmittel, der landwirtschaftlichen wie der gewerblichen, die im Kriege teils raubbaumäßig in Anspruch genommen worden, teils verfallen sind, fast nirgends ordentlich instandgehalten und erneuert werden konnten. Er ist vorbelastet durch die nahezu vollkommene Aufzehrung der Güterreserven aller Art, die früher stets reichlich vorhanden waren, und die nun allmählich neben dem laufenden Bedarf neu erarbeitet werden müssen. Er ist schließlich vorbelastet durch in ihrer Höhe noch unbekannte, aber ohne Zweifel sehr beträchtliche Tributleistungen an die siegreichen Feinde.

Nur eine außerordentliche Steigerung der Produktivität, die wir mit den uns noch zur Verfügung stehenden Menschen und Mitteln erzielen, kann diese vielfache Beschwerung und Beeinträchtigung soweit ausgleichen, daß wir ohne völkischen Zusammenbruch weiterleben und schließlich wieder emporsteigen können. Gelingt dieser Ausgleich nicht, so muß entweder unsere Bevölkerung durch Hunger, Entbehrung, Krankheit, Tod, durch Bürgerkrieg und Auswanderung solange verkleinert werden, bis der Rest ein gerade noch erträgliches Dasein zu führen vermag, — oder aber, wir müssen, um unser Leben zu fristen, unsere wichtigsten Produktionsanlagen ausländischem Kapital ausliefern, unsere nationale Wirtschaft in eine koloniale verwandeln, als Volk das Proletariat anderer Völker oder vielmehr ihrer Kapitalisten werden. Ein Drittes gibt es nicht. Zwar behaupten manche, dieses Dritte sei die Weltrevolution. Die Weltrevolution würde uns allerdings vor der Gefahr behüten, in die Hörigkeit fremden Kapitalismus zu geraten. Sonst aber würde sie unsere Lage höchstens dadurch verbessern, daß sie uns — vielleicht — von der Tributlast befreite. Vor der harten und entscheidenden Alternative: Produktivitätssteigerung oder Dezimierung könnte uns auch die Weltrevolution nicht retten; denn auch das revolutionierte Ausland wird uns nichts schenken.

Produktivitätssteigerung ist also das A und O unseres wirtschaftlichen Selbsterhaltungsprogramms: Produktivitätssteigerung bei den Mitteln und Methoden, Produktivitätssteigerung nicht zum wenigsten auch bei den arbeitenden Menschen. Nun kann und muß man ja ohne weiteres zugeben, daß die freie kapitalistische Konkurrenzwirtschaft in der Epoche ihrer Herrschaft eine überaus große Produktivitätssteigerung erzielt hat, eine größere jedenfalls als vor ihr irgendeine andere, geschichtliche Wirtschaftsverfassung. Der Wettbewerb der kapitalistischen Unternehmer verwirklicht sich zu einem sehr erheblichen Teile in der Steigerung, Ver-

besserung, Verbilligung der Produktion. Aber doch eben nur zu einem sehr erheblichen Teile. Zu einem anderen und immerhin stark ins Gewicht fallenden verwirklicht er sich in beträchtlichen, an sich unproduktiven Aufwendungen von Geld, Arbeitskraft und Arbeitszeit, um den produktiv ebensoviel, ja unter Umständen noch mehr leistenden Konkurrenten auf dem Markte zurückzudrängen oder von ihm zu verdrängen. Ich habe vorhin die Kraftvergeudung erwähnt, die die übertriebene Nuancierung in der Erzeugung und im Vertrieb vergleichsweise gleichgültiger Bedarfsgegenstände darstellte. Eine ähnliche Kraftvergeudung ist die übermäßige Dezentralisierung des Kleinhandels, bei der der Umsatz des einzelnen Ladens so bescheiden wird, daß die in ihm beschäftigten Arbeitskräfte nur zu einem geringen Teile ausgenutzt werden, während sie natürlich voll erhalten werden müssen. Rathenaus berühmt gewordenes Zigarrenladenbeispiel gehört in diese Kategorie. Bei den eben erwähnten Verschwendungen bleibt übrigens noch ein Anschein von Produktivität; denn den Verbrauchern wird durch sie zwar kein reales Mehr an Bedarfsbefriedigung, aber doch ein Zuwachs an Annehmlichkeit oder Bequemlichkeit (oder mindestens die Einbildung eines solchen) geboten. Andere sind für die Bedarfsdeckung völlig nutzlos und dienen lediglich dem außerhalb der Produktivitätssteigerung geführten Verdrängungskampfe der Erzeuger und Händler. Wenn ein Kapital von Millionen und die Arbeitskräfte von Hunderten oder Tausenden von Menschen dazu verwandt werden, um durch überlegene Anpreisungs- und Aufdrängungsorganisation einem Mundwasser oder einem Kräftigungsmittel von durchschnittlicher Qualität den Vorrang oder das Monopol des Absatzes zu sichern, so ist dieser Aufwand für die wirkliche Bedarfsdeckung ohne Wert und sein Betrag geht der produktiven Leistung der Wirtschaft verloren. Eine Zeitlang kann zwar die Verdrängung an sich produktivitätssteigernd wirken, indem sie unrationell arbeitende Kleinproduzenten ausschaltet und dem siegreichen Konkurrenten Erzeugung in größerem Maßstabe ermöglicht, die in der Regel billiger ist, als die in kleinerem. Aber es ist doch fraglich, ob dieser Vorteil nicht mit geringerer Kraftvergeudung (die ihn wieder teilweise oder ganz illusorisch macht) erreicht werden könnte. Außerdem hört er auf einer gewissen Stufe auf und die Kosten der Verdrängungskämpfe sind dann vom Standpunkte der Gesamtproduktivität und Gesamtbedarfsdeckung reine „faux frais".

Der Wettkampf der freien kapitalistischen Unternehmer erhöht also auf der einen Seite die Produktivität, auf der anderen aber entzieht er ihr Kräfte und Mittel. Die letztere Wirkung ist für eine so außerordentlich vorbelastete Wirtschaft, wie es die deutsche künftig sein wird, höchst unerwünscht und kann ihr verhängnisvoll werden. Wir müßten sie freilich in Kauf nehmen, wenn mit ihrer Beseitigung oder Zurückdrängung auch die

entscheidenden Antriebe der Produktivitätssteigerung ausgelöscht würden. Das wird von den Anhängern der schrankenlosen kapitalistischen Konkurrenzwirtschaft fortgesetzt behauptet, aber keineswegs schlüssig bewiesen; vorhandene Anfänge wirtschaftlicher Selbstorganisation deuten vielmehr ganz klar auf die Möglichkeit der Lockerung und Lösung jenes Zusammenhanges hin.

Aber damit sind die Probleme, die wir zu bewältigen haben, noch nicht vollständig umrissen. In der bisherigen kapitalistischen Wirtschaft war der Konsum frei und jede Produktion gleichberechtigt. Verhältnismäßig viel produktive Kraft konnte auf die Herstellung von Gütern (oder auf ihre Beschaffung im Austauschwege der Einfuhr) verwendet werden, die für die allgemeine Bedarfsbefriedigung gleichgültig und bedeutungslos waren, wenn die Gestaltung der Einkommensverteilung dies erlaubte oder begünstigte. Angesichts der Vorbelastung unserer Wirtschaft müssen wir darüber nachdenken, ob wir uns diese Freiheit der Beschaffung, diese Gleichberechtigung aller Produktion künftig noch leisten können. Wir dürfen kaum darauf zählen, daß der Aufwand von Produktivität für das Überflüssige, Entbehrliche, bei solch tiefer und allgemeiner Armut zu Teure von selbst verschwinden wird; denn die Einkommensverteilung wird und muß ungleich bleiben und wir wissen, daß in den ärmsten Ländern, bei niedrigstem nationalen Gesamteinkommen sehr viel unproduktiver Luxus entfaltet, sehr viel zweckloser und überflüssiger Bedarf gedeckt worden ist. Es wird vielleicht nötig sein, daß das Angebot gewisser Güter außerordentlich beschränkt oder ganz ausgeschaltet wird, damit die produktiven Kräfte für wichtigere Bedarfsbefriedigungen frei werden, und damit diejenigen, die jene Güter verbraucht hätten, die ersparten Mittel verwenden, um die Produktivität im Gemeininteresse auszudehnen. Natürlich wird man dabei nicht zu weit gehen und denen alle Möglichkeiten besserer und breiterer Lebenshaltung verkümmern dürfen, die durch ihre Leistung Anspruch auf sie haben; sonst könnte es wohl eintreten, daß man einen allzu großen und wertvollen Teil der bürgerlichen Führerschicht aus dem Lande triebe. Aber auf der anderen Seite werden doch Produktion und Einfuhr unter den Einfluß gewisser elementarer Gesichtspunkte der Dringlichkeit, Entbehrlichkeit, des allgemeinen Nutzens zu stellen sein. Durch das indirekte Mittel der Steuerpolitik sucht man schon jetzt einigermaßen in dieser Richtung zu wirken. Ob man sich mit der etwas summarischen und unzuverlässigen Mechanik der Besteuerung begnügen soll und wird, ist eine Zweckmäßigkeits-, zugleich aber auch eine Systemfrage. Gelingt es, Organe zu schaffen, die plan- und regelmäßig die Steigerung der Produktivität in den einzelnen Wirtschaftszweigen fördern und überwachen, und diese Organe einheitlich zusammenzufassen, dann wird statt (oder vielleicht auch neben) der mittelbaren steuerpolitischen die unmittelbare wirt-

schaftspolitische Beeinflussung möglich und nützlich sein. Ich komme darauf zurück, wenn ich von jenen Organen spreche.

Es bleiben neben der Frage der Bekämpfung und möglichsten Ausschaltung der unproduktiven Aufwendungen für den reinen gegenseitigen Verdrängungskampf der Unternehmer und neben der der Verhütung des Verbrauchs produktiver Kräfte für gesamtwirtschaftlich nutzlose (oder gar schädliche) Zwecke noch die großen Probleme der Steigerung der technischen Produktivität und der produktiven Leistungen der Arbeiter. Bekanntlich wird auch in der kapitalistischen Wirtschaft in sehr vielen, wahrscheinlich in den meisten Fällen nicht in der zweckmäßigsten und billigsten Weise, die technisch möglich ist, produziert (wobei unter Produktion nicht bloß die Güterherstellung, sondern die ganze Durchführung der Geschäfte des Betriebs verstanden werden muß). Die Folge ist im allgemeinen nicht das Ausscheiden der vergleichsweise unzweckmäßig und teuer arbeitenden Unternehmungen aus dem Wettbewerb, sondern ein Differentialgewinn für die rationeller arbeitenden Unternehmer. Hier sind theoretisch die stärksten Produktivitätserhöhungen denkbar und hier knüpfen ja denn auch sozialistische Utopisten (wie neuerdings beispielsweise Ballod) mit besonderer Vorliebe an. Allein die tatsächlichen Möglichkeiten rascher und umfassender Verallgemeinerung höchstrationalisierter Betriebsführung sind viel bescheidener. Einmal sind zu solcher Verallgemeinerung Änderungen der Betriebseinrichtungen, des ganzen Betriebsapparates vonnöten, die sehr viel Zeit brauchen und sehr viel Geld kosten. Weiter ist die Rationalisierung nicht nur eine Frage der Maschinen und Methoden, sondern vor allem auch eine der die Methoden durchführenden Persönlichkeiten; und die Persönlichkeiten werden in den verschiedenen Betrieben niemals gleich fähig und gleich tüchtig sein. Endlich aber wäre die volle Aufhebung jener Unterschiede in der Rationalisierung der Produktion und die Beseitigung jener Differentialgewinne nur in einer unternehmerlosen, zentralisierenden „Verwaltungswirtschaft" zu verwirklichen, die im Wesen eine Beamtenwirtschaft wäre. Nur eine solche zentralisierende und unternehmerlose Wirtschaftsorganisation könnte eine ganz gleichmäßige Rationalisierung aller Betriebe erreichen. Aber diese Rationalisierung wäre nicht die Höchstrationalisierung oder würde sie jedenfalls nicht bleiben.

Daraus folgt aber nun freilich nicht, daß auf diesem Gebiete mit bewußter Einwirkung gar nichts geleistet werden kann. Es wird mit Hilfe gemeinwirtschaftlicher Organisationsformen und -methoden möglich sein, rascher als durch den bloßen Konkurrenzkampf die am unzweckmäßigsten und teuersten arbeitenden Betriebe auszuschalten oder umzugestalten und das durchschnittliche Niveau der Rationalisierung zu heben, ohne den Differentialerfolg und Differentialgewinn der ihre Produktivität über dem Durchschnitt haltenden und weiter steigernden Unternehmungen zu beseitigen.

Die freie kapitalistische Wirtschaft hat, wie die Produktivität überhaupt, so auch die produktive Leistung der Arbeiter auf einen vergleichsweise hohen Stand gebracht. Aber die durch sie selbst herbeigeführte Entwicklung hat es ihr schließlich doch immer mehr erschwert, diese Leistung noch weiter zu steigern. Sie erzwang die Produktivität der Arbeit dadurch, daß sie den Arbeiter, der keine volle Leistung hergeben wollte, dem Hunger überlieferte; der bürgerlich-kapitalistische Staat sorgte dafür, daß er sich gegen diese eindringliche und überzeugende Belehrung nicht gewaltsam auflehnen konnte. Dieses Mittel wirkte vortrefflich, solange die Arbeiter zersplittert, unorganisiert, ohne Solidarität, schwach waren. (Damals stand freilich ihre natürliche, physische und geistige Leistungsfähigkeit noch auf recht niedriger Stufe.) Es wirkte immer weniger, je mehr die Arbeiterklasse wirtschaftlich emporstieg, Solidarität gewann, sich organisatorisch zusammenschloß. Da die Arbeiter an der wirtschaftlichen Führung des Produktionsprozesses nicht beteiligt und nicht unmittelbar interessiert, in ihm eigentlich nur lebendige Produktionsmittel waren, und da ein stets wachsender Teil von ihnen, der sozialistischen Mehrwertlehre folgend, die Arbeitsleistung als Medium der Ausbeutung des Proletariats durch den Kapitalismus ansah, neigten sie mehr und mehr dazu, diese Leistung nicht bis zu ihrem möglichen Intensitätsmaximum anschwellen zu lassen, sondern ihr Grenzen zu setzen; und wenn sie dies einmütig und hartnäckig taten, so war dagegen selbst mit dem raffiniertesten Prämienlohnsystem nur unvollständig aufzukommen. So entstand als Begleiterscheinung der fortschreitenden Stärkung der Arbeiter durch Wohlstandszunahme und Organisation das ca' canny. Jedem Versuche der Unternehmer, durch technische oder lohnpolitische Mittel die Arbeitsleistung zu steigern, setzten die Arbeiter Zurückhaltung, Mißtrauen, Abneigung, passiven oder aktiven Widerstand entgegen. Eine allgemeine Aktion zur Erhöhung der Arbeitsproduktivität, wie sie auf dem Boden vernünftiger Taylorisierung denkbar gewesen wäre und angeregt wurde, wäre in Deutschland, wenn sich die Unternehmer auf sie geeinigt hätten, unweigerlich am Widerwillen der Arbeiter gegen die Steigerung ihrer kapitalistischen „Ausbeutung" gescheitert.

Der Zusammenbruch des alten Staates, seiner Machtorganisation und seines Machtnimbus hat den Kapitalismus in seiner bisherigen Gestalt der Fähigkeit beraubt, den Arbeiter zu auch nur einigermaßen normaler Produktionsleistung zu zwingen. Daß er diese Fähigkeit wiedergewinnen kann, ehe die Fundamente der nationalen Wirtschaft zerstört oder doch aufs allerschwerste erschüttert sind, ist, wie ich bereits ausführte, äußerst unwahrscheinlich. Aber selbst, wenn dies doch gelänge, wäre die Bahn zur produktiven Höchstleistung der Arbeit, die unsere so außerordentlich vorbelastete Wirtschaft braucht, keineswegs frei. Zunächst hätte man es

mit einer entkräfteten, resignierten, verbitterten, sich geprellt und vergewaltigt fühlenden Arbeiterschaft zu tun, die körperlich und vor allem seelisch gar nicht imstande wäre, hohe produktive Leistungen darzubieten. Dann aber würden sich die Arbeiter in noch zäherer, noch entschlossenerer Feindschaft als bisher gegen den Kapitalismus ralliieren; und der Widerstand gegen die Steigerung der Ausbeutung durch Steigerung der Arbeitsleistung begänne (mit verstärkter Kraft) von neuem. Nur eines kann (wenn überhaupt noch irgend etwas) wirklich helfen: die völlig veränderte Einstellung der Arbeiter zum Produktions- und Wirtschaftsprozeß, ihre Einschaltung in die wirtschaftliche Selbstverwaltung, wie ich sie in allgemeinen Zügen in meinem Aufsatze „Deutscher Neuaufbau und Bürgertum" im diesjährigen Juniheft dieser Zeitschrift zu skizzieren versucht habe.

Die Rezepte zur „Vollsozialisierung", die uns jetzt in reicher Fülle von radikalen oder radikal gewordenen Akademikern angeboten werden, wollen freilich von solcher Einschaltung nichts wissen; sie gehen davon aus, daß die Arbeiterschaft grundsätzlich zum Herrn des ganzen Wirtschaftsprozesses gemacht werden müsse. In ihrem Wesen laufen sie sämtlich auf die Expropriation und Beseitigung der Unternehmer und auf die Lenkung der „Bedarfsdeckungswirtschaft" durch zentrale, dem „Volke" verantwortliche Behörden hinaus, denen bis in die einzelnen Betriebe hinunter dezentralisierte Ausführungsorgane zur Verfügung stehen. Die Forderung der Expropriation der Unternehmer kommt bekanntlich von der Marxschen Mehrwertslehre her, die in ihrer theoretischen Ableitung und Begründung falsch und an der tatsächlich nur soviel richtig ist, daß in der kapitalistischen Wirtschaft Kapitalbesitz arbeitsloses Zinseinkommen gewährt und daß in den höheren Unternehmergewinnen (und übrigens auch in vielen höheren Gehaltsbezügen) neben der unentbehrlichen Leistungs- auch eine Klassenrente steckt. Rathenau und andere haben neuerdings darauf hingewiesen, daß dieser „Mehrwert" der Gesamtheit nur soweit entzogen wird, als er nicht kapitalisiert, sondern verbraucht wird, und daß seine Höhe — gemessen an der Summe der Löhne der Arbeiter, die ihn „erzeugen" — von sozialistischer Seite sehr stark überschätzt worden ist. Sieht man vom Zins ab, so trifft es auch nicht zu, daß die „Ausbeutung" der Arbeiter nur und ausschließlich durch das Privateigentum an den Produktionsmitteln bedingt ist. Man kann sich einen Staat mit völlig vergesellschafteter Produktion vorstellen, in dem eine sich selbst ergänzende Führerkaste mit Hilfe einer hoch entlohnten Prätorianergarde die Gesamtheit der Arbeitenden in der härtesten Weise ausbeutet. Und man kann sich umgekehrt denken, daß bei fortbestehendem Privateigentum an den Produktionsmitteln Staatsmacht und Rechtsordnung so sehr auf Seite

der Arbeitenden stehen, daß, wenn man Zins und notwendige Leistungsrente außer Betracht läßt, den Unternehmern keine irgend ins Gewicht fallenden Ausbeutungsmöglichkeiten mehr übrig bleiben.

Die Frage der Vergesellschaftung der Produktionsmittel besitzt also in Wahrheit gar nicht die grundlegende Bedeutung, die ihr von der sozialistischen Lehre und Agitation zugeschrieben wird. Grundlegend ist nur, daß der Bedarf Aller möglichst (und mit möglichst geringem Kraftaufwand) gedeckt wird und daß jede für die Sicherung und Steigerung der allgemeinen Bedarfsbefriedigung unnötige Bereicherung Einzelner unterbleibt. Angenommen, es müsse, damit jeder Bürger statt tausend Gütereinheiten deren zweitausend erhalte, hundert oder tausend Personen gestattet werden, hunderttausend Gütereinheiten für sich in Anspruch zu nehmen, — wer wollte dann die These aufstellen, man solle lieber der Allgemeinheit die Verdoppelung ihrer Versorgung vorenthalten als dulden, daß jene hundert oder tausend Leute sich besonders üppig einrichten? Das tun in der Praxis nicht einmal die Kommunisten; auch Lenin hat den bürgerlichen und ausländischen „Spezialisten" ganz außergewöhnliche Gehälter bewilligt, damit sie die Produktion wieder einigermaßen in die Höhe bringen oder wenigstens vor dem völligen Verfall bewahren.

Werden die Unternehmer als solche ausgeschaltet, so müssen zur Führung der Produktion andere Willens- und Entscheidungsorgane eingesetzt werden. Grundsätzlich gibt es hier zwei Möglichkeiten. Einmal kann man in der Unternehmung die Herrschaft einfach vom Unternehmer auf die Arbeiter übertragen, die Unternehmung den Arbeitern „übergeben", wie das ja in der Tat vereinzelt bei den sogenannten „wilden Sozialisierungen" versucht worden ist. Daß man mit dieser Methode zu keiner Problemlösung, sondern nur zu raschem Zusammenbruch gelangt, geben, namentlich nach den russischen Erfahrungen, auch die einigermaßen vernünftigen Kommunisten zu. Es bleibt also nur die andere, die Herrschaft über die Unternehmung aus ihr herauszunehmen und in irgendeine sachverständige Leitungsstelle hineinzulegen. In allen Vollsozialisierungsprogrammen sind solche mehr oder minder behördlichen Leitungszentralstellen der Produktionswirtschaft zu finden. Herr Neurath hat beispielsweise sein „Zentralwirtschaftsamt", der ungarische Kommunist Palyi sein „Landesproduktionskatasteramt". Diese Zentralstellen übernehmen für einen bestimmten Bezirk — Neurath denkt an Gebiete von der Größe der deutschen Bundesstaaten, Palyi an das ganze Land Ungarn — die Führung und Regelung des Produktions- und Verteilungsprozesses; soweit in den Betrieben noch die alten Leiter vorhanden sind, arbeiten sie, wie die neuen, nach ihren Direktiven und werden nach ihren Anweisungen entlohnt. Die Zentralstellen verschaffen sich erschöpfende und lückenlose Kenntnisse über den Bedarf an allen

einzelnen Gütern sowohl, als auch über die technischen und organisatorischen Verhältnisse sämtlicher Betriebe und über alle außerhalb der vorhandenen Betriebe liegenden Möglichkeiten, neue Produktivität zu schaffen oder gegebene zu steigern. Eine Statistik, die über jedes kleinste Teilchen Stoff, Geist und Bewegung in der Wirtschaft genaue Auskunft gibt, wird aufgestellt und auf dem Laufenden gehalten. Auf Grund dieser statistisch-technisch-wirtschaftlichen Allwissenheit geben die Zentralstellen ihre Befehle aus und lassen überall produzieren, transportieren, verteilen, wie es technisch und sozial am rationellsten ist. „Im Jahre 1919," schreibt Palyi, „studiert der Staat die Lage sämtlicher Betriebe, um zu wissen, wie diese von 1920 an geführt werden sollen. — In welche Verwaltung die Betriebe gegeben werden, hängt rein davon ab, welches die ökonomischste Art ist, sie zu verwalten. — Am 1. Januar 1920 beginnen sämtliche Betriebe aufs haushälterischste zu arbeiten." Das Ei des Columbus, nicht wahr? Daß der Staat oder vielmehr die Beamten des „Landesproduktionskatasteramts" imstande sind, sich im Laufe eines Jahres die nötige Allwissenheit anzueignen, scheint Palyi auch nicht einen Augenblick in Zweifel zu ziehen.

Natürlich ist das alles graueste Theorie. Man kann sich — allmählich — von zentraler Stelle aus einen gewissen allgemeinen Einblick in die Vorgänge und Voraussetzungen des Wirtschaftsprozesses erwerben; aber dieser Einblick wird in den Einzelheiten niemals so vollständig und zuverlässig sein, daß man, auf ihn gestützt, das Tun und Lassen der verschiedenen Wirtschaftszweige und Betriebe wirklich dirigieren könnte. Er wird höchstens für allgemeine und elastische Richtlinien ausreichen — also für Wirtschaftspolitik, nicht für Wirtschaftsverwaltung. Die letztere würde in Wirklichkeit notgedrungen auf untere Organe übergehen, auf regionale und fachliche Körperschaften und auf die Leitungen der einzelnen Betriebe. Diese wären ja aber grundsätzlich keine Willens- und Entscheidungsträger, sondern bloß Ausführungsstellen der Zentrale; sie wären auch angewiesen auf das Zusammenarbeiten mit anderen unteren Wirtschaftsverwaltungen und Betrieben, die gleichfalls nicht selbständig, sondern von der Zentrale abhängig wären. Das Ergebnis wäre eine Instanzenwirtschaft, die noch den besonderen Reiz hätte, daß die oberste und allein entscheidende Instanz dauernd völlig unfähig wäre, ihre Aufgabe zu erfüllen. Wenn die Wirtschaft bei diesem System nicht ganz zusammenbräche, so wäre doch jedenfalls das Produktivitätsniveau überaus niedrig und die Bedarfsdeckung sehr unvollkommen. Dieses günstigste Resultat wäre aber nur erreichbar, wenn man die Vollsozialisierung sehr langsam, nach gründlichster Vorbereitung, einführte. Wollte man es jetzt sofort mit ihr versuchen, so würde man die Wirtschaft ihrer Führung berauben, ohne diese

auch nur aufs notdürftigste ersetzen zu können, und wir trieben sehr rasch in tiefste Versorgungsnot.

Neben den Anhängern der Vollsozialisierung preisen uns die der Teilsozialisierung ihr Heilmittel an. Sie haben eine sehr begründete Angst vor Zentralwirtschaftsämtern, die auf dem Papier den ganzen Produktionsprozeß leiten, und möchten nur solche Betriebe und Betriebsgruppen sozialisieren, die dazu „reif" sind: in der Hauptsache Betriebe oder Industrien, die über natürliche oder ökonomische Monopole verfügen, vertrustete oder straff syndizierte Industrien, solche also, die bereits einigermaßen zentralistisch-bürokratisch geleitet werden, endlich Gewerbszweige, in denen einfache und gleichförmige Produkte für einen bis zu einem gewissen Grade festen, übersehbaren Massenabsatz hergestellt werden. Man sieht sogleich, daß es eigentlich nur die Vorschläge des alten Staatssozialismus sind, die hier wiederkehren. Wenn man für den Staatsbetrieb neue organisatorische Formen findet, die seine Schwerfälligkeit mindern oder aufheben, wird im ganzen nicht viel gegen sie einzuwenden sein. Aber für die Lösung unserer Probleme leisten sie wenig. Ob in den sozialisierten, das heißt, in irgendeiner Form verstaatlichten Betrieben und Industrien das Höchstmaß der Produktivität erreicht und dauernd gehalten wird, ist fraglich; für die Produktivität des übrigen, überwiegenden Teils der Erzeugungswirtschaft bringt die Teilsozialisierung jedenfalls gar keinen Vorteil. Wir haben bisher vergleichsweise wenig öffentliche Monopole; wenn wir nun deren etwas mehr bekommen, so wird sich dadurch weder die Gesamtstruktur, noch die Gesamtproduktivität unserer Wirtschaft wesentlich ändern. Auch wird – und das ist besonders wichtig – die Einstellung der Arbeiter zum Staate und zur Produktion keine andere werden. Wenn es einige Zehntausende oder selbst Hunderttausende Staatsarbeiter mehr gibt, sonst aber alles beim alten bleibt, wird die Arbeiterschaft als Ganzes sich nach wie vor als Ausbeutungsobjekt der freien kapitalistischen Wirtschaft fühlen und ihr Verhalten und ihre Leistung danach einrichten.

Etliche sozialistische Theoretiker, in erster Linie Goldscheid, wollen auf dem Wege über einen zersplitterten Staatskapitalismus allmählich zur Vollsozialisierung kommen, indem sie durch eine naturale Vermögens- oder Erbschaftsabgabe Beteiligungen an allen möglichen Unternehmungen in die Hände des Staates bringen. Ich habe über die schädlichen und absurden Folgen, zu denen ein solcher Versuch führen müßte, in meiner Arbeit über die Entschuldung des Staates im diesjährigen Augusthefte der „Neuen Rundschau" das Nötige gesagt. Erst auf dem Boden und im Rahmen einer ausgebildeten und eingearbeiteten gemeinwirtschaftlichen Selbstverwaltung wird es wirtschaftspolitisch möglich und nützlich sein, durch Besteuerung nicht bloß Geld und Wertpapiere, sondern auch Be-

teiligungen an Privatunternehmungen in größerem Maßstabe zu Gemeineigentum zu machen.

Die Vollsozialisierung ist unorganisch, wurzellos, ein künstliches Retortenprodukt; sie würde die Kontinuität der Entwicklung zerreißen, fundamentlos ein Kartenhaus in die Luft bauen, und darum nicht in Aufstieg, sondern in Desorganisation und Zusammenbruch münden. Die Teilsozialisierung nach staatssozialistischen oder staatskapitalistischen Rezepten ist ideenlos, unschöpferisch, Oberflächenarbeit; ein Beruhigungsmittel, das nicht heilt und auch nicht einmal beruhigt, weil es für den Zustand des Patienten zu homöopathisch ist. Die wahre Lösung ist nur zu finden, wenn aus dem vorhandenen, lebendigen Wirken der Wirtschaft heraus die Kräfte zur Entfaltung gebracht werden, die die bisher unerfüllten Aufgaben zu bewältigen vermögen.

Die Aufgaben, die zu bewältigen sind, kennen wir. Bekämpfung und möglichste Verminderung der unproduktiven Aufwendungen von Kapital und Arbeitskraft, die lediglich dem Verdrängungskampfe der Unternehmer um Markt und Kunden entspringen und dienen. Zurückdrängung und, soweit nötige Ausschaltung derjenigen Produktion, deren Nutzen, vom Standpunkte unserer Armut gesehen, in keinem Verhältnis zu den produktiven Kräften und Mitteln steht, die sie in Anspruch nimmt. Hebung des Durchschnittsniveaus der technischen und organisatorischen Rationalisierung der Betriebsführung und Ausschaltung oder Umgestaltung (mit dem kleinsten, möglichen Kraftverlust) der besonders unzweckmäßig und teuer arbeitenden Betriebe. Steigerung der Produktivität der Arbeit bis zu dem (ohne Schmälerung der Leistungsfähigkeit und ohne Beeinträchtigung der körperlichen und seelischen Gesundheit des Arbeitenden erreichbaren) Höchstmaß mit Hilfe einer grundsätzlich veränderten Einstellung der Arbeiterschaft zum Produktions- und Wirtschaftsprozeß. All das als Mittel zu dem grundlegenden und beherrschenden Gesamtzwecke: die Produktivität unserer Wirtschaft in denkbar stärkstem Maße auszuweiten, um ihre beispiellose Vorbelastung auszugleichen und um trotz dieser Vorbelastung eine ausreichende Bedarfsbefriedigung für alle zu erreichen.

Überblickt man diese Aufzählung, so erinnert man sich sogleich, daß sich auch schon die alte kapitalistische Wirtschaft an fast allen Aufgaben, die hier erwähnt sind, (unsystematisch freilich, tastend und sporadisch) versucht hat. Die „falschen Kosten" des Konkurrenzkampfes herabzudrücken, bemüht sich fast jedes Kartell und jede Konvention; manche haben kräftesparende Gemeinschaftsorganisationen des Absatzes geschaffen. Straffe Syndikate (und noch viel mehr die Trusts) wirken auch positiv für die Steigerung der Leistungsfähigkeit ihrer Betriebe und suchen die

leistungsschwächsten auszuschalten oder umzuformen, ohne sie mit unnötigen Opfern niederzukonkurrieren. Auch Bestrebungen, die Arbeiter am Betriebe und seinem wirtschaftlichen Erfolge noch mehr zu „interessieren", sind da und dort vorgekommen; man denke an die verschiedenen Gewinnbeteiligungsexperimente oder an die Bemühungen amerikanischer Trusts, die Arbeiter zu Kleinaktionären des eigenen Unternehmens zu machen. Daß man gerade hier in Halbheiten und Anfängen stecken blieb, ist bei den traditionellen Anschauungen des Kapitalismus über das Verhältnis von Kapital und Arbeit selbstverständlich.

Wenn man das, was bisher in der kapitalistischen Wirtschaft vereinzelt, zögernd und großenteils mit geringen Ergebnissen oder ganz ohne solche versucht wurde, nunmehr auf breitester Basis, allgemein, dauernd und mit dem stärksten möglichen Resultate verwirklichen will, so muß man dazu den Weg wählen, der für denselben Zweck schon bisher begangen wurde: man muß die Unternehmer der gleichen Wirtschaftsgebiete und der gleichen Wirtschaftszweige zusammenbringen, sich verständigen, sich einigen lassen. Allerdings mit zwei recht schwerwiegenden Unterschieden gegenüber dem herkömmlichen Verfahren. Der eine besteht darin, daß sie nicht mehr das Recht haben, unverrichteter Dinge auseinanderzugehen, sondern daß sie sich einigen müssen, und zwar nicht nur auf Zeit, solange sie dazu Lust haben, sondern dauernd und immer von neuem, und daß sie sich über das, was sie durch ihre Einigung für die produktive Leistung ihres Wirtschaftszweigs erreicht haben, ausweisen müssen. Und der zweite soll der sein, daß man nicht mehr die Unternehmer allein vereinigt, sondern ihnen die Vertreter ihrer Arbeiter an die Seite setzt. Diese letzteren können und werden mit der Zeit einen sehr wertvollen Kitt des gemeinwirtschaftlichen Zusammenhaltens bilden, weil der Arbeiter auch in Zukunft fester an den Wirtschaftszweig als Ganzes als an den einzelnen Betrieb gebunden sein wird.

Hier also sind die „Selbstverwaltungskörper" der einzelnen Gebiete und Wirtschaftszweige, — keine künstlichen, ausgeklügelten Gebilde wie Zentralwirtschaftsämter oder Landesproduktionskatasterämter, sondern einfach die Organisation der vorhandenen, parallel wirkenden, lebendigen Kräfte. Zwangsorganisationen allerdings in dem Sinne, daß sie beisammenbleiben, sich mit ihren Aufgaben befassen, Erfolge erarbeiten müssen, daß sie nicht achselzuckend ihre Bemühungen aufgeben dürfen, weil Meyer Sonderwünsche hatte, Schulze überhaupt nicht wollte und Lehmann gar nicht kam. Aber keinesfalls Zwangsorganisationen in dem Sinne, daß sie von oben her, von irgendeiner Zentralbehörde reglementiert werden sollen. Sie sollen Aufgaben zugewiesen bekommen, nicht Methoden; und wenn sie diese Aufgaben mit gutem Willen und gutem Erfolge in Angriff nehmen, soll es im wesentlichen ihre Sache sein, mit welchen Mitteln

sie sie lösen. Über ihren Willen freilich, ihre Arbeit und ihren Erfolg müssen sie sich, wie bereits erwähnt, ausweisen; und stellt sich dabei heraus, daß es an der nötigen, eigenen Triebkraft fehlt, so müssen sie sich, damit ihre Aufgaben besser erfüllt werden, Direktiven gefallen lassen.

Überwachung und Direktiven gehen natürlich für jeden Selbstverwaltungskörper von dem nächsthöheren und umfassenderen aus und für die Gesamtheit aller Selbstverwaltungskörper von der obersten, allgemeinen Selbstverwaltungsorganisation der Wirtschaft, dem Wirtschaftsparlament, Wirtschaftsrat, der Kammer der Arbeit oder wie man diese Zentralkörperschaft sonst nennen mag. Auch hier sind, wie im ganzen Aufbau, Unternehmer, Betriebsleiter, Arbeiter vereinigt. Jeder Wirtschaftszweig entsendet seine Vertreter; es wird also ein ziemlich großes Gremium, das in der Hauptsache nicht im Plenum, sondern in Kommissionen arbeitet und dem zweckmäßig ein Stab der besten technischen, wirtschaftlichen, organisatorischen Sachverständigen dauernd zur Seite steht. (Die Kommissionen werden wahrscheinlich teils nach Wirtschaftszweigen, teils und vor allem aber auch nach Problemen und Methoden der Produktivitätssteigerung gegliedert sein.)

Diesem Wirtschaftsparlament wird nun, im zusammengefaßten Ergebnisse, Rechenschaft abgelegt über alles Handeln und Unterlassen, allen Erfolg und Mißerfolg der Selbstverwaltungskörper der einzelnen Wirtschaftsgebiete und Wirtschaftszweige. Es erlangt so zwar nicht die imaginäre Allwissenheit einer Zentralbehörde der vollsozialisierten Verwaltungswirtschaft, aber doch eine umfassende Kenntnis der praktischen Voraussetzungen und Möglichkeiten der Produktivitätssteigerung in allen Sparten der Wirtschaft. Es erfährt, daß Schwierigkeiten, mit denen man sich an einer Stelle vergeblich abquält, an einer anderen leicht überwunden werden. Es sieht, daß Methoden, die ein Selbstverwaltungskörper als undurchführbar hinstellt, von einem anderen unter ganz ähnlichen Verhältnissen erfolgreich angewendet werden. Es gewinnt einen Überblick über das Wirken aller Kräfte und kann dort, wo nicht genug, oder wo Falsches geschieht, raten, belehren, wenn es nötig ist, zwingen.

Das Wirtschaftsparlament hat aber noch mehr zu tun. Es muß dagegen auftreten, daß sich in den Selbstverwaltungskörpern Cliquen und Oligarchien bilden (die Teilnahme der Arbeiter erschwert das, schließt es aber nicht aus), die berechtigte Interessen anderer zurückdrängen und beeinträchtigen. Es muß Beschwerdestelle sein für jede produktive Leistung, die sich in den Selbstverwaltungskörpern zurückgesetzt fühlt; denn die produktive Leistung soll ja nicht gehemmt, sondern um jeden Preis ermutigt und gefördert werden. Es kann vorkommen, daß ein Wirtschaftszweig, dessen Produktion dem Bedarf vorauseilt, für neue Unternehmungen zeitweise gesperrt wird; das darf nicht einseitig durch den Selbstverwaltungs-

körper, der von Interessenten gebildet wird, sondern nur mit Zustimmung des Wirtschaftsparlaments geschehen. Es kann sich ereignen, daß eine Erfindung, ein Verfahren, das die Produktivität steigert, sich weder im einzelnen Betriebe noch im Selbstverwaltungskörper durchsetzen kann, weil egoistische Individualinteressen entgegenstehen; dann muß die Möglichkeit gegeben sein, diese Erfindung oder dieses Verfahren dem Wirtschaftsparlament vorzulegen, das gegebenenfalls Erwerb und zweckmäßige Verwertung durch den Selbstverwaltungskörper anordnen kann. Es ist denkbar, daß eine Minorität des Selbstverwaltungskörpers dessen Politik als produktivitätshemmend oder nicht ausreichend produktivitätsfördernd bekämpft; dann muß das Wirtschaftsparlament untersuchen, abwägen, entscheiden. Ebenso wenn Einwände oder Klagen von anderen Selbstverwaltungskörpern oder von Verbrauchern vorgebracht werden.

Auf Grund seiner Kenntnis des Gesamtstands der Produktivität und der Bedarfsbefriedigung muß das Wirtschaftsparlament ferner die Zurückdrängung und Ausschaltung der Produktion und Einfuhr vornehmen, deren Verbrauch an produktiver Kraft im Hinblick auf jenen Gesamtstand nicht zu rechtfertigen ist. Der einzelne Selbstverwaltungskörper kann diese Aufgabe selbstverständlich nicht lösen und einer bürokratischen Behörde darf sie ebensowenig übertragen werden, wie einem sachunkundigen, politischen Parlament. Die Mittel können sich steigern von finanzieller Sonderbelastung und kontrollierter Kontingentierung der Erzeugung oder des Absatzes bis zum Verbot der Produktion, des Imports, des Vertriebs.

Endlich wird dem Wirtschaftsparlament die Heranziehung der sich selbst verwaltenden Wirtschaftszweige zur Aufbringung öffentlicher Lasten nach Gesichtspunkten möglichster Produktivitätsschonung und -förderung obliegen, weiter die allgemeine wirtschaftspolitische Gesetzgebung und die Begutachtung jenes Teils der politischen Legislatur, der einen stärkeren wirtschaftlichen Einschlag aufweist.

Der Kampf um die Verteilung des Wirtschaftsertrags dagegen, der Kampf um die Löhne und die anderen materiellen Arbeitsbedingungen muß aus dem Funktionskreise der für die Steigerung der Produktivität wirkenden Selbstverwaltungskörper und des mit der grundsätzlich gleichen Aufgabe über sie gesetzten Wirtschaftsparlaments herausgelöst werden. In den Selbstverwaltungskörpern und im Wirtschaftsparlament sollen Unternehmer, Betriebsleiter und Arbeiter durch das ihnen gemeinsame Produktivitätsinteresse solidarisch verbunden sein. Diese Solidarität würde, zum größten Schaden der aufbauenden Arbeit, zerstört, wenn innerhalb jener Körperschaften durch das spaltende und trennende Verteilungsinteresse zwei feindliche Parteien geschaffen und einander gegenübergestellt würden. Die Regelung der Löhne (natürlich nur für Normalleistung und Durchschnittsarbeit) muß zentral für ganze Industrie- und Handelszweige durch

öffentlich-rechtlich fundierte Tarifgemeinschaften der Unternehmer, Betriebsleiter und Arbeiter erfolgen, über denen als Beschwerde-, Ausgleichs-, Vereinheitlichungs-, Kontrollinstanz wieder eine zentrale und allgemeine Tarifselbstverwaltung steht, ein Tarifparlament, wenn man es so bezeichnen will. In diesen Tarifgemeinschaften wird man sich auf Grund von Erörterungen über die Rentabilität des Wirtschaftszweigs (auf deren Kenntnis und Prüfung die Arbeiter künftig kaum verzichten werden) über die Regellöhne und ihre Abstufung einigen. In diesen Tarifgemeinschaften werden die Methoden der Leistungslöhnung gründlich studiert und weitergebildet werden müssen. Von diesen Tarifgemeinschaften werden Normen aufzustellen sein für die Verwendung eines Teils der Betriebsgewinne zu Leistungsprämien für alle, die sich um den produktiven Erfolg des Unternehmens verdient gemacht haben.

Der Einwand liegt nahe, daß dieses ganze System von Selbstverwaltung, das hier nur in knappen Strichen skizziert werden konnte, reichlich verwickelt ist und daß insbesondere dem Wirtschaftsparlament eine kaum zu bewältigende Fülle von Aufgaben und Leistungen zugemutet wird. Gewiß wird die Einstellung auf diese neue Art dauernden Zusammenwirkens erst erarbeitet werden müssen und gewiß wird man, bis es soweit ist, da und dort etwas ziellos durcheinanderlaufen und durcheinanderreden. Aber während dieses Übergangs wird schwerlich großer Schaden angerichtet werden; nur der Wirkungsgrad der neuen Organisation wird zunächst gering sein. Der Zwang, weiterzuarbeiten, und die Verpflichtung, sich über das Geleistete auszuweisen, wird bald Sinn und Ordnung in die Arbeit bringen. Und je mehr das der Fall ist, je besser sich die Selbstverwaltungskörper auf ihre Funktionen einspielen, umso einheitlicher, bestimmter und übersichtlicher wird naturgemäß die Tätigkeit des Wirtschaftsparlaments.

Das einzelne Unternehmen ist in diesem Aufbau nach wie vor Träger eigenen Wirtschaftswillens und eigener Wirtschaftserfolge. Zwar ist die Freiheit des Wirtschaftswillens nach etlichen Richtungen von oben, von der Gemeinschaft her eingeschränkt (wie sie es bisher schon häufig und in den verschiedensten Formen und Graden war), aber nach anderen, insbesondere nach der der produktiven Höchstleistung bleibt sie grundsätzlich ungehemmt. Auch daran soll sich selbstverständlich nichts ändern, daß der Wirtschaftswille sich im ganzen in einzelnen führenden Persönlichkeiten, im Unternehmer, im Betriebsleiter verkörpert. Aber die Führung soll, wie ich schon in meinem Aufsatze über Bürgertum und Neuaufbau andeutete, aus einer autokratischen zu einer demokratischen werden. Ein gewisses Recht, mitzuhören, mitzuwissen, mitzuraten wird man den Arbeitern oder ihren Vertretern auch im Betriebe nicht vorenthalten können. Einmal empfinden sie ja gerade hier im Betriebe ihre Trennung von der Wirtschaftsführung,

ihre Degradierung zum bloßen Produktionsmittel ganz unmittelbar und eindringlich. Des weiteren werden sie ihre Aufgaben in den Selbstverwaltungskörpern nicht erfüllen können, wenn sie nicht im Betriebe selbst die nötige praktische Einsicht in die Wirtschaftsführung erlangen. Arbeiter, die nicht aus eigener lebendiger Erfahrung wissen, mit welchen Voraussetzungen, Umständen, Schwierigkeiten, Möglichkeiten die Leitung des einzelnen Betriebs zu rechnen hat, werden im Selbstverwaltungskörper und im Wirtschaftsparlament stumme (und deshalb nutzlose und grollende) Statisten sein oder Unheil anrichten. Endlich ist die wirtschaftspolitisch, wie klassenpolitisch dringend wünschenswerte Auslese der Führerbegabungen aus der Arbeiterschaft auf breiter und allgemeiner Basis nur möglich, wenn sie im Betriebe beginnen kann. Es ist gar nicht nötig, daß man den Arbeitern sogleich einen entscheidenden Einfluß einräumt, daß man Unternehmer und Betriebsleiter, namentlich in kaufmännischen oder organisatorischen Fragen, durch sie majorisieren läßt. Nicht auf Abstimmungen kommt es an, sondern darauf, daß man sich zusammensetzt und wichtige Vorgänge und Entscheidungen der Betriebsführung gemeinsam erörtert. Mit ein bißchen Konzilianz, ein bißchen Geduld und mit der Autorität persönlicher Sachkunde und Tüchtigkeit wird jeder Betriebsleiter diese Aufgabe ohne übermäßige Schwierigkeiten oder Gefahren zu lösen vermögen.

Aber natürlich darf man (wie das leider im Entwurf des Betriebsrätegesetzes geschieht) hier so wenig wie in den Selbstverwaltungskörpern die Mitbeteiligung an der Betriebsleitung, die Solidarität mit dem Unternehmer voraussetzt und ganz von selbst erzwingt, mit der Vertretung der reinen Arbeitnehmerinteressen durcheinanderwerfen. Die Arbeiterschaft des Betriebs braucht einen Arbeiterausschuß, der Organ der an der Tarifgemeinschaft beteiligten Arbeitnehmerorganisationen ist und über die Einhaltung der tariflichen Arbeitsbedingungen wacht. Und sie braucht daneben – und ganz getrennt davon – Vertrauensleute, die in gewisser Art und gewissem Umfange an der Seite der Unternehmer und Betriebsleiter in die technisch-wirtschaftliche Führung des Betriebs eingeschaltet sind. Diese zwei Funktionen gehören nicht zusammen; verquickt man sie, so müssen sie einander gegenseitig stören und beeinträchtigen. Für die Erhaltung und den künftigen Aufstieg unserer Wirtschaft aber ist beides gleich unentbehrlich: der ruhige Ausgleich der materiellen Klasseninteressen und der solidarische Wille aller, der Leitenden wie der Ausführenden, zu produktiver Höchstleistung. Gelingt es Unternehmern, Betriebsleitern und Arbeitern nicht, für beides die rechten Organe zu schaffen und die rechte Gesinnung zu finden, so wird auf dem Leidenswege schmerzhaftester Selbstdezimierung die deutsche Wirtschaft klein, schwach, abhängig, ohnmächtig werden. Und mit ihr auch der deutsche Staat und das deutsche Volk.

Das öffentliche Unterrichtswesen im Volksstaate

von Georg Kerschensteiner

Das öffentliche Unterrichtswesen eines Staates ist stets mehr ein Spiegelbild der Vergangenheit als der Gegenwart und ihrer Bildungsnöte. Die beharrende Kraft der einmal irgendwo geschaffenen Schultypen und des einmal irgendwie herausgewachsenen Schulsystemes, — wenn man das Konglomerat von Schultypen in den modernen Kulturstaaten ein „System" nennen kann —, scheint unüberwindlich zu sein. Selbst wenn durch neue Schulgesetze mit einem Schlage alle Schultypen geändert und den vermeintlichen oder wirklichen gegenwärtigen Bedürfnissen der Gesellschaft paragraphenweise angepaßt würden und auch anderswo als auf dem Papier angepaßt werden könnten, — die Hunderttausende von Lehrkräften aller Art, von Schulleitern, Schulaufsichts- und Schulverwaltungsbeamten, deren Arbeit in das gesamte System hinein verwoben ist, kann kein Gott sofort mit dem neuen Geiste erfüllen. Auf den Geist des neuen Schulwesens aber kommt es an, nicht auf seine äußere Form. Ist aber im Laufe der Zeit auch der Geist wirklich Fleisch geworden — dann ist inzwischen die Gesellschaft gewöhnlich eine oder mehrere Generationen über die alten Verhältnisse hinausgewachsen, und neue Auffassungen wie neue Bedürfnisse pochen an die Tore der Schulpaläste.

Über diese Grundwahrheit muß sich jede Schulreform, die sich nicht bloß mit der Umgestaltung der Form begnügt, klar sein. Dann werden Freunde wie Gegner weniger erpicht sein um der äußern Form willen, um der Gestaltung der Schultypen, der Lehr- und Stundenpläne, der Übergänge und Verbindungen willen, die erbittertsten Kämpfe zu führen. Sie werden von vornherein sich mehr darauf einstellen, durch welche Mittel der neue Geist so rasch als möglich lebendig werden kann, und werden erkennen, daß dies nur möglich ist durch Versenken in das Problem des Bildungsprozesses überhaupt.

Das gegenwärtig alle Schulmänner und Schulverwaltungen beschäftigende Problem der „Einheitsschule", zu welchem Schlagwort sich die ganze Frage der äußern Schulreform verdichtet hat, ist eben weder das einzige noch das wichtigste der großen Schulprobleme für den Volksstaat. Gleichwohl steht zu befürchten, daß die kommende Reichsschulkonferenz über der Besprechung des in diesem Problem niedergelegten Bündels von Schulfragen viel zu wenig ihr Augenmerk auf die andern großen Probleme richten wird. Man hat zu sehr bereits Volksstaat und Einheitsschule als Korrelate in Beziehung gesetzt. In Wirklichkeit ist aber

die Frage der Einheitsschule schon eine sehr alte Frage. Sie war längst Gegenstand eingehender Erörterungen und erbitterter Schulkämpfe, noch ehe irgend jemand an einen so gründlichen Wandel der Staatsform in Deutschland denken konnte. Überhaupt sind die wertvollen Lösungen der Grundprobleme aller Schulgestaltung, schon gar die der äußern Gliederung weit weniger durch Staatsverfassungen und Gesellschaftsschichtungen als durch das Wesen der Bildung und die wissenschaftliche Einsicht in den Bildungsprozeß bestimmt. Daß die monarchischen Staaten, beziehungsweise die Gesellschaftsschichten, welche den wesentlichen Teil der Staatsmacht in Händen hatten, auch mehr oder weniger andere Gesichtspunkte für die Schulgestaltung maßgebend sein ließen, ist außer Zweifel. Aber das darf für den Volksstaat kein Grund sein, es gerade so zu machen. Ja, je demokratischer ein Staatswesen ist, desto mehr muß es in der Organisation seines Bildungswesens vom Wesen der Bildung ausgehen und nicht von politischen Gesichtspunkten. Es braucht aus einer solchen Haltung um so weniger für den Bestand seiner Verfassung zu fürchten, als gerade mit der Verbreitung und Vertiefung wirklicher Bildung nicht bloß die Einsicht in die Aufgaben des Staates, sondern auch der Wille und die Kraft zur Selbstregierung in allen Teilen des Volkes notwendig wächst. Ein in allen Schichten gebildetes Volk läßt sich nicht in der gleichen Weise bevormunden wie ein ungebildetes. Die einzige Sorge, die der Volksstaat in der Gestaltung seines Schulwesens haben muß, und die man, wenn man will, als seine politische Grundsorge bezeichnen kann, ist die, daß jedes Glied seines Volkskörpers der Bildung teilhaftig wird, deren es fähig ist. Aus diesem Grundsatz und aus der wissenschaftlichen Erkenntnis des Wesens der Bildung und des Bildungsverfahrens ergeben sich die wichtigsten notwendigen Normen für die Gestaltung des Bildungswesens im Volksstaate.

Nun lassen sich die wichtigsten Schulorganisationsprobleme unter sechs Haupttiteln vereinigen:

1. Die Probleme der äußeren Gliederung des gesamten öffentlichen Unterrichts- und Erziehungswesens.

2. Die Probleme der inneren Verfassung des Unterrichts- und Erziehungsbetriebes.

3. Die Probleme der Lehrerauswahl und Lehrerbildung für alle Typen des Unterrichts- und Erziehungswesens.

4. Die Probleme der Schulaufsicht, Schulleitung und Schulverwaltung.

5. Die Probleme des Berechtigungswesens.

6. Die Probleme der privaten Unterrichts- und Erziehungseinrichtungen in ihrem Verhältnis zum öffentlichen Unterrichtswesen des Staates und in ihrer Bedeutung für einzelne Individuen oder Gruppen der Gesellschaft.

Es ist nicht möglich, die Fülle der einzelnen Fragen, Schwierigkeiten, ja Widersprüche, die teilweise schon in den Begriffen Schule einerseits und Erziehung andererseits liegen, hier zu erörtern. Schon eine etwas ins einzelne gehende Aufzählung würde zu viel Raum in Anspruch nehmen. Wollen wir sie nach der Wichtigkeit ordnen, so ist zweifellos die weitaus wichtigste Problemgruppe die dritte, die der Auswahl und Ausbildung der Lehrer. Gäbe es eine Möglichkeit, aus der Gesamtheit der Mitglieder einer Gesellschaft die wirklich pädagogisch Begabten dem Lehrerberuf zuzuführen, die pädagogisch Unbegabten oder sonstwie Ungeeigneten von ihm fernzuhalten oder von ihm abzustoßen, und dann den so Gewählten die rechte Ausbildung als Lehrer und vor allem auch als Erzieher angedeihen zu lassen, so würde eine große Zahl der übrigen Probleme, so weit sie nicht direkt praktische Antinomien sind, überhaupt nicht auftauchen, oder doch leicht zu lösen sein.

Wir können nun nicht alle Problemgruppen hier erörtern, sondern müssen uns mit der Betrachtung der drei ersten begnügen. Zunächst wenden wir uns der am lebhaftesten diskutierten Frage zu, der Frage der äußern Schulorganisation oder der Frage der Einheitsschule.

Alle Schulorganisation ist, was immer für ein Bildungsideal man als Ziel stecken mag, nach irgendwelchen Bildungszwecken orientiert. Die Verschiedenheit des Zweckes bestimmt den Charakter der einzelnen Schultypen. Der Zweck ist immer ein beruflicher. Dies gilt auch von den sogenannten allgemeinbildenden Schulen, deren Zweck ja kein anderer ist, als für die sogenannten gelehrten Berufe die Vorbereitung zu übernehmen. Würde man schon beim sechsjährigen Kinde die berufliche Natur des Menschen erkennen, den Berufscharakter, der in ihm angelegt ist, so wäre es weitaus das Rationellste, alle Kinder nach vollendetem sechsten Lebensjahre gemäß der Art ihrer Veranlagung in Gruppen zu gliedern, dieser Veranlagung gemäß die Bildungsgüter auszuwählen und diesem Komplex von ausgewählten Bildungsgütern entsprechend den besonderen Schultypus zu gestalten. Eine solche Schule würde, eben weil sie der sich entwickelnden Natur des Zöglings völlig angepaßt ist, alle Möglichkeiten für seine Bildung gewährleisten. Die Hauptsorge wäre nur, diese Berufsschule zu einer Schule des Humanismus auszugestalten, was immer möglich ist.

Allein das sechsjährige Kind läßt nur in seltenen Ausnahmsfällen erkennen, wohin seine geistige Entwicklung gehen wird. Selbst wenn es dank seiner häuslichen Erziehung bereits einen gutausgebildeten Vorstellungskreis, eine wohlentwickelte Sprache und eine Anzahl verhältnismäßig klarer sittlicher Begriffe hat, kann niemand beurteilen, ob das Kind sich für einen wissenschaftlichen, künstlerischen, kaufmännischen, technischen, wirtschaftlichen, sozialen Beruf eignet, vor allem nicht, ob irgendwelche

Begabungen, die es zeigt, auch tatsächlich einer höheren Entwicklung fähig sind und nicht unerwartet früh stillstehen. Es gibt zwar sogenannte Intelligenzprüfungen, die bereits für das sechste Lebensjahr in ihren Fragestellungen ausgearbeitet sind und die man neuerdings auch für jedes spätere Schulalter ausgebildet hat. Sie beweisen aber für die zukünftige Art der beruflichen Brauchbarkeit um so weniger, als sie sich nur auf eine einzige Seite des psychischen Lebens beziehen, nämlich die intellektuelle, und selbst diese nur in ihren oberflächlichsten Erscheinungen erfassen.

Aus diesen Erwägungen heraus lautet die erste Forderung: Das ganze öffentliche Schulsystem eines Staates wird am zweckmäßigsten auf einer einzigen Grundschule aufgebaut, welche die Kinder jedes Standes und jeder Vermögenslage, so weit sie nicht durch Privatunterricht die gleichen Bildungsmöglichkeiten genießen, zu besuchen haben. Diese Grundschule arbeitet selbstverständlich mit den Bildungsgütern, die diesem Lebensalter zugänglich sind und die bei der noch geringen geistigen Differenzierung der Knaben und Mädchen vom sechsten bis neunten Lebensjahr für nahezu alle Kinder die gleichen sein können. Es lohnt sich nicht, alle die Einwände, die gegen diese Grundforderung erhoben werden, immer wieder eingehend zu widerlegen. Wer sich über diese Einwände und ihre Widerlegung orientieren will, den verweise ich auf die Schrift von Tews: „Die deutsche Einheitsschule", zweite Auflage, Julius Klinkhardt, Leipzig, oder auf die Abhandlung „Die Probleme der Einheitsschule" in meinem Buche „Deutsche Schulerziehung in Krieg und Frieden", B. G. Teubner, Leipzig 1917. Hier mag der Hinweis genügen, daß diese einheitliche Grundschule für alle Kinder ohne Ausnahme in vielen Staaten bereits besteht, in allen skandinavischen Staaten, in der Schweiz, in den Vereinigten Staaten von Nordamerika, in Bayern, und daß nirgends sich das Bedürfnis geltend gemacht hat, neben der allgemeinen öffentlichen Volksschule auch öffentliche Sonderschulen für bestimmte Zwecke oder bestimmte Kreise aus öffentlichen Mitteln der Gesellschaft oder des Staates einzurichten. In München sind es neben den jährlich in die Volksschule eintretenden zehntausend sechsjährigen Kindern nur etwa hundertundfünfzig, die vom Besuch der öffentlichen Volksschule keinen Gebrauch machen. Der einzige Fehler der gegenwärtig in allen diesen Staaten vorhandenen gemeinsamen Grundschule ist nur der, daß sie nicht auf die psychische Natur des Kindes eingestellt ist. Sie ist, wie unser ganzes allgemeines Schulwesen in Deutschland überhaupt, im wesentlichen auf theoretische Fertigkeiten eingestellt, auf Lesen, Schreiben, Rechnen, auf den Ausbau des Vorstellungskreises und der Klärung theoretischer und sittlicher Begriffe. Das sechsjährige Kind befindet sich aber im allgemeinen noch vollständig im Zustand des rein praktischen

Verhaltens, des praktisch-technischen wie des praktisch-sozialen. Es befindet sich im Zustand des Überganges vom Spiel zur praktischen Arbeit. Diesem Übergang trägt die deutsche Elementarschule in keiner Weise Rechnung. Der Grund liegt in der Vergangenheit unseres Schulwesens. Die Vergangenheit hat sich aber keineswegs psychologisch auf den Zögling eingestellt. Sie wollte das Kind nicht „bilden" im echten Sinne des Wortes, sie wollte dem Kinde nur Lesen, Schreiben und Rechnen lehren. Sie hatte überhaupt nicht das Kind im Auge sondern den zukünftigen Erwachsenen. Diese Vergangenheit müssen wir endlich überwinden. Die Schulen müssen „Bildungsanstalten" werden. Das ist nur dann möglich, wenn ihr innerer Betrieb dem Grundaxiom des Bildungsverfahrens als oberster Norm Rechnung trägt. Wir werden diese Frage bei Betrachtung der Probleme des zweiten Kreises wieder aufgreifen.

Eine andere Frage ist, ob diese gemeinsame Grundschule nach Konfessionen getrennt werden soll oder nicht. Sie ist eigentlich eine Frage der Lehrgüter und gehört als solche in den zweiten Problemkreis und nicht in den ersten. Aber die meisten Freunde des Einheitsschulsystems sehen sie als eine notwendige Folgerung des Einheitsschulgedankens an und beantworten sie dahin, daß um der „Einheit" willen auch die Grundschule konfessionell gemischt, das heißt allen Konfessionen gleich zugänglich sein muß. Aus dem Wesen der Bildung und des Bildungsverfahrens sowie aus dem Grundrecht des einzelnen auf sein Bildungsmaximum, den beiden Voraussetzungen, von denen wir ausgegangen sind, läßt sich diese Folgerung nicht ableiten. Ein zwingender Grund für die Simultanisierung der Grundschule ist nur da gegeben, wo eine der beiden Voraussetzungen verletzt werden müßte, nämlich in allen den Fällen, wo in einer Gemeinde die Trennung der elementaren Grundschule nach Konfessionen zu zwei kümmerlichen Rumpfschulen führen würde, während die Vereinigung der Konfessionen einen normalen leistungsfähigen achtklassigen Volksschulkörper ergäbe. Nur in diesem Falle muß der Staat, und zwar ohne Ausnahmen, konfessionell gemischte Schulen fordern. Denn das Grundrecht des einzelnen auf das mögliche Bildungsmaximum wird sonst verletzt. In jedem andern Falle kann und soll er es dem Ermessen der Bürger der Gemeinde überlassen, wie sie ihre Elementarschule in dieser Hinsicht gestalten wollen. In Bildungsfragen soll der Staat in die Rechte der Gesellschaft nie weiter eingreifen als es die Wahrung der Bildungsinteressen unbedingt fordert. Damit will ich diese im übrigen recht weitreichende Frage verlassen.

In dem Maße nun, als die Kinder älter werden, beginnen sie in ihren Interessen und Neigungen sich zu differenzieren. So weit solche Neigungen und Interessen bloß auf Nachahmung beruhen, zu der das Kind die

Vorbilder aus seiner Umgebung nimmt, wird die Schule sie wohl benützen, muß aber ihren eigentlichen Bildungsplan nicht auf sie aufbauen. Ganz anders liegen die Verhältnisse da, wo die Interessen aus der geistigen Veranlagung hervorwachsen. Den noch fast gar nicht differenzierten kleinen Geistern kann die Schule einerlei geistige Nahrung bieten. Sie wird immer Erfolg dabei haben, wenn sie nur dem mannigfaltig gerichteten Grundverhalten des Kindes Rechnung trägt, das ein praktisches Verhalten ist. Aus den praktischen Interessen heraus wachsen nun aber, genau wie im Gange der Kultur der Menschheit überhaupt, alle übrigen Interessen, die theoretischen, die ästhetischen, die religiösen, die technisch-konstruktiven, die wirtschaftlichen, die kaufmännischen, die politischen, die sozialen und die sozial-moralischen Interessen. Wir besitzen heute noch keine Untersuchung darüber, in welchem durchschnittlichen Lebensalter beim Kinde sich nennenswerte theoretische Interessen einstellen. Das Herkommen sowohl, wie die Überlegung, daß die akademischen Vorlesungen eine bestimmte geistige Schulung von den achtzehn- bis zwanzigjährigen, normal veranlagten Menschen verlangen und daß diese geistige Schulung, welche die akademischen Vorlesungen voraussetzen, von den höheren Schulen im allgemeinen nicht unter acht Bildungsjahren erzielt werden kann, haben dazu geführt, etwa nach dem dritten oder vierten Schuljahre von der Grundschule die sogenannten gelehrten Schulen, das humanistische Gymnasium, das Realgymnasium, die Oberrealschule abzuzweigen. Nach meiner Erfahrung ist die Abzweigung nach dem dritten Schuljahre, die in Norddeutschland die Regel ist, für die weitaus überwiegende Mehrzahl der Schüler, die sich den gelehrten Berufen zuwenden, verfrüht. In Bayern hat sich die früher üblich gewesene Gabelung nach dem vierten Schuljahre bewährt. Vor sieben Jahren hatte man leider in Bayern auch das preußische Muster ganz ohne eigentliche Not nachgeahmt, in München mit dem Ergebnisse, daß von dieser Erlaubnis, nach dem dritten Schuljahre überzutreten, wenig mehr als sechs Prozent der überhaupt übertretenden Schüler in diesem ganzen Zeitraume Gebrauch machten. Die jüngste Zeit ist wieder zur alten Ordnung zurückgekehrt. Es läßt sich für gewisse höhere Schultypen auch noch eine spätere Abzweigung der gelehrten Schulen von der gemeinsamen Grundschule rechtfertigen. Namentlich für einen sehr notwendigen, bis jetzt aber noch nicht existierenden Typus, den ich als das technische Gymnasium bezeichnet habe. Schädlich würde nur eine Abzweigung sein, die ganz allgemein erst nach dem achten Schuljahre der Grundschule einsetzen würde. Ich weiß wohl, daß in den Vereinigten Staaten von Nordamerika mit wenigen Ausnahmen die achtjährige Grundschule die Norm ist, an welche sich dann die vierjährigen Sekundarschultypen angliedern. Aber man braucht nicht,

wie ich, die im Vergleich mit den Leistungen unserer Absolventen der neunklassigen Schulen durchwegs recht mäßigen Leistungen der Absolventen dieser Sekundarschulen aus eigener, vielfacher Erfahrung zu kennen, um diese verspätete Gabelung zu verurteilen. Schon die bloße Überlegung muß uns davon abhalten. Man versäumt nicht ungestraft drei oder vier Jahre theoretischer Ausbildung, wenn der Geist bereits das Bedürfnis und die Reife für sie hat. So lange unsere drei Typen von höheren Schulen in den Unterklassen die geistige Schulung vorzugsweise auf fremdsprachliche Übungen stützen, auf Übungen im Lateinischen oder Französischen und später im Griechischen oder Englischen, werden sie mit großem Vorteil für ihre späteren Zwecke die starke Retentionsfähigkeit, die das Gedächtnis im zehnten bis vierzehnten Lebensjahr aufweist, ausnützen. Anders liegen die Verhältnisse bei höheren, allgemein bildenden Schulen, die als erste Bildungswerkzeuge Technik mit Naturwissenschaften und Mathematik verbinden und die ich soeben als technische Gymnasien bezeichnet habe. Wir finden sie in den Vereinigten Staaten als Manual Training High Schools. Hier spielt das mechanische Gedächtnis eine sehr kleine Rolle, eine umso größere das erwachte oder erwachende Kausalitätsbedürfnis.

Man sieht aus diesen Betrachtungen, daß es sich nicht empfiehlt, den Zeitpunkt der ersten Gabelung der Grundschule für alle Typen auf ein bestimmtes Schuljahr der Grundschule ein für alle mal festzulegen. Für jene höheren Schulen, die ihr Schwergewicht zunächst auf die Bildungsgüter der fremden Sprachen legen, ist wohl die Abtrennung von der Grundschule nach dem vierten Schuljahre die zweckmäßigste. Sie setzen ein Schülermaterial voraus, dessen Veranlagung frühzeitig nach der sprachlich-historischen Seite sich neigt, ohne ausgesprochene sachlich bestimmte geistige Einstellung. Neben dieser Gruppe von Veranlagung gibt es noch eine zweite und dritte Gruppe, die mathematisch-naturwissenschaftliche und vor allem die praktisch-technische Veranlagung, soweit sie sich schon frühzeitig zu erkennen geben. Je ausgesprochener und darum je wertvoller eine naturwissenschaftliche oder technische Veranlagung für die menschliche Gesellschaft ist, desto weniger findet sie im sprachlich-historischen Gymnasium, dem humanistischen wie dem Realgymnasium, ja selbst in den Unterklassen der analog organisierten Oberrealschulen ihre Bildungsmöglichkeit, falls sie nicht zufällig auch noch mit einer sprachlich-historischen Veranlagung verbunden ist. Solche Menschen bedürfen eigener Bildungsstätten, die gut zwei Jahre später von der Grundschule abzweigen können. Insbesonders haben wir unser Augenmerk auf jene zahlreichen Knaben und Mädchen zu richten, bei denen im fraglichen Alter die praktisch-technische Veranlagung vorherrscht. Sie müssen selbst wieder in zwei Bildungs-

gruppen zerlegt werden, in eine erste, die mit ihren praktisch-technischen Tendenzen auch theoretische Neigungen und Begabungen verbindet und die darum durch eine entsprechende Ausgestaltung der höheren Schule in den oberen Klassen dem akademischen Studium zugeführt werden kann, und in eine zweite, die rein praktisch eingestellt ist und bleibt und keinerlei theoretische Interessen zeigt, die also für eine höhere, aus den Bedürfnissen der Praxis heraus sich entwickelnde theoretische Schulung nicht zu haben ist. Diese zweite Gruppe wird am besten in der entsprechend mit technischen Bildungsgütern ausgebauten Grundschule und der an sie anschließenden Fortbildungsschule oder einer höheren gewerblichen Fachschule weitergeführt. Die erste Gruppe dagegen bedarf einer in Deutschland völlig neuen, in Frankreich und den Vereinigten Staaten längst eingebürgerten höheren Schule, die wenn auch nicht notwendig so doch zweckmäßig nach dem sechsten Schuljahre von der Grundschule abzweigt.

Außer diesen drei Hauptgruppen von Begabungsformen, der sprachlich-historischen, der mathematisch-naturwissenschaftlichen und der technischen Intelligenz, gibt es noch drei andere Haupttypen, die der ökonomisch-wirtschaftlichen oder kaufmännischen Intelligenz, die mit einer eigenartigen Intelligenz verbundene, höhere künstlerische Veranlagung, wie sie vor allem die architektonische Raumkunst erfordert, und endlich die typische soziale Veranlagung, die eine Grundvoraussetzung für den Lehrer- und Erzieherberuf ist. Für die letztere Gruppe haben wir bereits einen Schultypus, die Lehrerbildungsanstalten, deren Organisation aber keineswegs einer für den Lehrberuf geeigneten Schulverfassung entspricht. Wir kommen darauf noch zu sprechen. Auch die kaufmännisch Veranlagten haben ihre besondere Schulgattung, die bis zur Hochschule führt und ihre eigene Hochschule bereits gefunden hat, ohne daß dieser Schultypus im banausischen Fachschultypus aufgeht. Nur die frühzeitige Begabung für bildende Kunst hat heute noch keine allgemeine Bildungsstätte, die aus dem Rahmen der einseitigen Fachschule heraustritt und d u r c h die Kunst hindurch alle Seiten des ganzen Menschen ergreift, die also nicht einseitig nur auf die Ausbildung des bloßen Künstlers ausgeht. Selbst die Hochschulen für Kunst sind nichts als Fachschulen einseitigster Art, während gerade der Künstler mehr als so mancher andere ein ganzer Mensch sein muß, wenn seine Kunst der Menschheit etwas sagen soll.

Diese Erwägungen führen also mit Notwendigkeit auf etwa sechs allgemeine Schultypen, die sich von der gemeinschaftlichen Grundschule allmählich abzweigen. Ich betone ausdrücklich das Allmähliche der Abzweigung. Es wäre ein großer Fehler, ein für allemal für jede erste Abzweigung etwa das vollendete vierte oder das vollendete sechste Schuljahr der Grundschule zu verlangen. Nicht bloß die verschiedenen Quali-

täten der Veranlagung entwickeln sich ganz allgemein in verschiedenen Zeiten des geistigen Wachstums, sondern auch der einer bestimmten Seelenstruktur eigentümliche Qualitätstypus einer Veranlagung entwickelt sich bei verschiedenen Individuen der gleichen Struktur keineswegs um die gleiche Zeit, sondern bei dem einen später, bei dem anderen früher.

Da aber weiter der einzelne gar leicht über das eigentümliche Wesen seiner geistigen Struktur sich täuscht und viele erst nach mancherlei Irrgängen entdecken, wozu sie innerlich berufen sind, so müssen die besonderen Schultypen außerdem so organisiert werden, daß Übergänge von dem einen zum andern nicht mit allzu vielen Opfern an Zeit und Arbeit verknüpft sind. Diesem Zwecke können verschiedene Maßnahmen dienen. Man kann, wie das bei den Reformgymnasien geschehen ist, zwei oder drei Schultypen nach der ersten Abzweigung von der Grundschule durch geeignete Wahl der Bildungsgüter (Lehrplan) zunächst gemeinsam führen und erst auf einer höheren Stufe zum zweitenmal in ihre Zweige trennen. Man kann, wie das in dem neuen Berliner Schulsystem geschehen ist, von einer höheren Stufe des einen Schultypus aus — auch der Grundschule — besondere Übergangsklassen zum anderen Schultypus einrichten. Man kann weiter dem obligatorischen Unterricht eines Schultypus, namentlich wenn er ein Zeitmaß von vierundzwanzig Wochenstunden nicht überschreitet, was in Deutschland heute keineswegs der Fall ist, einen auf verschiedenartige Bildungsgüter ausgebreiteten fakultativen Unterricht angliedern, der es ermöglicht, daß der Schüler seine echten Veranlagungen entdeckt. Dieser Weg ist vor allem da wertvoll, ja notwendig, wo, wie in kleinen Städten, verschiedene Schultypen überhaupt nicht möglich sind. Man kann endlich, wie das in einigen englischen Stiftungsschulen so glänzend durchgeführt ist, in den Lehrplan einer höheren Schule aus allen Kultursystemen Bildungsgüter aufnehmen, dem Schüler aber eine gewisse Wahlfreiheit einräumen, bis er sich selbst gefunden hat. Dieser letzte Weg ist freilich organisatorisch der schwierigste. Aber er entspricht dem Ideale, das einst Goethe in der „Pädagogischen Provinz" vorschrieb, wo er den „Oberen" auf die Frage, wie er denn das Erziehungssystem eingerichtet hätte, sagen läßt: „Wir werden den Zögling in alle möglichen Lehrverhältnisse stellen, bis wir entdecken, was ihm gemäß ist." Alle diese Mittel dienen dazu, das gesamte Schulsystem zu einem einheitlichen zu machen und jedem Tüchtigen den seiner Veranlagung angepaßten Bildungsweg freizumachen.

Es mag sehr viele fremdartig anmuten, ja bei manchen heftige Widersprüche hervorrufen, daß ich hier von sechs Typen höherer allgemeiner Schulen spreche, die sich von der Grundschule allmählich abzweigen. Namentlich diejenigen, die noch auf die uralte höhere Einheitsschule

schwören, die also das alte humanistische Gymnasium als die einzige wahre Stätte für echte Bildung ansehen, werden sich schwerlich leicht auf meine Seite stellen. Allein das Bildungsmonopol des humanistischen Gymnasiums ist längst gebrochen. Nicht bloß das Realgymnasium und die Oberrealschule hat sich emanzipiert, auch die höheren kaufmännischen Schulen erheben heute Anspruch darauf, allgemeine Bildungsstätten zu sein, und in dem letzten Jahrzehnt mehrten sich auch die Stimmen erheblich, welche sich von einer entsprechend reformierten Lehrerbildungsanstalt einen neuen Schultypus für die allgemeine Bildung und nicht bloß für die Berufsbildung der Lehrer und Erzieher versprechen. Es fehlt also im Grunde nur noch das technische Gymnasium und der Ausbau unserer Kunstgewerbeschulen in der Richtung der allgemeinen Menschenbildung. Zwar gibt es heute noch pädagogische Theoretiker, die da glauben, einen notwendigen Unterschied zwischen allgemeinen Erziehungsschulen (Gymnasien) und einseitigen Fachschulen machen zu müssen, aber sie übersehen das Grundaxiom alles Bildungsverfahrens, nämlich daß der Mensch nur durch jene Bildungsgüter zur vollendeten Persönlichkeit kommen kann, deren geistige Struktur seiner besonderen Seelenverfassung angepaßt ist. Und sie haben sich offenbar nicht überlegt, daß, je gründlicher und je sorgfältiger die Berufsbildung angelegt ist, desto leichter sich von ihr aus die Fäden spinnen lassen, die in das ungeheuere Reich der Menschheitskultur einführen. Nur eine Seele, die sich auf dem Wege ihrer Arbeit selbst findet, kann im Laufe ihrer Entwicklung zu dem kommen, was man einen wahrhaft gebildeten Menschen nennt.

Damit aber stehen wir unmittelbar vor dem zweiten Problemkreis aller Schulorganisation, den ich mit dem Begriff „Arbeitsschule" gekennzeichnet habe. Wer sich über diesen Begriff eingehender unterrichten will, den verweise ich auf mein Buch „Begriff der Arbeitsschule", dritte Auflage, B. G. Teubner, Leipzig 1918. Wenn es uns in allen unseren Schultypen um wirkliche „Bildung" des ganzen Menschen zu tun ist und nicht bloß um die Bildung des Intellektes oder um Aufspeicherung von Kenntnissen aller Art oder um Ausbildung gewisser manueller oder geistiger Fertigkeiten, so müssen wir ihn bei seinen angeborenen oder den aus ihnen abgezweigten Interessen packen. Denn in diesen Interessen lebt der ganze Mensch, sein Intellekt, sein Gefühl, sein Wille. Diese Interessen quellen unmittelbar aus seiner gesamten psychischen Verfassung, aus seiner seelischen Gesamtveranlagung hervor. Indem wir uns an sie wenden, ergreifen wir Besitz von der Totalität seiner Seele, wenden uns nicht an das, was der Mensch hat, sondern an das, was er ist. Das einzige Mittel, das uns hier zur Verfügung steht, ist, daß wir jene Kulturgüter an die Seele heranbringen, die einst von einer ähnlichen Seele geschaffen wurden, und

dabei den Zeitpunkt nicht verfehlen, wo die ähnlichen Interessen im Zögling zum erstenmal wach werden. In diesem Zeitpunkt ergreift der Zögling die seiner Natur angepaßten Güter ganz von selbst und die Aufgabe der Schule ist bloß, ihm gewisse Schwierigkeiten in der eigenen Verarbeitung überwinden zu helfen, ihm tausend Ummwege und Irrwege zu ersparen und ihm die einzelnen Güter einer Reihe in der rechten Abfolge vorzulegen. Daß der Schüler die Güter von selbst ergreift, das ist das wesentliche. Durch die Kraft seiner eigenen Triebe und durch die methodische Hilfe, die wir als Lehrer ihm angedeihen lassen, findet er dann den Weg von den einfachsten Erzeugnissen zu immer höheren und immer komplizierteren Gütern seiner Veranlagung. In dem schrittweisen Erarbeiten der methodisch ausgewählten Güterreihe wachsen dann seine psychischen Kräfte, seine Arbeitsfreude, seine Lust immer größere Schwierigkeiten zu überwinden, bis er schließlich an der Grenze seiner eigenen Veranlagung angelangt ist. Jenseits dieser Grenze mögen noch sehr viele höhere Werte liegen. Keine pädagogische Kunst kann sie ihm zugänglich machen. Aber der Zögling ist wenigstens zu seiner Vollendung gekommen und zwar nicht bloß auf einem beschränkten Gebiete, sondern in dem ganzen Bereiche seiner Seelenmöglichkeiten. Denn alles wirkliche, gründliche Erarbeiten von Kulturgütern führt ganz von selbst in alle Bereiche der Kultur, die dieser Seele überhaupt zugänglich sind. Der Erziehungsplan und die Erziehungsmethode müssen nur entsprechend darauf eingerichtet sein.

Da jedes Kulturgut das Erzeugnis einer bestimmten Bildungsstufe ist, da sich in ihm der Geist dieser Bildungsstufe ausprägt, manifestiert, so hat jedes Kulturgut notwendigerweise einen diesem Geist charakteristischen Bildungswert, der immer vom Individuum erlebt wird, sobald es sich in den geistigen Besitz dieses Kulturgutes durch schrittweises Erarbeiten setzt. Nennen wir diesen charakteristischen Bildungswert den immanenten Bildungswert des Kulturgutes, so können wir sagen: die Arbeitsschule ist diejenige Schule, die durch ihre Methoden und durch die Art ihres ganzen Betriebes die immanenten Bildungswerte ihrer Bildungsgüter auslöst.

Für den Begriff der Arbeitsschule ist also die manuelle Arbeit, die Handarbeit, der Werkstättenunterricht, durchaus kein konstitutives Merkmal. Das ist der große Irrtum Tausender und Abertausender, daß sie unter „Arbeitsschule" immer nur ein Schulsystem verstehen, das unter seinen Lehrgütern auch die technischen Güter und unter seinen Lehreinrichtungen auch Werkstätten, Schulküchen, Handarbeitssäle für Mädchen, Schulgärten usw. aufgenommen hat. Allerdings, für die einheitliche Grundschule wie für die technischen Gymnasien oder für die kunstgewerb=

lichen höheren Schulen sind diese Einrichtungen und jene technischen Bildungsgüter eine unerläßliche Bedingung. Vor allem für die einheitliche Grundschule, die Volks- und Fortbildungsschule. Denn dieser Schultypus umfaßt die ungeheuere Mehrzahl der Kinder, deren intellektuelle Seelenverfassung in der Hauptsache praktisch-technisch gerichtet ist und die zur Bildung ihrer Persönlichkeit nur durch die geistige Erfassung der technischen Güter auf dem Boden praktischer Arbeit gelangen. Es war nur der Grundfehler der deutschen Volksschulen, daß sie an den technischen Gütern völlig achtlos vorübergingen, gerade an den Gütern, welche die meisten Kinder im Alter von sechs bis vierzehn Jahren aus eigener Veranlagung und Neigung von selbst ergreifen und die in ihnen eine Arbeitsfreude und eine Aneignungslust auslösen, die auf alle mit ihnen notwendig verbundenen theoretischen Betrachtungen ausstrahlt und sie damit auch gewisse theoretische Güter, Wissensgüter, von selbst ergreifen und erfassen läßt. Wenn irgend eine Reform der deutschen Volksschule und Fortbildungsschule bedeutsam ist, dann ist es diese, die in den Mittelpunkt alles Unterrichtes die praktische Arbeit stellt und die in Verbindung mit ihr und aus dieser Arbeit heraus alle anderen Güter pflegt, die zur gründlichen Erfassung der technischen Güter unerläßlich sind. Damit wäre zugleich auch auf dem natürlichsten Wege das schwierige Problem der Konzentration des gesamten Bildungsplanes der Volksschule gelöst.

Ja eine solche Organisation zwingt von selbst noch zu einem weiteren, unendlich wichtigen Schritt, zur Einführung der sozialen Güter, von deren Auswertung die heutigen öffentlichen deutschen Schulen aller Art noch kaum eine Ahnung haben. Die sozialen Güter sind in erster Linie die Arbeitsgemeinschaften, die Arbeitsverbände. Die Familie, die Spielgemeinschaft der Kinder, der Freundschaftsbund, gewisse Berufsgemeinschaften, soweit sie sozialem Geist entspringen, gewisse religiöse Gemeinschaften, wie die Brüdergemeinden, in vieler Hinsicht auch Kirche und Staat sind soziale Güter, daß heißt Güter, die dem sozialen Verhalten des Menschen entspringen oder doch in ihrer Struktur von diesem Verhalten beeinflußt sind. So weit sie sozialem Geist entsprungen sind, sind auch alle ihre Einrichtungen soziale Güter. Indem der Mensch in solcher Gemeinschaft tätig ist, wird in ihm der soziale Geist erst lebendig, der in der Gemeinschaft herrscht. Sobald nun aber die Schule die praktische Arbeit in den Mittelpunkt rückt, ja wenn sie auch nur praktische Arbeit sich angegliedert, ergibt sich von selbst alsbald die Zweckmäßigkeit und Nützlichkeit, das soziale Gut der Arbeitsgemeinschaft für die Zwecke der sozialen Erziehung auszunützen. Diese Möglichkeit ist den bloßen Buchschulen im wesentlichen genommen. Fremde Sprachen,

Mathematik, Geschichte, Geographie, muß ich für mich lernen. Arbeitsgemeinschaften lassen sich hier höchstens in den obersten Klassen der höheren Schulen und auch da nur in kümmerlicher Form einrichten. In Werkstätten, Schulküchen, Schulgärten, in Nähstuben, in physikalischen und chemischen Laboratorien dagegen bietet sich, sobald erst einmal die ersten Arbeitsprozesse von jedem Schüler erfaßt und bescheidene Fertigkeiten ausgebildet sind, die Arbeitsgemeinschaft in steigendem Maße von selbst an und verbreitet, sobald sich auch der Lehrer als reifes Mitglied mit Rat und Tat in sie einfügt, ihren unendlichen Segen für die gesamte soziale und moralische Erziehung der in ihr zu gemeinsamen Zwecken Verbundenen. Zur höchsten Vollendung gelangt die Schule als Arbeitsgemeinschaft, wenn sie imstande ist, auch sonstige Angelegenheiten des gemeinsamen Lebens in der Schule und seiner inneren wie äußeren Ordnung der Selbstregierung der Schüler anzuvertrauen. Jetzt erst wird sie aus einer bloßen Unterrichtsanstalt zu einer Erziehungsanstalt und zwar in dem Maße, als auch die Lehrer als Vertrauensleute der Schüler an dieser Selbstregierung verständigen Anteil nehmen.

Es gibt allerdings sehr wichtige und darum für jeden Schultypus unerläßliche Unterrichtsgebiete, in denen eine eigentliche Erarbeitung der Lehrgüter selbst bei reiferen Schülern so gut wie ausgeschlossen ist. In ihnen muß der Schüler die ihnen anhaftenden Werte durch die Vermittlung des Lehrers und Erziehers „erleben". Jedermann kennt diese Unterrichtsgebiete der Religion, der Geschichte, der Literatur. Jeder, vor allem der, welcher durch die höheren Schulen gegangen ist, weiß, wie die in diesen Kulturgütern niedergelegten Werte geradezu tot bleiben, wenn die Lehrer von ihnen nicht völlig erfüllt und durchdrungen sind, oder wenn sie unfähig sein sollten, das in ihnen pulsierende Werterleben zu einem adäquaten persönlichen Ausdruck zu bringen. Alle Gelehrsamkeit, alles Wissen, alle Forscherbegabung des Lehrers ersetzt hier nicht den ungeheueren Reiz, der von der lebenspendenden Gestaltungskraft des werterfüllten Lehrers ausgeht. Daher auch das so häufige Versagen dieser Unterrichtsgüter im gesamten Erziehungsplan einer Schule. Daher auch die Notwendigkeit einer völlig anderen Stellungnahme zu der Frage der Lehrerbildung, wenn man das eine Mal den Blick wirft auf die Lehrer der Mathematik, der Naturwissenschaften, der Geographie, der technischen Güter, das andere Mal auf die Lehrer der Religion, der Geschichte, der Literatur oder der philosophischen Propädeutik. Diese geänderte Stellungnahme wird erst recht deutlich, wenn man dazu übergeht, die Schule als Arbeitsgemeinschaft zur höchsten Vollendung zu bringen, indem man sich entschließt, eine Reihe von gemeinsamen sonstigen äußeren unterrichtlichen Angelegenheiten des gemeinsamen Schullebens und seine innere und

äußere Ordnung der Selbstregierung der Schüler anzuvertrauen, und wenn man verlangt, daß auch die Lehrer als Vertraute der Schüler an dieser Selbstregierung verständigen Anteil nehmen. Keine Reform des Schulwesens kann die Schule mehr aus einer bloßen Unterrichtsanstalt in eine Erziehungsanstalt verwandeln, und keine ist einem demokratischen Volksstaate nötiger als jene, welche die Schule in eine in sich geschlossene Arbeitsgemeinschaft von Schülern und Lehrern verwandelt, wo alle freiwillig auf einen gemeinsamen sozialen Zweck, eben den Zweck der gegenseitigen Erziehung sich eingestellt haben. Aber gerade eine solche Organisation erfordert andere Gesichtspunkte für die Auswahl der Lehrerpersönlichkeit, als die landläufigen. Damit kommen wir zur dritten Kardinalfrage, vielleicht der wichtigsten von allen, zur Lehrerbildung.

Wenn die Unterrichtsanstalten, wie wir alle wollen, auch Erziehungsanstalten werden sollen, ja selbst, wenn sie nur Anspruch auf eine Unterrichtsanstalt machen, in der auch Religion, Geschichte, Literatur zur Entfaltung ihrer immanenten Bildungswerte kommen, dann genügt es keineswegs, daß die Lehrerbildung, wie bisher, bloß um die Ausgestaltung des Intellektes sich kümmert. Sehr viel wichtiger sind — einen gesunden Menschenverstand immer vorausgesetzt — die übrigen Charaktereigenschaften. Der Erzieher ist durchaus nicht eine Seelenform des Gelehrtentypus. Er gehört in erster Linie zum Typus der sozialen Natur. Nicht der reine Wissensdrang oder sonst irgendein ausgeprägtes sachliches Verhalten ist sein Grundmerkmal, sondern die Menschenliebe und die Fähigkeit der Menschenbehandlung, vor allem die unbesiegliche Liebe zur Jugend und zwar zur Arbeit an der Jugend und die aus dieser Liebe entspringende Neigung, sie in ihrer seelischen Entwicklung zu beeinflussen.

Aber unsere heutige Lehrerbildung läßt gerade den Grundzug der Erziehernatur außer acht und richtet sich auf eine Nebeneigenschaft. Die akademischen Lehrer treiben bloß Wissenschaft. Daß der bloße Theoretiker, der ausgesprochen wissenschaftlich Interessierte, der rein sachlich gerichtete Forscher nicht bloß ein unmöglicher Erzieher, sondern sogar ein unmöglicher Lehrer sein kann, daran scheint niemand Anstoß zu nehmen. Es kann einer sogar ein feiner Kenner und Forscher der allgemeinen Universitätspsychologie sein und doch ein ganz armseliger Lehrer und Erzieher. Die Psychologie, die der Lehrer nötig hat, ist zu einem erheblichen Maße praktische Menschenkenntnis; sie ist Erfassen der kindlichen Seele durch Einfühlung. Dies führt aber wiederum auf die Grundeigenschaften des Lehrers, die wir in der Fähigkeit zu sympathischen Personenwertsgefühlen im allgemeinen und in der natürlichen Zuneigung zum unerwachsenen Menschen im besonderen zu suchen haben. Wo sich ein gesunder Menschenverstand mit diesen beiden Eigenschaften verbindet, da sind die wesentlichen

Grundlagen zum Erzieherberuf gegeben. Daß dem so ist, das ist das größte Glück für die Menschheit; sonst würde in all den Millionen Familien, die dem Bauern- und Arbeiterstand angehören, das Feld der Erziehung brach liegen.

Das erste also, was wir von der Lehrerbildung fordern müssen, ist, daß ihre Einrichtungen so weit als möglich die eben gezeichneten sozialen Naturen erfassen und erkennen lassen. Es gibt keinen andern Weg dazu, als den Ausbau der höheren Schulen zu vollendeten Arbeitsgemeinschaften, wie ich sie eben kurz geschildert habe. Nur in der vollendeten Arbeitsgemeinschaft, die die Schulgenossen, Schüler wie Lehrer, umfaßt, können sich diese Grundeigenschaften des Erziehers zeigen. Schon in Volksschulklassen, die auf den Boden der vollendeten Arbeitsgemeinschaft gestellt sind, zeigen sich die angeborenen Neigungen, dem geistig oder körperlich schwächeren Kameraden helfend zur Seite zu stehen, ihn zu belehren, ihn zu unterstützen, an seiner Ungelehrigkeit oder Unbehilflichkeit sich mehr oder weniger in Geduld zu fassen, seine Hartköpfigkeit zu begreifen, sich in seine besondere Natur einzufühlen, ihn „zu verstehen", und was alles die notwendigen Eigenschaften des Erziehers und Lehrers sind. Und diese Eigenschaften finden in der rechten auf einen höheren, freigewählten Zweck gerichteten Arbeitsgemeinschaft ihre Übung und Entwicklung.

Dies ist also die Kardinalforderung, die ich für die Lehrerbildungsanstalten erhebe, daß sie aus dem Geiste vollendeter Arbeitsgemeinschaften heraus organisiert sind. Nur so erkennt der einzelne an sich selbst, ob er zum Lehrberuf überhaupt geeignet ist, nur so findet seine soziale Natur auch die sozialen Güter, an denen sie sich zur eigenen Vollendung emporentwickeln kann.

Die zweite Forderung ergibt sich aus dem Umstande, daß der Lehrer berufen ist, dem Schüler das Ergreifen der seiner Natur angepaßten Bildungsgüter schrittweise zu ermöglichen, der Güter der Wissenschaft, der Kunst, der Religion, der Technik, und ihn nicht bloß in die aufsteigende Reihe eines Kultursystems, sondern auch in den mit ihr verknüpfbaren Bereich anderer Kultursysteme einzuführen mit dem Ziele, die eigenartige Individualität des Zöglings zur Vollendung zu bringen. Wer eine solche Aufgabe zu lösen hat, muß selbst die Bildungswerte der Güter, die er zu übermitteln hat, an sich erfahren haben. Er muß selbst in den Geist der Bildungsgüter eingedrungen sein. Denn nur aus dem Geiste der Bildungsgüter entspringen die rechten Methoden für deren Übermittlung. Je höhere Aufgaben dabei dem Lehrer gestellt sind, desto größere Ansprüche muß die Lehrerbildung an die intellektuelle, ästhetische, künstlerische, technische Begabung ihrer Zöglinge stellen, desto größere und umfassendere Ausbildungszeit ist für sie nötig.

Aber hier begegnen wir inneren Widersprüchen, die nicht völlig gelöst werden können, die praktische Antinomien sind. Die gemeinsame Grundschule, also vor allem die Volksschule, muß schon, um die mannigfaltigen Begabungskomplexe zu treffen, in die sich die Millionen verschiedenartiger Individualitäten gruppieren lassen, die wenn auch ganz elementaren Güter aller Kultursysteme in ihren Lehrbereich aufnehmen. Nicht bloß die aus den Wissenschaftssystemen der Geschichte, Geographie, Biologie, Physik, Chemie und Arithmetik entnommenen einfachsten Begriffe und Lehrsätze, sondern auch aus den Systemen der Religion, der Literatur, des Zeichnens, des Gesanges, der Gymnastik, vor allem aber auch der Technik in Holz und Metall, des Gartenbaues und der Kochkunst, der weiblichen Handarbeit und Hauswirtschaft. Auch wenn es sich hierbei um die allerelementarsten Güter handelt, die hier übermittelt werden sollen, so ist es geradezu sinnlos, zu verlangen, daß jeder Volksschullehrer in alle diese Gebiete eingeführt werden soll, damit er befähigt ist, sie in der rechten Weise zu lehren. Daß dies bisher geschehen ist und daß es mit der Einführung der technischen Güter in noch viel größerem Umfang geschehen soll, das ist die Hauptursache für die Oberflächlichkeit der sogenannten Lehrerbildung unserer Schulen. Daß es überhaupt geschehen konnte, liegt nur daran, daß man beständig Wissen mit Können verwechselt, daß man glaubt, jeder, der in einem Kultursystem ein mehr oder weniger mageres Gedächtniswissen besitzt, muß auf diesem Kultursystem auch eine gewisse Leistungsfähigkeit haben. Wir kommen aus diesem Elend der Schule nicht heraus, wenn wir fortfahren, dem Dilettantismus der Gedächtnisspeicher die Bildung unseres Volkes auszuliefern und wenn es uns nicht gelingt, die durch das Gedächtniswissen erzogene Einbildung vieler Volksschullehrer, alles und jedes lehren zu können, durch entsprechenden Ausbau der Vorbereitungsanstalten zu vollendeten Arbeitsgemeinschaften endlich auszuräuchern. Erst wenn unsere Bildungsanstalten vollendete Arbeitsschulen und nicht mehr Buch- und Gedächtnisschulen sein werden, werden Lehrer und Schüler von selbst zu der elementarsten aller Einsichten kommen, daß Wissen und Können zwei verschiedene Dinge sind und daß jeder Seelenverfassung geistige Grenzen gesteckt sind, jenseits deren eine Fülle von Kulturgütern liegt, die sie niemals ergreifen können. Gerade die besten unserer Volksschullehrer klagen über den verlogenen Firnis der Bildung, mit dem man ihre Seelen überzogen hat, und rufen mit lauter Stimme nach echter, tiefer Bildung. Aber echte und tiefe Geistesbildung ist immer nur auf beschränktem Gebiet möglich. Sie läßt sich mit dem enzyklopädischen Wissen der meisten unserer höheren Schulen nicht vereinigen.

Es ist hier nicht der Raum gegeben, den weittragenden Folgerungen

aus den zwei dargelegten Grundtatsachen der sozialen Natur des Erziehers einerseits und der praktischen Antinomie im Lehrberuf andrerseits für die Organisation der Lehrerbildungsanstalten im einzelnen nachzugehen. Wir müssen uns hier mit ihrer Feststellung begnügen und die Betrachtung der drei ersten Problemkreise abschließen Wenn schon an den Neubau des gesamten Unterrichts- und Erziehungswesens gegangen werden soll, dann müssen die bisher berührten Fragen vor allem richtig beantwortet werden, und zwar von rein sachlichen das heißt rein wissenschaftlichen Gesichtspunkten aus. Nur so kommen wir zu den notwendigen aber auch hinreichenden Normen für die einheitliche Gestaltung des deutschen Unterrichtswesens, die für alle Bundesstaaten maßgebend sein müssen.

Innerhalb dieser wenigen Normen mag dann größte Freiheit in der Ausgestaltung des Unterrichtswesens bestehen. Denn nichts wäre gefährlicher und auch unwissenschaftlicher für das Kultursystem der Erziehung, als jene kleinliche Regelung in tausend Einzelheiten, die bereits vor dem Kriege wie ein schwüles Gewitter im Anzuge war. Unter diesen Normen wird die grundlegende sein: Das Unterrichts- und Erziehungssystem muß unbeschadet seiner grundsätzlichen Einstellung auf die Idee der Humanität derart beruflich gestaltet sein, daß jeder auf dem ihm seiner Veranlagung nach zugänglichen Gebiet zur größtmöglichen Vollendung seiner individuellen Leistungsfähigkeit kommen kann.

Denn mehr als je wird das verarmte deutsche Volk in Zukunft auf den Ertrag seiner Arbeit angewiesen sein. Von diesem Arbeitsertrag hängt, wie Adam Smith am Beginne seines berühmten Werkes „Inquiry into the nature and causes of wealth of nations“ sagt, nicht nur die Menge der unentbehrlichen, sondern auch der angenehmen Dinge, also vor allem auch der kulturellen Werte ab. Nur wenn es uns gelingt, durch unser öffentliches Unterrichts- und Erziehungswesen die überwiegende Mehrzahl unserer Volksgenossen, und zwar jeden in seiner Art, zur höchsten Leistungsfähigkeit zu bringen und diese in vertragstreuer Arbeit im Interesse der Gemeinschaft auch zu wollen, dann wird das Gespenst der Bettelarmut und ihres unzertrennlichen Begleiters, der Kulturlosigkeit, nicht über die Schwelle unseres neuen Hauses treten.

Zwischen den Kulturen

von Willi Wolfradt

Das Verachten der Barbarei schließt einen Wertbegriff von Kultur in sich, der von einem gleichlautenden Artbegriff sorgfältig zu scheiden ist. Jeder zeitliche oder lokale Organismus verfügt über einen Park von Ausdrucksformen, die seine Gesetzmäßigkeiten, eben das also, was ihn organisiert, versinnbildlichen, die der Gemeinsamkeit seiner Teile Sprache verleihen. Gegenüber dem Vereinzelten erscheint uns die Zusammengefaßtheit mit einem besonderen Wert begabt, der in jenen Ausdrucksformen Gestalt gewinnt. Das ist der Wert: Kultur. Diesen Wert der Kultur manchen Völkern oder Perioden einfach abzuerkennen ist ebenso töricht, wie in der Kunst von Verfallsstilen zu sprechen. In diesem wertenden Sinne sollte heute von „moderner Unkultur" nicht mehr gesprochen werden können, nachdem einmal der Gegensatz von einer kritischen und einer relativistischen Geschichtsauffassung als gegenstandslos erkannt worden ist. Aber wenn wir unter Kultur weniger ein Gut als die Art, es zu behandeln, wenn wir darunter einmal ganz wörtlich: Pflege verstehen wollen, dann können wir allerdings von Kulturintervallen sprechen, von Zeiten, die, eingebettet zwischen Kulturen, nicht eigentlich Zeiten der Pflege, sondern Zeiten der Geburt, der Forderung, des Vorstoßes sind.

Kultur in unserem und für diese ganze Betrachtung festgehaltenen Sinne ist ein Seinsgehalt, ein fester Boden, ein Kapital. Der Geist aber kann nicht immer von Zinsen leben, er ist unruhig, erschüttert, schöpferisch: er stellt in Frage. Kultur ist Antwort – im Grunde ist jede Kultur wohl die gleiche Antwort. Der Geist aber stellt in Frage und schafft damit jenen Zwischenzustand der Sturm- und Drangperioden, den verächtlich eine Dekadenz zu nennen von geringer Einsicht zeugt, der nicht nur nicht kulturlos, sondern geradezu ein Entbrennen der Kulturgesinnung ist, obschon nicht eine Zeit der Pflege. Eine solche zwischenkultürliche Situation möchte ich im Heute erkennen.

Unter diesem Gesichtspunkte sollen hier einige neue Bücher betrachtet werden, die in der etwas zufälligen Auswahl weder Anspruch darauf werden erheben können, gerade die schlagendsten Beispiele abzugeben, noch eine völlig lückenlose Aufzeichnung der geistigen Marschkarte ermöglichen. Immerhin aber sind diese Werke im einzelnen und als Gesamtheit, in ihrem äußeren Auftreten wie nach ihrer Seele, im Negativen wie im Positiven charakteristische Belege der Zwischenkultürlichkeit und des sich aus eben dieser ergebenden Kulturhungers. Sie alle sind – und dies wissentlich – Verbündete in einer revolutionären Front gegen das Alte, mögen sie sich

gegenseitig nun auch befremden, queren oder widersprechen. In allen, so verschiedenen Formgebieten sie zugehören, waltet ein Auftrieb; gemeinsam ist ihnen das Fort und das Hin ihrer Wendung, die — und das will diese Notiz immer wieder betonen — eine Wendung ist ins Gemeinsamkeitsgefühl.

Kritik wird sich in eigentlich kulturhaften Zeiten mit gutem Gewissen über deren einzelne Erscheinungen hermachen, denn dann verfügt sie über einen Maßstab, der es ihr gestattet. Wenn etwas, so ist das Vorhandensein eines gültigen und autoritativen Maßstabes das zuverlässige Kriterium von Kultur. In zwischenkultürlichen Epochen ist der kritische Sinn ganz aufs Subjekt gestellt, bekenntnishaft — weltanschaulich definiert und auf das Ganze, nicht auf Einzelheiten gerichtet. Die Zwischenkultürlichkeit ist selbst ein eminent kritischer Akt, dem wir nicht die billige Genugtuung einer Kritik ihrer sich wahrlich aufdrängenden eingeborenen Schwächen an die Seite stellen wollen, so sehr ein Widerwillen gegen ihre Manieren, der nicht zuletzt aus dem diese Zeit erfüllenden heiligen Wollen stammen mag, dazu auch drängen wird.

So sind, ach, die Worte sehr groß geworden. Was für ein Dicketun und auf-Stelzen-wandeln, was für ein Fuchteln und Affektieren auf allen Seiten! Wie ohnmächtig sind all diese Vokabeln, die den Mond anbellen; wie puffen die Literaturraketen mit unerhörtem Getue ins Leere, um schließlich doch von der kümmerlichen Höhe schon des Erlebnisses unter dem stummen Hohn der Unermeßlichkeit ins Nichts mechanischen Wiederholens abzugleiten! Gerade die feiner Gestimmten, innerlich bereits (oder noch) dem Geist der Pflege Verwandten, gerade die echten, in keiner rasch benennbaren Lösung sich befriedigenden Diener der Wahrheit mögen von der unbeklommenen Lautheit des nackten Wortes tief befremdet zurückweichen. Unläugbar: dieses Schwirren großsprecherischer Abstraktionen und fixer Verbesserungsrezepte ist eine Fiebererscheinung. Längst ist pathetisches Wort nicht mehr überfließender Tropfen des allzuvollen Maßes der Bereitschaft sondern die Wasserleitung, aus der sich das Vakuum Halbverwelkter leicht füllt. Das Schlagwort besitzt diese Kraft der Suggestion: es bewirkt die Gefühle, deren Äußerung es dienend zu sein hätte. Schreie: Demut! Bald willst du Demut, bald auch, die dich hören, bald ist „Demut" die allgemeine Parole. Das probateste Mittel gegen die Feigheit ist, sich den Begriff „Mut" einzubläuen. Psychologie des „Hurra" in jeder Verkappung!

Und trotzdem Verzicht auf unbarmherzige Spießung des Blähfrosches der sogenannten „neuen Gesinnung"? Grundsätzlich Berechtigtes ist zuweilen nicht am Platze. Man hätte zum Beispiel mit der überlegenen Belächlung und Schwächung der pazifistischen Ideologie getrost warten

sollen, bis Kriege unmöglich geworden waren. Grundsätzlich berechtigt ist vielleicht der Einwand des Pessimismus gegen das revolutionäre Pathos geistiger Kämpfer, ihre Methode erinnere doch verzweifelt an die Art, wie sich der selige Münchhausen an seinem eigenen Zopfe aus dem Sumpfe zog. Tatsächlich ist die Ausnutzung der Suggestivkraft des großen Worts wohl nichts anderes. Aber ebenso tatsächlich gibt es, wenn überhaupt eine, so nur diese eine Methode, sich aus dem Sumpfe zu ziehen, nämlich vermöge der Autohypnose „Willen". Und der Pessimismus weiß ja auch keine andere, sondern vertritt gerade die Anschauung, wir stäken für ewig unrettbar im Sumpfe. So mag der Pessimismus zwar berufener Kritiker sein am vollbackigen Wort, das Werte ausbrütet, indem es sie ausposaunt. Aber hier und heute wollen wir ihn zum Schweigen verurteilen; er ist nicht am Platze. Der Pessimismus ist das Zeichen einer Zeit, die das Dilemma überwunden hat, einer Zeit, die sich heiter und sorglos der Pflege widmen kann. Er ist durchaus eine Antwort; wer fragt, ist eo ipso ein Optimist. Hören wir einmal willig, was diese Zeit zu fragen hat, und setzen wir uns getrost der Suggestivkraft der Schlagworte aus. Bekanntlich verfangen ja Suggestionen nicht recht, wenn man ihr Geheimnis kennt und es nicht vergißt.

Wie Fahnen winken diese Schlagworte über der Truppe derer, die neuen Wollens sind. Aber man versteht den Sinn dieser Zeichen noch nicht recht, wenn man sie nur für die Sammelpunkte kämpferisch erregter Gemeinschaften hält, — auch ihre Bedeutung, sozusagen ihre Aufschrift ist: Gemeinschaft. Die gewaltige Idee der Kulturgemeinschaft, das heißt sowohl der in der Gemeinschaft statt in der Privatheit begründeten Kultur, als auch der Gemeinschaft als Inhalt dieser Kultur, ist der Telos aller jener Benennungen und Losungen; und darin liegt die große Rechtfertigung des neuen Schlagwortes, daß sein Grassieren nicht in Widerspruch steht zu seinem Aussagen, sondern daß sein seuchenartiges Auftreten nur seine innere Echtheit bestätigt. Man möge in dem Massenhaften der neuen Literatur, insbesondere der Zeitschriften, in dem in dieselbe Kerbe hauen einer heimlich organisierten Schriftstellergilde nicht ödes Cliquenwesen erblicken. Das hieße Klüngel und Chor verwechseln, Camelot-Öffentlichkeit mit geoffenbartem Bundesgefühl, dreiste Erhebung kartellierter Einpeitscher mit dem Akt doch (und trotzdem es von den Betreffenden selbst so oft und kokett versichert wird) heiliger Willensraffung zur Erhebung in reinere Welt.

Kulturen sind poetisch, die Zwischenzeiten literarisch begabt. Das Jahrbuch, Form zwischen Zeitschrift und Wälzer, ist heute etwas ganz anderes als sonst: ein die Summierung der Beiträge transzendierendes Gebilde, ein Erzeugnis der Arbeitsgemeinschaft. Wieder ist es gerade diese Iden-

tität von Lehrinhalt und beispielhafter Vortragsform, die das Vertrauen zu darin beschlossenem Keim neuer Kultur vermittelt.

Wenn Alfred Wolfenstein seine Anthologie neuer Dichtung und Wertung „Die Erhebung" betitelt (S. Fischer, Verlag), so ist damit die typisch zwischenkultürliche Dimension des Hinauf bezeichnet, ohne daß das Ziel dieser Orientierung und die zu ihm führenden Mittel artikuliert wären. Und damit ist ihre innere Betonung bezeichnet, die Weitspannung des geistigen Rahmens, das Vage und Allgemeine. In allem lebt fordernde Kraft, in allem der Auftrieb der Erneuerung, alles kehrt das Antlitz himmelwärts. Verzichtet ist darauf, nur und schnurstracks und unverblümt tendenzhaft im engeren Sinne zu sein. Es sind viele Töne vom sehnsuchtsvoll Zarten bis zum rationalistisch Akuten, vom Nachtverschatteten bis zum Triumphatorischen vereint zum Ruf nach Erlösung von dem Übel und Erhebung ins Höhere. Dieser Aufruf Vereinter ruft in vielen Sprachen, aber kein Umstand könnte die Breite dieser Enthusiasmuswelle deutlicher machen. Flüchtiger Betrachtung mag uneinsichtig bleiben, daß alle Stimmen letztens auf ein und dasselbe gehen, so unstarr ist die Ausrichtung. Während Hillers aktivistische Jahrbücher als die gedrängte Manifestation auch hinsichtlich Ziel und Mittel straff Geeinter stoßartig vorbrachen, bleibt es hier bei breitem Flügelschlagen herzlichen Gefühls und unmethodisch-brünstigen Verlangens. Was die Intensität des Werkes zweifellos etwas schwächt, ist weniger der weite Saum seiner geistigen Grenzen, als die nicht gleiche Qualität der Beiträge, zumal der erzählenden Prosa. Kein Zufall, ist doch Erzählung die Domäne der ausgereiften Kultur. Und darum auch spricht in diesem Kapitel die Zugehörigkeit zum Ganzen am mattesten, heißer nur, wo Meidner und Gumpert persönliche Leidenschaft schwärmerisch bekennen. Not, wie sie das sozial reizbare, vom Hergebrachten abgewandte, humanisierte Herz der Generation neuerwacht miterlebt, Not des Volkes und des Einzelnen findet bei Gottfried Kölwel, Ernst Weiß, Alfred Neuman Bild und Gestalt. Strömender, packender, mächtiger pulst das Pathos odischer Gesinnung dann durch die Lyrik des Bandes, obwohl auch hier glücklich vermieden wurde, das Flußbett allzueng zu schnüren, die Mündung zu eindeutig festzulegen. „O Mensch, ich bin arm vor Sehnsucht nach dir!" heißt es in einem innigen Spruch von Emil Alphons Rheinhardt, der tragisches Versinken in nachthafte Vergeblichkeiten mit reicher Reflexion und nicht ohne Melodie gestaltet. Unsere Lyrik, bis zum Schwulst oft beladen mit Hirnempfindungen, mächtig angefacht durch ein von sich trunkenes, loderndes, grelles, ja mitunter kreischendes Temperament, ist arm geworden an Musik. Wolfensteins Wahl wäre verfälscht, könnte man sich nicht auch hier diese Tatsache in

Erinnerung bringen. Vielleicht nur der eine Franz Werfel krankt hier nicht an dieser Armut. Sein „Gesang einer Frau" birgt alle Schmerzgehalte der Moderne in seiner aus sich und ohne Künstlichkeit oder Forcement bewegten Melodie. Weder dürres Benennen noch Begriffsgräten spalten das einheitliche Gefühl der Hingabe, das dem Schluchzen der sich altern Sehenden um Jugend, um Farbe und Liebe mit unerhörter Unmittelbarkeit sich einverleibt. Sonst aber vielfach ein Übermaß von ausdrücklichen Denkakten und psychischen Erlebnissen, literatenhaft taktlos ausgesprochen, jeder zerebralen Assoziation unbedenklich und bis zur Wirrung stattgebend. Kraft des Schweigens, des „zwischen den Versen", der Ahnbarmachung, Kraft zur Liedform zersprang unter dem Druck der inneren Ansprüche. Der Dichter sinnt nicht, zeichnet nicht, träumt nicht — er flucht, beschwört, böllert, knirscht, fleht, jauchzt und spektakelt. Aber man sollte eben nicht vergessen, daß es die Sehnsucht nach dem Menschen ist, die die Lyrik zu so krampfhaftem Sichausgeben zwang und verarmt hat. Es besteht immer ein tiefer Zusammenhang zwischen Ethos und Armut, wie im sozialen Leben, so im künstlerischen. Zeigt diese kleine Lyriksammlung den unerhörten ethischen Impuls des neuen Stils oder besser Nochnichtstils, so kann sie seine Formschwäche nicht verhehlen. Es dauert bekanntlich immer eine Zeit, bis sich das Musikantische zur Moral findet. Gleichwohl ist die Sammlung verhältnismäßig streng hinsichtlich des rein Klanglichen. Da ragen Schürers Märzpsalm, rhetorischer Gewalt nicht ermangelnd, Heynickes bereits feinere und der Latenz fähigere Rhythmen, endlich Rilkes reifere, verharrende, tief durchgespürte, freilich im Sagen schwere Verse heraus, während Ehrensteins Bitterkeit und Hatzfelds dynamisches Schwelgen doch in erster Linie durch dialektische Kraft wirken. Artvoll dann vor allem Loerke, nicht sehr begabt, sich zu vermitteln, aber dem Zeitlichen enthoben. Sein „gegen Abend" ist sparsam mit dem dichterischen Material, delikat und voll innerem Format, wie es heute nicht oft gelingt. Um so leerer lassen dialogisierte Litaneien von Toller, Becher und Zech trotz vielen verfeuerten Worten. Das ist der typisch zwischenkultürliche Heißhungerappetit, dessen hastige, maßlose Begierde auch große Quantitäten nicht zu befriedigen vermögen. In ihrer Gesamtheit lassen diese Gedichte all die geekelten Absagen und die heißen Wünsche der neuen Prophetie anklingen, alles unausgesprochen oder ausgesprochen bekrönend mit der Sehnsucht nach der Gemeinschaft, wie es Hatzfelds Verspaar sehr schön formt:

„Ich habe mich in dich, du hast dich tief in mich gebückt,
Wir haben des Jahrhunderts Unsinn überbrückt."

Mit Paul Kornfelds dramatischer Symphonie in Schwarz und Gold: „Himmel und Hölle" ist dann dem Buch Mitte gegeben,

dies nicht nur äußerlich genommen. Dem Neuen zugehörig in seiner intellektuellen Empfindungsweise und in der Vers mit Prosa so charakteristisch mischenden Diktion, ist das Werk phrasenlos, gesetzvoll, geistig gebunden, und im Gefühlischen ebenso kühn wie schamhaft. Im ganzen eher shakespeareromantisch als modern, jedenfalls eigen, gedankenvoll und Menschen hinstellend, die nicht nur eine Bedeutung ausrufen, sondern wirklich etwas bedeuten. Unbedingt gehörig in ein Buch „Erhebung" um der Kurve seiner religiösen Entwicklung willen, die von „Hilfe, alles ist irdisch!" bis zu „Nichts geschieht auf der Erde, alles geschieht im All!" emporführt. Dieses von Mutwilligkeiten und Exhibitionistik weit entfernte, trauerfarbene Werk wirft rings über das Jahrbuch den wohltätigen Schatten seiner Gewichtigkeit, bis in den naturgemäß propagatorisch akzentuierten Teil der Aufsätze. Zwischenkultürliche Zeiten glänzen stets mit Didaktik. Essay, kritisch, formulierend, aufklärend, polemisierend, ist ihre eigentümlichste Form. So schlagen hier die Sehnsuchtstitel, die das Morgen prägen sollen, am ungebrochensten zusammen: Anfang, Zukunft, Liebe, Freiheit, Gerechtigkeit, Versöhnung, Verbrüderung, Leibhaftigkeit, Verwirklichung, Tat, Änderung, Wille, Männlichkeit, Geist, Selbstbewußtsein, Souveränität, Subjektivismus — vergebenes Beginnen, sie vollzählig zu versammeln, deren Zusammenhang schon in dieser Reihenfolge vielleicht erhellt und deren aller Teleologie, — mitunter zunächst verblüffenderweise, — auf die Idee der Gemeinschaftskultur weist. Auf dieses Zusammensehen und Zusammenverstehen kommt es an, und nur der mag die vielen Namen halbwegs verdauen, der erkennt, wie sie sich untereinander bedingen und ergänzen, selbst wenn sie sich widersprechen.

Arthur Holitschers von edler Duldsamkeit eingegebene Mahnung zur Ehrfurcht steht der kalten Gescheitheit des geharnischten „Geistpolitikers" Kurt Hiller oder Flakes in Behauptungen: Selbstbehauptung suchender Theorie von der Entschlossenheit wesenhaft näher, als es zunächst wohl den Anschein hat, und anfängliches Befremden darüber, was ein an sich allerdings reicher und vorzüglicher Aufsatz von Wilhelm Hausenstein über „Zweidimensionalität in der Malerei" an dieser Stelle bedeutet, wird abgelöst durch die sehr wertvolle Einsicht, daß dieses künstlerische Phänomen eben einem kultürlichen äquivalent ist, Symptom einer Zeit des Auftriebs, der die Dimension der Tiefe notwendig noch abgehen wird, und der die Verdrängungserscheinung einer fast hysterischen Wucht (in Sinn und Motiv der echten Hysterie tatsächlich verwandt) das Gepräge gibt. Man halte etwa zu dem allgemeinen Streben nach Reinheit, Gemeinschaft und Substanz, zu der Absage an determinierende Erfahrung, an Vereinzelung, an Begriffskälte Alfred Kurellas Ausführungen über die „Körperseele", die das unabgegriffene

Thema einer Wiedergeburt unverdrängter Zärtlichkeit aus dem Geiste des Gemeinschaftsbewußtseins in unsern Fragenkreis einbeziehen, mir die wesentlichste Erörterung des ganzen Jahrbuchs vermöge ihrer Gewagtheit im Vereine mit vorsichtiger Ehrlichkeit. Da mag dann schon festere Gestalt dessen sich aus dem Unbestimmten ablösen, was einmal im Grunde der verjüngten Kultur zu finden sein wird: ein unverschnürter, umfassenderer Eros. Und ob Gustav Landauer zu den Dichtern von der Notwendigkeit redet, in die Wirklichkeit des tätigen Volkes zurückzukehren, ob Kurt Pinthus in schwungvoller Ansprache den Geist der Zukunft beschwört und den Determinanten, mögen sie sich als Natur, Vergangenheit, Gott, Eigentum, Wissenschaft usw. maskieren, den Krieg erklärt, ob Analytiker heutiger Kunst gegen hemmende Gegebenheit, gegen das Anschauliche, das Reaktive, Unautonome, Imitatorische wettern: alles zielt ins Gleiche. Scheint auch mancher bereits über die lästige Fertigkeit des Wanderredners zu verfügen, dem das Idiom der Erhebungsphraseologie ein bißchen sehr wie geschmiert vom Munde geht: das Bild, das uns hier vermittelt wird, ist überzeugend und weckt gerade vermöge der Weite seines Rahmens Vertrauen.

Ein Roman von Otto Flake: „Die Stadt des Hirns" (S. Fischer, Verlag) ist wichtig als gründliches Exempel seiner auch in dem Aufsatz „Souveränität" des Almanachs niedergelegten eigenwilligen Thesen. Soweit diese ins Ästhetische gewendet sind, tritt der Roman als Versuch neben sie, ihren Wert praktisch durch die Ausführung zu erhärten; soweit sie allgemeine Weltanschauung sind, kann der Held des Romans als ihr beispielhafter Träger gelten. Im Grunde das alte Lied des Dichters, dem nichts Rechtes einfällt, aus dem Elegischen ins Triumphierende transponiert. An die Brust schlagen: „Ich bin der, der aufwirft die Frage nach Wert der Kunst." Daraus ergibt sich ein bewußt unkünstlerischer Roman, der mehr ein Essay in kaum erhaltener Romanform ist. Zweifel am Wert anschaulichen Darstellens von interessanten Verhältnissen oder Begebenheiten, Abscheu davor, andrer Leute Sentimentalität und sonstige Kitzel zu reizen, lassen den Autor mit so programmatischer Entschiedenheit auf die Seite der Antideterministen und Erneuerer treten, daß sein ganzes Opus Demonstration, Vorrede, Polemik wird. Sechshundert Seiten schildern (denn sie schildern ja doch, nur nicht dichterisch, sondern benennend) eine Persönlichkeit, nicht ihr Erleben oder Sichentfalten, sondern ihre geistige Struktur, die Topographie der Stadt ihres Hirns. Flake nimmt den Menschen, den er für besonders exemplarisch hält und der ihm vor allen nahe steht: sich selbst, das heißt den Menschen, dem Indisposition zur Kunst wesenhaft ist. Auf eine fast grausige Weise sind hier Objekt und Subjekt der Darstellung identisch. Inventarisierung

des Menschen, der aus Verzweiflung an der Kunst zum genialischen Inventarpedanten wird und keineswegs das eigene Leid, sondern den eigenen Fall mit kaum gemilderter Naturwissenschaftlichkeit auseinanderlegt. Erzählung kennt solche Objektwerdung des Subjekts nicht, Icherzählung beruht gerade auf Spaltungsvermögen des Künstlers, — hier Gewolltes aber auf dem monistischen Exponieren des Ego. So ist die Sterilität der künstlerischen Situation durch einen Akt der bewußten Infragestellung in ganz einzigartiger Weise ins Positive gewendet, in einer Weise, die so typisch zwischenkultürlich ist wie nur etwas. Das Selbstporträt eines Selbstporträtisten aus Weltanschauung, der Unroman des Roman-Feindes. Dem Autor Schwächen vorzuhalten, die er besser kennt als sein Beurteiler und sich zum Guten anrechnet, das hieße selbst in mehr auf Kritik angelegtem Zusammenhang, als dieser es ist: nicht Eulen nach Athen, sondern Naseweisheiten in die Moderne tragen. Alle Einwände der Antipathie, die ich meinerseits nicht verhehlen kann, werden durch die durchdachte Entschlossenheit des Autors zu sich selbst, durch die eigensinnige, hartnäckige Geschlossenheit des von ihm von sich planmäßig zu Papier gebrachten Bildes entkräftet. Gewaltmärsche durch das Röhrensystem der eigenen Begriffsbildung, unermüdlich und bei allem Dilettantismus sehr plastisch räsonnierend, eingebrochene Türen immer von neuem stürmend, zeitbeflissen, eingegeben von einem starken Willen zu Gegenwart, Vitalität und Unabhängigkeit. Dieser ganze Roman, der den Einbruch des Essays in die Romanform, seine Abstraktion mit ihrer Breite verbindend, illustriert, der ein romanisiertes Tagebuch ist, ein Aufruf gegen den Roman, er ist mit Lust journalistisch. „Auf denn, setze dich doch kühn als Gast Wandrer Beobachter in die Stadt des Hirns, wie Abgesandter einer Zeit sich in einer Hauptstadt niederläßt, zu berichten seinem Blatt!" Rasche Terminologie, durch Fortlassung der Artikel, Kürzung der Interpunktion, Eliminierung von Lauten und Silben die Sprache zu Depeschenkürze beschleunigend, fegt alle Beobachtungen, Assoziationen, Varianten von Denkvorgängen, alle Eigenschaften zu mächtiger Addition zusammen. Ein Fanatismus nach Überschaubarkeit des eigenen, als souverän erlebten geistigen Lebens schafft in herkulischer Anstrengung Landkartenklarheit. Dieses Werk erwirbt sich Respekt, auch wo Zutrauen ausbleiben muß. Es ist wehrhaft, gepanzert mit freilich dünner Spekulation, rund das ganze immense Feld zwischenkultürlicher Problematik bestreichend: ein Fort, hinausgestellt in die geistigen Kämpfe der Zeit.

Eines freilich ist noch festzuhalten: Flake weiß auch um die Abgründe, auf denen dieser Panzerturm gebaut steht. Eine schmale, aber bedeutsame Romanhandlung gibt der Vielfalt der Erörterungen und eingeflochtenen

Novellen Rahmen, indem er diese ganze, sich so eindrucksvoll behauptende Existenz auf erotischem Gebiet zum Problem stellt. Es zeugt von tiefer Selbsterkenntnis, die den Verzweiflungscharakter der ganzen hirnhypertrophen, gütearmen Persönlichkeit des Helden und Willensapostels Lauda offenbart, wenn Flake sein Ebenbild sich immer wieder mit einer Frau auseinandersetzen läßt, die schließlich der ganzen Souveränitäts-Konstruktion mit dem einfachen Gefühlston Herr wird: „O wie arm diese hohen Dinge sind!!" — und sich befreit. Irgendwie hallt diese Melodie durch die vielen Ich-Demonstrationen, gibt ihnen doch etwas von jener verachteten Sentimentalität bei, untermalt sie mit einer Resignation, in der mehr aufbauende, kulturträchtige Kraft steckt, als in der imposanten und gerade in ihren Herbheiten zu Auseinandersetzung herausfordernden Absage an das Bisher. Dieser Lauda ist gemeinschaftlos, verstrickt in die Dürre seiner Abstraktionen, von Reiz zu Reiz, von Beobachtung zu Beobachtung schlimmer gejagt als ein Kind des Impressionismus, sein Eros ist brutal, seine Ideologie des Sicheinsetzens in allen Lebenslagen ist Flucht in eigene Unwichtigkeit. Aber letztes Wort des Buches heißt: Demut. Lauda reist weiter, ist noch nicht angelangt. Und so steht dieses monumentale, quälende Buch da als die verkörperte Frage der Zwischenkultürlichkeit.

In mancher Hinsicht darf Max Brods neuer Roman „Das große Wagnis" (Kurt Wolff Verlag) als Gegenstück dazu gelten. Romantisch verwuchertes Gebilde echter Romanluft, halb verschüttet unter Träumen und Erinnerungen überquellender Sentimentalität, üppige Phantastik, in alle Dimensionen schwingend, Wechselspiel von skurriler Ironie und gefühlisch erregtem Ernst. Und doch modern in allen Fibern, zwischenkultürlich in seiner Mischung aus Witz und Schwärmerei wie jener in seiner starren Geschlossenheit. Brod hat andere Bücher geschrieben, die in ihrem gleißenden Reichtum, ihrem Raffinement der Bilder und der Originalität der seelischen Konstellationen das vorliegende übertrafen. Etwa „Schloß Nornepygge". Gleichwohl glänzt er auch hier durch die feine Pointierung und lustig schweifende Farbigkeit der Phantasie, mit denen er die Geschichte einer Gemeinschaft, des Höhlenstaates Liberia, schmückt, und ist uns in diesem Zusammenhang besonders wichtig durch den Durchbruch in kulturphilosophische Einsichten, die, hinter allen Verbesserungsrezepten, der neuen Kultur weit näher schon gelagert sind. Die Bürger Liberias trieb der draußen rasende Krieg zusammen; in einem Gemeinschaftsleben der Vernunft und Gerechtigkeit gedenken sie sich vom Unsinn der Welt zu emanzipieren. Aber schöne Benennungen schaffen noch nicht Gemeinschaft, die Liebe fehlt, ihre Vernunft blieb ohne Gefahr und Wagnis. Es ist eine ausdebattierte Literatenrepublik; „alle räsonnieren über die

christliche Freudigkeit, mit der sie ihre schweren Ämter als Kreuz auf sich genommen haben," aber obwohl jeder statt mit seinem Namen, mit seiner staatlichen Funktion bezeichnet wird, tut kein Mensch etwas, und obwohl jeder sich mit der Abschaffung der Privatheit selbst der Gefühle brüstet, spinnt jeder an Intrigen, die schließlich zur Explosion führen. Es fehlt das organische, alle Mitglieder einende Erlebnis, es fehlt die bindende Kraft des Eros, nicht gemeinsame Bodenarbeit noch individuelle Reinheit kommt auf vor lauter Vernunft. Eigentlich hassen die Liberianer die Konstruktivität ihrer Lebensform, am heftigsten ihr kluger, leidreicher Präsident, der zum Polizeimeister wird, ob er will oder nicht. Hinter der dünnen Schicht von Zivilisation und liberianischer Sitte lauern die heißeren Menschlichkeiten, um nur zu bald die Katastrophe heraufzubeschwören. Eine edle junge Frau und ein kraus-genialischer Musiker, einander durch vielgeprüfte Liebe verbunden, wagen sich, wagen das Wunder ihrer Zweieinigkeit und werfen Liberia und seinen tönenden Fortschrittsschwindel hinter sich in dem Entschluß, bei der Jugend anzuknüpfen und durch persönliche Echtheit mit dem Willen der Güte an der Erneuerung zu bauen. Liberia kennt nicht Gnade noch Güte, wähnt eitel, sich über Heilig-Vorhandenes hinwegsetzen zu können, wiegt sich in der Sicherheit seiner Schlagworte. Liebe ist vertrieben, kehrt als Gier zurück und stürzt alles. In bedeutsamer Weise rührt Brod hier an die tiefen Zusammenhänge von Weltverbesserei und unbefriedigter Erotik. Alle diese Menschen, denen die Harmonie erotischer Erfüllung fehlt, spielen nach zwei Seiten. (Man sehe sich die Porträts gerade der radikalen Politiker einmal daraufhin an!) So gipfelt der vielleicht etwas zerflossene, Unterhaltsamkeiten nicht genügend dämpfende Roman in der uns so wertvollen Erkenntnis, — „man dürfe erst dann an Rettung der Nebenmenschen denken, wenn man die schwerere Arbeit geleistet hat, sich selbst zur Reinheit zu bringen." Musikhaft umsponnen von monologisierenden Gesprächen und „wiederkehrenden Gleichnissen, prägt das unterhaltsame Buch bereits die leisen Umrisse dessen aus, was der endgültige Gewinn dieses Übergangszeitalters sein soll.

Einen bereits reiferen Typus der Gemeinschaftsanthologie meine ich in dem schmalen Heft „Das Werkschiff" (Delphin-Verlag, München) erblicken zu dürfen. Weder die Beiträge noch die Herausgabe tragen Namen; die Anonymität besagt, daß der Anteil des Einzelnen aufgegangen ist in das Werk der gemeinsam Schaffenden. „Brüderliche Ausfahrt," als Untertitel, gibt die rechte Einstellung zu dieser reiflichen, feierlichen, bedächtigen Gabe, die mit dem edlen und stillen Pathos des Nachens auszieht, Brüder im Geiste zu werben. Getragenheit nimmt leicht etwas Kothurnensteife an, statt der Verschwendung mit Abstrakten tritt die mit

Symbolen auf, die Sprache hat Melos, aber entbehrt nicht eines präraffaelitischen Beischmackes. Man spürt jedem Satz dieser aus Zeitschriftenflüchtigkeit so schön sich heraushebenden Erscheinung etwas zu sehr die feilende und des Weihens nie müde Hand an, die im Sparen und Verdichten, im Verantworten und Erhöhen der Rede zu einem leicht lästigen Prunk, zu einer etwas manieristischen Überladung kommt. Eng und schwer, vermummt in Gesinnung schreitet das Wort dieser Jungen einher, die das Lachen, das erhebende, erneuernde, weltreinigende Lachen verlernt zu haben scheinen. Hat man sich in die allzu gewichtige Sprache des Kreises gefunden, dann wird man bekennen müssen, nirgends ein so glühendes Verlangen nach den Idealen der gereinigten Erde mit so viel Würde und Tiefe gepaart gefunden zu haben. Hier ist die Arbeit schon fest in die Hand genommen, und schon aus dem neuen Geiste heraus wendet sich das Wort der „wenigen Freunde, die wir so geheimnisvoll Viele sind" an uns. Freimaurerisches mündet in verkündenden Ruf. Das Bewußtsein der zu gemeinsamer Erhebung Verbundenen verharrt nicht im Auskosten seiner Erhabenheit, sondern weist den Weg. Da stehen einige kurze Sätze über die Siedlung als den Ort, der das Maß des künftigen Menschen zu zeugen berufen sei, als die Stätte, die, der Welt der andrängenden Unwesentlichkeit entrückt, die dienende, Kultur aufbauende Tat werde tragen können. Reine, einfache, klargeschwungene Verse rufen zu einem „Bund der Seienden", absagend dem Schein und bloßen Wort. Die Sehnsucht nach einem verjüngten, seiner Sendung zurückgegebenen Deutschland bricht blühend auf, ein begeistertes Wissen um lichtgesegnete, liebegesättigte, den urhaften Quellen neu vermählte Zukunft beschwingt die Schar. Außer Bubers weisen Gesprächen kenne ich nichts, was in so großer innerer Form in solche gedankliche Tiefe ragte, wie hier ein kurzes Gespräch über die Leibhaftigkeit, in dem die ganze Achtung vor der Schönheit und dem Geheimnis der Substanz, der ganze Sinn für das Gleichnis, der diese Sammlung belebt, Ausdruck findet, festlich seltenen, meisterlichen Ausdruck. Statt eitler Ablehnung alles Früheren finden wir hier die Brücke zu den großen Lehrern, zu Bezeugungen verwandter Sinnesart zurückgebogen, mit redlichem Bedacht aus dem Erbgut ausgewählt und kühn mit eigenen Sprüchen vereint, die diese Probe gut bestehen. Hier ist echtes Vermögen und ein reiner Geist, der sich nur zu entspannen, zu leichten haben wird, um der vielersehnten Kultur mehr als Förderer: Verwirklichung sein zu können.

Die Denkschrift der Zentrale für Heimatsdienst, also einer amtlichen Stelle, die unter dem Titel „Der Geist der neuen Volksgemeinschaft" (S. Fischer, Verlag) mehr als ein Dutzend Berufene zu den von der Idee einer nationalen Kulturgemeinschaft aus zunächst gestellten

Reformaufgaben für die einzelnen Kulturgebiete Stellung nehmen läßt, wendet sich ganz praktischen Forderungen zu, die aber doch in das Zentrum einer übergeordneten Gemeinschaftsidee zielen. In sachlicher Prosa, aus Erfahrung und Arbeit heraus, entwickeln hier Leute, die gerade unter den Besten Autorität besitzen, die Möglichkeiten und Notwendigkeiten der Gesundung. Fehlt auch, und manchmal vielleicht sehr, die hohe Erregung jener Jüngeren, ist hier auch alles auf den Ton maßvollen Darlegens abgestimmt, so klingt doch und auch wohl eben darum ein heller Ton der Überzeugung mit, daß ein neuer Geist anpoche und der deutschen Volksgemeinschaft eine Kultur bringen könne, sofern sie nur zu sich, das heißt zum Bewußtsein, eine gestaltungskräftige Ganzheit zu bilden, entschlossen sei. Zumal der Zusammenhang der sozialistischen, Klassengrenzen auflösenden Gedanken mit den idealen Gerechtigkeit, Liebe, Freiheit, Wirklichkeit usw. tritt in diesen Aufsätzen deutlich hervor. Sie alle nehmen die Hauptfront gegen den Kultur bedrohenden Materialismus der Arbeiterklasse. Das Vortreffliche an dieser Sammlung besteht in der Freiheit, die den einzelnen Verfassern gelassen ist, die so persönlich sprechen dürfen, wie ihre Begabung es ihnen jeweils gestattet. Wenn Max Scheler seinen Worten zur neuen Kulturpolitik aus der Einsicht in die Tragik der zerspaltenen Situation in die tröstlichere münden läßt von der Identität der Sache der Menschlichkeit mit dem deutschen Nationalinteresse, und die Aufmerksamkeit auf eine humanistische Religiosität als Träger der neuen Kultur wendet, wenn Radbruch für das Recht, Behrens für die künstlerische Erziehung, Edschmid für die Literatur, Arnold Zweig für das Theater verlangen, daß der Kontakt zwischen dem unmittelbaren Volksempfinden und dem vollen Ernst dieser Kulturgebiete wieder hergestellt und alles in den Dienst der Erziehung eines für seine inneren Stimmen hellhörigen Menschengeschlechtes gezogen werde, so wirkt das auch hier aus ehrlichem Kulturwillen heraus in die Richtung, die ja jetzt als allgemeine und entwicklungsnotwendige unverkennbar vor uns steht. Einige schwerfälligere, aber nützliche Kapitel über Presse, Wirtschaftspolitik, Schulreform, Ständewesen usw. seien nur erwähnt; besonders bedeutsam jedoch wollen mir noch die Darlegungen Hermann Schüllers über den Anteil der Jugendbewegung an der Erneuerung der Kultur erscheinen. Aus seiner kurzen Skizzierung ihres Weges und ihres Sinnes erkennt man, wie sich bei der Jugend als dem natürlichen Träger der neuen Gesinnung alles herauskristallisiert oder doch zusammengefunden und synthetisch verschmolzen hat, was als das Mosaik der Inhalte anderwärts noch befremden mag, hier aber völlig organisch wirkt. Die Wendung gegen das Alter halte man mit dem Antideterminismus zusammen, sehe, wie Körpergefühl, Solidaritätsgefühl, Tatenlust und Idealismus zusammen den Wander-

vogel, die Feste und Gemeinschaftsbildungen, Bünde, Kreise, Siedlungsgruppen jener unliterarisch-naturnahen emanzipatorischen Jugend tragen: und man wird nicht zögern, gerade sie in ihrer ungebrochenen Kraft und heiligen Entflammtheit als den Schoß zu betrachten, aus dem heute die gesündesten Forderungen aufsteigen und vielleicht schon morgen das Bild der Erfüllung kommen wird. Die Unterstützung aller Erziehungsinstitutionen, die einer zur Erkenntnis ihrer geistigen Kräfte und Verantwortung gekommenen Jugend die Entfaltung ihres weltverjüngenden, kulturschöpferischen Wesens gewährleisten, die Umgestaltung des offiziellen Erziehungswesens unter dem Gesichtspunkt einer Orientierung auf den spezifisch jugendlichen Geist hin: von allen Notwendigkeiten der aufbauenden Reform ist keine würdiger, an die Spitze planmäßiger Erneuerungsarbeit gestellt zu werden.

So wenig wie in der bürgerlichen Welt scheint man auch in der intellektuellen noch zu ahnen, welche Rolle die Jugend sich am Aufbau einer neuen Kultur zuteilen wird, wie rege sie schon heute ist, das Alte zu stürzen, die Reinheit herrschend zu machen. Ich glaube, auch die selbst zum großen Teil noch jungen Träger der Erhebungsliteratur wissen recht wenig vom inbrünstigen Wollen dieser Jugend, die ihnen an Echtheit, Schlichtheit und Treue um ebensoviel überlegen ist, wie jene an Problematik und Vielfältigkeit der in weiten Teilen etwas form- und hemmungslos begeisterten neuen Generation. Keine Frage, daß es in der freideutschen Jugend, den Wandervogelbünden, in den unzähligen und auf verschiedenster Grundlage gebildeten Kreisen, Gruppen, Gemeinschaften ständig, sowohl den Kitsch einer schnell verbilligten Symbolik wie den Rausch einer jeder halbwegs großzügigen und dem jugendlichen Empfinden nahen Idee allzu willig Gefolgschaft leistenden Spontaneität einzudämmen gilt. Aber ebensowenig ist es eine Frage, daß noch in den spielerischesten und radikalsten Mißgriffen dieser emanzipatorischen Jugend, die heute der Weltflucht, morgen dem „Bruder Arbeiter“ schwärmerisch und hemmungslos sich in die Arme wirft, ein Ideehunger, ein wahrhaft loderndes Kultursehnen, ein Ernst des tätigen Beginnens steckt, wie ihn selbst die Besten einer zerspekulierten und zerformulierten Literatenschicht nimmermehr aufbringen. Man muß schon die persönliche Berührung mit der Jugend, insbesondere der bewußt jugendkulturellen suchen, denn ihre Literatur gibt gewiß ein besonders mattes Abbild ihrer Gesinnung und vor allem ihrer Erfüllung von ihr. Immerhin möchte ich in diesem Zusammenhang mit dem größten Nachdruck auf Zeitschriften wie „Der neue Anfang“ und „Die freideutsche Jugend“, selbst auf die in der Form sehr zurückhaltende, auf den etwas älteren Studenten eingestellte und noch etwas mühsam vitalisierte „Hochschule“, schließlich noch auf die Flugblätter an Jugend

„Der Aufbau", die Hermann Schüller im Auftrag der Berliner Freien Hochschulgemeinde herausgibt, verweisen. Man wird auch diese Aufrufe, Aussprachen und Besserungsversuche vielfach überladen finden von Begrifflichkeiten, von der Neigung zur Selbstanalyse, von Subjektivismen, man wird eine fieberhafte Sucht, zu überbrücken, sich vom Bestehenden loszusagen, und augenblicklich ein sehr selbstvergessenes Sich-politisieren in dem dem Überschwang zunächst liegenden: dem linksradikalen Sinne bemerken; kurzum auch die Jugendbewegung und vollends ihre öffentliche Erscheinung ist typisch zwischenkultürlich. Aber — und kein Aber in diesen ganzen Ausführungen holt weiter aus —: alles ist hier natürliche Kraft, das Leben selbst, nur durch systematische Fernhaltung ungesunder Vehemenz zugetrieben. Nirgends ist die Zuversicht in die neue Kultur echter, die Tatkraft der Bauhilfe entschlossener, der Zukunftssinn organischer. Er ist ja der eigentümliche Sinn der Jugend, die das lange gescheute, ja gehaßte Haus der Alten in sich zusammenbrechen sah und sich nun ihr eigenes zimmern will. Unerschütterlich ist ihr Glaube an die Gemeinschaft, und sie hat sie erlebt. Sie hat sie in den Bünden und Kreisen erlebt, in den freien Schulgemeinden, in Siedlungsunternehmungen, auf Wanderfahrten, bei ihren festlichen Tagungen. Sie hat vor allem die erzieherische Macht der Gemeinschaft erlebt. Wenn wir überall und auch in allen hier genannten Büchern eine Betonung des Pädagogischen bemerken, so darf man sagen, daß diese sehr allmählich hervorgetretene Einstellung auf das Pädagogische als den Ansatzpunkt praktischer Erhebung aus dem morschen Bisher ebendort beginnt, wo die Quellen der Jugendkulturbewegung liegen: im Werk Gustav Wyneckens. Sowohl durch seine grundlegende Schöpfung der freien Schulgemeinde, die ja die ganze Erziehung an der Jugend und die Selbsterziehung der Jugend im Gemeinschaftsleben fundierte, wie durch seine nimmer ermattende, den Kern nie außeracht lassende, sprachlich so vorbildliche Polemik, deren Phasen und Streitpunkte ein die bedeutsamsten polemischen Aufsätze und Vorträge vereinigendes, soeben erschienenes Buch „Der Kampf für die Jugend" (Diederichs Verlag) vergegenwärtigt, durch seine wahrhaft führende Persönlichkeit lenkte er die heranwachsende Jugend darauf, hinter den eigenen Nöten die der Zeit zu erkennen und ihren Akt der Selbstbesinnung zum auf die Erneuerung der Welt gerichteten Schaffensdrang und Verantwortungsgefühl zu steigern. Dieses Buch ruft in Erinnerung, wie Wynecken nicht nur alle Scheingründe ängstlicher Zauderer und Knebeler zu zerstören bedacht gewesen ist, sondern seine ganze Aufmerksamkeit daran setzte, der Jugend den Sinn für ihre Aufgaben und für das Wesen des erzieherischen Gedankens auszubilden. Er ist es übrigens auch jetzt, der den im Eifer ihres Enthusiasmus den politischen Strömungen

verfallenen Teil der Jugend auf ihre wesentliche und zunächstliegende Aufgabe zurückzuführen bemüht ist und auch allein die Autorität dazu bei ihr haben dürfte. Das große Erlebnis der Gemeinsamkeit aller jugendlichen Menschen gegenüber dem Verfall und dem Rosten wird auch immer wieder die inneren Spaltungen überwinden, die durch an die Jugend von außen herangetragene Momente entstehen. Alfred Kurella hat in einer Broschüre „Deutsche Volksgemeinschaft" (bei Ad. Saal, Hamburg) das Ziel der nationalen Gemeinschaft, der erneuerten Kultur, der Reinigung des Lebens, der Erziehung der Menschen zu wesentlichen Gemeinschaftsmitgliedern vorsichtig und recht frei vom Selbstverständlichkeitsdusel so vieler, die solche Worte im Munde führen, herausgearbeitet und es vor allem als das dargestellt, was den sogenannten völkischen und den sogenannten sozialistischen Flügel der Jugendbewegung immer wieder zusammenführen müsse, weil es beider Richtungen Ethos sei. Und eine in den Kreisen dieser Jugend zirkulierende Schrift „Absage und Beginn", enthaltend drei Reden von Friedrich Bauermeister, Hans Koch und Kurella, erweitert diese Einsichten, indem sie sich in voller Schärfe gegen den öffentlichen Betrieb der alten Gesellschaft wendet, und als den Ort ihrer Umlebung, ihrer Durchglühung mit dem Geist der Hingabe, ihrer sozialen wie gefühlischen Entspannung die lebendige Gemeinschaft preist.

Leise ist hier bereits an die Siedlung als die sie ermöglichende, kulturschwangere Stätte gedacht. Sicherlich wird der neue Geist nicht durch eine andere Einrichtung der Wohnverhältnisse bewirkt werden, aber wohl kann eine neue Wohnform Verwirklichungen des für gut und schön Erkannten ermöglichen und fördern. Man unterschätze vor allem nicht die Macht gerade der Wohnumstände! Daß es in diesem Punkte nicht in der bisherigen Richtung weitergeht, hat man seit einiger Zeit auch dort schon eingesehen, wo sich alle Reformen übrigens im Rahmen zivilisatorischer Praxis hielten und nichts von den großen moralischen Zusammenhängen ahnten, in denen sie heute auftreten. Das Siedlungswesen in England und Amerika hat wohl die sozialhygienische Seite der Angelegenheit übermäßig betont. In dieser Form ist es zu uns gekommen. Gartenstadtbewegung und Kriegersiedlungen gehören dahin und werden heute durch die Stadtflucht unterstützt. Ein sittlicher Gedanke steckt wohl erst in den von Jüngern Rousseaus propagierten Siedlungsformen, vielfach von rassenzüchterischen nationalistischen Kreisen lebhaft aufgenommen, die eine deutliche Absage an großstädtische Verfeinerung und Naturentfremdung darstellen, und in ihrer würzigen Banalität gerade in der Jugend Interesse fanden. Freilich nicht in der wirklich kulturell erregten, die wohl wußte, daß Flucht nicht tätiges Wirken zum Besseren ist. Ich kann an

dieser Stelle nur andeuten, wie vielfach der Versuch unternommen wurde, die Siedlungsform mit anderen kulturellen Regenerationsleistungen organisch zu vereinigen. Schon Hellerau mit der so schön sich eingliedernden Anstalt für rhythmische Gymnastik kann als ein freilich noch ganz aus der Gesinnung der kapitalistischen Kultur heraus unternommener Versuch gelten, und wie gerade die Körperkultur geeignet ist, sich mit dem Siedlungsgedanken zu verbinden, das beweisen die vielen Institute und Seminare für Tanz und Gymnastik, wie etwa das ehemals Biebersteiner oder das Rudolf von Labans. Mehr als durch Theorie je gebessert werden kann, wirkt hier sichtbarlich das Gemeinschaftsleben. Wem Menschen, Jünglinge und Mädchen, aus solchen Bezirken mit ihren geklärten Gesichtern, aus denen Anmut, Kraft, ein froher, feiner Eros leuchtet, begegnen, der muß sich sagen, daß hier der neue Mensch, wie wir ihn ersehnen, herangebildet wird. Welches die gestaltenden Kräfte sind, die in der Wohn- und Kulturgemeinde beschlossen sind, entwickelt eine Arbeit aus dem Nachlaß Alfred Lemms, die vorläufig erst im Manuskript vorliegt, aber wegen der Beziehungen, die sie gerade zwischen der lokalen Frage und dem künstlerisch-religiösen Leben aufdeckt, schon in diesem Zusammenhang notiert werden muß. Lemm denkt an einen Typus der Siedlung, der nicht auf der Negation des Gegenwärtigen beruht, sondern es teilen will, um es zu beherrschen und ganz mit heißem Leben zu erfüllen. Die Siedlung neben der Großstadt soll Pflanzstätte alles dessen sein, was dem Lebenskampf, dem Beruf, der Öffentlichkeit usw. entzogen bleiben muß und ein Reich für sich braucht, kurzum: der Kultur. Hier soll alles auf die kleine Gemeinschaft, auf den seelisch überschaubaren Kreis eingestellt sein und zugleich das Individuum seine unzerteilte Ganzheit wiedergewinnen. Lemms Untersuchungen erstrecken sich weniger auf die wirtschaftliche Seite der Angelegenheit als auf die seelische. Es gilt ihm, alles auszusondern und in die Stadt zu verweisen, was die unselige Spaltung zwischen profan und heilig, zwischen geistig und sinnlich, zwischen ideal und praktisch bewirkt. Die Siedlung wird den neuen Mythos setzen und alles unter den Sinn rücken. Sie wird eine Schule der Hingabe werden; vor den Freunden schwinden die Hohlheiten der äußeren Geltung, die so viel Übel stiften, die Familie vergrößert ihren Horizont, das Allgemeinwohl wird ein konkret zu erfassender Komplex, die Begrifflichkeiten wachsen hier von selbst ins Tätige hinein. Absage an alle Übertragung, das heißt an die Maschine auf dem Gebiet körperlicher Arbeit, an die Wissenschaftlichkeit in der geistigen, oder doch wenigstens Absage an ihre tyrannische Unterziehung des Unmittelbaren. Die Menschen verbindet nicht Reglement und unerlebte Sitte, sondern die Freundschaft der menschlichen Kenntnis voneinander, wie sie die beste Frucht

gemeinsam bestellten Bodens, gemeinsamer geistiger Ernten ist. Liebe, Freude und Geist sollen das Ganze tragen. Wie sich in einem solchen enggemeinschaftlichen Leben die Stellung der Frau, des Kindes, etwa des Festes, der Mahlzeit, des Geschlechterverhältnisses „von selbst" im neuen Sinne zu regeln vermögen, und wie das Gemeinschaftsbewußtsein zur religiösen Bindung des gesamten Lebens werden kann, das bringt Lemm hier einleuchtend heraus. Er hat weder etwas Neues erfunden, noch ein phantasievolles Bild vom Leben in der Siedlung zu geben gemeint, er hat nur die kulturellen Weiterungen einer Idee abgeleitet. Sein Werk schließt mit einer speziellen Anwendung auf die jüdische Siedlung, wohl schon deshalb nicht zufällig, weil die Siedlung überhaupt in der Richtung einer Orientalisierung unserer Kultur zu liegen scheint.

Hinter der Schrift steht bereits ein Kreis, der siedeln wird. Überall bilden sich solche Kreise, um einen Menschen, eine Idee oder ein Werk geschart. Der Plan einer Jugendburg, als einer Pflegestätte jugendlichen Lebens und Geistes für der Schule Entwachsene, die Internatbestrebungen der Volkshochschule, die es auf sich nimmt, ihre Zöglinge nicht etwa mit einer schnellen Wissensbildung auszustatten, sondern sie zu wesentlichen Menschen, zu Menschen der Einsicht, der körperlichen und geistigen Reife bilden will — einen trefflichen Eindruck machen da die Pläne der freien Volkshochschule Marloffstein bei Erlangen, die den ganzen Unterricht auf geistiges Zusammenleben, auf Gespräch einstellt und die Landarbeit als gemeinschaftgestaltende Kraft einbezieht, — die freie Handwerkergemeinde und die ebenfalls siedlungsmäßige Frauenschule bei Darmstadt, das und noch so vieles will in diesem Zusammenhang wenigstens mit einem Wort gestreift werden.

Nur einen Gedanken möchte ich hier noch eigens herausheben, den der Theatersiedlung, wie ihn Hans Brandenburg in seiner Schrift: „Das Theater und das neue Deutschland" (Diederichs Verlag, Jena) verficht. Der Verfasser beleuchtet intensiv den polemischen Charakter unserer zwischenkultürlichen Epoche, die wie alles, so auch die Bühne entsubstanziiert hat, Raum und Bewegung, ihre primären Gestaltungselemente, zugunsten von Milieu und Mimik verdrängt hat und das Theater zum schlechthin unheiligen Ort hat entarten lassen, bestenfalls zu einem Katheder, sonst zur Amusementkrippe. Er ruft schwungvoll zu einer Erneuerung des Theaters aus dem Geiste auf und sieht im Tanz den Keim zu einer Bewegung und Raum neu betonenden Bühne. Ich kann nicht mit dem Autor gehen, wo er die Grenzen des deutschen Wesens allzu eng umzirkt und wo er den Standpunkt vertritt, eine Heiligung des Theaters könne nur vom großen dionysischen Dramenstil, von der pathetischen Schicksalstragödie aus erfolgen. Es will mir scheinen, daß die

Sakralität mehr vom Besucher und seinem neu gebildeten, demütigeren Verhältnis zur Kunst hineingetragen werden muß, daß der Weiheton niemals diese erneuernde Kraft hat. Das war wohl Bayreuths und Oberammergaus Irrtum: Sakralität lasse sich durch Faltenwurf aufbringen. Nicht nur das dialogische Kammerspiel, auch die heitere Form und die Ironie sind eines hohen, kulthaften Theaters würdig, ja, sie bedürfen seiner rahmenden Kraft noch dringender. Was aber hier von größter Bedeutung ist: die Siedlungsform in Stadtnähe. Das Spiel zu einem seltenen Fest zu machen, der elenden Mechanisierung des Betriebes zu entziehen, es einer ganz der Schminke verfallenen Schauspielerkaste aus der Hand zu nehmen, den Träger der Körperkunst in die geistige Gemeinschaft einzubeziehen, ihm das Priesterliche, den Dienstcharakter seines Schaffens wiederzugeben, indem man ihn auf ein Amt im Gemeinschaftsleben, ja auf Handarbeit weist, ihn in tätige Gemeinsamkeit mit seinen Zuhörern fügt, mit anderen Worten also die Schauspielerei als Erwerbszweig verschwinden läßt und den hingegebenen Dilettanten auf die Bühne stellt, dessen ganze Kraft sich wirklich für die Kunst einsetzt: das wäre eine Tat. Was dann das Theater kulturell zu bedeuten vermöchte, als Sammelorgan der gemeinsamen Impulse, als Schaustätte erhabener Körperlichkeit und seelischer Reinheit, das ist heute kaum vorstellbar.

Halten wir ein; die Beispiele für die tiefe Übereinstimmung in allen kulturell erregten Herzen ließen sich ja ins Unendliche häufen. Kaum eine moderne Strophe, kein Essay, keine geistige Bewegung, deren Kern nicht dasselbe besagte. Von Werfels „Wir sind" bis zum Bolschewismus ist alles Hoffnung auf Wiedergeburt durch die Gemeinschaft. Dabei wird oft verkannt, daß Gemeinschaft im wirklich kulturschöpferischen Sinne nicht eine neue Gruppierung der Menschen, sondern ein Bewußtsein, ein inbrünstiges Erlebnis ist, im einzelnen lokalisiert. Mit Herdeninstinkten und Zweckverband hat sie nichts zu tun, sie ist eine ganz intime Entdeckung, die zwar die Menschen verbindet, aber dies nicht etwa bezweckt noch sich darin erschöpft. Man könnte parador sagen, daß die ganz starken Gemeinschaftsmenschen immer die Einsamkeit gesucht haben. Indem man die Gemeinschaft zu einer Art sozialer Rückversicherung gegen eigene Schwäche macht, sät man den Zwang in sie. Sie ist ein erotisches Phänomen, das heißt der echte Gemeinschaftsmensch sucht in ihr nicht Sicherheit, sondern Gefahr. Sie ist nicht organisierbar, so wenig wie die Religiosität. Aber Organisation kann von ihrem Geiste durchglüht werden. Die Gemeinschaft ist so labil und phantomatisch, daß jedes engende Wort sie in ihrer Reinheit bedroht. Daß man überhaupt so viel von ihr spricht, ist zwischenkultürlich und Beweis, daß sie vorerst nur vorschwebt, nicht wirklich lebt. Die Gemeinschaftsphraseologie stellt keine geringere Gefahr dar als die

Machtphraseologie. Aus der Sehnsucht nach einer tiefen Verknüpfung aller Volksmitglieder will schon heute ein Nationalismus heraufkommen, nicht harmloser als der aus der Entstellung des Reichsmachtgedankens erwachsene. Wer die Ergebnisse unserer Untersuchung vergleicht, könnte überhaupt sagen: „Ihr wollt Hingabe und wollt Subjektivismus, ihr wollt Demut und wollt Willen, ihr wollt Benennung und wollt Absage an den Begriff, und am Ende hebt sich alles auf und bleibt wie es war." Tatsächlich, alles bleibt. Das macht ja auch den Revolutionär aus, daß er darauf bedacht ist, alles zu erhalten und nicht sterben zu lassen, sondern mit neuem Leben zu erfüllen. Die Bildung einer Kultur ist kein Erfinden, sondern ein Erneuern. Alles läuft auf Erneuerung hinaus. Die abgelebten Inhalte werden verjüngt, die alten Melodien aufgefrischt. Daß Karl Scheffler in seiner Schrift „Die Melodie" (Bruno Cassirer Verlag) nach einer recht bestreitbaren und etwas dünnen Erläuterung des ästhetischen Begriffs auf die symptomatische Bedeutung der Melodie auf allgemein-kulturellem Gebiet verweist und das melodische Vakuum der Moderne kritisch mit ihrer didaktischen Angestrengtheit, Substanzlosigkeit, Unruhe und Zerstreutheit in Zusammenhang bringt, gibt seinen vielseitigen Ausführungen besonderes Gewicht und Aktualität. Er trifft das Räsonnement der Literatur wie die Uneinfalt des heutigen Denkens, den Unhumor und die Programmatik mit berechtigter Schärfe, aber auch er vernimmt schon ein leises Anklingen neuer Melodik, das heißt Rückkehr zu Form und ruhiger Lagerung. Neben so vieler Unart und geräuschvoller Spreizung bleibt es heute schon unverkennbar, daß der Verfestigungsprozeß, die Konsolidierung einer Kultur schon eingesetzt hat. Das Neue wird schon zu leben, zu tätigen versucht, das literarische Studium wird bald überwunden sein. Die Jugend wird auf die Frage unserer Tage die Antwort geben, sie gibt sie zaghaft und mit verlegener Großspurigkeit schon heute. Der Gemeinschaftsgedanke wird die Grundlage der neuen Kultur sein. Er ist ja dem Kulturbegriff nicht willkürlich aufgedrängt, sondern ist ihm immanent und wesentlich. Kultur ist stets der sublime Ausdruck einer Gemeinsamkeit, einer Übereinstimmung, einer Harmonie von Gliedern. Die Gemeinschaft der Kulturträger, die lebendige und tief bewußte Gemeinschaft als Kulturträger mag uns dann wohl wieder einmal zu jener pflegbaren Autorität der Werte verhelfen, um die wir andere Zeiten beneiden, wenn wir von einer „neuen Gotik" schwärmen. Ob sie die Welt besser machen wird, sei dahingestellt; aber die Welt wird im Erneuerungsprozeß viel Leben aufgenommen haben, und das hat sie erhalten in ihrer Fülle.

Der Prinz und der Tiger

Eine Berliner Phantasie von Oskar Loerke

(Schluß)

Bevor sie den Bahnsteig verließen, zog Marta ihr Taschentuch heraus, neigte sich aufwallend und wischte Ferdinand den Reisestaub von den Schuhen. Er verstand sie nicht und ging verlegen weiter, während ihre Hände noch ins Leere tauchten, wo er gestanden hatte. Aber sie richtete sich auf und folgte ihm wortlos und glücklich. Die Doppelhalle des Bahnhofs stand wie das Flügelpaar eines Riesenvogels auf den künstlichen kleinen Wolken, welche die Lokomotiven zornig nach ihm spien und mit denen sie seine Last in die Luft zu stoßen suchten.

Auf der Straße blieb Ferdinand mit Karl zurück. Marta war Hey immer einen halben Schritt voran und bog manchmal in eine falsche Straße ein. Alle vier Ankömmlinge waren mit Bündeln und Säcken beladen und erregten viel Neugier bei den ihnen Begegnenden. Marta hatte kaum ein Wort für die unbekannte große Stadt. Sie war voll Ungeduld der Freude hingegeben, welche die Gefaßtheit auf etwas sehr Schweres und die Gewißheit, es bewältigen zu können, verleiht.

Sie wollte die Vergangenheit ihres Mannes weder verstehen noch entschuldigen: dann bestand diese Vergangenheit ja weiter, zersetzt und versprengt, wie wenn man die Stare aus den Früchten jagte, und sie schrien nun von allen Bäumen der Umgegend herab. Ferdinand sollte fühlen, daß sie ihn sah wie einen, der dem Kerker entgangen war, und daß sie ihn dennoch liebte.

Ihre vertrauende Seele schien unverletzbar, so ganz und gar zu durchschauen, so ungreifbar wie reine Luft. Mußte nicht Ferdinand die Sehnsucht haben, eine ihr gleiche Seele zu gewinnen?

In ihre frühere Verlassenheit waren gnädig die Dinge hereingekommen, die Tombank, das Flaschenregal, der Vogelbeerenbaum, und hatten in ihr gestanden wie in einem Saale, und die Pferde waren gekommen und hatten an ihr gefressen, und sie war erschrocken. Jetzt, da wieder soviel Raum in ihr war, wollte sie gnädig und erbarmend sein, und die unterirdischen bösen Wesen so lange nagen und fressen lassen, bis sie satt waren und davonschlichen.

Unter der Empfindung dieses ihres Zustandes gelobte sich Hey im stillen aufs neue: hat Stallmann sie mir auch zweimal genommen, so will doch auch ich Zärtliches für ihn tun.

Eine Stunde später hörte er an Marta etwas zerschellen, als hätte sie gläserne Fittiche gehabt.

Karl trappte in der neuen Wohnung herum und ließ seine Puppe, den Mann im Monde, nicht aus dem Arm. Er kletterte mit ihr ein dutzendmal die vielen Treppen hinunter und herauf und begleitete die ächzende Himmelfahrt des Hausrates, den ein einspänniger Gemüsewagen vorgefahren hatte. Karls beide Eltern führte Hey, jeden an einer Hand, vor die Zwischentür der Wohnung und klopfte bei Weises. Diese hatten sich so scheu und still zurückgehalten, als wären sie nicht zu Hause. Vor dem Klopfen trat Stallmann umständlich von der linken Seite Heys hinter seinem und Martas Rücken vorbei auf die rechte und schneuzte sich meckernd. Und die beiden anderen waren beklommen. Mit einmal war es Wirklichkeit: Hehler, Lügner holten arglose Menschen in ihren Hinterhalt. Um den Mund Martas zuckte ein Abschied vor dem ersten Gruße.

Luise trat hinter ihrer Mutter ein. Mit einem warmen Lächeln bewillkommten sie ihre neuen Hausgenossen.

Marta erbleichte vor der übergroßen Ähnlichkeit Luises mit ihrer verstorbenen Schwester. Stallmann durchbohrte das Mädchen mit einem starren Blick, worin ein Strahl Eis und ein Strahl Feuer vereint waren. Die anderen setzten sich, er befestigte Gardinenstangen und nahm zerstreut am Gespräche teil.

Mit einmal stieg er vom Fensterkopf, hob die Hand gegen Luise, als deute er Menschenhöhe vor sich an, und sagte: „Gerade so groß wie Sie war Anna auch."

Als Weises, von Marta geleitet, in ihre Stuben zurückgingen, sprach er Hey an: „Die Tote ist wiedergekommen," und nach einigem Nörgeln an den herumliegenden Bündeln „— als wenn sie alles wüßte und nichts sagte!"

Hey verstand die Auferstehung der Toten und fürchtete sich vor der Stunde, in der sie nicht verschweigen würde, was sie zu sagen hatte.

Marta jedoch glaubte ihrem Herzklopfen noch nicht, das sie ihr neues Dasein mit gewaltig knetendem Zucken einläuten hörte.

Sie konnte wenigstens gleich ein Tagewerk beginnen und den wirtschaftlichen Zusammenbruch aufhalten helfen. Sie setzte sich recht in das Licht der Luise Weise, um von Ferdinand mit gesehen zu werden. Aber er liebte sie nicht. Sie nahm an der Arbeit für die Konfektionsfirma teil. Drei Nähmaschinen brausten, Dutzende von Knabenkitteln und Mädchenkleidern wurden jedes Wochenende abgeliefert. Halbe Monate lang wurde immer dasselbe gefertigt; nach dem gleichen Schnittmuster teilten sie dicke Stoffballen auseinander, die Nadel lief hundertmal dieselbe Zentimeterzahl in Strichen und Bogen, dieselbe rote, blaue oder grüne Borte faßte Ränder und Taschen ein, als gäbe es nur für Waisenhäuser zu schaffen.

Und war der Vorrat in dem großen Geschäftsautomobil verschwunden, so klingelte schon ein Diener mit goldgestickter Schirmmütze und in brauner Livree und schleppte von neuem Ballen um Ballen herein. Die Arbeit währte oft bis in die Mitternacht und begann oft vor dem Aufgang der Sonne. Außer dem Stücklohn warf sie kleine Nebengewinste heraus. Das Geschäft lieferte das Material bauschweise überschlagen und forderte, daß eine gewisse Zahl von Kleidern hergestellt würde. Meistens blieben aber ein paar Meter Stoff übrig, und das dreizehnte Kittelchen durfte an eine Nachbarin verkauft werden, oder der Rest reichte gar hin, die Frauen neu einzuhüllen. Es war dennoch nötig, daß Hey seine letzten Ersparnisse beisteuerte.

Und Stallmanns Herz blieb finster.

Er brachte vorerst nichts heim. Er wurde in der Annoncenexpedition mit sauer zurückhaltendem Lächeln gleichsam wie in einem Scheidewasser geprüft, doch erhielt er die Erlaubnis, als Heys Hilfskraft tätig zu sein. Er unterwarf sich ihm schweigend wie ein Tier. Seine Arme, Beine, Nerven arbeiteten geduldig, wie wenn sich die Glieder in der Phantasie eines sezierenden Anatomen zu toter Logik des Lebens fügten. Er schien nichts für heute, morgen oder übermorgen zu erwarten. Daß er anfangs wie ein kindischer Schüler von Hey abhängig war, verdroß ihn nicht. Mit der Demütigung, daß er auf Heys Kosten städtisch eingekleidet werden mußte, begann seine Laufbahn. Er war linkisch und Hey wurde es aus Verlegenheit darüber. Hey fragte ihn ab: „Welche Tageszeitungen aus Hamburg, Wien, Leipzig, Hannover haben wir?" Er zählte auf. „Und dann noch?" – „Und dann noch: das Allgemeine Kraftfahrerblatt, die Hundebörse, des schlesischen Landmanns Freude, das Liboriusblatt" – „Nein, die hat alle die Konkurrenz." Er druckste und zählte dann mit der gleichen unleidenschaftlichen lauten Stimme weiter: „Der Generalanzeiger für das Eisenbahnwesen, der Kindersonntag, der Bergknappe, der Photograph, der Holzmarkt, der Ratgeber für Obstzucht und Imkerei, der Hausfreund für Altkatholiken, das amüsante Sonntagsblatt – . . ." Hey widersprach nicht, obwohl manches unrichtig war. Er merkte es und wiederholte die Reihe.

Die Tote war wiedergekommen und tötete die Lebende.

Mit Sachlichkeit und Ernst sah Stallmann seinen buckligen Herrn allerhand Quacksalber und Mediziner bearbeiten: der erste nahm Hämorrhoiden- und Wurmkuren vor, und die göttliche Vorbestimmung dazu mußte ihm mit Anstand aufgeschwatzt werden, der zweite beseitigte rote Nasen, Gallensteine, Bettnässe und Damenbart; und fette Inserate mußten ihn also ausklingeln; der dritte heilte Hexenschuß und Wassersucht mit

Zwieback, der vierte sorgte durch Pomade für Muskelkraft, und ein ganzes Schock verschickte vertrauliche Auskünfte an Braut- und Eheleute. Sie alle hockten wie die Spinnen in ihren Netzen, und Hey trieb ihnen die Beute zu. Stallmann, verschlossen, schweigsam gegen jeden, hungrig, nie dankbar, nie undankbar, stieg treppauf, treppab, treppauf, treppab.

Scheinbar ein hilfloses, geschlechtloses, bärtiges Kind, trappte er hinter Hey durch die unbekannte Stadt. Hey ließ ihn manchmal unter den Laternen vor den Haustüren warten, bis er seine Obliegenheiten ausgerichtet hatte, manchmal nahm er ihn mit und ließ ihn zu seinen Worten scheinbar verständnisvoll nicken. Fuhren sie im späten Stadtbahnzuge heim und klapperte plötzlich das Schallgespenst einer Brandmauer in ihren gelben Fahrkäfig herein, als stürze sie selbst ihnen zu Füßen, oder rauschte ein Baum wie ein schwarzer Wasserfall über sie hin, so fühlte Hey furchtsam Stallmanns riesenhafte Kraft gegen sich aufgären. Allein Stallmann schwieg und schluckte manchmal wie an versteinten Klumpen Galle.

Einmal, als er schon sein Haustor abgeschlossen hatte und hinter der Scheibe stand, winkte Hey ihm zu. Er wandte sich ab und ging gegen die Treppe. Nach zehn oder zwanzig Schritten kehrte Hey um und sah durch die Scheibe. Er stand dahinter. Die beiden wurzelten einander gegenüber, lange, rissen sich endlich aus dem Bann und voneinander und redeten nie darüber.

Über Erwarten schnell erarbeitete Stallmann sich eine große geschäftliche Gewandtheit. Dieselbe nachtwandelnde Tätigkeitsgier schien über ihm, die Hey nach seiner Flucht aus dem heimatlichen Dorfe befallen hatte. Auch er war auf der Flucht durch eine große wetterleuchtende Dumpfheit wie durch einen ihn erstickenden luftleeren Raum.

Das Wesentliche blieb: Er konnte Marta nicht lieben. Er konnte nicht, trotz allem und allem. Die Entscheidung darüber lag beim Schicksal. Ihr danken und ihrem Werben stillhalten wollte er nicht. Das Äußerste seiner Leistung war, wie ein Willenloser auszuharren, auch Luise gegenüber. Mied er die beiden Frauen, soviel er konnte, ließ er sich von Hey treppauf, treppab jagen, so quälte ihn doch beständig ein Zwang zum Vergleiche. Das Fleisch Martas war ihm nicht süß wie das Fleisch Anna-Luises. Ihr Fuß war nicht der Fuß eines Geistes. Ihr Haar war dunkel und ihr Wuchs klein. Der Geist klang nicht aus ihrer Stimme. In ihrem Blute kreiste das plumpe kalte Wissen um sein Vergehen, in Anna-Luises Blute war er rein. Beider Frauen Gegenwart schmerzte ihn, aber der eine Schmerz hatte den Geschmack der Strafe, der andere die Wollust der Sehnsucht. Sein Kind strafte all seine wachen Träume Lügen.

Marta schämte sich nicht ihrer Ohnmacht. Noch tat sie Magdsdienste vor ihm, um einmal zur Herrin erhöht zu werden.

Ihr Stolz wurde vor ihm demütig. Aber er war vorhanden und wurde überempfindlich.

Sie suchte Heimat.

Die Mauern des Hauses bewegten sich, rückten auf sie zu, quetschten sie ein wie Mühlsteine, mahlten. So rief sie nach Heimat, daß die Mauern gehorchten.

Die frischgeweißten Decken waren wohnlich, aber die Kalkspritzertränen auf den Tapeten hohnlachten. Zuviel Schmutz und Ungeziefer im Hause! Die Mitbewohner klebten wie Schimmel in ihren Wänden. Irgendwo hoben sich die Lederklappen an den Türgucklöchern, und wurden sie nicht verschoben, so stach durch das nadelfeine Loch in der Mitte ein steifer Blick – das war wie in ihrer Stube. Es gruselte sie.

II

Und ihre ungestützte Kraft ließ nach, zuerst im Haushalt. Das Trittеisen der Nähmaschine ertötete ihre Beine mit seinem toten Rhythmus, die unter irrsinnig hüpfender Nadel fortwandernden Stoffbahnen führten ihre Hände mit und zogen sie von der Arbeit für ihre Angehörigen ab. Der Unrat des ungeheuer verwahrlosten Hauses stieg aus den Kellern herauf und vom Boden herab, und der Verdruß half die Hoffnung einkerkern.

Als Ferdinand Stallmann einmal in die Weisesche Schneiderwerkstatt hinübergegangen war, klingelte es, und Marta ging öffnen. Hey, der gerade da war, sah durch die offene Stubentür einen kleinen Mann mit viel zu großem grünbraunen Rock und ebenfalls viel zu langen grauen Hosen auf dem Treppenflure stehen. Er hob in jeder Hand einen straffen Beutel und stimmte den Ton einer Litanei an: „Der Kammerjäger, junge Frau. Ich komme vom Hauswirt und soll mal die Wohnungen nachsehen. Nichts zu vertilgen, junge Frau?"

Marta schüttelte betreten den Kopf und schloß leise die Tür.

Währenddessen war Ferdinand eingetreten und fragte, wer dagewesen wäre. Sie antwortete nicht gleich, und er wandte sich nun an Hey. Da sagte sie schnell: „Der Kammerjäger, Ferdinand." – „Na, endlich!" entgegnete er. „Ist er in der Küche?" Sie schüttelte wieder heftig den Kopf.

„Wie, was?" schalt er in unmäßigem Zorn, stürzte durch den Korridor, riß die äußere Tür auf und rief: „Sie, Mann! Umkehren! Kommen Sie rauf! Hier bei Stallmann!" Aber der Gesuchte war schon unten auf der Straße oder in einer anderen Wohnung verschwunden. Stall-

mann fuhr Marta an, viel schlimmer, als es der Anlaß rechtfertigte, und schrie: „Die Küche ist schwarz von Schwaben, daß man sich vor dem Essen ekelt, und du läßt ihn gehen."

„Ich habe mich geschämt, Ferdinand, daß wir Ungeziefer haben sollen."

„Haben sollen?" Er wollte sie an der Hand in die Küche abführen, doch sie erhob drohend eine Faust. „Sei nicht böse," sagte sie dann wunderbar sanft. „Im Augenblick hatte ich alles vergessen. Wir haben es nicht verdient, wir haben es nicht verdient!! Ich werde schon sorgen, ich ganz allein."

Er stülpte den Hut auf, warf die Türen und war schon auf der Treppe, hinter dem kleinen Manne mit den Beuteln her. Gleich darauf stürzte er wieder herein, packte zuerst Hey an beiden Händen, schüttelte ihn hin und her und schrie: „Ich will nicht mehr! Macht mir Luft! Ich habe genug von unserem sauberen Geschäft. Soll ich es mir mein Lebenlang wie Krätzesalbe auf die Haut schmieren?! Das wollt ihr! Hey, pfui Teufel über uns!"

Dann griff er Martas Hände mit demselben eisernen Griff und zerrte sie um so wilder hin und wider, als Hey sich an ihn machte und ihn fortzureißen versuchte. „Und du – und du?" knirschte er. „Ich vergreife mich nicht, habt keine Angst. Aber ich will mich nicht ersticken lassen, hörst du? Schleich nicht so um mich! Tritt auf! Schafft mir einen Ausweg! Ich will dich nicht immer bluten hören! Ich halte es nicht aus. Du läßt das Böse nicht zur Ruhe gehen! Du bist so leise, daß ich dich immer bluten höre. Und dann blutest du leiser, damit ich es nicht höre. Hältst du mich darum, damit ich jeden Tag von neuem zum Schuft werde? Wenn ich vergesse, fragst du mich schon wieder mit deiner Stille! Wenn du deine Kochtöpfe anfaßt und die Lampe, das ist ja, als müßte das alles beruhigt werden, damit es nicht schreit: hetz, hetz! Was du anrührst in unserer Wohnung, das nimmst du mir weg. Du machst mich friedlos, weil du nicht aufhörst, mir den Frieden zu wünschen. Ich ersticke. Ich setze mich zur Wehr! – Laß mich meine Wege gehn!"

Sie starrte ihn bleich und wortlos an.

Er hielt ihrer herausgetretenen Seele nicht lange stand und floh in einen neuen maßlosen Ausbruch gegen Hey, in einen Fluchwirbel, der seinen Beruf noch einmal verwünschte und den ganzen Ekel über die elenden Praktiken, die er von Hey hatte lernen müssen, hinausgellte.

„Stallmann," antwortete Hey, „viele Menschen dienen schlechten Dingen. Aber die Mühe des Dienens hebt ihnen die schlechten Zwecke ihrer Dienstherren auf. Andere dienen guten Dingen. Die Mühe macht sie den ersten gleich."

„Ich will nicht mehr! Ich will nicht mehr!" rief Stallmann leidenschaftlich, daß die Winkel der Stube es meckernd auffingen.

Damit zog er sich seine Mütze über die Ohren, knallte die Tür zu und donnerte die Treppe hinab.

Hey glaubte, Marta dürfe nicht länger in den Kerkern ihrer Demütigung bleiben. Er hatte sich ausgelöscht mit seinen Leidenschaften, um hilfreich zu sein. Er wußte, daß er alle Hoffnungen auf sie erschlug mit dem, was er nun sagte. Doch sie sollte gerettet sein, und so drang er glühend in sie: „Tu die Augen auf, Marta, tu die Augen auf. Verlaß ihn. Ich möchte dich mit Gewalt aus diesem Hause tragen. Ich möchte dich auf meinem Rücken in unser Dorf bringen. Ich möchte dir den Kot abtrocknen, den er dir Heiligen nachwirft. Wenn du glaubst, daß ich es treu mit dir meine, werde ich nicht eher von dir gehen, als bis du mit mir gehst. Und wenn du mir nicht folgst, Marta, werde ich nicht wiederkommen."

Sie strich über ein Lachen auf ihrer Wange, das sie wie eine krampfhafte Verzerrung zu kitzeln schien, und sagte: „Dann mußt du gehn, Hey. – Du hast es treu gemeint."

Hey ging langsam in die Küche, während Marta das Tischtuch glattstrich.

Die Wasserleitung ließ ein langes röchelndes Zischen hören, das untermischt war von knackendem Dröhnen. Unten wurde gezapft. Über dem Herde standen in der Tat ein paar Schaben an der Wand und tasteten mit den langen dünnen Fühlern gemach und unablässig über sich in die Luft oder prüften die Ölfarbe. Manchmal kroch eins der braunroten Tiere ein Stück vorwärts. Hey hatte sein Taschentuch gezogen und wollte das größte töten; als er es ihm näherte, war es in jähem Husch verschwunden. Er trat wieder in die Mitte zurück und dachte an seinen ersten Versuch in der Heimat, Marta von Stallmann zu lösen, und dachte an die Ameisen im Chausseegraben. Die unverständlich fremden Lebewesen, die taub vor der schmerzlichen Donnermusik des Schicksals und doch wie nach ihrem Takte aus ihren Löchern in das Licht und wieder zurückkrochen, waren gewachsen, und statt der weißen Kügelchen hatten sie nervöse Fühler. Sonst nichts. – Leise ging er davon.

In dem Schaufenster eines Ladens sah er Bonbongläser und trat ein. Er wollte etwas kaufen. Es gab viele, viele Kinder, die er beschenken konnte. In jeder Straße standen sie mit andächtig sehnsüchtigen Augen vor den Scheiben, so tief verstummt vor den unerreichbaren Herrlichkeiten, als würden sie nie mehr reden und, kleine Greise, vor dem nächsten Morgen erlöschen. Unter diese Kinder wollte er sich mischen wie unter die fremden Wesen eines anderen Sterns. – Er schrak aus seiner Schwer-

mut auf, weil ihm plötzlich zum Bewußtsein kam, daß er von der Verkäuferin nach seinem Begehr gefragt worden war. Er forderte eine Tüte Glasbonbons, — die großen gelben, roten und grünen Quadrate, die das Sonnenlicht wie eigenes sanftes Leuchten wiedergaben, hatten sein Auge angezogen. Als ihm das Gewünschte zugewogen war, errötete er. Er ließ sich noch zwei Tüten mit teureren Sorten füllen.

Auf der Straße fragte ihn ein kleines Mädchen nach der Zeit. Kaum hatte er die Uhr gezogen und die Auskunft gegeben, so wandte es sich ab, und er blieb für die Kleine nichts anderes als die Laternen oder die Litfaßsäulen. Ihre Kameraden und Kameradinnen hatten die Spielreifen um den Hals gelegt oder zwischen die Zähne genommen und scharten sich um einen Trunkenen. Dieser lehnte sich, um sein unsicheres Gleichgewicht nicht vollends zu verlieren, an die Mauer und wies unter Lallen auf den Kellerhals auf der anderen Seite der engen Straße, auf dem er seine Flasche hatte stehen lassen und die er nun nicht erreichen konnte. Die Kinder hänselten ihn, ohne Anstalt zu machen, ihm zu der Flasche zu verhelfen. Nach einer kleinen Weile waren sie des hilflosen Schluckers überdrüssig und beschäftigten sich wieder mit ihren Reifen. Die Häuser schienen von ihren Rufen wie weggeblasen, leicht wie die weißen Schirmchen der Butterblume, die Menschen schienen ihrem Rennen unsichtbar wie Luft und mußten sich beeilen, auszuweichen. Hey spannte seine Hände um die Tüten in seinen Taschen und suchte in brennender Zärtlichkeitswallung den Augenblick zu haschen, in dem er die Kinder mit einer Verteilung der Süßigkeiten beglücken könnte, aber er wagte es nicht. Dann wollte er den Betrunkenen zu seiner Flasche führen. War er zu schüchtern? Das Abendlicht war so feierlich traurig und forschend, als würde es jedes Geschehnis für ewig in seinen göttlichen Augen aufheben.

Hey ging weiter, ging sich müd, ließ sich zu Hause auf den Bettrand fallen und haßte seine beiden schweren Hände, und wenn er tonlos pfeifend den Kopf nach einem Geräusche auf dem Flure drehte, so merkte er, daß er auf den Kellerhals mit der Flasche oder auf das Schaufenster mit den hohen runden Gläsern gestiert hatte.

Den Tisch nahm eine kugelförmige, halbmannshohe Majolikabowle ein, die auf drei Elefantenfüßen ruhte. Dem Deckel war ein ganzes Elefantenkalb angekittet und diente, wenn man seinen Rücken und Bauch umspannte, als Griff. Rings um das hellblau glasierte Gefäß wechselten Pierrot und Colombine viermal ab; alle Umrisse bestanden aus strohhalmdicken rot und grünen Streifen und glichen den Verzierungen auf Konditorkuchen. Dahinein speicherte er die drei Tüten und ging schlafen. Nachts stand er auf, holte sie heraus und aß sie in seinem dunklen Bette leer, fröstelnd, da er niemand gefunden hatte, der eine Wohltat von ihm annahm.

Er fand keine Ruhe, kleidete sich an und eilte nach dem Büro von Vieweg & Co., um in den Räumen zu sein, in denen der papierene Teufel hauste, der Martas, Stallmanns und sein Glück fühllos zerkaute, jener Dämon, der vielerlei Gestalten annahm, nicht zu fassen war, das Mark des Lebens schwächte und keine Besänftigung durch ein schnelles ernstes Opfer fressen mochte. Er setzte sich auf einen Drehschemel, baumelte stoßweise mit den Beinen und schneuzte sich dazwischen die Nase.

Da hörte er draußen das Haustor schlagen. Ein heulender Knall bückte sich die Durchfahrt entlang, ächzte im Mauerschachte auf und zerplatzte gegen den lastenden Nachthimmel in nichts. Dann klappten Schritte über den Hof, es schloß und Stallmann trat herein. Er grüßte nicht, schichtete Papiere zurecht, drehte das Gas aus und sagte: „Komm herunter, Hey. Geh nach Hause! Poltere nicht! Hör auf zu wippen!" Er faßte seines Freundes rechten Schuh und hielt ihn wie ein Uhrpendel an.

„Macht mir Luft!" wiederholte er im Tone seines Ausbruchs am Nachmittage. „Sie treibt mich Luise zu, weil sie mit ihr nicht wie mit einer unbekannten Nachbarin, sondern wie mit Anna verkehrt." Und er wiederholte die Vorwürfe gegen Martas stetiges leises Werben um ihn, das seine Räume wie mit pressender erstickender Weihrauchluft anfüllte. Er hatte unter seiner Rede gedankenlos zwei Streichhölzer angezündet, Hey betrachtet und wieder ausgelöscht, auch nochmals seinen Schuh gefaßt.

„Hast du kein Mitleid?" fragte Hey langsam.

„Ich habe Mitleid mit A n n a, grauenvoll Mitleid. Deshalb kann sie nicht ruhen und kommt in Luise wieder." Nach einer Weile brüllte er: „Ich schüttle euch ab." Dann sprach er noch etwas von einem elektrischen Fische, der einsam im Wasser schwebe und niemand versehre, solange er nicht berührt werde.

Seitdem besprachen die drei sich nicht mehr. Sie erreichten sich nicht.

Doch der Alltag hat seine unzähligen nahen und vertrauten Dinge, die keine Tragödie annehmen, wie Isolatoren gegen Kraftströme, Dinge, die uns ihr unverändertes Gesicht zeigen und, mögen sie noch so zerbrechlich und vergänglich sein, durch ihre Beharrlichkeit uns unendliche Dauer vortäuschen und ihre eigene, endgültige, dürftige Fröhlichkeit in uns entzünden. So bekümmert wir sind, — etwas in uns ist unbekümmert.

Dem gab Hey nach. Er konnte die einbrechende Nacht nicht lichtlos ertragen. Er war ja noch immer auch jener Hey, der sich einmal einen Zylinderhut gekauft, am Harmonium gesessen und das Setzen gelernt hatte. Der ließ von Marta nicht ab.

Er mietete sich damals eine Laube draußen auf Wilmersdorfer Gebiet,

eine Wohnung für ihren befreiten geliebten Geist. Marta hatte davon bis heute nichts erfahren und sollte es bis zu ihrem Tode nicht wissen, zumal die Laube nicht mehr bestand und die Kolonie, in der sie lag, auch nicht. Sonntags in der Frühe fuhr Hey hinaus und strich die Bretter oft mit grüner Ölfarbe an. Er bastelte und hielt mit Marta eine so herzlos ehrliche Zwiesprache, als wären sie beide schon im Elysium. Er hatte ihr das Gebiet des Gärtchens mit Malven eingehegt und zog ihr Melonen. Dürre und Feuchte, Wolkenzug und Himmelsreine waren das Geschick, jenseits von Blut und Willen. Eines Sonntags war seine Ernte gestohlen. Er segnete den Dieb und lachte und fegte die Laube wie zu einem Feste.

Länger als einen Sommer dauerte seine Herrschaft über die paar Spaten voll seliger Erde nicht. Eines Tages wurde ein Stacheldrahtzaun um die ganze Kolonie gezogen, bald darauf begann man in der Nähe seiner Laube zu graben nach Schnur und Stab und Keller für zukünftige Häuserkasernen auszuwerfen. Schmale Schienen wurden gelegt, eine winzige Dampfmaschine schleppte sandbeladene Loren durch das kahle, sinkende Tal. Eine Laube um die andere wurde abgebrochen, und bald stand nur noch die seinige und eine benachbarte auf einer erhöhten Insel. Seine Gewächse wucherten bis an den senkrecht heruntergestochenen Rand der künstlichen Wüste. Er verteidigte sie bis zuletzt und suchte ihnen mit der Gießkanne Kraft einzuflößen. Wo der nackte Boden drunten lehmig war, spiegelte sich fast der Himmel. Bei Regenwetter hatte Hey durch kleine Seen zu seinem einöden Eilande zu waten. Und endlich fiel auch sein Gärtchen und sein grünes Lusthaus hinunter und war verschwunden.

Eines Winterabends saß er dann wieder an Martas Tische, ohne daß sie viel redeten, so wie gewöhnlich, sie bei der Näharbeit. In der Wohnung unter ihnen schlug sich wieder die Familie mit den drei lockeren erwachsenen Töchtern. Häßliches Frauengekreisch drang herauf. Auf dem Boden polterten die Mäuse. Karl kam aus seiner Ecke heraus, stellte sich mitten in die Stube, sah Hey an und lachte pfiffig, auf den Lärm oben horchend. Dann ging er, um seine Pfiffigkeit zu erklären, in die Küche und brachte eine Mausefalle mit. Unter der drahtenen Halbkugel lag eine tote Maus. Auf die mit der Nase hinabnickend, sagte er: „Mutter, du hast vergessen, sie zu füttern – Mutter, hör doch zu. Du hast doch gesagt, die wollen wir nicht töten, du darfst sie als Spielzeug haben und nachher lassen wir sie laufen. – Sie lief herum, ganz schnell, dann fiel sie auf die Seite und nun ist sie tot. Hör doch zu, Mutter."

Marta schob ihn beiseite. Sie hatte offenbar nichts gehört. Nach einer Weile schrie sie auf:

„O Gott, wir grausamen Menschen! Wir haben ja das Tier verhungern lassen." Und wiederum nach einer Weile klagte sie:

„Hey, ich bin wie im Nebel. Anna geht durch die Stuben. Ferdinand sieht sie. Ich sehe sie in seinen Pupillen. Sie sitzt mit ihm am Tisch, er redet mit ihr. Ich gebe ihm ein Hemd, einen Kragen. ‚Leg es aufs Bett,' heißt es dann, – nachher empfängt er es von ihr. – Endet denn nie die Nacht im Ziegelofen?! Konnte ich damals denn mit den Prügeln beiseite laufen, still sein und die Prügel brennen lassen! Verwandeln wollte ich ihn: aus Schande kann einmal Ehre werden. Und hatte ich denn noch zu wollen? Ich mußte ja! – Als Karl mit der toten Maus kam, gellte es um mich wie die Posaunen des Jüngsten Tages: die Schande ist nicht Ehre geworden! Und wenn ich stürbe, ich würde Anna auch im Tode nicht gleich sein. Die Tote lebt und ich bin tot."

Hey streichelte Marta die Hände und sagte: „Komm, wir wollen nach Karl sehen und ihn zu Bette bringen."

Das Kind stand hinter der Tür und wagte nicht, zu öffnen, weil es seine Mutter nicht klagen hören konnte. Seine Neugier nahm aus den Lauten das tiefe Staunen, das er mit einem deutlichen Inhalte zu trüben sich scheute.

12

In einem Hintertreppengeschäftsbetrieb wie dem von Vieweg & Co war es nötig, den Kunden mit allerhand gelegentlichen Einbußen an Kraft und Geld gefällig zu sein, um sie zu erhalten, besonders natürlich denen, die viel inserierten. Die Angestellten mußten Mahnungen ausrichten und Einkäufe übernehmen, zuweilen auch den Verkauf überflüssiger Gegenstände besorgen. Was den Auftraggebern trotz aller Mühe nicht glückte, ihnen mußte es ja ein Leichtes sein. Bei ihren Beziehungen! In ihrem täglichen Trubel! Mit ihrer abgefeimten Übung. Sie bürdeten sich nicht selten eine Sorge auf mit einer Miene, als bliesen sie eine Feder vom Ärmel. So geriet Stallmann eines Vormittags an einen schon jahrelang mit der Firma arbeitenden Likörfabrikanten. Seine Destillation lag in den Gewölben der Stadtbahn und nahm dort sechs Bogen ein, über die sich an der Stirnseite dicke rote Inschriften auf grünem Grunde krümmten wie sechs Regenbogen. Flaschenkisten, hochgetürmt, faßten gewöhnlich die Eingänge ein, und ein süßlich ranziger Schnapsgeruch schlug aus ihrem Dunkel hervor. Der Fabrikant hatte von seinem in Ostasien für ihn reisenden Bruder einen prachtvollen japanischen Mantel aus roter Seide bekommen, den er, nachdem ihn seine Frau und Tochter wiederholt auf Kostümbällen getragen, gern losschlagen wollte. Er wandte sich an Stallmann, als dieser ihm sein schweres Pack Belegnummern ausgebreitet

hatte. „Selbstverständlich kaufe ich ihn," sagte Stallmann dienernd, „sehr freundlich, daß Sie an mich denken, mit Vergnügen, mein Herr. Natürlich gegen Barzahlung, das versteht sich von selbst. Was soll er bringen?" – „Billig, billig," erhielt er zur Antwort. „Es ist ja eine Gelegenheit. Natürlich dürfen Sie nicht vergessen, daß der Stoff reine, schwere Seide ist." – „Also äußerst? Wenn ich sofort bezahle?" fragte Stallmann aufmerksam weiter. Er mußte schließlich einen außerordentlich hohen Preis erlegen und sein zäh Erspartes fast bis auf die Pfennige hingeben. Was half es, der Fabrikant durfte nicht von Vieweg & Co. abspringen, oder er selbst brauchte nicht wiederzukommen. Nun lief er doppelt so schnell wie sonst durch die Stadt, um den Mantel möglichst bald zu veräußern. Aber wer kannte ihn? Wer hatte Bedarf? Welches Geschäft mochte auch nur einen Bruchteil des Kaufpreises anlegen? Die Sonne brannte goldene Kokarden in die Topfhüte der Omnibuskutscher, er fuhr oft in ihren Wagen und kam endlich verdrossen nach Hause.

Der Mantel war notdürftig und unbeschnürt in ein dünnes und zerknittertes Papier geschlagen, das unterwegs aufgegangen war. Marta packte ihn vollends aus und streichelte die Seide.

„O, ein schöner Stoff," sagte sie, und sie hätte das Gewand wohl gern umgetan.

Stallmann war ärgerlich, sich um den Verkauf des Stückes vergeblich bemüht zu haben, und nahm es ihr mit barschen Worten aus der Hand. „Willst du es kaufen? Oder willst du statt meiner damit hausieren gehen?"

„Ja, ich will," entgegnete sie schlicht. Sie nahm es aber und breitete es über die Wiege, in der Karl zusammengerollt schlief wie an jenem Abend im Ziegelofen, wie gewöhnlich lag die von Hey geschnitzte Puppe auf dem Kopfkissen. Ein Bein des Kindes hing nackt über den Rand heraus. Die Mutter hob hinten das Deckbett auf und packte das entblößte Bein zu dem anderen. Das Kind war vom Kopfkissen geglitten und lag völlig verkrümmt da. Der Mantel überbreitete es mit Herrlichkeit.

„Nun ist sein Elend bedeckt," sagte Marta. – „Unser Junge ist groß geworden. Sieh ihn dir an, Ferdinand. Die Wiege ist nicht mitgewachsen. Ich bitte für ihn um eine Bettstelle."

Ohne zu antworten versetzte Stallmann der Wiege einen so heftigen Stoß, daß Marta sich bückte, um Karl aufzufangen. Er riß den Mantel herunter und warf ihn auf den Tisch.

Nun holte Marta, mit dem Gesichtsausdruck einer schlafwandelnd Verstörten, Luise, bekleidete sie mit dem Mantel und ließ sie ihre Bitte wiederholen.

Stallmann lachte gewalttätig und verbarg seine Demütigung in der Keckheit seiner mehrfach wiederholten Zusage: „Nun ja, natürlich."

Unterdessen kam Hey ihn abholen. Er war verwundert über Luises Vermummung und ließ sich andeuten, was vorging. Marta rief: „Hüte deine Finger, Hey, der Mantel brennt."

Luise begriff sie nicht, zog das Kleidungsstück von ihren Schultern und packte es wieder in das Papier.

So ging Hey mit Stallmann. Hey war es, als blieben sie gebannt und beschwert auf einem Fleck und die Straßen schöben sich irgendwie mit langsamen Stichen durch sie, bis sie die Tür zu ihrem Kontor öffneten.

Im zweiten Raume war Licht. Sie hörten Stimmen, offenbar hatte man ihr Hereinkommen nicht bemerkt. Hinter der nackten, roten Chaiselongue, ihnen zugewandt, wiegte sich einer ihrer Mitarbeiter, der mit der verkratzten Glatze, schleicherisch auf den Fußspitzen hin und her, ein anderer, an ein aufgeschirrtes Frauenzimmer geschmiegt, räkelte sich am Türpfosten. Er sagte gerade:

„Los, los, komm rein. Es ist kalt."

„Nee, wo zwee Männer sind, komme ick nich," erwiderte die Frau.

„Du kannst ruhig kommen."

„Nee, dazu hat man schon zu ville schlimme Sachen vernomm'."

Damit wandte sie sich um, bemerkte Stallmann und Hey und löste ihre Schultern von dem Galan.

„Na ja, so is richtig, noch zweee. Nu aber verduften. Und nich mal Gardinen sind ans Fenster," sagte das Mädchen und ging zur Ausgangstür. Die beiden Männer, die halb gegen dieses, halb gegen die Kollegen witzlose Bemerkungen machten, folgten. Die Lage war ihnen peinlich. Aber bald erschienen ihre Gesichter mit greinendem Lachen draußen am Fenster.

Stallmann hatte abwesenden Geistes sein Paket aufgenestelt und ließ die Seide seine Hände überfluten. Da stürzte das Mädchen noch einmal herein, streckte die Arme aus und rief:

„Det möcht' ick mal überziehen."

Stallmann erschrak und erschauerte, als flösse die aufbewahrte Wärme von Luises Körper mit einmal aus dem Gewebe in ihn über. Er würgte es rasch in das Papier, warf das Bündel hinter sich auf die Chaiselongue und stellte sich wie ein Wächter davor, bis die drei Eindringlinge sich entfernt hatten. Dann fragte er Hey obenhin:

„Na, warum habt ihr eigentlich dieses noble Möbelstück angeschafft, hier im Kontor?"

„Nach der Arbeit ist man müde, man streckt sich hin und denkt nach."

„Quatsch."

„Stallmann, Stallmann, du entgehst dir nicht."

„Sei nicht feierlich, Hey. Willst du mir nicht den Mantel abkaufen? Ich brauche Geld."

„Hier hast du Geld. Ich bin glücklich, Martas Kind zu betten. — Stallmann, hier haben wir gesprochen. Ich weiß, wie es um dich steht. Und ich weiß, wie es um Marta steht —."

„Schlag ein Kreuz vor mir, Hey."

„Tu ihr nur so viel, wie du deinem Pferde tun würdest."

„Einem Menschen?! — Du Teufel, du Teufel. Lieber nichts."

13

Am nächsten Morgen — so vertiefte sich Hey mit beruhigter Stimme weiter in seine abgelebten Jahre mit ihren Versuchen, in die schroffen und unzugänglichen Schicksalsentwicklungen seiner Dorfkameraden einzudringen — am nächsten Morgen nahm ich das Bündel mit dem Mantel und ging hausieren. Die Maskengeschäfte wollten meine Ware nicht, obschon ich sie zum Einkaufspreise anbot, weil ich ihre Herkunft nicht nachweisen konnte.

So stand ich denn mittags in der Jerusalemer Straße, unweit der Leipziger, und hatte mein Erlebnis damit. Sie werden es vielleicht nicht verstehen, ich will es Ihnen dennoch erzählen. Wenn Sie an die Legende von dem guten indischen Prinzen denken, finden Sie möglicherweise den Sinn, den meine Qual hineingrübelte. Doch bin ich nicht ein guter Mensch, weil mir eine Tat fehlt, wie sie Mahasattvavan vollbrachte; darum suchte ich mir wenigstens vorzustellen, wie ich mich opfern könnte, um Marta zu erlösen.

Ihr Widersacher war das unangreifbare Schicksal. Wäre er doch ein Mensch gewesen! Wäre er Stallmann selbst gewesen! Aber ihn töten, ihn vielleicht meuchlings überfallen, hätte geheißen, ihr Leben zur unwiderruflichen Vergeblichkeit verdammen, ihr nicht nur einen Haß gegen mich aufladen — den hätte ich um meiner Liebe willen getragen —, sondern ihren Schmerz ins Unendliche vermehren.

Aber ich bohrte so ingrimmig nach einem Auswege, daß ich die Lächerlichkeit nicht merkte, als ich jenen Widersacher doch in einem Menschen gefunden zu haben glaubte.

Er stand jenseits der Straße, ein Mann, groß wie Stallmann und mit dem Charakteristischen seiner Gestalt. Warum Wiens mich so —

„Sie sagen Wiens?"

Ja, er ähnelte dem Metteur Wiens, — als der hier arbeitete, fragte ich mich heimlich, ob er es nicht gar gewesen wäre. Also warum jener

Mann mich so haßerfüllt in seinen Blicken hielt, kann ich nicht angeben. Wir alle haben schon in den Hohlwegen der Großstadtstraßen unschuldige Opfer angetroffen, die wir in halben Augenblicken töteten, und haben es Sekunden später vergessen gehabt.

Der Mann wartete wohl auf eine Straßenbahn, und ich begegnete ihm in unrechter Stunde. Auch ich wollte fahren, wohin, wußte ich selbst noch nicht. So sah ich denn stumpf einem Lehrling zu, der vor dem Schaufenster eines Delikatessengeschäftes acht Kisten auf einen Holzbock stellte, indem er viermal Apfelsinen und Feigen abwechseln ließ. Ich wurde am Bündel gestoßen, das quer aufs Trottoir ragte und den Verkehr hinderte.

Der Feind drüben – ich darf ihn Wiens nennen? – stand ganz ruhig da in seinem braunen Pelerinenmantel, der ihn noch fetter erscheinen ließ, als er war, und seinem grauen Zylinder, und er schwang aufgeregt seinen Regenschirm hin und her. Seine Augen richteten sich über das Verkehrsgetriebe steil nach der Ecke der Leipziger Straße. Von Zeit zu Zeit schüttelte er den Kopf oder blähte pfauchend die Backen. Erwartete er jemand, den er aus der Leipziger Straße in die Jerusalemer einbiegen sehen wollte? Die Entfernung war so groß, daß er sich leicht irren konnte: dies war auch schon mehrfach geschehen, und seine Unruhe war jedesmal, wenn er den Irrtum erkannt hatte, gewachsen, was ihn jedoch nicht veranlaßte, einen günstigeren Beobachtungsplatz aufzusuchen, vielmehr seinen Trotz befestigte, und dieser Trotz schoß in den regelmäßig wiederholten Blicken auf mich. Es tat mir wohl, die Nahrung einer ungerechten Anfeindung zu sein.

Einem Würstchenverkäufer, der mit seinem Handwagen nahebei stand, machte es Vergnügen, den Zorn in Wiens anzuheizen, indem er ihm wiederholt frech seine Ware pries. Sein weißgestrichener Wagen, eine fahrbare Küche mit dampfendem metallnem Doppelnapf, trug oben ein von zwei Eisenstangen getragenes Querbrett, dessen Kreideinschrift außer warmen Würstchen eine Speise anbot, die gegen Husten und rauhe Kehle helfen sollte und wovon umsonst Kostproben verteilt würden. Wiens sollte durchaus einen Mundvoll nehmen. „'ne richtigjehende Kehle is wat wert, mein Herr," plärrte der Wurstkoch mit beißender Seelenruhe. Darauf rührte er in seinen Nickelkapseln um und setzte die vertrauliche Aussprache fort. Mir sind alle kleinsten Einzelheiten so zum Greifen gegenwärtig, als wäre meine geisterhafte Empfindlichkeit wie ein Starrkrampf zurückgeblieben.

Wiens starrte über den Koch hinweg auf mich, trachtete ihn durch Nichtachtung zum Schweigen zu bringen und geriet in um so größere Wut, als er selbst gerade dadurch immer größere Aufmerksamkeit erregte.

Ein Kindermädchen unterbrach das Gespräch mit einer Spreewälderin, um ihn dumm anzuglotzen, ein blödäugiges schlampiges Weib mit zwei schwarzgesprenkelten Hühnerfedern am Hut, die wie Geißhörner nach hinten ragten, drehte sich um, ein Laufbursch mit vier weißen Kartons ging langsam im Halbkreis um ihn, ein kleiner Knabe mit Matrosenmütze hielt ein Mädchen, das in seinen weißen Gamaschen, seinem weißen Pelz und Häubchen wie ein Eisbärenjunges aussah, an der Wand zurück, ein Schneider, der eine schwarze Hülle zart um einen neuen Anzug zupfte, verweilte. Sie alle hätte Wiens am liebsten mit seinem Regenschirm geschlagen, bezwang sich jedoch und stierte auf mich armen Menschen und schob mir all die Belästigungen zur Last: mit Recht, nickte ich hinüber und noch einmal, weil eine wunderliche Angst und Verlorenheit in mir allen Mitmenschen auf der Straße ihr selbständiges Leben entzog und sie so empfand, als rückten sie wie automatenhafte Versucher zu meiner Verwirrung heran.

Vollends der endlose Zug von Wagen, der von rechts und links ganz plötzlich die Straße füllte, dünkte mich in meiner haltlosen Traurigkeit nur eine phantastische, fieberhafte Gestaltung des Ohrenbrausens. Er schnitt dem Feinde Wiens den Blick immerfort ab und mußte seinen Zorn bis zur Entladung reizen. Rollte das alles über mich mit immer neuem Flimmern? Omnibusse, Straßenbahnen, dicht aufgefahren, knirschten heran, ein Dutzend Paketpostchaisen nahmen die Straßenmitte ein. Ich mußte zählen und einem Ausfrager, der meinen Angstschweiß erpreßte, Rechenschaft geben. Mir schwindelte. Die Räder kletterten unheimlich sicher auf die Dächer, brachen in die Mauern ein, die Wagen richteten sich in endlosem Zuge schräg in den Himmel, sausten in Spiralen wie ein ungeheures Karussell um mich: ein stechendblau angestrichenes Hundegefährt, ein durch graue Pläne kastenartig geschlossener Lastwagen mit schwarzweißem Foxterrier – o, ich werde gleich bellen müssen und nicht aufhören können! – bequem auf die Vorderfüße gestützt, unaufhörlich kläffend, offene und geschlossene Droschken – springt Wiens auf ihr Dach und stürzt sich von da auf mich? – ein Rollwagen, hoch mit Reisekörben bepackt, ein anderer, auf den zwei Etagen braune Steinkruken gebaut sind, ein dritter, der einem wandernden Schober gleicht und, mit weißen, giftgrünen, knallgelben, himmelblauen, krebsroten Papierfetzen von den Litfaßsäulen beladen, mühsam dahinächzt – – Marta, Marta, du hast das japanische Gewand an, es brennt, du gehst in Flammen auf, und ich kann nicht zu dir, ich bin in das Karussell gewirrt – ein schwarzer Dreiradkasten, goldschrift- und medaillenbedeckt, ein Karren, starrend vor Drahthaken und Kleiderbügeln, ein Fischerwagen voll feuchten, grünlich braunen Körben, Tang- und Schuppengeruch ausströmend – – ein

letzte rote Flamme flackert auf, zuckt, fällt hin, fällt hin und ich werde ewig in die Nacht hineinbellen, Luise wird einen Aschenhaufen ihrer Schwester Anna im sternigen Purpursaal auf die verklärten Füße streuen. — — Wo bin ich? — — Ohrenrauschen, ein Wall aus Ohrenrauschen um mich, um den furchtbaren Feind drüben aufzuhalten!

Aber nun steuerte er durch das Gedränge, und der Wurstkoch steuerte ihm salbadernd den Karren entschlossen nach. Mir klopfte das Herz: vor dem Umsinken konnte ich mein Opfer vollbringen, ich ging ihm entgegen. „He! He!" schrie uns ein Droschkenkutscher wütend an und wollte uns mit der Peitsche treffen. Ich sprang vor Wiens auf den Straßenwagen, auf den er wollte. Der Schaffner gab das Zeichen zur Abfahrt und spottete hinterher: „Den nächsten, Dicker!" Und nun hatte ich zu leiden, wie ich ersehnt: der Verspottete riß mich vom Trittbrett, gab mir wütend einen Stoß unter unflätigen Ausrufen, wippte auf und fuhr davon. Infolge meiner körperlichen Unbehilflichkeit fiel ich fast und taumelte im Schrecken, vom Lärm der Fuhrwerke umdonnert, bis gegen das Schaufenster der Delikatessenhandlung, um hier doch zu Fall zu kommen. Ich riß die Feigen- und Apfelsinenkisten allesamt herunter.

Als ich, umrollt von den Südfrüchten, meine Gliedmaßen unter Schmerzen aufstoßen fühlte und, dadurch zur Besinnung gekommen, mich alsbald zur Flucht aufraffte, spazierte der Verkäufer aus der Ladentür, hakte seinen Arm voll spöttischer Vertraulichkeit in mein Ellenbogenknie und rief: „Holla, mein Junge! Soll das vielleicht in der Soße hier liegen bleiben? Denken Sie Rindvieh, wir pflastern mit unserer Auslage die Straße?" Ich zuckte in einer Feigheit, die ich mir nicht verzeihe, die Achseln, warf leise ein: „Gott, Sie haben ja den Hergang gar nicht gesehen!" bückte mich dann aber, denn ich wollte wenigstens allen Spott bis zum Bodensatz auskosten, um Martas Erniedrigung zu übertreffen, bückte mich während seines weiteren Geschimpfes hurtig und sammelte die herumliegenden Feigen und Apfelsinen in die Bretterkistchen, zum Gelächter der Umstehenden. Da ich mein Bündel mit dem Gewande nicht weglegte und somit nur eine Hand freihatte, dauerte es eine ziemliche Weile. Ich sprang wie ein Stehaufmännchen und entschuldigte mich. Die behagliche Schadenfreude der Zuschauer stichelte mich. „Da liegt noch eene," schrie ein Junge aus dem Hintergrunde. Kaum hatte ich mich aufgerichtet, so rief von der entgegengesetzten Seite ein Stelzfuß: „Immer 'ruff! hier is ooch noch 'n fauler Appel!" Und der Verkäufer unterbrach mein Sammeln zuletzt mit der Frage: „Wollen Sie mir gefälligst sagen, was mit dem Zeug, das Sie da einpacken, werden soll?"

Ich antwortete so still ich konnte: „Ich will bezahlen. Was bin ich schuldig?" Der Kommis ging darauf ein und begann die Kisten in den

Laden zu tragen, um mir mein Paket zu richten. Meine Barschaft reichte nicht, ich gab noch meine Uhr und würde lange hungern müssen. „Bittscheen, Heer Nachbar," sagte der Stelzfuß zu einem Straßenlungerer, „jeben Sie mir doch det Feijenmus da!" Als er die Früchte in der Hand hatte, klatschte er sie derb in eine der Kisten. „So! un so! Det sind schon mehr Feijenblätter!" Die Zote, die er daran knüpfte, ging in den allgemeinen Zurufen unter. „Hier is noch wat!" johlte ein hellstimmiger Straßenfegerjunge und zielte über die Köpfe der Menge hinweg zwei Pferdeäpfel, die er auf dem Fahrdamm aufgelesen hatte. Sie fielen dicht neben mich. Die Aufmerksamkeit richtete sich nun auf ihn. Ich erhielt unterdessen mein Paket, die acht Kisten hoch übereinandergeschnürt. Ich sackte das Türmchen in die flache linke Hand und lehnte es gegen die Schulter, den rechten Arm spannte ich um das andere Paket und mich durch die Ansammlung zwängend, verfolgt von tobendem Gelächter, wippte ich, für den Gehsteig zu breit beladen, auf dem Straßendamm so schnell davon, wie ich trauergebeugter stiller Krüppel eben konnte.

Mit geschlossenen Augen, schwindelnd im Sieden und Strudeln des vorüberziehenden Verkehrs, erlebte ich all diese Demütigungen. In meinen Träumen erstrahlte immer heller Martas Bild und sie wurde immer glücklicher und sie war dem Angriffe Stallmanns schon unerreichbar.

Aber an der Wirklichkeit hatte ich nicht ein Stäubchen abgewetzt. Ein Narr kann nur ein Narrenopfer bringen.

Das Gewand habe ich auf einem fremden Hofe in den Müllkasten geworfen.

14

Hier brach Heys Erzählung ab, und er führte sie selbständig nicht mehr weiter, auch dann nicht, als ich seine Gedanken wieder ins Allgemeine zu lenken suchte und als später Marta, auf deren Teilnahme er sich so gefreut hatte, sich zu uns fand.

Ein Maschinenmeister meldete: „Die dreihunderttausend Bogen sind ausgedruckt."

„Dann können wir gleich die letzte Nummer Ihrer Zeitschrift vornehmen," wandte Hey sich an mich. Er nahm das vorletzte orangene Heftchen aus dem Regal über seinem Tische und ließ die Blätter unter seinem Daumen fortstreichen. „Schade, daß der Regulator seine Kugeln stillstehen lassen soll."

„Gut, dann werden wir die gedruckten Planeten abends am Himmel entdecken, und sie werden uns erst recht als Regulatorengewichte vorkommen."

„Leichtgläubig wie wir sind."

Mittlerweile hatte Marta ihren Stuhl bei uns zurechtgerückt und richtete ihren toten Blick in die Ferne so wie sonst in das Gestänge der Maschine. Es war unzweifelhaft, daß sie aus keinem Drange gekommen war, sie erfüllte Hey nur mechanisch eine Bitte. Und es wurde so, wie es gestern gewesen war. Ein Zwiegespräch entwickelte sich, das mir aufschloß, was ich von den Erlebnissen der beiden noch nicht wußte. Marta war die Redende, Hey immer der Forschende. Sie hatte seine gestrige späte Liebesbotschaft zu den Erinnerungen gelegt und sie nur als Echo im Echo aufgefaßt. Etwas wie weiche Dankbarkeit strahlte in ihrer Stimme mit, doch rückte gerade dies sie aus der Gegenwart ab.

Hey jedoch blühte immer mehr in Hoffnung auf. Seine Wangen wurden abwechselnd rot und bleich. Mitunter ergriff er meine Hand und schüttelte sie und drückte mir damit aus, daß er deutlicher und deutlicher den Sinn seines Erzählens begriffen hätte. Seine Augen rundeten und klärten sich. Er war in einem Krankensaal gewesen und hatte vor dem Anblick der Leiden die Lider geschlossen; sie wieder öffnend, sah er, daß man die Kranken längst hinausgetragen und daß ihn nur der haftende Karbolgeruch geängstet hatte.

Ich spürte, daß die Beziehung der beiden zueinander, die längst in nüchterner Alltagsfreundlichkeit erloschen war, noch nicht ihren Abschluß gefunden hatte. Doch heute noch mußte sich entscheiden, ob Schulkamerad und -Kameradin die Hände zum tiefen Gruß oder zum Lebewohl ineinander legen mußten.

Für den Rest der Erlebnisse Martas mit Ferdinand Stallmann muß ich das Zwiegespräch, das weit mehr ein letzter Kampf Heys um das verehrte Weib war als ein Bericht, ausschalten und will in meinen Worten das Vergangene vergangen sein lassen.

15

Es kam der Tag, an dem Marta Stallmann sich von den Nachbarsleuten trennen mußte. Das nicht zu erstickende Geheimnis drohte sich durch die Verbindungstür zu fressen. Das Schweigen wurde zum unerträglichen Betrug, zum Verrat freundschaftlichen Vertrauens. Vielleicht ein Unglück, vielleicht ein Verbrechen machte sich schon auf, bei Weises einzufallen. Darum fliehen!

Luise brachte neue Arbeit herein. Marta war in der Küche. Sie hatte Ferdinand lange in der dunklen Stube auf- und abgehen gehört. Nun stand er still. Luise sagte laut, damit es Marta draußen höre: „Frau Stallmann, hier sind die fälligen Pakete. Den Rest bringe ich gleich, es ist noch ein Armvoll." Marta hörte sie zurückgehen. Stallmann hatte

sie nicht begrüßt, noch sich überhaupt bemerkbar gemacht und blieb auf dem Fleck, an dem er seinen Gang abgebrochen hatte. Nach einer kleinen Frist klinkte Luise wieder auf und legte den Stoff auf den Tisch mit der Bemerkung: „So, da ist das übrige."

Da stöhnte Stallmann auf.

„Anna!!"

Luise entfuhr ein kleiner Schrei, sie hatte sich erschrocken.

„Anna, ich muß dir etwas sagen."

„Ich bin doch nicht Anna. Mein Gott, die ist doch lange tot."

„Du bist es ja. Ich werde dir von dir etwas erzählen. Es ist Zeit."

„Lassen Sie meine Hände los! Lassen Sie los, ich schreie! Was ist Ihnen bloß! Ich schreie!"

Damit hatte sie sich losgerissen, schlug die Tür ins Schloß und lief in ihre Wohnung.

Marta wußte, Stallmann war daran gewesen, ihr zu offenbaren, was auf ihm lastete, sinnlos, ohne zu fragen, was dann geschehen sollte, fände der jetzige Zustand nur ein Ende. Kalkstückchen raschelten in der Korridortapete wie ein kaltes Spottwerk jenes Rieselns, das über ihren Rücken fuhr. Der Topf auf dem Herde sah sie an wie eine Weisheit. Wenn Feuer darunter ist, kocht das Wasser, und wenn es kocht, springt es heraus, wäre es auch ins Feuer selbst.

Sie trug die Lampe hinein. Stallmann stand gebrochen am Tische. Ehe sie mit ihm reden konnte, kam Frau Weise mit einer anderen Lampe herein. Nun schützte ihn Marta mit aller Güte, nötigte ihn aufs Sofa, beschwichtigte ihn wie einen Kranken, so daß Frau Weise nicht zu Worte kommen konnte.

Endlich dann griff sie allen Fragen vor. Die Augen täten ihr weh. Sie wollte nicht mehr nähen. Die neuen Pakete sollten ungeöffnet zurückgehen. Sie danke für alle Freundlichkeit bisher. „Und nun lebt wohl."

Es war ein Bruch ohne Vorwand, so offenbar, daß jede Frage abgeschnitten war.

Nach der Entfernung der Frauen ging Ferdinand leise aus dem Hause. Er blieb die Nacht aus und den folgenden Tag. In der herausgezogenen Schublade des Tisches fand Marta Geld. Sie nahm es nicht.

Gefestigt, aber verschlossen wie ein Fels erschien sie am übernächsten Vormittag bei Hey und sagte zu ihm:

„Besorge mir eine Arbeit, damit ich mich mit Karl durchschlagen kann. Darum bin ich hier. Irgend etwas, das Niedrigste ist recht. Es muß gleich sein und außerhalb unserer Wohnung. Und den Kleinen muß ich mitnehmen können. Soll ich mitkommen? Wir können sofort gehen. Ich warte in einer Nebenstraße, wenn du mit einem Brotherrn sprichst."

Hey wollte beginnen, sich anzuklagen, daß er seit langen Jahren den gewaltigen Strudeltrichter zu graben begonnen habe, in den sich nun soviel Bitteres in immer größere Enge hinabstürze. Sie schnitt ihm die Anklage ab. „Hey, du bist gut gewesen. Immer gleich. Du hast bloß zugesehen und nichts gewollt, so wie die Wände, über die man sich zuerst ärgert und über die man froh ist, wenn sie lange um einen gewesen sind. — Sei so gut, komm."

Hey besorgte ihr die Stelle. Der Likörfabrikant, von dem sie den japanischen Mantel hatten, saß in seinem Kontor im Stadtbahnbogen und spießte mit verdrießlichem Gesicht Papiere auf einen Messinghaken. Dabei kniff er die Lippen zusammen, daß die lange Zigarre, die zwischen ihnen steckte, sich bis über die Brauenwurzeln aufrichtete. Auf die nachlässige Frage, was Hey brächte, erwiderte der, daß die brave Frau jenes Kollegen, der ihm das Gewand abgekauft, verlassen und in Not geraten sei und daß er unbedingt etwas für sie tun müsse.

„Kann sie was?" fragte er kalt.

„Sie ist fleißig und anstellig, auch nicht ungebildet."

„So, so."

Er nahm sie als Aushelferin zum Etikettenkleben und Flaschenspülen an, da sie ja nicht heikel wäre.

So saß Marta denn schon nächsten Tages mit groben und rauhschnäuzigen Weibern zusammen im Bretterverschlage unter dem Stadtbahnbogen. Sie war schüchtern freundlich zu ihnen. Bald konnte Hey ihr die Nachricht bringen, daß Stallmann im Büro der Inseratenexpedition auf der Chaiselongue schlafe und auch um ihre Arbeit wisse.

Stallmann und Marta verfielen in ihrem Gesicht.

Die gemeinsame Wohnung suchten sie auf, ohne einander zu begegnen, sie zu den Mahlzeiten und nachts, er vor ihrer Heimkehr nachmittags, um sich Kleinigkeiten des täglichen Bedarfs zu holen. Geld brachte er nicht mehr, da sie nicht nahm, was er hinlegte, und da er infolge seines täglichen Besuches von Speisehäusern und Schankwirtschaften auch bald nichts mehr erübrigte.

Er trug das neue Leben und sie versuchte es zu tragen. Aber es wollte nicht gelingen.

In einem Kalender fand ich eine Zeichnung, die einen alten Musikanten darstellte, wie er vor einer winzigen Orgel neben der Sonne sitzt, mitten im Raume. War auch leere Luft unter ihm, so beruhigte ihn doch, daß sein Sitz eine Fußbank war, aus rohem Holze gezimmert, mit krummen Fasern und Masern, wie sie in den Wäldern der Erde wachsen und auf unserem Hausrat zu sehen und zu tasten sind, und diese Adern reichen für uns weiter in den Weltraum, als die wirbelnden Glutbälle

reichen, obgleich die Sägen sie zersägt und die Messer sie abgeschnitten haben.

Marta suchte immer mehr die Einsamkeit. Wenn sie um acht Uhr abends die Schürze abband und mit den übrigen Frauen wegging, so fand sie keine Ruhe, sondern kehrte wieder. Sie fühlte sich in dem Bretterverschlage wie eine Abgeschiedene in ihrem Sarge und wollte in ihrer niedrigen Arbeit begraben sein. Sie zündete die Gasflamme an, das Licht bildete nach oben einen zart durchsichtigen Buckel und der trug die eisernen Lasten der tausend dunklen Räder der Bahnzüge, ihr Knabe spielte neben ihr, meist mit seinem Mann im Monde, und sie vertiefte sich in die Buchstaben der Etiketten, als hätte sie eine dunkle heilige Schrift zu enträtseln. Plötzlich wandte sie das rechteckige Papier um, fuhr mit dem feuchten Schwamm über die gummierte Fläche und war schon wieder hilflos versunken. Die Züge stampften und grollten über ihrem Kopfe, aber die Schläge der Räder auf die Lücken im Eisen waren zu hoch über ihrem Scheitel und hätten ihn doch treffen sollen. Sie stellte sich das Gewimmel der Menschen und Gefährte in den Straßen vor: dann war es gleichsam, die Bewegung des Blutes in ihrem Haupte brachte das Rauschen und Gären in ihren Ohren hervor, und das vorgestellte Licht in den Straßen wurde zum Flimmern vor ihren Augen.

Manchmal sprang sie auf, ergriff den Knaben bei der Hand und führte ihn durch die dunklen Fabrikräume, vier Bogen, groß wie Säle. Er zerrte sie und fürchtete sich, je mehr, als sich die Augen an die Finsternis gewöhnten. Von den Straßenlaternen her hingen fahle Lichtsäcke durch die vergitterten Fenster herab. Die großen Kupferkessel sahen in ihrer Starre gespenstisch aus und glichen glühenden dickbäuchigen Riesenfröschen, denen man die Beine zu endlosen steifen Rohren ausgezogen hatte. Es roch nach Kräutern, Zucker und Fusel. Man spürte etwas klebrig Süßliches mit der Zunge. Kam ein Zug über ihren Köpfen heran und schlug seinen dröhnenden Donnerschlag in die Nacht herunter, so erhob sich ein langes Klirren im Metall, und es war, als wollte es fortschwellen, bis die kupfernen Ungetüme laut schrien und predigten, ehern, für ertaubte Ohren. Sie mußte stehen bleiben. Und dann war alles vorüber.

Sie aber schien währenddessen in einen tieferen Keller gesunken, worin doppelte Stille und doppelte Einsamkeit hauste und aus dem sie hinaufsteigen mußte, um sich zu retten und vor allem ihr Kind, das doch an ihrer Verdüsterung unschuldig war und keinen Anteil haben sollte.

Ja, hinansteigen, – aber wie und wohin? Dabei fiel ihr Blick auf die Leitern, die unter den Gewölben auf Haken hingen. Vielleicht dienten sie dazu, um auf die Kessel zu steigen, vielleicht sollten sie bei Feuers

gefahr zur Hand sein, vielleicht hatte sie die Eisenbahnbehörde hier untergebracht, um die Geleise erreichen zu können. Der erste Anblick weckte ihr ein unklares Gelüste, sie zu mißbrauchen. Es tauchte auch die gräßliche Erinnerung in ihr auf, wie ihr Mann mit der Toten zum Taubenschlag hinaufgestiegen war, und sie wünschte sich wieder, wenngleich unter Grauen, diese Tote zu sein. Sie durchlebte noch einmal ihre schauervolle Hochzeitsnacht und hob den Knaben auf und hielt ihn quer über beide Arme, als hätte sie einen Leichnam eine Treppe hinaufzutragen. Das Kind erschrak und zappelte in ihrer Umklammerung. Dabei fiel seine Puppe herunter. Karl wollte sie wiederhaben. Sie fragte ihn, ob er sie denn so sehr liebe. Er bejahte. Was er denn anfangen würde, wenn er das Männchen nicht mehr hätte? – Immer suchen, bis er es wiederfände. Bei seinen Worten war ihr nun plötzlich das Kind nicht der Sohn seines Vaters, sondern der Vater selbst, und die Puppe war die Tote und zugleich sie selbst. Sie hielt die Figur auf ihren Rücken und wich zurück. Das Kind schlug beide Arme um ihre Hüften und suchte das Spielzeug zu erhaschen. Es reizte sie, grausam zu sein. Dabei fielen Tränen aus ihren Augen. Nun ließ Karl sie los und blieb stehen, während sie noch einige Schritte rückwärts ging.

Sie sagte jähen Entschlusses und mit fliegender Stimme:

„Der Mann im Monde will dich prüfen, ob du ihn wirklich lieb hast und ihn überall suchst."

Eine schmerzliche Verklärung war über sie gekommen. Sie ging durch die Fabrikräume und sah nach, ob die Tür nach der Straße gut geschlossen sei. Darauf öffnete sie ein Tor, das nach der entgegengesetzten Seite auf einen Hof mit hageren Bäumen, Fässern und Handwagen führte; Brandmauern wichen in weitem Zickzack von ihm zurück. Sie löste eine der Leitern, trug sie hinaus und stellte sie an den Mauerwall der Eisenbahn. Dann ergriff sie die Puppe, stieg mit ihr hinauf, schleuderte sie auf die Geleise und kam zurück. Karl bei der Hand nehmend, deutete sie hinauf, ohne sprechen zu können. Wollen wir sie suchen? fragte ihr bleiches Gesicht.

Ein Zug brauste heran, der warme Wasserwrasem wurde von der nassen Nebelluft heruntergeworfen, und dann zogen die Fenster, Staketen goldenen Lichtes, rauschend über die Kronen der Bäume.

Als das vorüber war, sagte Marta, nun sei die arme Puppe vielleicht überfahren und blute sehr, sie müßten sie holen und ihr helfen. Sie nötigte und zog den Kleinen zur Leiter. Er willfahrte anfangs willig und stieg, stieg ihr Sprosse um Sprosse voran, und sie folgte ihm Sprosse um Sprosse. Auf der Mitte aber machte er halt und versuchte hastig, um sie herum und zurückzukriechen. Sie wehrte ihn ab und schwatzte

voll Angst und Verzweiflung auf ihn ein, bis er sich mit dem ganzen Körper fest an einen Holm klammerte und in ahnungsvoller Todesangst sagte: „Du sollst mich nicht schlachten.“ Da sah sie ihn mit großen steinernen Augen lange an, tat den Mund weit auf, erwachte, war wieder in dieser Welt, ließ die Hände los, zuckte und fiel wie in einem Schwindel herab. Der Knabe stieg zu ihr hinunter, streichelte und tröstete sie.

Er stand blitzschnell auf, als es von der Straße her klopfte, und ging öffnen. Es waren Hey und Stallmann. Der Junge brauchte nur wenig zu erklären, so hatten sie begriffen, was hier vor sich ging.

Stallmann stapfte mit großen Schritten umher. „Beinahe drei umgebracht. So kommt man dazu,“ sagte er bitter. „Feine Bude das hier, muß man einmal ansehen.“

Er strich Streichhölzer an und ging, damit leuchtend, rasch durch die Fabrikräume, als wären die anderen beiden nicht vorhanden. Sie folgten zögernd. Stallmann horchte mit einmal auf, als sich in den Ecken ein Brausen wie von einem Wasserfall erhob, warf das brennende Hölzchen jäh aus der Hand, versetzte Karl, der ihm im Wege stand, eine Maulschelle, stürzte zum Tor hinaus, die Leiter hinan und ließ sich überfahren.

Es folgten langwierige Vernehmungen, die jedoch nicht viel zutage förderten. Nahrungssorgen hätten beinahe die ganze Familie in den Tod getrieben, der schreckliche Anblick des Selbstmordes ihres Hauptes hätte Frau und Kind im Leben zurückgehalten, hieß es in den Zeitungen.

16

Über Stallmanns Tod hinaus begleitete mich keiner meiner beiden Führer. Ich konnte die Jahre seitdem ahnend füllen, wie ich wollte. Hey mochte die Anzeigenjagd gleich aufgegeben und Marta hierher in die Druckerei mitgebracht und einem sicheren, ruhigen Broterwerbe zugeführt haben. Was innerlich aus ihnen geworden war, hatten sie mir gestern und heute vorgelebt. Um das kleine Weib war der vergrößernde Hof seelischen Raums erloschen.

Jetzt versanken sie beide in ein stummes Sinnen.

Wieder machten sich die ersten Setzer für den Heimweg bereit. Da sprang auch Marta auf, band die Schürze ab und sagte: „Jetzt muß ich gehen.“

„Du willst fort?“ fragte Leopold erschrocken und ergriff ihre beiden Hände.

„Ja, ich habe Kopfschmerzen von dem vielen Wind. Karl sitzt schon auf meinem Platz hinter der Maschine.“

Damit nickte sie mir zu und ging.

Die Arbeiter folgten ihr einer nach dem andern. Sie sahen in den

Straßenanzügen, die sich in den Schränken und Verschlägen gleichsam steifgehangen hatten, wunderlich verkleidet aus. Am meisten Zeit ließ sich der Greis mit den fröhlichen Augen. Er hob mit milder Sorgfalt drei geleerte Bierflaschen gegen das Licht und prüfte dann mit dem Munde nach, ob er auch recht gesehen hätte. Darauf teilte er uns mit, er habe noch immer keine Nachricht von seinem vierten Sohne und schritt den anderen nach.

Hey fröstelte und begehrte ebenfalls nach Hause zu gehen und zu schlafen. Das Maschinenpersonal könne selbst fertig werden. Als er den Riegel seines Kittels löste, bat ich ihn, erst mich fortzulassen. Ich möge ihn nur in diesem großen grauen Mantel sehen.

Da wurde er gerufen. Ballen neuen Papiers waren angekommen, die auf dem Fahrstuhl noch nach dem Boden gebracht werden sollten. Er ging die Treppe hinab und ließ das Papier auf die Plattform des Lastenaufzugs wälzen. Er öffnete die Verpackung, um den Raum auszunützen. Die Bogen waren gelb, „zu Plakaten für ein Warenhaus", erläuterte er. Als sie glatt hingeschichtet waren, kletterte er zu ihnen in den Fahrkäfig hinein, der einer platten Mausefalle glich und nur zur Förderung von Lasten dienen sollte. Karl stand oben und drückte auf den Knopf, Hey stieg im dunklen Schachte auf. Oben angelangt, rief er dem Jungen zu: „Nun nach unten." Der Stuhl sank.

Und wieder ließ Hey sich heben. Lächelnd bedeutete er dabei dem Knaben: „Laß mich ein bißchen hin und her fahren, es tut so gut."

Der Junge gehorchte, wenn er auch ein wenig verwundert war, und setzte eine sachliche Miene zurecht. Hey aber ließ den Kopf sinken, so daß sein Buckel das Höchste an seiner Gestalt war, und die seitwärts gekauzten Beine ruhten, auch irgendwie verkrüppelt, zwischen den steifen Pfählen der Arme. Sein grauer Kittel nahm ihm beinahe die Wirklichkeit. Mir schien, nicht das Seil, sondern das Papier höbe ihn wie eine gelbe Wolke in das Dunkel auf und senkte ihn wieder, mehrere Male. Endlich kroch er aus dem Käfig.

Ich wollte mich verabschieden.

„Wenn einer die Schnur durchschnitte," sagte er, „dann sauste man auf die Steine und fiele in das Häufchen Unglück zusammen, das man ist."

Es war ziemlich jäh dunkel geworden. –

Während ich zur Bahn ging, entglitt mir das uns Menschen vorbestimmte Formbewußtsein, das den Raum in uns ordnet, die Gegenstände auswählt und uns zuschiebt, an denen die Augen sich halten sollen, die Ruhe der Farben und Laute, aus denen sich immer Alltag – das wahrhaft Übernatürliche – bildet, in dem wir so still und sicher werden,

daß wir es verwunderlicherweise wagen, die Füße voreinander zu setzen, unseren Hunger zu stillen und uns zu freuen. Ich befand mich in dem Raum, in dem einst Marta gelebt hatte.

Überaus dichtes Schneetreiben verwirrte die Straßen und verklebte die Augen. Die sahen oft wie durch Prismen. Das Pflaster wogte und brach in geschichtete Schollen entzwei, daß es flügelgleich sanft in den Himmel hätte schlagen können. Das Grau der Höhe stieg hernieder, daß die bunten feuchten Litfaßsäulen darin aufragten wie Burgen in der Stadt Gottes und die Sterne gleich Bienenschwärmen musizierend ihnen nahe flogen. Die Häuserlängen schlichen gleich einem Rauch davon, die Läden, in die man sah, hatten geheimnisvoll die Kanten verloren und waren aschenumkrustete Höhlen um einen Feuerschein, dessen nährende Glutquelle unfaßbar fern rauschte. Unfaßbar fern alles.

Ich sah durch ein rundes Haustor in einen kleinen Hof, worin eine Laterne ein altes, überraschend schönes Häuschen bestrahlte. Zwei Stufen sockelten eine schmale Tür, darüber umfaßte eine schwarze Girlande die Inschrift „Willkommen". Die beiden Fenster zur Seite der Tür waren blau verhängt und sternbildgleich von diamantenen Lichtkrumen zerstört. Der Raum dahinter sang, mit einer Stimme aus mir. Unfaßbar ferne Welt!

Im Hofe stand ein Schneemann mit Aschenklößen als Aug und Ohr und Mund. Er waltete in dem herabgestiegenen Himmel, der überall zu Ende war vor Nebeln der Unendlichkeit und wieder nur eine Erscheinungsform der inneren Stimme war. Eingebildet war alles Greifbare, nur eingebildet meine Hand, meine Stirn, mein ganzer Körper.

Und zum dritten Male rauschte derselbe imaginäre Raum mir zu Füßen unter dem Roste eines Gullys, in den das Schneewasser hinabgurgelte; ein Silberkamm aus Fischgräten strählte es wie Haar; es löste sich in grauen Himmel, in eben jenen unendlichen Raum, den unsre Schwermut aussendet, dann befestigt und endlich aufhebt, wenn sie selbst aufhört.

Ich wußte, daß ich jetzt in dem allen einen Augenblick aus dem Leben Martas sah, ohne ihren Schmerz zwar, – aber ihn doch sah, wie er das Licht der Sonne überstrahlte und sie mit ihren Trabanten erst zum Gleichnis machte: zur vergänglichen Schöpfung eines Schöpfers.

Das war ihr Wert.

Ich schwärmte, aber alle Wahrheit läßt sich nur schwärmend verstehen.

Der Anlaß war für mein Ausschweifen wohl zu klein, – aber ich Phantast will ja dankbar sein, Muscheln aufzuheben und Meere in ihnen zu hören, die von Schiffen nicht befahren werden. –

Nach einigen Tagen besuchte ich wieder die Druckerei, um die Schlußrechnung für unsere eingegangene Zeitschrift zu besorgen. Ich suchte meine

Bekannten umsonst und hörte, Frau Stallmann sei mit einer Arbeitsschwester abgegangen. Sie hätten in einer anderen Großstadt gute Stellen in Aussicht. Vorher habe sie eine lange Aussprache mit Hey gehabt.

Dieser war ebenfalls nicht zugegen. Er läge krank in seiner Wohnung. Ich erkundigte mich, wo die sei, und fuhr zu ihm.

Er wollte mich auf mein Klopfen durchaus nicht in sein verriegeltes Zimmer einlassen. „Ach, Sie sind es?" rief er nur mit glücklicher Stimme. „Das ist schön. Ich danke Ihnen. Gehen Sie nur wieder. Ich bin gesund. Bitte gehen Sie nur wieder."

Ich mußte ein paarmal meine Bitte, er möge öffnen, wiederholen, bevor er an die Tür kam. Endlich stand ich vor ihm, das Hemd hing wie ein gebleichter Setzerkittel an ihm herab. Er schlüpfte gleich ins Bett zurück und schloß die Augen. Ich setzte mich. Bald fabulierte er vor sich hin:

„Alle sind sie noch da in der Druckerei. Nur Pelzer fehlt. Der ist tot."

„Nein, ihr seid wohl fort, aber Pelzer ist da."

„Marta ist auch fort?" fragte er sich aufrichtend, öffnete die Augen und erbleichte.

„Ja, sie hat den Dienst dort aufgegeben."

Er legte sich wieder, unglücklich und so klein, als ständen keine Haussparren, sondern nur ein Frosthimmel als fernes Dach über ihm, und malte mit dem Zeigefinger Figuren an die Wand.

„Warum nur muß immer der selbstgeschaffene Doppelgänger ohne Fleisch und Blut alles vollbringen?"

„Auch der indische Prinz," antwortete ich, „der sein Fleisch und Blut der Tigerin opferte, war nicht Fleisch und Blut."

Er sah mich lange an, dachte nach und begriff, stand dann auf, kleidete sich an und sagte: „Ich will wieder zur Arbeit gehen, mir fehlt ja nichts." — —

An diesem Abend war ich von den Eindrücken der jüngsten Zeit zu bewegt, als daß ich hätte einschlafen können. Das murrende Beben des Arbeitshauses war noch in meinem Fleische, die Laute eines winterlichen Regens draußen, die wie ein Nägelkratzen über das Fenster des Schlafzimmers fuhren, erreichten die abgekehrte Welt meines Gehörs nur so zufällig wie das fahlverklärte Gesicht der Dunkelheit die Welt meiner Augen.

Ich sah breite Treibriemen vor mir schweben und schwanken. Die großen Räder, von denen sie heraufkamen, liefen tief in fast unzugänglicher Finsternis. Die Riemen reichten quer durch den Luftraum und verschwanden in den Wolken; sie lagen weit auseinander wie manchmal

die Lichtstriemen einer verhüllten Sonne, – und nun endeten sie hinabwärts gleich diesen, die einen in Wäldern, die anderen in Schnee- und Felsenwüsten zerklüfteter Gebirge. Der mittelste hing in unsere große Stadt nieder, deren Bild sich durch eine blakige Röte rang. Alle Häuser darin standen in verschlossener Einsamkeit; einige Lichter waren als kleine Einsamkeiten in die größere gesetzt. Nur der Arbeitssaal unserer Druckerei lag offen da und nüchtern belebt wie immer. Aufmerkend entdeckte ich, daß der Riemen aus den Wolken jetzt unten eine Presse trieb, hinter deren Ausleger Marta saß wie gewöhnlich. Auf der schrägen Lederbahn aber ging Leopold Hey hinauf, den Kopf vor seinem Buckel. Der Weg lief ihm unter den Füßen davon, nach rückwärts, dennoch gelangte er allmählich in die Höhe. Wenn das Band sich einmal schneller senkte, schien er sich die Mühe nicht verdrießen zu lassen, die verlorene Strecke zurückzugewinnen. Er wippte behende mit hinab und pilgerte schon wieder aufwärts. Straffte es sich, so schnellte er leicht ab und bekam es mit ein paar tanzenden Schritten unter die Füße.

Er sah sich dabei immer nach Marta um, und wenn der Rechen mit dem Papier ihr seinen Wind in die Haare schlug, zuckte er in Zärtlichkeit zusammen. Obschon seine Wanderung emsig fortdauerte, blieb er ungefähr in der Mitte zwischen Erde und Wolken. Manchmal spähte er, das Ziel seiner Wanderung suchend, hinauf. Wie ich seinen Augen folgte, sah ich zwischen dem Gewölk eine Laubenkolonie und mitten darin seinen Garten. Ein grünes Gitterhäuschen glänzte hinter den gekreuzten Stäben des Zaunes, und Malven, kleinen Tannen gleich, bildeten hinter dem Zaune eine rosarote Hecke.

Endlich war er oben und pflückte die schönste und größte Melone. Lachenden Gesichtes trug er sie zurück, zu Marta hinunter. Doch fanden seine Füße auf dem unter ihnen immer voranschießenden Wege nicht zurecht, er strauchelte und stürzte ab. Marta hatte von alledem nichts gesehen, sie rückte die Bogen zurecht, und nah über ihr war wieder der undurchsichtige Backsteinhimmel des Saales.

Nun schlief ich bald ein.

Der Schattentanz des Magisters

Eine Lebensgroteske von Theophile von Bodisco

Das Moor erstreckt sich unterhalb der grauen Felsen, es ist nicht unruhig und erwartungsvoll wie alles, was schon mit dem Menschen in Berührung trat, sondern wundervoll still und in sich gefaßt, ganz und gar nutzlos, ein echter Trost für treue Herzen. Spärliche Krüppelbirken, Kräuter, ruhende Erde. Hie und da zwischen den Tümpeln blickt goldiges Wasser hervor. Der Herbst borgt dem ruhenden Moor die warmen, bräunlichen Töne, und die Dämmerung umwebt es mit lila rötlichen Schleiern. Bald werden die Riesenelche auftauchen, ihre Geweihe werden zackig den reinen Raum des Horizontes durchschneiden, die großen Köpfe werden sich zum Wasser neigen, fremde Augen in die Welt starren, dann werden die großen Tiere wieder ruhig davonschreiten.

Im Walde beginnt es leicht zu dämmern, aber zwischen den dunklen Tannen leuchten die Fackeln des Herbstes, hellgelbe, zitternde Birken. Der Boden hebt sich und trägt den Wald empor, er senkt sich und führt ihn bis an die Ufer des großen Sees, der liegt schon träumend da, in Abendstimmung.

Im Dorfe sieht man, wie sich die Türen der kleinen, friedlichen Häuser auftun und die Einwohner, die von der Arbeit kommen, einlassen. Es sind stille Schweden mit ernsten Gesichtern. Das letzte Haus ist größer wie die übrigen und liegt zur Straße zu unter dichten Bäumen versteckt da. Auf seiner anderen Seite breitet sich der Wirtschaftshof aus, hinter dem die Felder, darauf anschließend das Moor und endlich die verklingenden, grauen Felsen.

Aus der Klarheit und Freiheit des Herbstabends, aus diesem weiten, stillen Hintergrunde, löst sich eine Gestalt und schreitet langsam über die Stoppelfelder dem kleinen Gutshause zu. Es ist eine seltsame Erscheinung, wie in die Länge gereckt scheint alles, die hageren Beine werden storchähnlich, vorsichtig gehoben. Etwas Unzugehöriges, Steifes. Alles in eine Farbe getaucht: Rock, Beinkleider, Mütze, der spärliche Schnurrbart, selbst die Farbe des Gesichts und der Augen — alles fahlbraune Töne, zueinander abgestimmt. Die Mütze ist tief in die Stirn gezogen, finster schaut das hagere Gesicht mit der scharfen Nase und dem spitzen Kinn darunter hervor. Die schmalen karmoisinroten Lippen sind fest aufeinander gepreßt. Etwas wunderlich Armseliges und Isoliertes ist an diesem Menschen, nichts von der Feiertagsstimmung des leise absterbenden, klar goldigen Herbsttages.

In der Küche lodert ein mächtiges Feuer. Der Mann betritt den

warmen Raum, nimmt die Mütze ab, so daß eine hohe, schön modellierte Stirn sich zeigt. Er sieht dem täppischen, finnischen Viehmädchen zu, das ungefähr so aussieht, als wäre es gerade erst einem Schiffbruch entronnen, und dessen Natur man eine Verwandtschaft mit den Kühen abfühlt. Er sieht, wie sie die großen, runden Brote aus dem Ofen zieht und atmet unwillkürlich tiefer. Eine kleine Frau mit schnellen, zähen Bewegungen und blanken, stechenden Augen nickt ihm zu. Sie ist bald hier, bald da, alles anfassend und verratend, daß sie Arbeit gewohnt ist. Der Mann wärmt sich die Hände am Feuer, lange, dürre, steife Hände, auch bräunlich gefärbt. Die Frau fragt ihn, ob er hier oder im Speisezimmer essen wolle? Er murrt etwas vor sich hin.

Er folgt ihr ins Speisezimmer, dies ist ein Raum, dem man es ansieht, daß er wenig bewohnt wird; es ist kühl hier, dunkel, ungemütlich. Der Mann war im Begriff gewesen, sich in der großen, warmen, so schön nach frischem Brot duftenden Küche einzuleben, aber die Frage der Frau hat ihn aufgescheucht. Hätte sie ihm doch einfach etwas auf den Küchentisch zum Essen hingestellt, hätte sie es selbstverständlich gemacht . . . Er fühlt sich müde, erschöpft, in einer jener Stimmungen, in denen wir wacher und wunder sind, als unser Glück es zuläßt.

Er ißt langsam, stark kauend, schmeckend. Mit Ingrimm merkt er, daß das Fleisch angebrannt und die Suppe dünn ist – man hatte heute nicht Zeit gehabt, Mühe an ihn zu wenden! Aber er sagt nichts, mit Fatalismus und bitterem Spott nimmt er alles hin. Die Frau beginnt ihn zu fragen, dies und das, über die Arbeiten, er antwortet zuerst nichts, dann trifft ihn eine Frage und er spricht, mit scharfer Stimme und hervorgestoßenen Worten, berichtet von all den Unannehmlichkeiten, die ihm der heutige Tag gebracht hat: es waren nicht genug Arbeiter gekommen, zu wenig Pferde, ein Pferd hatte sich das Bein verrenkt, allerlei Schikanen der Leute, schließlich die Erwartung von scharfem Nachtfrost.

Die Frau bedauert nicht den Erzähler, wohl aber die Tatsachen. Sie fragt, mit wirklichem Interesse am Besitz, weiter, gibt auch Ratschläge, aber die weist er ab: „Du sprichst wie eine Frau, kurzsichtig. Gewiß läßt sich nachträglich dieses alles arrangieren, aber mit beständiger kleiner Bauernschlauheit kommt man nicht weiter. Es kommt eben darauf an, bessere Grundvoraussetzungen zu schaffen . . ." Die Frau kennt solche Reden, sie zuckt bloß die Achseln und geht. „Natürlich," sagt er vor sich hin, bleibt steif sitzen und starrt gerade aus. Endlich entschließt er sich dennoch, in sein Schreibzimmer zu gehen, er geht direkt zum großen Schlafsofa, und wie er ist, wirft er sich lang darauf hin.

Es ist still um ihn, ganz still. Aber er fühlt die Stille nicht als Ruhe sondern als eine endlose, absolute Leere. Die Leere der Einsamkeit gib

kein Sichverlieren, sie gebiert steigernde Bedrängnis. Immer wieder kehren seine Gedanken in denselben Vorstellungskreis zurück, immer wieder kommen ihm die kleinen Ärgernisse und umkläffen ihn wie vorwitzige Hunde. Nein, der Alltag war ihm kein stiller, treuer Kamerad, der die Seele schließlich zur Ewigkeit trägt, er war ihm wie ein altes, zänkisches Weib, das ihm Lebensmünze um Lebensmünze abfeilschte, sich wie ein Vampyr an ihn krallte und ihm das Lebensblut aussog.

Ein schweres Erwachen, ein Hinaufstarren zur Zimmerdecke, körperliches Unbehagen. Der Schlaf hat keine Erholung gebracht, immerhin, er war etwas, nun ist nichts mehr, leere Abendstunden liegen vor ihm ... Rechnen? nein, das bringt Ärger. Lesen? ach, die wissenschaftlichen Bücher wie die der schönen Literatur weckten zu vieles ... Welch ein heller Schein dort, an Wand und Boden? Es ist der Schein des Mondes, er mag ihn nicht, er enerviert ihn, wäre doch der Vorhang zugezogen! ... Aber was war das? das waren ja Stimmen! Wer könnte das doch sein, jetzt am Abend? Es kam ja doch nie jemand zu ihm, was sollten auch die Bauern bei ihm, dem einzig Studierten im Orte? Und die Welt? – nun, darunter war ja schon lange ein Strich gesetzt, die kam nicht mehr zu ihm.

Jetzt erkannte er eine der Stimmen, es war die des Kaufmanns. Natürlich war der Mensch wieder froh, ohne Grund stets froh! Im vorigen Jahr hatte er sein Weib an der Schwindsucht verloren und mußte nun allein einen ganzen Haufen Kinder durch das Leben schleppen; es war gewiß nichts Glänzendes in seinen Affären, und dennoch erlaubte er sich immerfort froh zu sein. Und wie das den Menschen zu gefallen schien! Alle Welt, ob vornehm oder gering, mochte ihn leiden. Wie oft hatte diese grundlose Fröhlichkeit des Kaufmanns den Einsamen auf dem kleinen Gutshofe nicht schon geärgert. Dennoch konnte auch er sich vor diesem Menschen nie so ganz verschließen, dennoch pflegte auch er ihm bisweilen fast wohlgefällig ins breite, glatte Gesicht zu sehen, in das die dunklen Augen wie absichtlich schief hineingestellt zu sein schienen, damit sie noch schalkhafter aussähen und seinen heiteren Reden zuhörten.

Ja, die eine war des Kaufmanns Stimme, nun sprach auch die Frau, aber da ertönte noch eine fremde Stimme, und sie klang sonor und stark, so frisch klang sie, daß sie wie eine Dissonanz in die Stimmung des Ruhenden hineinschnitt.

Jetzt öffnete sich die Tür, die Frau hielt eine Lampe, hob sie hoch und der gelbe, volle Schein überstrahlte ein junges, helles Gesicht, das wie eine Herausforderung von Jugend und Glauben herübersah. Es hatte edle und starke Züge und eine lebendige Neugier in den Augen, es berührte unerwartet und fast schmerzlich. Was bedeutete es?

„Guten Abend, Herr Magister," rief der Kaufmann.

Der Magister erhob sich langsam, er verbarg es nicht, daß ihm die Störung unlieb war, aber der Kaufmann schien das nicht zu bemerken. Er plauderte eifrig. Gestern sei er in Helsingfors gewesen und habe von einem Freunde den herrlichsten Punsch der Welt erhalten, nun wolle er den Herrn Magister bitten, ihnen zu helfen ihn auszuleeren. Einen Magister habe er sich schon eingefangen, den jungen, der da stände. Der sei ohne Mütze und laut singend durch das Dorf geradelt und habe ihn um Nachtquartier gebeten. Natürlich habe er das gleich zugesagt und erst später erfahren, daß das ein hochgebildeter Herr Magister sei. „Wer konnte dem was absagen," schloß er, „nicht wahr, diesem jungen Magister vom Rade?" Er lachte, auch des Magisters Frau lachte, so daß die Lampe leicht in ihrer Hand zitterte. Albern, dachte ihr Mann und blieb steif in seiner Tür stehen und beobachtete alle, als wären es Feinde, die ihn überfallen wollten.

Nun kam das helle Gesicht näher, eine schmale Hand streckte sich ihm entgegen:

„Verschmähen Sie es nicht, diesen Abend mit dem Magister vom Rade zu verbringen, Herr Magister," klang es fröhlich.

„Zwei Magister, alle beide!" rief der Kaufmann strahlend. Die Frau des Hauses lächelte geschmeichelt. Der Magister dachte: es mußte ja heute etwas Unangenehmes kommen. Dennoch fiel es ihm nicht ein, abzusagen, denn er fühlte sich zu sehr preisgegeben, wenn er so ganz allein blieb. Auch war etwas in dem Anerbieten, das ihn lockte; er atmete voller, ganz tief in ihm sagte etwas: vergessen, versinken. Er nahm die Mütze, aber über sein Gesicht zog Spott und Hohn, als er zur Frau hinübersah, die dem Kaufmann etwas zugeflüstert hatte.

Sie traten hinaus. Es war schon recht kalt, den Magister fröstelte, denn er hatte nichts umgenommen. Er zog die Schultern hoch und zitterte. Nachtfrost, dachte er, natürlich, jetzt geht es an die Kartoffeln. Der junge Magister blieb auf der Treppe stehen, sah über die Felder, das Moor, die kaum angedeuteten, verklingenden Felsen, sah, wie sich das alles groß und ruhig und weihevoll im Mondeslicht ausbreitete und sagte: „Schön, sehr schön."

Der Magister knurrte vor sich hin. Der junge Mann beobachtete ihn von der Seite, sah die sonderbaren scharfen Dreiecke, die sein Profil schnitt, und fuhr fort: „Ich verstehe, daß Sie den Gelehrtenkram fortwarfen, um hier in Schönheit und Freiheit zu leben."

Das Profil neben ihm blieb unbeweglich, wie aus Granit geschnitten. Jetzt öffneten sich die schmalen, so phantastisch dunkelroten Lippen und stießen ein „So?" hervor. Dieses Wort durchschnitt wie eine Waffe bitterster Ironie die Göttlichkeit des Mondlichts.

Die harte Dorfstraße klang unter ihren Füßen, jetzt standen sie vor des Kaufmanns Hause.

„Ich gehe noch nicht hinein," sagte der junge Magister.

„Gut, dann folgen mir die Herrn Magister nach," rief der Kaufmann und eilte ins Haus.

„Ich denke, wir wollen noch ein wenig weitergehen, es ist Mondschein?" meinte der junge Magister und ging wie selbstverständlich weiter. Der andere folgte ihm, obwohl ihn fror und er es eigentlich nicht wollte. Er wiederholte: „Es ist Mondschein," aber das klang wie ein böses Echo. „Wo liegt der große See?" fragte der junge. „Wir gehen in die Richtung," sagte der andere.

Wozu gehe ich mit ihm, fragte sich der Magister, mit diesem rücksichtslosen Menschen, der nichts sucht als die Befriedigung seines Wollens, was für ein Sinn liegt in dem allen? Im Vorgefühl einer neuen, herannahenden Ungnade des Schicksals, kroch er fröstelnd in sich zusammen.

Der Wald schien unermeßlich hoch und dunkel, der Mond brach sich in breiten Streifen Bahn durch die Baumlücken. „Von dort aus können Sie den See sehen, ich bleibe hier," sagte der Magister mit dem Stock auf die Höhe deutend.

Der junge Magister erwiderte: „Steine und Bäume, Wasser und Mondlicht, das alles sind wunderbare Dinge, aber der Mensch allein ist es, der in unserer Sprache redet."

Der andere Magister stützte sich schwer auf seinen Stock; er stand versteckt unter einer dichten Tanne da, müde und abweisend erklärte er, daß er heute schon viel in der Wirtschaft umhergelaufen sei und keine Lust zum Klettern habe. Der junge lächelte, schwenkte seine Mütze, lief die Anhöhe hinan und bald hörte man ihn laut singen.

Ich bin ein Narr, daß ich hier stehe, dachte der Magister und gab dem Gefühl des Ärgers Raum, ja, er wollte sich recht gründlich ärgern, denn er fühlte sich auf eine ihm selbst unerklärliche Art erregt, aber während er so ruhig dastand, konnte er es dennoch nicht hindern, daß das magische Licht, die klare Luft, das tiefe Schwarz der Tannen, daß dieser weihevolle Dreiklang, auf ihn zuströmend, ihn heraushob aus der Sphäre kleinen Schmerzes, so daß er sich für einen Augenblick wie zeitlos und wie des Daseins enthoben empfand. Um so unangenehmer ward er berührt, als er wieder die junge Stimme neben sich hörte: „Sind Sie da, Herr Magister?" Er erschrak, scharf und plötzlich ward es ihm bewußt, daß er etwas wie Haß für diesen jungen Menschen empfand.

Sie gingen schweigend zurück. Der Magister wartete, daß der andere ein Wort sagen sollte, ein Wort des Dankes wenigstens, einen Versuch des Anschlusses – aber leicht pfeifend, die Hände in den Taschen seines

weichen, langhaarigen Paletots ging der andere dahin. Zwischen ihnen lag die vom Mond beschienene Dorfstraße, ihre Schatten glitten vor ihnen her, einmal bückte der junge Magister sich und blieb etwas zurück, so geschah es, daß sein Schatten dem des anderen ganz nahe kam. Dieser bemerkte es und empfand es unangenehm, während den anderen sowohl der Magister wie sein Schattenbild nicht mehr zu kümmern schienen

Auf dem Tisch in der Mitte des Zimmers leuchteten die Flämmchen der dicken Lichte, der Punsch dampfte, die Gläser klirrten leise. Die Vorhänge sperrten die Außenwelt ab, so daß alle Gegenstände wirklicher und wie vergrößert erschienen. Die drei Gesichter, die in dichten Rauchwolken wie zu schweben schienen, waren so verschieden voneinander, wie es überhaupt möglich bei Gesichtern ist, keines bildete eine Brücke zum anderen, man mußte die Menschheit in jedem von neuem begreifen.

Des Kaufmanns älteste Tochter bot den Kaffee an, der junge Magister sprang auf und war ihr behilflich; forschend sah er in das schmale, kränkliche Gesicht mit den tiefliegenden Augen und dem zuckenden Munde. Der Magister wiegte sich im Schaukelstuhl, zog stark an der Pfeife, die ihm der Kaufmann gereicht, und sagte: „Junge Menschen!" Der Kaufmann lachte dankbar und wiederholte: „Junge Menschen!" Des Mädchens Augen blickten sorgenvoll, als sie die vielen Flaschen und den dampfenden Punsch streiften, dann blieben sie auf dem jungem Fremden haften und schienen zu sagen: wende du das Böse ab. Der schaute ihr nach und dachte: welch ein feines, präraffaelitisches Ding mit wissenden Augen ... Sie ging dennoch beunruhigt hinaus, als ahne sie, daß es menschliche Zusammenstöße geben könne, die verheerender wirken, als die Eruptionen der übrigen Natur. Die drei Männer blieben allein.

Des Kaufmanns Laune funkelte: er bewirtete zwei studierte Herren, und seine Getränke waren ihrer würdig! Er gab nach dem selbst bereiteten heißen Punsch noch den goldigen, schwedischen. Unausgesetzt bot er an, plauderte und merkte nichts von der Umdüsterung in der Seele des Magisters, von der qualvollen Spannung, in der er sich befand. Er sah im Gegenteil vertrauensvoll zu ihm herüber, wissend, daß der flüssige Geist seinen Gast durch Wandlungen führen werde. Aber in seiner Rede wandte er sich doch immerfort an den jungen Magister, fragte ihn nach dem Leben in der Hauptstadt, nach seinen Reisen und alles, was er erfuhr, schien ihn zu entzücken; seine Freudigkeit war dank dem Genuß des Punsches bereits bis zu jener Grenze gelangt, in der sie sich in Enthusiasmus und Rührung umsetzte.

Der Magister hielt sein Glas zwischen den hageren, bräunlichen Händen und wärmte sich die erstarrten Finger daran. Sie umklammerten es, wie

Spinnenbeine einen Raub festhalten. Er hörte die junge Stimme immerfort an sein Ohr klingen, immerfort vorbeiklingen, er erschien sich wie ausgeschaltet, und obgleich er bis ins tiefste Innere jede Anknüpfung ablehnte, reizte es ihn doch, daß es von der anderen Seite so selbstverständlich gelang. Jetzt fragte der Kaufmann nach dem Elternhaus des jungen Mannes. Der antwortete: „Was ich erzählen könnte —? Nun, es war sehr schön, immer." Den Kaufmann rührte das unbeschreiblich, er klopfte seinem Gast gefühlvoll aufs Knie.

Da räusperte sich der Magister, hob sein Glas empor und sagte: „Das ist etwas. Was das uns gibt, ist wirklich empfunden. Es gibt nur Augenblick, aber auf den Augenblick kommt es an, dieses Leben ist eine Kette von Augenblicken, halten wir uns deshalb an den Genuß des Augenblicks."

„Skol!" rief der Kaufmann, während der junge Mann sich zum Magister wendend sagte: „Nicht die Augenblicke sind es, das sind Hüllen, was durch die Augenblicke hindurchgeht, das ist es. Wir sollen gleiten, das ist der tiefere Sinn, nie uns anklammern, unterwegs, das ist das Wort."

Der Magister schoß einen kalten Blitz hinüber und sagte: „Und das Ende ist Strandung. Irgendeine Kapitulation."

Der junge Mann wandte die Augen ab von diesem kalten Hohne, der Kaufmann seufzte tief auf und sagte vor sich hin: „Es ist wahr, sie starb zu früh," aber als habe ein Fremder diese Worte gesagt und nicht er, lachte er gleich über sie hinweg und bot den Herren von neuem zu trinken an. Das Gespräch aber war zerrissen, keinerlei Fäden wollten sich mehr anknüpfen. Der Kaufmann wurde durch dieses Schweigen wieder gefühlvoll gestimmt, er legte dem jungen Gast die Hand auf die Schulter und sagte: „Ja, ja, ich kann es mir denken, was für ein Elternhaus das war, alles sehr schön, besonders die Mutter. Ja, ja, eine Mutter! Ich sehe Ihre lieben Eltern!"

Während der Kaufmann diese Worte sagte und der junge Mann freundlich dazu nickte, schien es, als wenn eine seltsame Wandlung mit dem Magister vorginge: er drehte sich, er kehrte sich, rieb sich die Hände, nahm einen Anlauf, räusperte sich und sagte auf eine ganz neue, glatte und lauernde Art:

„Der Kaufmann scheint zu denken, daß hier nur einer solch ein Elternhaus hat, auch ich hatte ein sehr schönes Elternhaus: Kristall, Blumen, Bilder, Musik, dazu Ordnung und Freudigkeit. Auch das war ein sehr schönes Elternhaus."

Als der Magister diese Worte gesagt hatte, trank er schnell sein Glas hinunter, stellte es hart hin, wischte sich langsam über den spärlichen, kurzen Schnurrbart, rieb sich wieder die Hände, und während seine Augen

in versteckter Bosheit auffunkelten, wandte er sich voll dem jungen Mann zu und sagte: „Also jetzt glauben Sie natürlich an alles? Ehre und Glanz, Reichtum, Liebe und aller Genuß wartet Ihrer, alle diese sogenannten Gaben des Lebens? Natürlich, denken Sie, daß das Ihnen alles zufallen muß, daß Sie alle diese Erfüllungen erleben müssen?"

Der junge Magister runzelte die Stirn, er sah nicht einmal zum Sprechenden hin, derjenige aber, der diese Worte gesagt und der schon ein großes Stück des Lebens hinter sich hatte, fuhr vor diesem Stirnrunzeln und diesem ihm verächtlich scheinenden Schweigen zurück. Sein Gesicht rötete sich, er räusperte sich heftig und stieß hervor: „Entweder ich spreche oder ich spreche dann eben nicht."

Als der junge Magister den anderen so erregt sah, fragte er ganz ruhig: „Ja, was wollen Sie eigentlich von mir?"

Nach einem kurzen Schweigen ward ihm wie aus dem Hinterhalt die Antwort: „Könnte man die Frage vielleicht nicht umkehren, denn sind Sie es nicht, der hinzugekommen ist? Ich meine, Sie müssen doch irgendeinen Gedanken in mir auslösen – wenn man schon sicher unten steht und sieht, da hoch oben geht einer auf dem Seil, der doch fallen muß, so macht man sich so seine Gedanken."

Der junge Magister machte in seinem Gefühl einen weiten Sprung über Sympathie und Antipathie hinweg und sagte sich: der Magister muß mir jetzt nur noch ein Objekt der Beobachtung sein. Aber was für eine Art von gezwungener Umkehr ist das wohl hier gewesen, die solch eine Bitterkeit erzeugt hat?

Der Kaufmann forderte lebhaft zum Trinken auf.

„Ja, sehen Sie mich nur an," fuhr der alte Magister fort, „denken Sie sich nur alles mögliche dabei, ich kann es Ihnen sagen, was Sie sich denken: solch ein altes Wrack, denken Sie. Ja, das wäre wohl die Formel, die die Welt für meinen Zustand hätte. Sie hat das scheinbar so großartig Treffende und dennoch so oberflächlich Abschließende aller Formulierung. Vielleicht hat die Welt recht und es soll alles gar nicht so aus der Tiefe heraus empfunden werden, vielleicht auch –" er richtete sich gerade auf, sah vor sich hin und lächelte.

Der Schatten beginnt wahrhaftig sich zu regen, dachte der junge Magister und trank mit aufmunterndem Lächeln seinem Gegenüber zu. Der Abend lag vor ihnen und es würde nicht ohne Interesse sein, zu sehen, wie es sich unter der Wirkung des Punsches im Innern des Magisters löste und zur Äußerung hervorstrebte.

„Sie schweigen," fragte der Magister mißtrauisch, „Sie denken wie die jungen Menschen denken: die Alten haben ja doch immer unrecht und wer weiß, was erst dem da passiert ist, daß er so denkt und redet?"

Der junge Magister erwiderte: „Gewiß empfindet man das Leben anders, wenn es einen schicksalsvoll und medusenhaft angeblickt hat."

Hier lachte der Magister voll Hohn auf und rief: „So, da kommen Sie wieder damit und warten womöglich auf einen Schicksalsschlag. Wie sehr beweist mir das alles, daß Sie noch auf der Seite stehen, wo man das Leben nicht begreift!

Auch ich war jung, jung wie Sie, hatte glänzende Zeugnisse, alles, wie es vermutlich auch bei Ihnen ist. Aber ich, der ich mich den Fünfzigern nähere, gebe Ihnen, der Sie noch am Anfange der Lebensreise stehen, die Warnung: mißtrauen Sie, mißtrauen Sie den Menschen, mißtrauen Sie dem Leben, mißtrauen Sie sich selbst!"

Diesen dreifachen Ruf des Mißtrauens begleitete der Magister mit einer erhobenen Hand, die aussah, als lege sie einen schicksalsvollen Eid ab, ja, sie sprach viel, diese abgezehrte, leise zitternde Hand und tauchte wahrlich aus dem raucherfüllten Zimmer auf wie ein Warnungssignal. Dazu war sein Gesicht bleich, die Stirn leuchtete, Schweißtropfen perlten darauf, aber dem jungen Magister schien es, als wären das Tropfen roten Blutes, die der Lebensdrang erpreßt hatte. Er versank in Nachsinnen, während der alte Magister aufstand und, als wäre er ganz allein, im Zimmer auf- und niederzugehen begann. Der junge Magister beschloß, nun selbst nichts mehr zu trinken, damit ihm das Phänomen da vor ihm nicht entgehe. Er sah, wie sich Hemmung um Hemmung löste, wie etwas verzweiflungsvoll Zurückgehaltenes hervorzufluten strebte. Es war durchaus ein Schauspiel. Jetzt blieb der Magister vor ihm stehen, fuchtelte mit der Hand in der Luft und sagte:

„Das, was alle Tage ist, das, was man immer sieht, das, was man schließlich erkennt. Die Realität des Daseins." So wie er diese Worte ausgesprochen, schien eine plötzliche Melancholie über ihn zu kommen, er senkte den Kopf, wandte sich langsam und ging wie ein Geschlagener durch das Zimmer. Als er wieder bei seinem jungen Kollegen vorüberkam, stutzte er, strich sich mit der Hand über die Stirn: „Ja, ja. Ja, so. Warum und wie sind S i e gerade heute hier aufgetaucht?"

Der junge Magister erstaunte vor dieser Betonung des S i e. Ihm war mit einem Male, als stände sein Schicksal wirklich in Zusammenhang mit diesem niedergehenden Leben. Aber er sagte ruhig, daß das nur ein Zufall wäre. Er erhielt jedoch die Antwort, daß es für Gelehrte und für aufgeklärte Menschen keinen Zufall mehr gäbe, ein solcher Glaube wäre reine Naivität und mache einen törichten Eindruck, es handle sich immer nur ums wirkliche Begreifen. „Nein, nicht um Klischees und fertige Worte handelt es sich." Er ereiferte sich, schlug mit der flachen Hand in die Luft und schloß: „Nichts von großen Worten, so schlage

ich nach den großen Worten. Solange man immer noch nichts versteht, gebraucht man sie. Später kommt das Leben, schwingt seine Peitsche und läßt uns Sklavenarbeit tun. Wir sind und bleiben nun einmal Sklaven!"

Groß und drohend stand der hagere, vom Punsch und dem Erwachen des Innern erregte Magister vor dem jungen Mann, dem er wie ein Ungeheuer aus dem Nichts geboren erschien, das sich ihm in den Weg stellte. Ein Unbehagen überkam ihn, daß er am liebsten aufgestanden und hinausgeeilt wäre, aber er fühlte sich dennoch gefesselt und hoffte, doch noch etwas vom Leben dieses seltsamen Mannes zu erfahren. Der Kaufmann überredete den Magister, sich wieder zu setzen, er goß ihm sein Glas voll und trank ihm freundschaftlich zu. Der Magister trank einige Schluck, wandte sich dann wieder zum jungen und stieß fast drohend hervor: „Nun, die Frage? Was für eine Frage?"

„Sie haben recht, Magister, da ist eine Frage bei mir. Sagen Sie mir, warum hassen Sie so sehr alle Romantik?"

Der Magister gab einen sonderbaren Ton von sich, der halb wie Auflachen, halb wie Stöhnen klang. Er warf sich in den Stuhl zurück, vergrub die Hände tief in den Rocktaschen, preßte die Arme gegen den Körper und bohrte seine Augen drohend und kampfbereit in das Gesicht seines jungen Gegenübers.

„Romantik – Dichtung – Verführung – das alles wird aufgewirbelt und ausgebeutet, die Realität zu verdecken, die Jugend soll nur ja nichts von den wirklichen Dissonanzen des Lebens hören, die Welt soll verfälscht werden. Symbole von Aufopferung, Heldentum, Liebe und Gerechtigkeit werden aufgestellt. Große, aufrechte Götzen. Wozu tut die Menschheit das? Ich will es Ihnen sagen: aus Schwäche, aus Feigheit, weil man es nicht ertragen kann, die Realität zu sehen."

„Welche Realität, Herr Magister?"

„Die Leere."

Dieses Wort verhallte merkwürdig im raucherfüllten Raume, dem Kaufmann entlockte es einen gefühlvollen Seufzer, und der junge Magister suchte zu verstehen, was sich wohl dahinter berge.

„Einerlei, die Götzen stehen einmal da," fuhr der Magister fort, „und auch ich war jung und auch mir war es gesagt, daß man sich danach zu formen hätte. Wenn nun einer den Glauben hatte an das Leben und seine Götzen, so war ich es. Pietät und Lebensglaube, alles war in mir, so daß ich wie im Dusel dahinging. Bisher hatten mich noch Stützen gehalten, das Elternhaus, die Schule – ich war ein Musterschüler –, die Universität –, ich ging glänzend hindurch ... dann stieß man mich ins Leben. Ich war noch ganz erfüllt von meinen Götzen

und sah mich nun um nach ihren Wirkungen. Ich fand sie nirgends. Ich wartete auf Erfüllungen, ich erhielt sie nicht. Ich begann wie ein dummer Junge dazustehen."

„Skol!" sagte der Kaufmann; sie tranken sich zu.

„Ich fragte mich, worin ich mich denn irrte, was ich nicht richtig faßte? Ich sah, daß mir Untüchtigere, Unbedeutendere vorgezogen wurden, und ich begann allmählich zu ahnen, daß es geschah, weil sie die Masken des Lebens sicherer zu tragen wußten. Ich begann allmählich zu begreifen, daß das Leben eine Umformung zum Schlechteren mit uns vornehmen muß, damit wir hineinpassen, daß alles, was man mir von der Menschheit gesagt hatte, ein frommer Betrug war. Ich sah, daß jeder doch nur seinem Vorteil nachginge, daß das ego der zwingende Ring bliebe. Es kam im Grunde eben alles auf die Lebenstechnik an und weiter nichts. Ich aber war absoluter und tiefer als die anderen ... Aber eines war mir doch geblieben: ich hatte ja das Gedicht der Liebe noch nicht gelesen."

Während der Magister so sprach, hatte sich sein Gesicht viele Male gewandelt. Der Schatten hat Blut getrunken, dachte der junge Magister, und er hoffte von Herzen, das Glas möge nun nicht mehr so häufig erhoben werden, damit noch Klarheit zu weiteren Enthüllungen bliebe. Der Magister schien in tiefe Gedanken versunken, dann war es, als tauchten Visionen auf, er sah in den Rauch im Zimmer, als lösten sich ihm Bilder daraus und kämen ihm entgegengeschwebt. Seine Augen begannen zu träumen, eine Melodie hub an und klang:

„Ganz weiße Nächte, helle, opalfarbene See, unendlicher Horizont. — Ich erforschte in jenem Sommer Strandgräser. Eine helle, leichte und zarte Gestalt, sie verschmolz mit dem Horizont, nahte sich, es war ein Mensch, ein Mädchen, mit dunklen, warmen Augen. Diese Augen gehörten dem Leben. Sie hat mir viele neue Gräser gezeigt, wie ein Schmetterling um die Blumen, so war sie immer um mich. Es warf mich schließlich hinein, es war überschwenglich, natürlich fühlte ich es so. Die Natur entfaltet eben einen großen Apparat, wenn sie es will. Und warum sollte ich nicht eine mir konforme Lebensblüte —?"

„Und warum nicht?" lallte der Kaufmann, „Skol! Wie ein Pastor redet unser Magister. Ich sag es immer — er ist ja gar nicht so schlimm —"

„Schweig!" donnerte der Magister. „Was soll ich Ihnen noch sagen, was? daß ich nicht den glatten, flinken Brauch des Lebens kannte? Was ich tat? Nun, einen Unsinn natürlich, ich zerrte ein Gedicht über ein ganzes Leben hin, reckte es aus bis — da haben Sie nun Ihre Romantik! Ja, so ein Hirnverbrannter war ich, daß ich Unrecht zu Recht

machen wollte. Das Resultat? Ha, eines Fischers Tochter, und ich hatte es zu keiner glänzenden Lebensstellung gebracht! Ich war eben ein großer Täuscher gewesen, eine vollkommene Niete! – Als die Mutter starb, ward es ganz still. Alleingelassen, Verachtung – verzweifelt suchte ich noch zu dichten – ach, die Verse wurden zu schlecht. Skol, Herr Magister, Skol auf die Lebensreise!" Diese letzten Worte wurden laut hervorgestoßen, mit zitternder Hand wurde das Glas ergriffen, gierig ausgetrunken und dann auf die Diele geworfen. Der junge Magister folgte nicht dieser hohnvollen Aufforderung zum Trinken. Er sah in ernstem Nachsinnen zum Magister hin und begann: „Alles dieses ist sehr ernst, aber..." Der Magister ließ ihn nicht zu Worte kommen: „Verstehen Sie denn noch immer nicht?" rief er, „sehen Sie denn nicht? Gucken Sie doch in die Welt hinein und sehen Sie die Fratzen an!" Sein Gesicht war sehr gerötet, mit zitternder Hand ergriff er ein Licht, aber er vermochte es nicht mehr gerade zu halten, mit diesem Lichte deutete er bald hierher, bald dorthin in den Raum: „Dies da – dort – jetzt – dort sind sie alle, kommen hervor! Sehen Sie doch nur" – es war, als riefe er Gespenster hervor, die, die irdische Bahn betretend, einen schauerlichen Tanz um ihn aufführten. Das Stearin floß.

Nun ist die Grenze erreicht, dachte der junge Magister mit Bedauern. Der Kaufmann schluchzte auf, wollte sich dem Magister an die Brust werfen, wurde aber zurückgestoßen. Das Licht rollte auf die Erde. „Ich habe doch immerhin etwas Geld gehabt," sagte der Magister mit schwerer Zunge, „ich konnte mich doch hier ankaufen, nicht wahr? und die Frau sagt doch immer, wie sollte ich dich denn nicht nehmen, wo ich das doch auch wußte, nicht wahr?" – „Nicht wahr, nicht wahr!" rief der Kaufmann dazwischen. „Nun siehst du und vielleicht, nicht wahr, werde ich auch noch einmal ganz zufrieden?" der Magister lallte schon „nicht wahr, ganz zufrieden." Der alte Magister schien den jungen vergessen zu haben, jetzt fielen seine Augen wieder auf ihn und es schien, als wäre es ihm nicht ganz klar, wer das wäre? Aber soweit ward ihm der andere doch erinnerlich und bewußt, daß sich mit ihm etwas für ihn Qualvolles und Schreckliches verband. „Was, ist er noch immer da, bist du noch immer da?" rief er und suchte sich zu erheben, das Gesicht war nun furchtbar gerötet, die Adern an den Schläfen traten stark hervor. Er ergriff des Kaufmanns Hand, preßte sie hart und deutete mit ihr zusammen auf den Fremden. „Da – siehst du, siehst du, da sitze ich, das war ich! Aber wie darf das sein, ich bin doch tot, tot!" Nun gelang es ihm, aufzustehen, er schob sich vorwärts, brachte aber dadurch den Tisch zu Fall, Flaschen und Gläser rollten klirrend zur Erde, er aber darüber hinwegstolpernd, stürzte auf den jungen Magister zu und packte ihn. „Ich habe

dich, ich halte dich, du bist nichts!" Es entstand ein Ringen, dem jungen Magister gelang es nicht gleich, den Griffen des älteren, die wie aus Stahl waren, zu entkommen. Für einen Augenblick lagen sie beide keuchend am Boden, aber da geschah es, daß die Arme des Magisters erlahmten, und mit Hilfe des Kaufmanns machte der junge sich frei. Er eilte zur Tür hinaus. Im Nebenzimmer stand des Kaufmanns Tochter und weinte. Er fragte sie zunächst, ob er es wagen dürfe, die beiden da drin allein zu lassen? Sie erwiderte traurig, daß die beiden sich nie etwas zu tun pflegten, daß er selbst aber auf jeden Fall sogleich fort müsse. Sie lehnte jegliche Bezahlung ab, und er beschloß, dem Kaufmann seine Gastfreundschaft ein anderes Mal zu lohnen. Es trieb ihn selbst mit unbeschreiblicher Macht fort, denn Grauen und Ekel hatten sich seiner Seele bemächtigt.

Er führte sein Rad heraus, der Morgen graute und es war kalt. Seinen brennenden Augen tat die frische Luft wohl und er atmete einige Male tief auf Vor ihm lag grau und schwer der kleine See, der das Dorf begrenzte, die Häuser lagen noch in tiefem Schlafe da, der Wald allein schien wach zu sein, er rauschte leise herüber. Die Vorhänge vor des Kaufmanns Fenstern waren noch fest zugezogen. Dort hinten ist er, da treibt er sein schreckliches Wesen, dachte der junge Mann mit einem Gefühl der Qual. Erst hier in der Klarheit und Reinheit der Luft wurde es ihm klar, daß sich ihm in dieser Nacht eine Seite des Lebensbuches aufgeschlagen hatte, in der etwas von bitterster Lebenstragik verzeichnet stand. Er hatte Tatsachen erhalten, keine Deutung. – Der Mensch und sein Leben sonst so innig verwachsen, aber welch eine große Fremdheit schien nicht hier zwischen ihnen zu liegen? Ach, ich habe geglaubt, ich verstünde schon etwas vom Menschen und vom Leben, aber dieser Augenblick lehrt mich, daß ich nur die ersten Buchstaben dieses großen A B C's kenne, dachte er ... Das dreifache „mißtrauen Sie, mißtrauen Sie" klang ihm in den Ohren, aber dieser Ruf fiel ihm auf den zurück, der ihn ausgestoßen hatte. Nein, sagte sich der junge Magister, wir dürfen den Glauben an das Leben und die Menschheit nicht verlieren, wenn wir auch als einzelner, persönlich, Schiffbruch erlitten! Lebt wohl, ihr Felder, leb wohl, du ruhendes Moor! Er radelte davon. Einen letzten Blick noch warf er auf das kleine Haus mit den festgezogenen Vorhängen. Nein, sagte er sich, wir dürfen unser Leben nicht so führen, daß wir dereinst einen solchen Schattentanz mit unserem eigenen Ich aufzuführen brauchen!

Die Richter

von Hermann von Boetticher

Ich habe etwas Folgenschweres getan, aber ich weiß nicht mehr, was es ist. Es muß etwas Greifbares gewesen sein, denn meine Hände sollen durchschossen werden. Es stehen viele Menschen um mich, sie haben harte und böse Gesichter aufgesetzt und sehen gleichgültig auf mein bleiches Gesicht und auf das Zittern meiner Hände, als Menschen mit Gewehren sie zusammenbinden. Ich denke nach, dem nach, was ich getan habe, und finde es nicht. Es muß etwas Drittes in mir sein, das Dinge tut, von denen mein Menschentum und mein Bewußtsein (nach der Tat) nichts weiß und nichts wissen will. Ich stehe in mich gebeugt vor meinen Richtern und suche meine Schuld; — die Landschaft ist traumhaft tief, Rasenhügel warten still, milde, gestaltenreiche Wolken gleiten durch sie hin, und Bäume stehen lautlos in großem Schweigen — Meine Richter laden zwei Pistolen mit dunklem Lauf und breitem Browningschaft: ich denke: ist es, daß sie nach meinen Händen schießen müssen, weil ich in diesen Tagen mit ihnen ein Mädchen liebte, während meine abwesende Seele an einen anderen Menschen gebunden war? oder ist es, weil ich, in mir selber verirrt, gering von einem Freunde sprach, in dessen kleinem Auge nun immer eine dunkle Frage steht? oder ist es, weil ich auf mein eigenes Leben und meine Arbeit bedacht war, während Tausende in diesen Tagen ohne Weg sind und lärmlos sterben? Ach, ich will büßen dafür, ich spüre dunkel, daß ich vielfältig und folgenschwer schuldig bin. Ich sehe suchend in die Gesichter meiner Richter, wie sie sich aufstellen, nach mir zu schießen, — ihre Blicke sind so tödlich und kalt —, und auf einmal spüre ich: meine Tat liegt verborgener, tiefer, sie ist irgendwie an den großen Krieg gebunden, der soeben vorüberging, mit meinen Händen mitschuldig gebunden, — ich suche wieder, ich weiß nicht wie, weil ich nur ein im bürgerlichen Kleide Gefangener war —, aber ich spüre immer deutlicher: ich bin nicht von ihm und er ist nicht von meinen Händen zu trennen — es ist mein Werk, mein ganzes Lebenswerk, das vergangene und das zukünftige, dem dieses gilt, und ich beginne auf einmal zu zittern und kann nicht anders und schreie, — wie sie mich in Schußlinie stellen —, „nicht durch beide Hände, nicht durch beide: es gilt mein zukünftiges Werk!"

Und ich suche in ihren Gesichern nach meiner Schuld und nach einem Schimmer, der mir anzeigt, daß Güte in ihnen ist, die meine Angst schön und nicht häßlich deutet, denn ganz weit in meinem Herzen, noch kaum vernehmbar, frage ich: mit was soll ich wieder gut machen, was ich tat?

Aber sie schweigen um mich herum, nehmen meine beiden ausgelieferten Hände, heben sie hoch und binden sie an Handgelenk und Armen auf mein Herz.

Dann stellen sie mich mit dem Gesicht in die Pistolenläufe und zielen.

Ich bin einen Augenblick tot und kalt. Dann denke ich: wie wenn sie mein Herz treffen wollen?, aber gleich vergrabe ich diesen Gedanken wieder, wo es am tiefsten bei mir ist, und rufe nur voll Angst: „Aber ihr habt so vielleicht Unglück und tötet mein Herz?"

Da lachen meine Richter auf einmal eisig und kalt und fragen mich: ob ich schuldig bin? und ich rufe laut: „Ich habe es bekannt!"

„Dafür schießen wir jetzt auf dich," rufen sie, „denn wir haben es nicht bekannt."

„Aber nur auf meine Hände, lautete der Spruch," rufe ich da zurück.

„Wohin wir deine Hände legen, steht bei uns," rufen sie wieder und zielen kalt und erneut.

„Und wenn ihr sie nicht richtig trefft? vielleicht trefft ihr doch mein Herz?"

Ich rufe dies noch einmal zurück und zittere dabei, während sie schweigen. Sie sehen noch einmal in die Papiere hinein, die vor ihnen auf einem Tisch liegen, und die ihnen auf irgendeine geheimnisvolle Weise Einsicht in meine Natur, in meine Schuld, in meine Taten und Fähigkeiten und auch in meine Zukunft eröffnen, dann lachen sie böse mir in das bleiche Gesicht, — und auf einmal fühle ich über meine Schuld hinweg einen unendlich wehen Schmerz, der mich zerreißt.

Ich kann nicht mehr fragen und sprechen, ich kann nur noch in ihre Gesichter sehen, weinen und warten, ob dies nicht ein Traum sei, aus dem ich — wie von einem schrecklichen Alp — erwachen muß. Da fällt der erste Schuß.

Ich spüre einen Schmerz im Rücken meiner obersten Hand und einen gleichen in den Knöcheln meiner unteren und dann ein Brennen, warm und heiß, in der Brust. — Ich horche still in mich hinein, ob ich nicht falle, aber ich bleibe stehen und ich staune eine Weile, dann lächele ich voll Glück und sage halblaut zu meinen Richtern: „Freut euch mit mir, ihr traft beide Hände, aber eure schmerzreiche Kugel ging vor einer Rippe an meinem Herzen vorbei!"

Aber — dies muß ein Traum sein — meine Richter schweigen mit kaltem Gesicht und sehen mit bösem Lächeln in mein glückliches hinein. Sie winken ihren Schützen, sie heben die Pistolen von neuem, — ich schreie im letzten Entsetzen — und stürze im nächsten Augenblick in einen gestaltlosen Abgrund hinein: sie schossen ein zweitesmal.

Ich bin auf die Knie gesunken, ein Ruck ging durch meinen Körper.

hin, ich weiß nicht, war es die Kugel oder der Blick in das Angesicht der Menschheit, den ich tat, ich horche, lausche und sehe mit geschlossenen Augenlidern weiter in das Gesicht meiner Richter hinein. Da fällt der dritte Schuß, meine Hände zersplittern, ich falle vornüber auf mein Gesicht.

„Dies ist der Tod," schrei ich stumm und gleite unendlich schnell in die Tiefe, ich stürze durch Äonen, dunkel und weit, durchschieße, eine Sternschnuppe, Ewigkeiten, ungekannte Welten, immer neue, an unfaßbaren Gebilden, an furchtbarem Schweigen und musikalischen Gestalten vorbei: gleich muß mein Denken zu Ende und meine Seele im Nichts sein, und ich ringe, ich ringe nach dem Bekenntnis meiner Schuld vor der Ewigkeit – üb Gnade, Herr der Seelen, laß mich noch sprechen, – ich stürze so schnell! – und auf einmal stößt meine Seele wie eine Posaune wortloses Gewölk in den sternegefüllten Raum: „Sei mir gnädig, o Gott!" Hart bin ich mit meinem Gesicht auf der Erde angelangt.

Es ist still geworden. Meine Richter drehen mich um und um. Einen Augenblick glaube ich, ich bin gestorben, und tränenloser Schmerz, daß unwiederbringlich dies alles vorüber ist, will mich überschwemmen. Da seh ich in die zornigen Gesichter meiner Richter. Es durchblitzt mich matt: wenn ich tot wäre, tot meine Hände, mein Herz, mein Werk, würden ihre Gesichter nicht zornig sein. Und zu gleicher Zeit steigt Gewißheit im tiefsten samtenen Winkel meiner Seele auf: ich bin noch nicht gestorben. Und ich denke wieder ganz fern, ganz leise – als meine Richter rufen: „Er lebt!" – an mein zukünftiges Werk, das mich von meiner Schuld reinigen soll.

Glück quillt auf und süße, nie empfundene Wonne, zurück im Leben und in der Lage des seligen Wiedergutmachens zu sein. Meine Richter sind wie Bienen unruhig und aufgeregt um meinen zusammengesunkenen Körper herum. Ich spüre mit freudigem Schreck weitab von meinem zuckenden Leib all ihre Gedanken und Gefühle über meine geschlossenen Augenlider wie Winde gehen. Sie möchten noch einmal auf mein Herz schießen – aber – Brunnen der Gnade! – ein Gefühl stieg in ihnen auf: jetzt, nach der Unterbrechung, die schon wie eine Bestattung war, können wir es nicht mehr. Und sie rufen einander zu – (ich erstarre leis und weiß noch nicht warum): „Dann muß er zu dem Arzt!" Und eh ich ihre Herzen ganz begreifen kann, haben sie mich hochgerissen und stürzen, mit mir laufend, in die schweigende Landschaft hinein.

Die Landschaft ist dunkel geworden und tränenfeucht, mein Blut fließt unaufhörlich durch meine Kleider auf den Boden. Meine Richter stoßen oft an Felsen und Bäumen an, die wie Freunde stumm und groß auf mich niederschauen, bald stolpern sie über Erdrisse und Wurzeln, die wie

Münder leidvoll geschlossen oder qualvoll geöffnet hinaufsprechen in mein herabhängendes Gesicht. Der Rest meiner Kraft fließt auf die Erde herab und flieht, ich sinke oft hin, dann geht ein Gleißen der Befriedigung über die gekräuselten Lippen meiner Richter:

„Schneller!" rufen sie dann, „sonst kommst du zu spät zum Arzt!"

Herr meiner Seele, ich habe ihre Herzen erkannt!!

Ich kann nicht sprechen, aber ich weine, ich weine grenzenlos. Mit jeder Minute weiteren Laufes flieht mein Leben hin. Ich lese meinen Zustand von ihren Gesichtern wie von einem Wettermesser ab. Als ihre Gesichter heller werden, immer heller, schwillt mein Weinen zu einem Winde an, der die Landschaft der Erde erfüllt. Die Kräuter, Nachtblumen und Gräser wachsen höher und berühren meine Hände und mein Herz, breitblättrige Farne fangen an zu singen, und die Wälder, Gebüsche und Sträucher gehen hin und her in mächtigem Gesang. Einer meiner Richter schreit durch das Wogen hindurch: „Wir sind da!" und sie stehen mit mir still vor einem weiten, magischen Haus. Sie beugen sich zu mir herab und sehen mir lange, prüfend ins Gesicht, dann höre ich sie untereinander flüstern, daß es nur noch gilt, wenige Sekunden zu gewinnen. Ich weiß aber jetzt, daß, was sie gewinnen nennen, in meiner Sprache heißt, die rettende Hilfe verzögern, und mein Weinen schwillt abermals zur Stärke der Meeresbrandung an.

Der Arzt tritt heraus.

„Was ist?"

Sie treten vor, verdecken mich, stellen einen der ihrigen, der bei dem rasenden Lauf gestürzt war, vor den Retter hin und sagen:

„Dieser ist schmerzlich am Bein verwundet. Sei so gut und verbinde ihn zuerst."

Aber der Arzt fragt:

„Wer ist der, der so schreit?"

Da wenden sie sich um, weisen auf mich, der ich am Boden liege, deuten auf meine Stirn und sagen:

„Herr, mit diesem eilt es nicht! Er ist ein Mensch von verrufener Art und im Gehirne krank."

Und eh der Arzt die Wahrheit ihrer Worte nachprüfen kann, haben sie ein schweres Tuch über meine Hände und mein Herz geworfen, daß er mein Wesen und meine Wunden nicht sehen kann.

Der Arzt sagt:

„Bringt sie beide herein und den am Beine Verletzten zuerst!"

Und ich sehe die Gesichter meiner Richter frohlocken, ich will aus meinem Schreien Worte brechen und dem Arzt zurufen, was wahr ist, aber ich kann es nicht mehr, meine schauernde Seele hat meine Zunge

formlos aufquellen lassen und die hilfreiche Sprache in meinem Munde verschüttet.

Ich bin in das Haus des Arztes getragen, liege auf einem hohen Tisch, der durch den dachlosen Raum bis an das Sternengewölbe grenzt, weine ungeheuer und warte, voll Zittern, dem Retter nahe, auf das Vorübergehen des letzten Augenblicks.

Die Wunde des einen meiner Richter ist verbunden. Meine Richter sind zwischen meinen hohen Tisch und den Stuhl des Geheilten getreten, blicken beunruhigt in mein Gesicht und nach vorn auf den Retter hin, der sich für mich rüstet. Als unabänderlich kein menschlicher Vorwand den Arzt mehr von meiner Behandlung trennt, und die Hoffnung wie ein Tau belebend schon auf meine Stirne fällt, bringen zwei von meinen Richtern einen räudigen Hund, mit gelben Flecken über Augen und Nase bedeckt, der mit ihnen war, herein und rufen:

„Herr, noch einen Augenblick, ehe du diesem hilfst! Sieh diesen Hund. Er hat nie Schlimmes getan. Nur in Treue und Unschuld dem Menschen gedient und geholfen. Hilf ihm und heile ihn zuerst von seiner Krankheit, die den Unschuldigen häßlich macht, während die Krankheit jenes nur den Schuldigen verschönt!"

Da hebe ich mit letzter Gewalt meine gefesselten Hände unter dem Tuche, die zerschossenen Knöchel knirschen und ein Strom Blut bricht aus meinem Herzen durch sie und das Tuch hindurch. Aber der Arzt sieht mich über den räudigen Hund und über die Köpfe meiner Richter unergründlich tief und unerforschlich an, neigt sich zu dem Tier, ich sinke in nicht meßbarem Schmerz zurück und mein Traum wächst ins Raumlose hinein.

Die Mienen meiner Richter glätten sich. Sie haben aus ihren reichen Mänteln die geheimnisvollen Papiere geholt, die ihnen, sobald ich tot bin, den Zerfall meines Werkes verbürgen, und flüstern nun mit zusammengesteckten Köpfen ihre Genugtuung aus und sehen nur noch mit geringer Besorgnis auf mein flackerndes Leben.

Aber der Arzt ist jetzt mit dem kranken Tiere zu Ende und tritt durch ihre Gestalten und Gesichter, wie ein Weltenraum-Schwimmer dunkle Gewölke zerteilend, vor mich, den Versinkenden, hin.

Mein Weinen stirbt.

Er fragt.

„Was fehlt dir?"

Und noch einmal nehmen meine Richter das Wort mir aus dem Mund und verdecken das blutige Tuch, das meine Wunden verrät, mit ihren Rümpfen, indem sie sich, mich erstickend, wie unschuldig auf mein Herz stützen und, sich mit ihren goldgestickten Talaren vorbeugend, auf meinen Kopf zeigen und ihre Meinung enthüllen:

„Herr," rufen sie durcheinander und mehrfach, „hörtest du sein eigentümliches Weinen und Schreien nicht? Und siehst du jetzt nicht sein grauenhaft entstelltes, dem Tode verwandtes Gesicht? Er ist ein bösartig, andersartiger Mensch als wir, krank im Geist und nirgends als im Bösen gesund."

Und der Arzt greift wortlos nach einem Meißel, das Gebein meines Kopfes zu öffnen.

Da schreie ich ungeheuer auf.

„Was hast du?" fragt tönend der Arzt.

„Herr!!"

„Sprich!"

„Mein Leben entflieht mit meinem Herz! Und auf mich wartet mein Werk!"

„Denkst du nur an dein Werk? – Ich setze den Meißel an deinem Denken an!"

„Herr, höre mein Schreien, mein Herz ist rein. Sieh meine Wunden an. Ich glaube, sie rufen dir zu, daß ich nur meines wartenden Werkes wegen noch nicht zehnfach gestorben bin!"

Aber der Arzt spricht hart:

„Enthülle dich ganz!"

Und ich offenbare meine Scham und sage, als der Herr ruft: „lauter!":

„Herr, ich kann es nicht laut. Ich habe Schlimmes getan und dafür –" und ich nähere mich seinem Ohr und sage ihm alles, was mit mir geschah.

Da stürzen die Wände ein, die Wälder wandeln in neuem Gesange heran, die Sterne fallen in den Raum, und der Herr fragt tönend im Kreis:

„Ist dies wahrhaftig wahr?"

Und meine Richter schweigen, und ich sage von Seligkeit halb erstickt:

„Ja, Herr, – und das Unerklärliche ist, ich kann trotz alledem meinen Richtern nicht feindlich sein."

Da zerstreut mächtig der Herr und schweigend meine Richter von meinem Herzen, nimmt das Tuch hinweg, entfesselt meine zersplitterten Hände, beugt sich vornüber und küßt mit schüttenden Tränen mein zerschossenes, schuldiges Herz.

Rundschau

Akten der Verteidigung

von Justus

Vor dem politisch interessierten Deutschen werden die Kulissengeheimnisse der Kriegs- und der Vorkriegszeit jetzt in einem Eiltempo entschleiert, dem kritisch abwägende Betrachtung kaum zu folgen vermag. Die „vertraulichsten" Dokumente aus diplomatischen und militärischen Aktenbänden werden dem Zeitungsleser auf den Frühstückstisch gelegt; die geheimsten persönlichen Kämpfe, die sich in Audienzsälen und Ministerkabinetten abgespielt haben, werden mit allen ihren Einzelheiten ans Licht gezerrt, damit Schulze und Lehmann sich ein „eigenes" Urteil über die Fähigkeiten und Mängel, über den guten oder bösen Willen der leitenden Staatsmänner und Generäle zu bilden vermögen. Es ist natürlich keine demokratische Sinneswandlung, die just dort, wo man früher verschwiegen in exklusivem Kreise zu wirken, aus unnahbarer Höhe die Drähte zu lenken gewohnt war, einen fast exhibitionistischen Drang nach Öffentlichkeit erzeugt hat. Es ist einfach das Bedürfnis nach Entlastung und Rechtfertigung, nach Verhüllung oder Beschönigung der eigenen Fehler durch Unterstreichung der von anderen begangenen, das jetzt, wo der Bankrott der politischen und militärischen Geschäftsführung vor aller Augen steht, elementar und ein wenig krampfhaft bei all den Personen und Stellen hervortritt, die an dieser Geschäftsführung aktiv und verantwortlich beteiligt waren. Wer im Kriege oder vor dem Kriege irgendwo an entscheidendem Platze in Deutschland regiert oder kommandiert hat, schreibt Bücher oder Zeitungsartikel; eine ganze Bibliothek von Verteidigungs- und Anklageschriften früherer Staats- und Heereslenker ist im Entstehen. (Die wichtigsten dieser Veröffentlichungen — die von der historisch-politischen Kritik nicht einzeln, sondern als einheitliches Ganzes betrachtet werden müssen und die erst in ihrer Zusammenfassung den vollen Erkenntnisertrag liefern, der aus ihnen zu gewinnen ist — sollen, sobald sie vollständig vorliegen, in dieser Zeitschrift eingehend erörtert werden.) Aber nicht nur die alten Machthaber enthüllen; auch die neuen durchstöbern die ihnen zugänglich gewordenen Archive, um Fundstücke, die

sie für wertvoll halten, der öffentlichen Kenntnis und Beurteilung zu überliefern. Treibt jene ein apologetisches, so spornt diese ein agitatorisch-denunziatorisches Bedürfnis; die Vergehen und Torheiten des alten sollen der Moral und der nicht immer deutlich erkennbaren Weisheit des neuen Regimes als Folie dienen.

Apologetisches Material von besonderer Art und – anscheinend – besonders schlagender Beweiskraft hat das Auswärtige Amt bearbeiten und herausgeben lassen. (Zur europäischen Politik 1897–1914. Unveröffentlichte Dokumente. Im amtlichen Auftrage herausgegeben unter Leitung von Bernhard Schwertfeger. Hobbing, Berlin. Bisher fünf Bände.) In den Archiven des Brüsseler Außenministeriums fand man eine Sammlung von Zirkularen, die seit 1897 fortlaufend an die belgischen Missionen im Auslande versandt worden waren. Diese Rundschreiben waren aus – in der Zentrale gekürzten und redigierten – Gesandtenberichten zusammengestellt und sollten die belgischen Diplomaten ständig über die Vorgänge, Zusammenhänge, Motive und Entwicklungswahrscheinlichkeiten der Weltpolitik unterrichten. Alle wichtigeren Ereignisse der großen, internationalen Politik sind in diesen Zirkularen dargestellt und beurteilt. Vor allem aber finden sich in ihnen regelmäßig ausführliche Betrachtungen über die Bündnispolitik und über die aggressiven und defensiven kriegerischen und friedlichen Tendenzen der einzelnen Großmächte. Diese Betrachtungen nun schienen sich in ihrer Gesamtheit als eine Rechtfertigung der deutschen und als eine Anklage der Ententepolitik zu erweisen. „Die Zirkulare," sagt der Herausgeber der deutschen Ausgabe der Sammlung, Bernhard Schwertfeger, „zeigen, daß Deutschland während dieses ganzen Zeitraums von belgischer Seite . . . . niemals als Störenfried des europäischen Friedens angesehen worden ist. Vielmehr erscheint in ihnen der Weltkrieg als ein unabwendbares Verhängnis, dem selbst die Friedensliebe des Deutschen Kaisers einen hinreichend festen Damm nicht entgegenzusetzen vermag."

Diese Zusammenfassung der Zirkurlarurteile ist keine Fälschung. Zwar fehlt es in den Schriftstücken natürlich nicht an ärgerlichen und abfälligen Bemerkungen über deutsches Säbelrasseln. Im ganzen aber trifft es zu, daß die Politik der Russen, Franzosen und Engländer die belgischen Diplomaten ungleich mehr beunruhigt hat als die der Deutschen. Neben den Lobsprüchen für die Friedensliebe der Wilhelmstraße, die in den Berliner Berichten des Baron Greindl ständig wiederkehren, entdeckten die deutschen Lektoren in den Dokumenten zahlreiche ängstliche Äußerungen über die unbekümmerte und gefährliche Aktivität des Ententeimperialismus. Sie ließen diese Äußerungen recht fett drucken und glaubten mit ihnen bewiesen zu haben, was zu beweisen war.

In Wahrheit wird damit nichts weiter bewiesen, als daß die belgischen Diplomaten ebenso wie die deutschen Publizisten, die sie als Kronzeugen anrufen, eine aktivitätslose Politik, eine Politik der Beharrung, der Erhaltung der bestehenden Besitzverhältnisse und Machtkonstellationen ohne weiteres einer Politik der Friedensförderung gleichsetzen.

Daß just die belgischen Politiker sich zu dieser auf den ersten Blick einleuchtenden, aber sehr oberflächlichen These bekannten, ist leicht zu erklären. Die ganze internationale Politik der Großmächte war für Belgien in der Hauptsache lediglich so weit von unmittelbarer Bedeutung, als sie insgesamt friedenerhaltend oder friedenbedrohend wirken mußte. Die weltpolitischen Ziele der einzelnen Großstaaten konnten der belgischen Regierung im allgemeinen vergleichsweise gleichgültig sein; von vitaler Wichtigkeit aber war für sie die Frage, ob die Verfolgung dieser Ziele die Gefahr friedenstörender Gegensätze zwischen den Mächten herbeiführte. Denn in jedem europäischen Kriege, der sich nicht auf den Osten des Erdteils beschränkte, mußte oder konnte doch mindestens Belgien das erste Opfer werden. Die belgische Diplomatie lauerte deshalb mit ängstlichem Mißtrauen auf jede neue Bündnisanknüpfung, jede neue Kraftvereinigung, die das bestehende Gleichgewicht erschüttern, internationale Komplikationen zur Folge haben mochte. In dauernder Furcht vor einem Kriege, der, für fremde Zwecke geführt, Belgien ruinieren konnte, sah sie jede Politik der Veränderung, der Umlagerung des Gegebenen als verdächtig und gefährlich, die der Beharrung, der Verteidigung des status quo dagegen als vertrauenerweckend und harmlos an.

Bei solcher Betrachtungsweise mußte die Ententepolitik den belgischen Beobachtern weit mehr Unbehagen einflößen als die deutsche. Denn die Ententepolitik war aktiv und in ihren Zielsetzungen aggressiv, die deutsche passiv, konservativ, defensiv. Daß gelegentliche herrische Posen und nervöse Gesten (die man draußen politisch nicht ernst nahm, aber propagandistisch zu schätzen wußte) die deutsche Politik nicht wirklich aktiv und aggressiv machten, sahen auch die Belgier. Die deutsche Politik konnte gar nicht aktiv, sie mußte konservativ und defensiv sein, weil sie Dreibundpolitik war. Der Dreibund war, wie zu seinem Lobe gesagt worden ist, eine Versicherungsgesellschaft. Objekt der Versicherung war die Erhaltung des status quo im mittleren und südöstlichen Europa. Für andere Zwecke war der Dreibund, seiner ganzen inneren Struktur nach, gar nicht in Bewegung zu setzen. Solange jener status quo nicht angetastet wurde, war die Tripelallianz friedlich. Das wußten die Belgier, wie alle Welt es wußte, und deshalb war ihnen die Dreibundpolitik sympathisch.

Die Entente war eine „Erwerbsgesellschaft". Die Mächte, aus denen sie sich zusammensetzte, waren sämtlich an der Änderung des status quo

im mittleren und südöstlichen Europa (und im anschließenden Vorderasien) interessiert. Eine von ihnen – England – hatte außerdem ein sehr kräftiges Interesse an einer gründlichen Schwächung Deutschlands; und eine zweite – Frankreich – glaubte, ein ebensolches zu haben. Eine Änderung des bestehenden Zustands in Mittel- und Südosteuropa strebten außer den Ententemächten auch einige Staaten und Völker dieses Gebietes selbst an; sogar der Dreibundgenosse Italien hatte unverjährbare nationale Wünsche, die nur durch eine Korrektur der mitteleuropäischen Karte zu erfüllen waren. So ralliierten sich rings um Deutschland und Österreich staatliche und völkische Kräfte von größtem Gewicht, um das umzustoßen, was der Dreibund „versicherte": den status quo in der Mitte und im Südosten der Alten Welt. Bei jedem Versuche, hier an den territorialpolitischen Gegebenheiten zu rütteln, gab es eine Krise. Je mehr in Mittel- und vor allem in Südosteuropa selbst die Kräfte wuchsen, die zu politischer Umformung und Erneuerung drängten, um so häufiger wiederholten sich diese Krisen.

Wenn nun jene Kräfte schließlich so stark wurden, daß sie sich nicht mehr zum Verzicht auf die Verwirklichung ihrer Ziele bequemen mochten, dann mußte die konservative und von Haus aus gewiß friedliche „Versicherungs"politik des Dreibunds am Ende ausgesprochen kriegsfördernd wirken. Das haben die Apologeten der Dreibundpolitik – auch die belgischen – übersehen, wie es leider vor dem Kriege die deutschen Diplomaten dauernd verkannt haben. Nur die westliche Einkreisung Deutschlands entsprang einer der politischen und wirtschaftlichen Unversehrtheit des Reiches grundsätzlich feindlichen Politik; ihre südliche und östliche Vollendung war lediglich die Folge unseres zähen Festhaltens an den konservierenden Zielen des Dreibunds. Durch den Dreibund ist die deutsche Politik starr und statisch, ist sie zum Hemmschuh jeder freien dynamischen Entwicklung in Mittel- und Südeuropa geworden. Durch die Dreibundrücksichten hat sie sich Völker, Kräfte, Bewegungen zu Gegnern und schließlich zu Feinden gemacht, die mit wirklichen deutschen Interessen nirgends zusammengestoßen wären. Im ersten Jahrzehnt des zwanzigsten Jahrhunderts waren die Voraussetzungen für eine politische Neugestaltung des mittleren und südöstlichen Europa zur Reife gelangt. Die Balkanprobleme, die Südslawenfrage, das ganze mitteleuropäische Slawenproblem mußten gelöst werden. Der territorial-politische status quo hinderte ihre Lösung. Deutschland hatte zu wählen. Es wählte Wien und stellte sich mit klirrendem Säbel vor Österreich und den status quo. Ein paarmal half das Säbelklirren, und die Dynamik unterlag. Aber jeder dieser deutschen Siege über eine natürliche und letzten Endes notwendige Entwicklung stärkte die Entente und zog das Netz der Einkreisung fester und enger zusammen.

Die amtliche deutsche Publizistik kann aus den belgischen Dokumenten Belege vorweisen, daß man nach neutraler Auffassung in England, Frankreich, Rußland den Krieg nicht gescheut, in Deutschland bewußt nicht gewollt hat. Aber sie kann niemals beweisen, daß der Krieg ein „unabwendbares Verhängnis" war, dem Deutschland nicht zu entgehen vermochte. Den britischen Widerwillen gegen ein politisches und wirtschaftliches Erstarken und das französische Drängen nach Revanche für 1870 und nach Wiedergewinnung Elsaß-Lothringens konnte das Deutsche Reich allerdings nicht aus der Welt schaffen. Aber, daß es schließlich auch in Petersburg und Rom, in Prag, in Laibach, in Belgrad als der Feind galt, daß es sich an der Seite Österreichs in eine Rolle treiben ließ, in der es als der Unterdrücker einer freien politischen Entwicklung des mittel- und südeuropäischen Slawentums erscheinen mußte, — das konnte Deutschland verhüten. Und daß sie das nicht verhütet hat, ist die große und untilgbare Schuld der deutschen Außenpolitik der wilhelminischen Ära — eine Kriegsschuld vielleicht nicht in moralischem, aber sicherlich in intellektuellem Sinne.

Briefe aus der Französischen Revolution

von Herbert Ihering

Die Enttäuschung über die deutsche Revolution sucht sich hinter den Sätzen zu verstecken: die Geschichte vergrößert die Ereignisse, und der Mitwelt muß winzig erscheinen, was vor der Nachwelt bedeutend wird. So alt diese Wahrheit ist, so unzutreffend ist ihre Beziehung auf die Gegenwart. Gewiß: jedes Geschehnis verliert durch die Nähe. Die Tatsache des Miterlebens verkleinert, weil das Ereignis nicht in der Notwendigkeit des geistigen Zusammenhanges, sondern in den Zufälligkeiten der Realität sichtbar wird. Die Atmosphäre der Epoche verdichtet sich erst dann, wenn die Epoche historisch geworden ist. Und was dem Zeitgenossen als Atmosphäre, als Überwirkliches, als Fluidum erscheint, ist die Nervosität, die Unsicherheit, die Überreizung, die jeder Wechsel, jeder Übergang, jeder Einbruch in die Tradition erzeugt. Unser Gegenwartsgefühl ist bestimmt worden: durch den 1. August 1914 und durch den 9. November 1918. Aber die Einstellung, die durch die ersten Tage des Krieges und durch die ersten Tage der Revolution bestimmt wurde, zeigte sich bald als falsch oder wenigstens als einseitig. In der Geschichte muß das Gesicht dieser Wochen ein anderes sein, weil es durch die nachfolgenden Ereignisse retuschiert wurde. Den Maßstab für die Gegenwart gewinnt die Zukunft, weil sie erst den Sinn der Zeit enthüllt.

Trotzdem bedeutet diese Wahrheit keine Rechtfertigung der Gegenwart. Denn etwas gibt es, das von den Mitlebenden erkannt und richtig gefühlt wird: die Persönlichkeit. Das Urteil über ihren Nutzen oder Schaden ist späteren Korrekturen unterworfen, aber der Zeitgenosse ist geöffnet für ihre Intensität, ihre Energie. Die Persönlichkeit als Kraftquelle zu empfinden, bleibt dem Mitlebenden vorbehalten. Von hier aus erkennen wir das Unrecht, für die Kleinbürgerlichkeit der deutschen Revolution die Enttäuschung jeder Zeitgenossenschaft verantwortlich zu machen. Denn wenn wir im Leeren zu schreiten scheinen, so leitet sich dies Gefühl von der Ideenlosigkeit der Epoche her. Und die Idee hat ihren Ursprung in der Persönlichkeit, die sich durch sie überträgt und legitimiert. Die deutsche Revolution ist nicht dadurch entstanden, daß eine neue Wahrheit Werbekraft gewann und durch ihre Unerbittlichkeit eine überalterte Wahrheit erschütterte. Sondern dadurch, daß eine aussätzig gewordene Wahrheit an ihren eigenen Krankheitskeimen starb, und daß der Platz, der leer wurde, von einer anderen Wahrheit besetzt werden mußte. Diese hatte aber auch jetzt so wenig innere Kraft, daß sie es immer noch nicht zu der Formulierung des sammelnden Glaubenssatzes brachte, der am Beginn der Aktion hätte stehen müssen. Die deutsche Revolution war nicht der Sieg des Neuen, sondern der Zusammenbruch des Alten. Vielleicht muß man bis auf die Verwilderung der letzten Jahre des Dreißigjährigen Krieges zurückgehn, um eine Zeit wiederzufinden, die trotz äußerer Bewegung so wenig innere Glut, die trotz scheinbarer Ungebärdigkeit so wenig jugendliche Leidenschaft hatte. Und es ist charakteristisch, daß diese Epoche, die die Energiezentren der Persönlichkeiten entbehren muß, sich nicht aus sich selbst begreift, sondern sich erst stark fühlt, wenn sie sich mit den Revolutionen der Vergangenheit vergleicht. Weil sie — unbewußt — Angst vor der Historie hat, nimmt sie die Geschichte vorweg und empfindet sich selbst historisch. Weil das Jahr 1918 seine eigene Schwäche verbergen will, stellt es sich neben 1789 und weist durch den Drang, Parallelen zu finden, auf diese Schwäche erst hin. Wenn die deutsche Revolution sich in sich stark fühlte, würde sie sich einmalig fühlen, ihren eigenen Maßstab an die Vergangenheit und nicht den der Vergangenheit an die Gegenwart legen.

Die deutsche Revolution war ein Ende, die Französische ein Anfang. Wenn wir wirklich das Erlebnis der Gegenwart an der weltgeschichtlichen Umwälzung in Frankreich kontrollieren, wenn wir das — unbeeinflußt von Schlagworten und Phrasen — tun, was die Revolution selbst — aber umnebelt von ihren eigenen Taten und ohne Distanz zu sich — tun will, so werden unsere Jahre erst recht ihrer Größe entkleidet. Man erkennt, wenn man die Zeit um 1789 nicht aus historisierender Zusammenfassung, nicht aus dem Urteil und der Charakteristik der Forscher, sondern aus den

Zeugnissen der Mitlebenden sprechen läßt, daß eine wahrhaft große Zeit nur durch große Persönlichkeiten gemacht wird, und daß eine Zeit, die, umgekehrt, durch ihre Ungewöhnlichkeit die führenden Persönlichkeiten über sich hinaushebt, wohl unmäßig, außerordentlich, aufgewühlt, gleichgewichtslos, aber nie im tieferen Sinne groß sein kann. In diesem Zusammenhange sind die „Briefe aus der Französischen Revolution" (Literarische Anstalt Rütten & Loening, Frankfurt am Main, 1919), die Gustav Landauer als sein letztes Werk herausgegeben hat, bevor er wissen konnte, daß sie in leidenschaftlicher Bedeutung aktuell werden würden, die aufwühlendsten Bücher, die man heute lesen kann. Sie sind Fackeln der Persönlichkeiten. Aufrufe zur Wahrheit. Erkenntniszwang für die Zeit.

Die agitatorische Kraft, die diesen Privatbriefen entströmt, ist heute noch treibender, werbender, hinreißender, als die ganze offizielle Literatur, die die deutsche Revolution hervorgebracht hat. Was ist das Geheimnis schriftstellerischer Wirkungen? Daß hinter dem Wort, dem Satz, dem Kapitel unbeabsichtigt die Situation spürbar wird, in der sie geschrieben sind. Daß die anonymen Energien sich durchsetzen, die ihre Entstehung bestimmten. Wenn alle guten Briefe zweifach psychologisch zu werten sind: psychologisch vom Verfasser und psychologisch vom Adressaten aus, so sind es diese in einem besonderen Grade. Denn hier erstehn Schreiber und Adressat in der Leidenschaft ihres sinnlichen und geistigen Erlebens, als private und öffentliche Persönlichkeiten zugleich. Das grandiose Schauspiel ist, daß sich beide nicht aufheben oder durchkreuzen, sich nicht widersprechen oder ergänzen, sondern daß das Menschliche, je chaotischer und zügelloser es durchbricht, desto elementarer das Geistige herausfordert. Die deutschen Revolutionäre von 1918 hören auf zu leben, wenn ihr Name nicht in den Zeitungen steht, oder wenn sie nicht politisch sprechen. Wir sehen sie nicht in Situationen. Wir erblicken sie nicht in Aktion und Gegenaktion. Die französischen Revolutionäre machten den Zeitgenossen und machen heute den Leser dramatisch produktiv. Das heißt nicht etwa: man dichtet ihnen Dramen an, aber man kann nicht anders, als sie aus Situationen, Erlebnissen und Geschehnissen heraus begreifen. Sie sind vielgesichtig, und wir tragen Verlangen nach ihren Gesichtern.

Die deutschen Revolutionäre brennen nicht, weil nichts Menschliches in ihnen ist, das verbrennen könnte. Man muß so zerklüftet von Leidenschaften, so berauscht vom Leben, so aufgewühlt von Erfahrungen wie Mirabeau gewesen sein, um vom Geiste besessen zu werden. Keine Idee kann siegen, die nicht vorher ihren Erzeuger vergewaltigt hätte. Und Vergewaltigung ist nur, wo Widerstand ist. Das zügellose Leben des Grafen Mirabeau, das dem Geiste widerstrebt, ist die Voraussetzung der geistigen Energie. Die Kämpfe des Innern geben die Schlagkraft nach außen. Die Revo-

lutionäre in Deutschland sind Exponenten einer Partei. Die Französische Revolution war keine Parteirevolution, sondern eine Revolution des Geistes. Eine Revolution der Idee, die sich am Persönlichen entzündete. Eine Revolution des politischen Temperaments, das sich nicht in Gruppen, sondern in Individualitäten manifestierte. Wenn bei uns, um zusammenzufassen, der Eindruck besteht, daß die Führer nur Führer sind, weil sie sich an Gruppen angeschlossen haben, waren damals, umgekehrt, die Gruppen nur da, weil sie sich an Führer anschlossen. Es bleibt das Erlebnis dieser Briefe, daß das Menschliche nur vorhanden ist, um Nährboden für Ideen, daß das Sinnliche nur existiert, um Farbe des Geistes zu werden, ob die Zeugnisse von Mirabeau, dem vulkanischsten und schöpferischsten, ob sie von Camille Desmoulins, dem nervösesten und französischsten Temperament sind, oder ob die Gestalt Robespierres aus ihnen hervorwächst, der gerade in der Ausbrennung aller privaten Leidenschaften den Dämon der Besessenheit zeigt.

Diese Briefe sind Urkunden für Menschen der lateinischen Rasse, die sich in ihnen vielleicht das letztemal so leuchtend und überzeugend exponiert hat. Die hier ihre Schwungkraft, ihre stählerne Biegsamkeit, ihre schwingende Begeisterung schöpferisch und tragisch werden läßt. Die Menschen schreiten in Flammen und bleiben in der Hülle ihres eigenen Feuers unempfindlich für Konzessionen und Kompromisse. Sie gehn bis ans Ende. Und der Tod ist die letzte Propaganda der Idee.

Wenn diese heroische Erhöhung des Lebens, diese entschlossene und starre Haltung oft zu einer Geste Zuflucht nimmt, die einer anderen Zeit entlehnt scheint: der Antike, so ist dieser Drang zur Gebärde elementar unterschieden von dem ein früheres Jahrhundert herausfordernden Nachahmungswillen der Gegenwart. Das, was schauspielerisch an den Helden der Französischen Revolution war, war Eigentum ihres Stamms. War Notwendigkeit, Exzessivität des Temperaments, Phantasie. Daß das, was die Menschen innerlich bewegte, sich in Äußerlichkeiten übersetzte, daß es Geste und manchmal sogar Pose wurde, nimmt dem Erlebnis und der Agitation nichts von der Unmittelbarkeit und Wahrheit. Daß Taten und Ereignisse sich mit klassischen Namen schmückten, ist kein Beweis für ihre Unoriginalität und Wiederholung. Die Französische Revolution war einmalig. Und ihre antike Geste blieb das Mittel, sich im Taumel der Zeit frei und leicht zu halten. Blieb das Geschenk einer Rasse, die, was sie an blutiger Wirklichkeit erlebt, sofort gestaltet und über die Realität hinausträgt. Wenn der Revolutionär von 1789 sich selbst historisierte, so war das nicht der Wille, sich auf einen Sockel zu stellen, sondern der Ausdruck der Empfindung, daß die Energien stählerner, die Ideen leuchtender werden, wenn sie sich Gleichnisse schaffen, und daß die Kraft

sich erhält, wenn sie durch die Wirklichkeit nicht gehemmt, sondern durch die Phantasie abgeleitet wird. Nur deshalb konnte jedes private Erlebnis politisch gerichtet, jede menschliche Handlung öffentlich betont werden, weil der Geist wieder Bilder schuf, die das Offizielle als Sinnbild des Persönlichen darstellten. Nur deshalb konnte jedes individuelle Gefühl sich willig von der Leidenschaft für den Staat verschlingen lassen, weil diese Leidenschaft selbst für Gleichnis und Verherrlichung sorgte.

Die Politik war geistig, weil sie Ideen durchsetzte. Sie war geistig, weil sie immer wieder auf den Geist zurückgeführt wurde. Sie war intellektualisierte Politik auch in ihren Wegen und Mitteln. Denn was bedeutet vergeistigte Politik? Die Anwendung taktischer Mittel auf die Verfechtung einer Weltanschauung. Das heißt nicht: die Anwendung der Intrige, der Lüge, der Verschwörung, der Hinterhältigkeit. Aber es heißt: die Anwendung der Psychologie, der Beobachtung, der Klugheit, die jetzt ein Zurückhalten, jetzt ein Hervortreten erfordert. Die Anwendung einer Staatskunst, die den richtigen Moment erkennt, die selbstverständlich, folgerichtig, notwendig, nicht willkürlich, widerspruchsvoll, zufällig arbeitet. Die intellektualisierte Politik ist auf den Zusammenhang von Atmosphäre und Aktion gestellt. Das bedeutet: die Aktion tritt erst dann ein, wenn die geistige Atmosphäre für die Verwirklichung der Idee geschaffen ist. Oder: die Atmosphäre wird so verdichtet, daß sie die Aktion herausfordert. Geistige Politik ist organische Politik. Sie ist in ihren Mitteln der Idee verantwortlich, die sie propagiert. Deshalb kann eine Politik der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit sich nicht mit den Mitteln einer Politik durchsetzen, die dynastische Interessen und Prestigeabsichten verficht. Die intellektualisierte Politik ist beredt, öffentlich. Sie wirbt, sie überzeugt. Aber sie ist nicht unpraktisch, nicht impressionistisch, nicht weltfremd. Es blieb der deutschen Revolution vorbehalten, in die Politik den Begriff des Literarischen hineinzutragen. Man verwechselte die Vergeistigung des Politikers mit der Politisierung des Geistigen. Man glaubte, die Politik dadurch zu intellektualisieren, daß man sie von ihren taktischen Grundbedingungen entfernte und geistig verhängte, statt daß man sich gerade auf die Grundbedingungen besann und diese intellektuell steigerte und intensivierte. Die deutschen Literaten treiben die Augenblickspolitik Wilhelms II., nur mit anderem Vorzeichen. Wenn trotzdem in diesem Zusammenhange zwei deutsche Schriftsteller genannt werden können, die revolutionäre Sprengkraft haben und diese Sprengkraft wirken ließen, so sind sie – eben in ihrer Wirkung – der schärfste Gegensatz zu den französischen Revolutionsliteraten. Kurt Eisner blieb, so sehr er überzeugte und mitriß, so sehr seine Erlasse und Reden mit ihrem Temperament und ihrer intellektuellen Leidenschaft der Revolution die geistige Farbe gaben,

die sie sonst verleugnete, Literat, und überstürzte gerade als solcher dilettantisch die Aktion, bevor die Atmosphäre bereitet war. Karl Kraus, der mit seiner dämonischen Bosheit das alte Österreich intellektuell unterminierte, hielt sich in der Aktion zurück und lud die Atmosphäre.

Daß die französischen Revolutionäre, auch soweit sie Advokaten und Schriftsteller waren, den Übergang in die praktische Politik mit faszinierendem Elan machten, ohne daß dieser Elan sie zu Dilettantismen verführte, ist ein Beweis dafür, daß den Franzosen Politik Blutsache ist, nicht zwischenstaatliche Politik, wie dem Engländer, aber innere, tendenziöse, ideelle Politik. Ist ein Beweis dafür, daß, wie Weltanschauung für den Franzosen erst existiert, wenn sie sich in staatliche Notwendigkeit übersetzen läßt, staatliche Notwendigkeit erst existiert, wenn sie Weltanschauung wird. Die Französische Revolution konnte nur deshalb diese Stoßkraft haben, weil sie geistig empfangen und geistig angelegt, weil sie, um ein mißverstandenes Wort richtig anzuwenden: organisiert war. Graf Mirabeau war ihr schöpferischer Urheber. Nicht in der Bedeutung, daß sie sein Willensprodukt gewesen wäre, wie das deutsche Kaiserreich das Bismarcks, aber in der, daß sein Zwang dem Zwange der Zeit begegnete, daß sie sich aneinander entzündeten und der erste der organische Fortleiter des zweiten war. Wenn sich die Französische Revolution später trotz der revolutionären Begabung der Masse und des politischen Talents der Führer übernahm, so ist das kein Widerspruch. Eine geistige Revolution kann nur fortgeführt werden, wenn sie international wird. Die Französische Revolution wäre, auch wenn Mirabeau länger gelebt hätte, in ihren Endzielen gescheitert, weil sie nicht über die Grenzen drang. Sie scheiterte nicht an ihrer eigenen Zerfahrenheit, sondern an der Geruhsamkeit der Nachbarvölker. Nun allerdings, als die Bewegung zurückschlug, zerfiel sie auch in sich und entband die gemeinsten Instinkte revolutionär begabter Völker: die Schamlosigkeit, die Hysterie, den Blutrausch.

Aus dieser späteren Zeit der Revolution übermittelt Landauer erschütternde deutsche Briefe: von Lavater, Georg Forster und Justus Erich Bollmann. Erschütternd, denn sie zeigen das seelische Verhältnis der politisch aufgewühlten Deutschen zur Revolution: die Trauer um das eigene Volk, weil es freiheitlichen Aufschwungs nicht fähig ist, und um das französische, weil es zuletzt doch den Geist an den Trieb hingab. Mag es Einbildung sein oder nicht: hinter diesen Zeilen scheint der Herausgeber selbst zu stehen, aus ihnen scheint vor dem tragischen Ende Landauers eigenes Ethos, seine Menschlichkeit, seine Schwere und sein Ernst zu sprechen. Der Schmerz, daß das eigene Volk heute noch politisch hinter dem französischen des ausgehenden achtzehnten Jahrhunderts zurückbleibt, und das Vorgefühl, daß es, wenn die Zeit für die internatio-

nale Revolution des Geistes gekommen ist, Mitläufer, aber nicht schöpferischer Urheber sein wird.

Architekturästhetik

von Fritz Hoeber

Dieses Buch des Münchener Regierungsbaumeisters Herman Sörgel ist in seiner klug überlegenden Sachlichkeit und seinem gegenwartsfrohen Gestaltungswillen eine der bedeutendsten Erscheinungen unserer neuen wissenschaftlichen Kunstliteratur. (Herman Sörgel, Einführung in die Architektur-Ästhetik. Prolegomena zu einer Theorie der Baukunst. 258 Seiten. München, Piloty und Loehle, 1918.) Die Beherrschung der stofflichen Voraussetzungen, der baukünstlerisch schöpferischen Erfahrungen wie der philosophisch analytischen Kritik, ist hier in einer Weise Ausdruck geworden, daß wir tatsächlich in dieser Arbeit die lang ersehnte Architekturästhetik unserer Zeit begrüßen dürfen. Eine diskursiv sorgfältige und genaue Behandlung des so mannigfaltigen Materials und der intuitive Sinn für das Wesen aller Baukunst, die räumliche Gestaltung der Wirklichkeit, finden sich in wissenschaftlich schöner Vereinigung zusammen.

Vor allem ist sehr zu loben, daß Sörgel nicht von einem fertigen ästhetischen Lehrsystem ausgeht, in das dann die Baukunst, koste es, was es wolle, hineingezwängt wird. Sondern daß er vielmehr die Architektur in ihrer ganzen realen und idealen Mannigfaltigkeit, mit ihrem tatsächlichen Komplex künstlerischer und zwecklicher Eigenschaften sich ihre Ästhetik gleichsam aus sich selbst heraus bilden läßt. Diese Vielseitigkeit in der Auffassung des Kunstwerks trennt nicht mehr nach jenem alten erkenntnistheoretischen Schema das bildende Gefühl von dem begreifenden Verstand und dem handelnden Willen, sondern faßt alles in der spontan gegebenen Einheit der menschlichen Seele zusammen, in der nun die vielfältigsten Verknüpfungen und schöpferischen Beziehungen herüber und hinüber wirken. Auch die Dreiheit, nach der Sörgel methodisch das Werk der Baukunst analysiert: die stimmunggebende Seele, der kausal begründende Verstand und das anschaulich gestaltende Gefühl, erscheint in ihrer ständigen Wechselwirkung als ein für den Architekturbetrachter von vornherein bestehendes Ganze. Dadurch bekommt das ästhetische Objekt der Untersuchung etwas wahrhaft Universelles, das dem wirklichen Bauwerk mit seiner reichen Mannigfaltigkeit ganz verschieden gerichteter Potenzen und Qualitäten durchaus entspricht.

Der Münchener Philosoph Moritz Geiger hat in seiner „phänome-

nologischen Ästhetik" den phänomenalen oder Erscheinungscharakter aller Kunst dargetan: das Kunstwerk ist als Wirkungsresultante von ästhetischem Subjekt, dem Betrachter, und ästhetischem Objekt, dem formal zu erfassenden Gegenstand, zu begreifen. Das einzigartige geistige Fluidum, welches sich zwischen beiden spannt, die seelisch-sinnliche Brücke zwischen diesen zwei Polen, verwirklicht sich als ästhetisches Objekt, für das der betrachtende Mensch genau so unumgänglich notwendig erscheint, wie der Gegenstand der Betrachtung. Für einen ästhetisch Gefühllosen besteht ein Raffaelbild nicht als Kunstwerk, höchstens als Gegenstand: das Kunstwerk wird erst im lebendigen Genuß der Betrachtung als phänomenales Objekt. Ebenso ist eine Baukunst ohne gebrauchende Menschen undenkbar: die Baukunst muß in ihrer Räumlichkeit nicht nur erschaut, sondern stets aufs neue erlebt und aus einem geistigen Bewußtsein heraus gestaltet werden.

Man kann den Zweckgedanken nicht aus dem Wesen der Baukunst, einem ästhetisch-philosophischen Vorurteil zuliebe, wegdisputieren, ohne den Gegenstand der Betrachtung selbst aufs schwerste zu vergewaltigen. Nur muß diese ästhetische Betrachtung immer danach streben, den äußeren materiellen Zweck in einen inneren, künstlerischen umzudenken und dadurch die gefühlsmäßige Einheit von Stofflichem und Geistigem herzustellen. Die seinerzeit von Alois Riegl aufgestellte und von dessen großer Jüngerschar, zu denen zum Beispiel auch Worringer gehört, enthusiastisch übernommene These der Feindschaft des „Kunstwollens" zu den bloß „materiellen Bedingungen" des Stoffes, des Gebrauchszwecks und der Technik weist Sörgel mit Recht zurück, zum mindesten für das Gebiet architekturästhetischer Untersuchungen. Seine sachverständige Objektivität hat die funktionelle Verknüpfung der baukünstlerischen Wirkungspotenzen erkannt, in der alle drei menschlichen Fähigkeiten, die empfindende Seele, der logische Verstand und die sinnliche Wahrnehmung, zum Ausdruck gelangen: die Seele, indem sie das Räumliche in seiner Ganzheit musikalisch belebt, durchdringt, der Verstand, indem er die Kausalitäten des Zwecks, der Stofflichkeit und der Technik aus seiner Erfahrung heraus logisch neu entwickelt, die sinnliche Anschauung endlich in dem wesentlich optischen Erlebnis der Form, welches Hildebrand und seine Schule wie auch Wölfflin als einzigen Inhalt der Architekturästhetik gelten lassen wollten: Die tiefe Harmonie der allgemeinen geistigen Funktionen, wie sie sich in dem vollendeten Bauwerk offenbart, ist eben dem bloßen Formalismus niemals aufgegangen!

(Schon August Schmarsow wandte sich in seinen verschiedenen Untersuchungen über „Raumgestaltung als Wesen der architektonischen Schöpfung" gegen die unverbesserliche, formalistische Beschränktheit gewisser schulmeisternder Hildebrandianer, wie Hans Cornelius und andere, die

ein Kunstwerk nur insofern gelten lassen, als es — im rationalistischen Sinn — „Gestaltung für das Auge" ist. Schmarsow und mit ihm die ganze neue ästhetische Richtung, also auch Herman Sörgel, wollen dagegen für das Kunstwerk den gesamten Organismus als mitwirkend anerkannt wissen: Bildende Kunst ist mehr als bloße „Gestaltung fürs Auge", — Gestaltung für die ganze Seele.)

Baukunst ist der räumlich gefühlsmäßige Ausdruck lebendiger Zwecke. Architektonisches Verständnis bemißt sich also vor allem nach der Fähigkeit starker raummäßiger Auffassung. Die ist aber sowohl beim Publikum wie in den Fachkreisen der Kunstkritik noch viel zu wenig ausgebildet: am häufigsten ist die malerische Einstellung der Architektur gegenüber zu finden, welche streng an der Fläche und dem rein Flächenmäßigen hängt, das Räumliche aber „als ein Quälendes", Beunruhigendes durchaus abweist. Solche Anschauung hat ihre Formulierung zum Beispiel bei Wilhelm Worringer, in „Abstraktion und Einfühlung", gefunden, der einseitig von dem Erlebnis des graphischen Blatts, der linearen Zeichnung, des Ornaments ausgeht und daraus sich seine gesamte bildend künstlerische Systematik herleitet. Bereits weniger primitiv ist die Hildebrandsche Auffassung, die mit ihrer plastischen Kunstlehre sich vielfach schon dem räumlichen Wesen der Architektur nähert: Heinrich Wölfflin steht mit seiner Behauptung von der Baukunst, welche körperliche Gestaltung der Massen ist, ganz unter ihrem Einfluß. Der von August Schmarsow zuerst mit besonderem Nachdruck verkündete Satz: „Architektur ist Raumgestaltung," die einzig gegenstandsgemäße Auffassung der Baukunst, findet nun bei Herman Sörgel ihre ausführliche Darlegung und gründlichsten Einzelbeweis, eine wissenschaftliche Tat von eminenter theoretischer und praktischer Fruchtbarkeit.

(Ein sehr lehrreiches Beispiel für die Entwicklung der modernen Architekturästhetik bietet auch die kunstgeschichtliche Betrachtung des Städtebaus: der Begründer dieses Faches, Camillo Sitte, sieht sich 1889 Plätze und Straßen noch ausschließlich als „malerische Stadtbilder" an. Adolf Hildebrand und von ihm abhängig Wölfflin und Karl Hocheder wollen — in den späten neunziger Jahren — schon wesentlich plastische Beziehungen im Sinn eines gut abgestuften Reliefs im Stadtbau erkennen, während erst A. E. Brinckmann 1908 mit seinen vielseitigen durchschlagenden Sonderuntersuchungen auch hier der absoluten Raumidee zu vollem Siege verhilft.)

Hildebrands berühmtes „Problem der Form" hat mit seiner Lehre von der Reliefauffassung des sichtbar zu gestaltenden Kunstwerkes solch allgemeinen Eindruck ausgeübt, daß auch die Architekturbetrachtung bisher

vorzugsweise von dieser Lehre abhängig war. Deshalb erscheint die umfassende Widerlegung Sörgels sehr berechtigt, daß es in der Baukunst im Gegensatz zur Plastik niemals auf das Konvexe ankommen kann, welches durch Wegschneiden von einem gegebenen festen Steinblock entsteht – per forza di levare, wie Michelangelo die Arbeit des Bildhauers gelegentlich kennzeichnet, – sondern vielmehr nur auf das Konkave, das räumlich Hohle, das durch ein Herumbauen, durch ein Aufstellen von Wänden um einen inneren Luftraum wirklich wird – per forza di porre. Und damit wird das Wesen der Architektur von der Außenfassade in die Gestaltung des Innenraumes verlegt: nicht wie bei Hildebrand ist die vordere Fläche, die gedachte Reliefebene, das beim Gestaltungsvorgang Richtung- und Maßgebende, von der durch ein langsames Wegnehmen die erwünschte Form entsteht, sondern die hintere Fläche der glatten Wand, vor die die Raumelemente, die einzelnen Architekturglieder allmählich gestellt werden und so dem Gesamtraum künstlerische Vielfältigkeit und formalen Ausdruck verleihen.

Ist der bewohnte Innenraum Ausgangspunkt aller architektonischen Gestaltung – und auch die ägyptische Pyramide, der Behälter der Königsleiche, der griechische Tempel, als Cella des Götterbildes, werden überzeugend von Herman Sörgel als solche Wohnräume gedeutet –, auf welche Weise läßt sich dann die scheinbar plastische Außenform des Bauwerks im Sinne der konkaven Raumgestaltung erklären?

Wie es einen eng begrenzten „Raum von innen" gibt, so besteht auch ein ausgeweiteter „Raum von außen", der die Beziehungen zu den benachbarten Gebäuden herstellt im Städtebau, die Beziehungen zu der gesamten umgebenden Landschaft in der Landschaftsarchitektur. Mit Recht wird in den künstlerisch bewußten Stadtbauanlagen, den symmetrisch empfundenen Straßen und Plätzen der großartigen Barockperiode, die uns A. E. Brinckmann wieder neu belebt hat, der Höhepunkt der architektonischen Raumkunst gesehen: diese Paläste sind die Wände, die Straßenmündungen die Tore eines prachtvollen Hypäthral-Saales. Aber auch das scheinbar denkmalhafte Architekturwerk, wie die stereometrisch geschlossene Pyramide in der Wüste Sahara, das spitz zum Himmel ragende gotische Münster zwischen den Giebeldächern der mittelalterlich nordischen Stadt, das als breite Masse auf den Wellenhügeln des deutschen Mittelgebirges geschichtete Bismarckdenkmal, wollen als starke Hinweise auf das Raumganze, die landschaftliche Umgebung mit dem Himmelsgewölbe als konzentrierendem Abschluß, aufgefaßt werden: darum gleichen sie sich individuell dem jeweiligen Landschaftscharakter an in einem – um ein Stichwort Theodor Fischers zu gebrauchen – besonderen „Mimikri der Architektur". Und durch diese lebendigen räumlichen Hinweise erscheint

nun die Baukunst schlechterdings als Gestalterin der gesamten sichtbaren Außenwelt ohne Unterschied des Maßstabs. — Mancherlei praktische Folgerungen ergeben sich aus dieser räumlich beherrschten Architekturästhetik: die Hausform wird von innen aufgebaut. Ebenso werden Straße und Platz grundsätzlich als Hohlräume gedacht, um die die Häuserwände sich aufstellen. Diese Wandungen sind in ihrer umschließenden Funktion das erste, nicht aber „das Denkmal", das eine vergangene polytechnische Periode zum geistigen und realen Mittelpunkt ihres stadtbaulichen Schaffens gemacht hat; usw.

Dadurch, daß Sörgel die ganze menschliche Seele als Subjekt des architektonischen Gestaltens annimmt, nicht nur im Sinne der alten philosophischen Schulästhetik jene Teilfunktionen des „Gefühls" oder der irrationalen „Empfindung", vermag er auch alle die materiellen Faktoren, der Technik, des Baustoffs und des Gebrauchszwecks, in einen logisch notwendigen Zusammenhang mit dem formalen Gestalten der Baukunst zu bringen.

Schon Broder Christiansen hat in seiner „Philosophie der Kunst" auf das so Wesentliche dieser materiellen Faktoren für den künstlerischen Gesamterfolg hingewiesen, die weit mehr, weit Positiveres bedeuten als bloße „Reibungskoeffizienten" nach der Anschauung Riegls. Welche Rolle sie in unserer lebendigen Architektur spielen, erkennt man sofort bei einem Überblick über die modernen Schaffensgebiete des Eisenhochbaus, der Betonarchitektur, des Industrie- und Geschäftsbaus. Die konstruktive und materialgemäße Folgerichtigkeit ist deshalb auch ästhetische Forderung, weil der Verstand neben Gefühl und Sinnlichkeit ebenfalls bei der Beurteilung des baukünstlerischen Werks beteiligt ist und seine streng kausalen Forderungen auf Grund seiner gesamten praktischen Lebenserfahrung stellt. Natürlich muß die Materie „Form" werden, aber gerade darin liegt ein Hauptreiz architektonischer Betätigung, diese Fesseln zur Kunst umzuwandeln. Nur das dem tektonischen Kampf entrückte Ornament ist gewissermaßen Gefühlssache, die verstandesstrenge Logik von Material, Konstruktion und Zweck scheint vor seiner irrational anschaulichen Sinnlichkeit haltzumachen.

Die Architektur bedarf im Gegensatz zu den anderen Künsten einer lebendigen Ergänzung im Menschen, im Bewohner. Dies Verhältnis läßt sich nicht vergleichen mit dem neutral zurückstehenden Betrachter in den optischen oder dem passiven Hörer in den akustischen Künsten. Es ist viel intensiver, stärker, geistig wesentlicher: Erst wenn das Haus bewohnt ist, von Menschen wimmelt, seinen mannigfaltigen Sachzwecken aktiv dient, ist es vollendet. Zuvor ist es nur eine Schale ohne Kern. —

Das ist die tiefere Bedeutung des Zweckproblems in der Architektur, die Angleichung an die historisch gewordene Kultur in ihrer ganzen geistig-wirklichen Mannigfaltigkeit. Wieder ist es der kritische Verstand, der bei der Betrachtung des Architekturwerks fragt, ob diese notwendige Gleichheit von Zweck und Form auch erfüllt und der organische Zusammenhang von Innen und Außen hergestellt scheint, ob sich kein Widerspruch zwischen historischer Gestaltung und modernem Gebrauchszweck, zwischen dem realistischen Grundzug unseres heutigen Lebens und der akademisch abstrakten Gestalt erhebt? Ebenso stellt der genius loci seine fest bestimmten Forderungen gegenüber der optischen Bauform, der seelischen Stimmung des Gebäudes, den geplanten Zwecken: die Architektur hat sich zeitlich und örtlich, national der individuellen Volkskultur anzuschmiegen, falls ein „Stil" entstehen soll. Auch Sörgel ist der Ansicht, daß diese geforderte Harmonie zwischen inneren und äußeren Zwecken, zwischen Schönheit und Lebenswillen, heute zuerst wieder in Deutschland Erfüllung gefunden hat, weshalb Deutschland zweifellos als Führer anzuerkennen ist im architektonischen Stilwollen der Gegenwart.

Die früheren ästhetischen Betrachtungen der Architektur haben mit akademischem Vorurteil nur ihre formalen Seiten gewertet, die für sie so wesentlichen realen Faktoren aber als „unkünstlerisch" ausgeschlossen. Ohne das Objekt in seinem Sonderwesen erkennen zu wollen, haben sie daher seine Einheit zerstört, dualistisch zerspalten, lediglich auf Grund einer sachfremden philosophischen Doktrin.

Diesen Zwiespalt haben die heutigen Lehrstätten der Architektur, die Technischen Hochschulen, verwirklicht, indem sie einerseits die akademische Formensprache im historischen Entwurf und als kunstgeschichtliche Vorlesung um ihrer selbst willen lehrten, andererseits angewandte Naturwissenschaft, Mathematik und Mechanik ohne lebendige Anschauung vorbrachten. Gerade jetzt, wo nach dem Krieg die Menge verantwortungsvoller Bauaufgaben unser wartet, wir aber mit Materialien wie mit Menschenkraft und -talenten gleichermaßen sparsam umgehen müssen, regen sich deshalb die Stimmen nach einer Reform des bisherigen architektonischen Unterrichtsbetriebs: Theodor Fischer hat in den „Flugschriften des Münchener Bundes" ein Heft „Für die deutsche Baukunst" (2. Heft. Oktober. München 1917) erscheinen lassen, und der Baudirektor von Hamburg und frühere Professor der Architektur an der Technischen Hochschule zu Dresden, Dr.-Ing. Fritz Schumacher, schrieb in den Heften des „Deutschen Ausschusses für Erziehung und Unterricht" einen vielseitig abwägenden „Beitrag zum Aufstieg der Begabten" über „Die Reform der kunsttechnischen Erziehung" (Heft 3. Leipzig 1918). – Beide Schriften wollen die grundsätzliche

Einheit der Architektur und des Kunstgewerbes, die auf der Raumgestaltung beruht, in den Mittelpunkt des Unterrichts gestellt wissen. Wie Konstruktion, Statik und Materialienkunde nicht als abstrakte Mathematik oder als reine Chemie und Mineralogie wissenschaftlich gelehrt werden dürfen, sondern stets nur im konkreten Zusammenhang und im Hinblick auf die Praxis der Bauausführung, so ist auch die Geschichte der Formen lediglich als großzügige Darstellung der Raumentwicklung vorzutragen. Die Kunstgeschichte an den Technischen Hochschulen ist prinzipiell eine andere Disziplin als die der Universitäten: nicht auf wissenschaftliche Analysen, wie sie der Stilkritiker des Museums später zu machen hat, kommt es hier an, sondern auf künstlerische Synthesen im Sinn des modernen, raumschaffenden Baumeisters.

Auch dieser pädagogischen Richtung unserer schöpferischen Architektur geholfen zu haben, ist ein weiteres Verdienst des so verdienstreichen Buches von Herman Sörgel.

An die Geistlichkeit

von Linke Poot

Es geht gradlinig weiter. Gewaltig regiert über die Menschen nicht der Hunger, die Liebe, das Militär, die Kirche, sondern die Elektrizität und die Industrie. Die entscheidenden Anschläge auf die Menschheit werden seit langem vor Konstruktionsbrettern und Versuchslaboratorien verübt: diplomatische Kabinetts, Parlamente, Kriegsschauplätze sind ausrangiert oder kommen nebensächlich in Betracht. Indem der Geist auf Elektrizität und Dampf verfallen ist, hat er sich für einige Jahrhunderte festgelegt und sein Schicksal ist vorausbestimmt. Wie ein Musiker, der sich eine Symphonie vornimmt, nun für Jahre kein Lied oder Tanz machen kann. Wir haben für einige Jahrhunderte die Industrialisierung der Welt vermittels Elektrizität, Dampf und sonstigem Stahlgerät vor, unbekümmert um die Folgen. Nichts wird uns beirren. Wir werden nach Ablauf der Zeit sehen, was wir gemacht haben.

Die europäische Menschheit ist kein Säufer, der seine Wirtschaft zugrundegehen läßt. Es ist ein Unterschied zwischen Leidenschaft und Leidenschaft. Hier ist ein echter Teil der menschlichen Seele tätig. Ergreifend der Einfall der Altertumsforschung, von Steinzeit, Kupferzeit, Bronzezeit zu reden. In solcher Weise monomanisch frönt die Seele jetzt dem Eisen.

Ihr Tun wirkt aufs stärkste auf sie selbst zurück. Als der Mensch

schneiden lernte und Feuer machen, hat er seinen Unterkiefer langsam zum Verkümmern gebracht. Mit der Wichtigkeit seiner Einfälle und solcher Einfälle kann sich nichts von dem vergleichen, was wir innerhalb unserer Kulturwelt treiben; weder Kant noch Buddha konkurrieren hier. Jetzt können, kraft Elektrizität und Industrie, die Menschen von weit her zueinander kommen, sich aus fernen Erdteilen ernähren, sich nach Begabung spezialisieren; Völkerstämme werden aufgelöst, ineinander geschoben. Müssen ihre Sonderideen aufgeben. Wir treten in die Epoche der Zusammenfassung der Menschheit. Noch ist Afrika eine fremde Welt; China, ja Rußland sind sehr fern; noch gibt es urzeitliche Menschenstämme. Und wir selbst sind größtenteils noch zwölftes bis fünfzehntes Jahrhundert.

Die geistige Saugkraft des Technisch-Industriellen ist so stark, daß Unterscheidungen innerhalb der Gesellschaft wie Kapitalismus und Sozialismus vor ihr belanglos sind. Industrialisieren wollen beide die Welt, dies ist ihr gemeinsames Dogma; der heutige Sozialismus ist ein echtes Kind der Industrie und wird seine Eltern nicht verraten; im übrigen ist der Kapitalismus ein Überbleibsel, aus kleinindustrieller Zeit. Er ist kein Krebs, sondern mehr ein gewaltiges Hühnerauge, entstanden aus dem Druck zu enger Stiefel, das mit den weiteren Stiefeln zurückgehen wird, wenn es nötig ist, mit, sonst ohne Barbier.

Gleichzeitig mit der Zusammenfassung der Menschheit wird die Möglichkeit der Massenkämpfe größer, die Wahrscheinlichkeit der Unterjochung schwächerer Gruppen; die Machtansammlung in einigen Händen kann einen ungeheuerlichen Grad erreichen. Es werden rebellierende Bewegungen entstehen, im allgemeinen wird sich ein harter listiger Menschentyp als herrschend entwickeln, der zuletzt sein Capua erlebt. Capua ist das Ende der Industriebewegung. Darauf Übergang der Führung auf Ideengruppen, die inzwischen gewachsen sind. Es kommt wieder zu einem Zusammenschrumpfen von Gruppen, jedoch nicht auf dem Grad vor der Industrialisierung. Die Erschlaffung im Technisch-Industriellen wird allgemein, an vielen Stellen wird es zu Atomisierung und Isolierung kommen. Man kann als sicher annehmen, daß auch in dieser Zeit die Industrie nicht verschüttet wird, aber sie wird in vieler Hinsicht überflüssig gemacht werden.

Das Technisch-Industrielle zurücktretend macht nun erst einer umfassenden Kulturbewegung Platz. Erst jetzt kommt es zu großer kultureller Produktion. Damit sind wir auch schon auf dem absteigenden Schenkel der ganzen Bewegung. Die Kassandrarufe ertönen. Die Entwicklung der Völker, ihr Auseinanderfall ist in verschiedenem Tempo erfolgt, alte Räuberinstinkte erwachen. Es kommt eine Zeit der Neugruppierung der großen neuen Politik, im ganzen geht es rückwärts.

Goethe, Shakespeare und tanti tutti sind nur in halb oder ganz agrarischen Ländern möglich. Wo die Naturwissenschaften und ihre Anwendung in solchem Frühling steht, bleibt dem Geistigen nur die Rolle des Lobspenders oder Refraktären. Naturwissenschaft und Industrie führen jetzt das Wort des Geistes. Wir gelten bald nur noch als Import für Amerika, wie der Knochen eines Höhlenbäsen. Oder wie die Dichter bei den alten Fürsten, zwei Drittel Clown, ein Drittel Tafelaufsatz.

Nur nicht zu wild mit die jungen Pferde. Wie kommen wir erst aus dem Dreck. Ich traf vor nicht zu langer Zeit auf offener deutscher Straße einen Medizinmann, er hatte die Zauberinstrumente bei sich, man küßte ihm die Hand, verbeugte sich, er machte mystische Handbewegungen. Man nannte den maskierten schauerlichen Menschen Priester. Wenn es so steht, braucht uns noch lange nicht die Puste auszugehen. Wir haben offenbar sehr viel Zeit. Und ich multipliziere alle Daten meines pythischen Orakels mit zehn und sage überhaupt für nichts gut.

Über ein Jahrtausend haben wir der dumpfen warmbrütenden Seele gefrönt. Damals war die Erde schön und weitläufig, die Menschen tanzten einzeln herum und spielten wie junge Hunde miteinander. Sie wurden in ihrer Hilflosigkeit dressiert mittels wüster prunkhaft vorgetragener Suggestion. Eine echte Diktatur der Intellektualität organisierte sich als Kirche. Stolz waren sie, ihre Absicht: an den lieben Gott heran. Darunter machten sie es nicht. Intellektualität mit aller Überschwenglichkeit der Herrschsucht, die als Logik paradierte, der Selbstvergötterung, Borniertheit, Schwäche, Krankhaftigkeit. Als die Schwindsucht der Intellektuellen zunahm, weil sie doch nur an den eigenen Pfoten sogen und sich mit Tinte ernährten, gab es einen Zweikampf mit jenen halbwegs dressierten Hunden, die sich selbständig machen wollten. Die Sache zieht sich bis heute hin.

Ich bin übrigens neulich auf offener Straße einem Medizinmann begegnet.

Wie sie dem Zentrum schmeicheln, mit ihm Bündnisse schließen. Diese Sozialisten und Demokraten sind echt deutsche Rasse. Angst haben sie, den Mut hat professionell das Militär; um den Geist bekümmern sie sich nicht, der ist Sache ihrer Dichter – gewesen. „Das Zentrum ist dumm, aber es ist," und so läßt man es und näßt ihm wie ein junger Hund nur etwas vor die Füße. Vor allem pensioniere man die Nachlaßverwalter der alten Diktatur. Sie machen wie die schlechten Doktoren ein endloses Geschäft aus dem Sterben. Ich bin gespannt, was aus der ganzen Gläubigkeit wird, wenn

man die Behörden und Theologiebeamten abschafft. Es würden für alles Geschäftsleute auftreten und die etwa vorhandenen Bedürfnisse an ihren Wagen spannen; der freie Wettbewerb würde losgehen. Es gibt dann noch religiöse Theater, Verkaufshallen. Man wird irgendwo die beste Seife und die am sichersten garantierte Unsterblichkeit annonziert finden. Die ganze Angelegenheit wird ein gesünderes Aussehen bekommen.

Man sage doch offen: nicht Trennung von Staat und Kirche, sondern Trennung des Staates von dieser Kirche. Religion ist natürlich nicht Privatsache, das ist ja ein schauderhafter Schnitzer, aber der Kirche geht es so schlecht, daß man sich als Privatmann vor ihr zurückzieht. Sie ist wie eine Kriegsgesellschaft, hat noch alle großen Gebäude inne, massenhaft schwer bezahltes Personal, Fauteuils, magische Beleuchtung, und der Krieg ist schon lange aus.

Zehnmal lieber bin ich Aktivist und floriere in Gedankenarmut, als daß ich Neumystiker werde. Als daß ich aus diesem Trog noch einmal fresse. Kinder, die arme Frau, laßt ihr doch, sie will ihre Ruhe haben. Wenn man so viel Malheur angerichtet hat in der Weltgeschichte, kann man mit sich zufrieden sein und auf Pensionierung bestehen. Neben Malheur auch Bonheur, gut, sie hat ausgedient, wir können ihr das bißchen Gerechtigkeit auch schenken. Sie wird davon auch nicht lebendig.

Steif wie ein Bock verharre ich darauf: ihr ganzer Nachlaß mit dem einen Gott, mit den drei Göttern, mit der Unsterblichkeit, der Erlösung, der Sünde ist meistbietend an Bibliotheken zu versteigern. Es ist besser, zehnmal besser exzessiv für Biologie und Naturwissenschaft zu leben und wie Häckel zu verblöden. Restlos müssen diese traurigen Zwangsvorstellungen zur Atrophie gelangen. Auf einem reicheren breiteren Boden müssen neue Ideen wachsen.

Keine Rückfälle, keine Sentimentalität. Nicht zu früh nach Früchten greifen.

Drei Geistigkeiten hat es heutzutage. Es ist nicht zu verstehen. Die Wissenschaft, die Kunst, die Geistlichkeit. Die Geistlichkeit mit ihrem einwandsfrei geoffenbarten Wissen ist mir ein besonderes Problem. Sie hat in keinem Fall, wenn wir unter uns ehrlich sind, eine Selbständigkeit neben den anderen. Um Seelenarzt zu sein braucht man wenigstens heutzutage nicht zu den „Müttern" herabzugehen; mit etwas Wohlwollen, Güte und Menschenkenntnis, dazu bisweilen mit Freudscher Methode kommt man ausreichend ans Ziel.

Hunderttausend Geistliche in der Welt! Ich frage mich, worauf sie eigentlich warten. Sie wissen das, was man ihnen sagt, doch alleine.

Meine Herren. Nochmals meine Herren. Da ich es gut mit ihnen meine und jetzt etwas Ernstes kommt, sage ich zum drittenmal: Meine Herren. Lassen Sie sich auch bevormunden? So wie ich, als ich noch ein junger Hund war. Ach, ich weiß, Sie sind vielfach gutbürgerliche Leute, die um die Existenz ringen. Aber Sie wollen doch mehr sein als Beamte. Jeder Künstler und Wissenschaftler möchte mehr sein, Titel verfangen bei Ihnen nicht. Wie viele sich von Ihnen, meine Herren, mit den Weihen, dem Amt und der Vollmacht begnügen, ist mir nicht klar. Es wäre mir etwas zu schäbig, ich kann nicht dafür. Wenn Sie sagen, Sie produzieren die irdische Zufriedenheit, so bemerken Sie vielleicht selbst, daß Ihnen die Konsumgenossenschaft der Gläubigen davonläuft. Demnach bemerken Sie in Ihrem Verstande, der an Thomas und Augustinus gewitzigt ist, daß Sie die Sache falsch anfassen. Ein Koofmich könnte jedenfalls den Pfarrer lehren.

Ich möchte Ihnen einen zeitgemäßen aber sehr praktischen Vorschlag machen: wählen Sie Räte.

Ich wiederhole: wählen Sie Räte.

Um dieses Vorschlags willen habe ich Sie vorhin so eindringlich angeredet und Herren genannt. Besprechen Sie unter sich die Eigentümlichkeit Ihres Standes und Ihrer Lage, die eine Notlage ist; Sie, das heißt diejenigen, die wirklich seelsorgerische Praxis üben, mit dem Volk umgehen. Ich sage Volk; es wird langsam wieder eine Gemeinde und bald ist es nur eine Herde und Sie sind nur noch Inspektoren Ihrer Baulichkeiten. Emanzipieren Sie sich von der Obrigkeit, wie es andere getan haben. Wie wäre es mit ein bißchen Klassenkampf. Ich bin sehr dafür. Gehen Sie nicht auf die Bibel zurück, sondern noch hinter die Bibel, wo die Religiosität sich ohne große Mythologie regt, wo eine Gemeinde ist, für deren Bedürfnisse man sorgen soll. Und wo von einer Obrigkeit nichts zu finden ist. Ganz kraftlos, man sah es ja im Kriege, ist jene Bürokratie, die Sie zu ihren Organen zu machen sich anmaßt. Die Sie nicht über sich gesetzt haben und die so richtig auf Sie und andere spekulierte, indem sie sich die tollsten angebeteten Insignien und Titel der Machtvollkommenheit und Selbstherrlichkeit gab.

Treten Sie zusammen, besprechen Sie unter sich, daß Sie in nicht gar zu ferner Zeit mehr oder weniger tief im Wurstkessel sitzen wollen. Ferner, daß Sie sich neue Statuten geben wollen. Ihre Schlauheit in diesem Falle liegt darin, daß Sie nicht wie Fanatiker verfahren, die erst die ganze Wirtschaft verelenden wollen und dann sozialisieren, sondern Sie greifen in diesem schon vorgerückten Augenblick ein, verhindern weitere Sabotage durch die Behörden und bemächtigen sich des ganzen Apparates.

Ziehen Sie rasch Vertreter der Konsumgenossenschaften zu, also der

Gemeinden, das heißt aller derer, denen Ethisches am Herzen liegt, nicht bloß Vertreter Ihrer eigenen Religion. Und da kommt das Wichtigste. Machen Sie es wie die Arbeiterräte mit den Parteien: nämlich gehen Sie sachlich vor und kümmern Sie sich nicht um die Schemata. Amerika den Amerikanern und die Dogmen der Dogmengeschichte. Es muß allgemein festgestellt werden, welche Bedürfnisse sind zu befriedigen, welche Mittel sind zurzeit vorhanden und welche sind angebracht. Kein zu langes Theoretisieren. Rasch an die praktischen Dinge. Was soll aus den Baulichkeiten werden. Wie sollen wir Geburten, Tod, Hochzeit feiern, andere Punkte im Leben, nicht allgemein, sondern in dieser Gegend, in dieser Landschaft. Es braucht kein umfassendes Reglement ausgearbeitet zu werden. Überall die großen Grundsätze und freie Hand.

Sie sind verkümmert. Mühen Sie sich bedenkenlos und fruchtbar um das menschliche Wohl, wie Sie es sich dachten, ehe Sie magistratlich verkleidet wurden und Angestellte des Zentralbüros für theologische Absatzartikel. Sie beantworten den Austritt der Massen aus der Kirche mit dem Austritt der Geistlichen aus der Kirche. Wo du gehst, da will auch ich gehen. Die Hirten haben ein Verlangen nach der Herde.

Helfen Sie Hunderttausenden, indem Sie sich besinnen und Mut finden. Mut! Ehren Sie Ihre hohen Vorgesetzten, indem Sie ihnen Akademien gründen und sie mit den weltfremdesten Titeln belegen.

Säkularisieren Sie sich für die Allgemeinheit.

Die Protestanten haben auf ihrem Septemberkirchentag in Dresden beschlossen, den parochialen Zwang zu lockern und die Minderheiten zu schützen, die zur offiziellen Verkündigung keine innere Beziehung gewinnen können. Sieh da! Sie bekommen es mit der Angst. Sogar die Orthodoxen haben zugestimmt, „ausdrücklich und freudig": der Ausdruck wird groß, die Freude klein gewesen sein. Ja, es sollen sich „Minderheiten", die ihrer Pfarrer und Gemeinde wegen nicht froh werden können, in der Kirche versammeln dürfen. Die Hirten laufen der Herde nach. Sie beugen sich schon verschämt den Tatsachen. Gewaltig regiert über die Menschen die Elektrizität, Dampf, Industrie. Sie werden es mit Konzessionen nicht schaffen. Verdächtig leicht gelangen schon diese Beschlüsse: es kracht im Gebäude. Die Katholiken werden nachkommen, die stolzen, im Augenblick besonders rasch, wo die wild zwingenden autoritär versklavenden und selbst versklavten Behörden zermürbt werden. Aus allen Konfessionen, die Ihr in derselben geistigen Atmosphäre lebt: nehmt Fühlung untereinander, offenbart Euch.

Und der Professor Titius, die Göttinger Kirchenleuchte: du mein Freund und Gönner, was hast denn du gesagt. Die Besinnung auf die

Nation, und der Sozialismus muß christlich sein oder er wird nicht sein. Du teueres geschwollenes Maul, brüderliches Herz. In der vertraulichen Unterhaltung wirst du mir das „Du" nicht verwehren. Der Sänger soll mit dem König gehen, der Pfaff tut es schon längst; der Sozialismus ist eingeladen. Er soll offenbar Euch, Euch anfeuern in allen Schützengräben; er soll die Kanonen erst ordentlich zum Krachen, die Bomben zum Platzen, das Gelbkreuz zum Giften bringen. In den Schützengräben haben Menschen gesessen; von denen habt Ihr täglich ein gutes Maß festlich feierlich beerdigt, mit Gesang, das patriotische Herz bullerte vor Sättigung; aus dem Mund flossen Euch die Salbadereien und an der Brust hing Euch das E. K. Die belgischen Priester brüllten und wüteten, die deutschen, die französischen; „Kriegsanleihe" schrien sie von allen Kanzeln, der Himmel war ein Börsenlokal geworden. War das ein Gaudi.

Christlich: das Wort ist hinreichend diskreditiert in der Weltgeschichte. Eure Ohnmacht und Nichtswürdigkeit liegt zutage.

Was geht Ihr noch hausieren mit „christlich"?

Versteinert die Schule wie die Kirche.

Die Schulen der Reformer sind mir gänzlich unbekannt. Die Schule des Staates kenne ich sehr genau. Sie ist die Kaserne der Jugend. Wenn ich an die Schule denke, erinnere ich mich der schrecklichen nationalistischen Orgien, einer ultravioletten Hilflosigkeit in Dingen der Menschenkenntnis und Pädagogik. Wie die Kirche aus der Vorzeit die unerbittliche Mythologie mit sich schleppt, so die Schule die sakrale Allgewalt des Lehrplans. In keiner Weise wurde Bildung betrieben. Das Wissen bekamen wir nicht zu wissen, sondern es wurde uns geoffenbart und wir mußten es glauben und behalten. Wir lernten Grammatik, physikalische Lehrsätze wie biblische und theologische Fakta. Wir erlitten beide. Unendlich weniges wurde mit dem Herzen getrieben. Wir lärmten und gingen mit Zensuren weg. So trieben wir es, bis wir achtzehn Jahr und älter wurden. Schmählich verfuhren noch in den höheren Klassen die sogenannten Lehrer mit uns, das heißt die Philologie-Feldwebel. Das Ganze war für sie ein Vorwand, um Gehalt zu beziehen und versorgungsberechtigt zu werden. Wenn ich an der Schule vorbeikomme, auf der ich mich an zehn Jahre bewegt habe, so fühle ich mich noch heute physisch angewidert und ich schäme mich, daß ich so schwach und verknechtet war und nicht davongegangen bin und die Fäulnis sich selbst überlassen habe.

Im Frankreich Ludwig des Vierzehnten wirkte der König vorbildlich, der Staat war er und jeder bemühte sich von seinem Glanz zu empfangen. Die ganze Nation suchte an ihm zu wachsen. In Deutschland gingen von oben heraus Gebote zur Unterwürfigkeit, zur Selbstverküm-

merung und zum Byzantinismus. Wer weiß, wieviele Defekte wir und die ganze Generation davongetragen haben. Man kann nicht schelten über den erbärmlichen Zustand, in dem wir uns befinden, der uns lähmt und unsere Freiheit nicht in vernünftiger Weise uns ausbilden läßt. Was nützt uns die schöne Verfassung. Aber wir brauchten noch einige Druckschriften.

In langer Zeit kann keine Besserung eintreten. Die Jugend, die heraufkommt, wird freier sein, die nächste mehr. So schwächt sich das Gift ab. Man muß hier so radikal wie möglich sein. Denn es ist vieles radikal falsch. Eisern muß gegen das Sakrament des Lehrplans vorgegangen werden. Es ist so weit gekommen, daß wir den dritten Teil unseres Lebens zubringen müssen, um das zu verlernen, was wir im ersten Drittel gelernt haben, und wenn wir zu Freiheit und Produktivität gelangen, dann sind wir im letzten Drittel. Übrigens ist in der schönen erbärmlichen Verfassung nicht einmal die Pfäfferei aus der Schule gejagt.

Mit Ehrfurcht denke ich an den Mann, den ich viel angegriffen habe, ich wie viele andere, und von dem ich jetzt und noch oft reden werde, weil er mir oft gegenwärtig ist, nämlich Goethe. Ich habe ihn so wenig gekannt, wie die Millionen anderer, die ihn verehren. Ich habe ihn dann geschmäht, weil ich ehrlich bin und er zu dem Lehrplan und Lernstoff gehörte. Und nun schwimme ich langsam in seinem Wasser. Dieser Mann steht in vielen großen Städten auf marmornen Sockeln, man hat ihn so hoch setzen müssen, um zu zeigen, wie weit man sich von ihm entfernte. Es ist nötig, ihn herunterzuholen. Eingehen in ihn kann man nur durch seine Farbenlehre, die Pflanzenmetamorphose, Gespräche, Briefe. Er hat alles an sich vorübergehen lassen und hat nur getrachtet, zu wachsen. Er kannte nicht Verdienen und Streben, er hat nichts, nichts gelernt. Sein Verhältnis zu Kant war himmlisch. Und wie er sich fast weiblich träge von Schiller und vielen anderen befruchten ließ und alles doch nur aus ihm wuchs. Verstünden doch unsere Lehrer eine Spur von dem, was Goethe ihnen demonstriert. Nirgendwo läßt sich so sehen wie an ihm, was Lernen heißt. Sich entfalten, sich vergrößern. In die Welt wachsen. Mit der Umwelt leben. Gewaltig regiert aber über die Menschen —

Die Schule kann nicht. Der Klerus will nicht. Sie sind beide, besonders der Klerus, politisch verschanzt. Aber wir stehen ihnen schon im Rücken. Die Zeit und alle Talente sind bei uns. Bei euch die tödliche Talentlosigkeit, einschließlich die Handel Mazzetti.

Die Idole wandern. Das himmlische Ensemble sehe ich schon verdunsten. Nun sei bedankt du lieber Schwan. Übrigens ist Wagner nicht Katholik mit dem Parsifal geworden. Er hat erkannt, daß die Religion zu guter Letzt sich vorzüglich zu Dekorationszwecken eignet.

***

Anmerkungen

Eine neue Whitmanübersetzung

„Sieh durch die Zeit ergossen für mich eine unübersehbare Zuhörerschaft. Mit festem, gleichmäßigem Schritt schwenken sie vorbei, sie halten nie an, Kolonnen von Männern, Americanos, hundert Millionen –"

Der Verkünder der Kameradschaft aller Wesen, des „weiten, ursprünglichen Mitgefühls", der Gesundheit und unersättlichen Freude, er, Whitman, der große und gute Geist der Neuen Welt, er, dessen Name ein Sigel all ihrer stolzen Verheißung ist, — er ist dabei, diese unübersehbare Zuhörerschaft zu finden. Millionen drängen sich dem Führer und Repräsentanten einer nimmer künftig bleibenden Gegenwart, eines ewigen Amerika, zu. Grund genug, daß ihn sich jede neue Generation in ihrer besonderen Mundart und mit ihrer besonderen Herzenskraft erobert. Hans Reisiger („Grashalme", neue Auswahl, S. Fischer, Verlag, Berlin) verdient für seine Übertragung auch den Dank derer, die es nicht lieben, ein Werk, und wäre es eine Gedichtsammlung, unvollständig zu erhalten, weil er zwar das Buch, aber nicht seinen Dichter verkürzt hat. Im einzelnen scheint mir Reisigers Verdeutschung eindringlicher und in Rhythmus und Haltung dennoch freier und beweglicher als die meisten bisherigen Übersetzungen; sein Dolmetschwort bohrt nach dem Hintersinn des Sinns, es gab mir manche Klarheit über die assoziativen und gewollten Beziehungen im Werke des Dichters.

Nachdem man gerade in jüngster Zeit ganze Chöre technisch und geistig von Whitman abhängiger Poeten gehört hat, erschrickt man bei der Wiederbegegnung mit dem Urbilde vor seiner Wahrheit. Man begreift, das bloße Erscheinen und Dasein dieser Sonne mußte Geschlechter von stillen Sängern der privaten Natur und empfindsamen Hingebung in Epigonen verwandeln. Vor Whitmans Einfachheit wurde der Schlichte simpel, vor seinem weltüberbrausenden Gefühl der Liebevolle kalt und trocken. Partiell war er nicht zu fassen: mit seinem sogenannten Naturalismus sammelten die Naturalisten Scherben eines zerschlagenen Weltspiegels ein, die Nachahmung seiner meerhaften Form verführte die Binnenlandseelen zu bequemer Ausschweifung, zu manirierter Hymnik, der Erzklang seiner Prophetie wurde bei vielen jüngsten engherzigen Aposteln der Menschenliebe und Verbrüderung zu Schellengeklapper. Dennoch gehört der riesige Umfang auch der literarischen Wirkung, der befruchtenden sowohl wie der verheerenden, zu dem Begriffe Whitman. Die Entdeckung eines so waghalsig unkonventionellen Gedichttyps wie des Whitmanschen konnte nur den Stumpfsinnigen unerschüttert lassen. Nie vorher war eine Form so wenig und so sehr das Eigentum einer Persönlichkeit gewesen.

Den Umriß dieser Persönlichkeit gibt Reisigers Auswahl besonders ergreifend, weil sie Whitmans süße Zutraulichkeit zum Tode betont. „Mein Körper hat die Materie abgetan, mein Sehen hat meine leiblichen Augen abgetan." In der Erkenntnis, daß das Leben nicht alles offen-

baren kann, wartet er auf die Offenbarung des Todes. „Ins Weite und Breite drängt alles; nichts zerfällt, und Sterben ist anders, als je einer gedacht, und glücklicher." „Denn lebend sind die Toten. Vielleicht die einzig Lebenden, einzig Wirklichen, und ich die Erscheinung, ich das Gespenst." So kühn, so gefahrvoll, so „vom Anker gerissen" ist Whitmans Gesang, auch wo es sich um sein Ideal in der nächsten, sichtbarsten Prägung handelt, um die Demokratie. Da er auf seinem Wege nichts scheut, erlebt und prüft er sogar die Grausamkeit. „Wie seltsam! wie wirklich!" ist ihm alles. Des Seltsamen und Wirklichen bot ihm noch der Krieg so viel, daß er, der die Schändung der Lebenden verurteilt wie die der Toten, die Schlachten um die Freiheit manchmal in einen romantischen Himmel versetzt. Aber das starke Licht seiner Erde löscht diesen Himmel aus und überstrahlt seine Verklärung hundertfach (wie bei unserem Hölderlin das Licht seiner Weisheit auf Atavistisches einen Schicksalsschein wirft), und mit seinem gütigen irdischen Licht mag er uns aus den Trümmern des letzten Krieges leuchten und zu tieferen Begriffen von Freiheit und Menschenwürde leiten.

Oskar Loerke

Kimargouel

Kimargouel, der berühmte, ja komponierte Verfasser des „Erysichthon" und der steilen „Agaoue", war in seinen frühroten Tagen ein strebsamer Mensch. Eigentlich dem 23. Bezirke Wiens urentstammend, kaufte dieser Hellene als Obergymnasiast energisch ein Lotterielos. Während — Ritualmord und Pogrom — seine arisch-mosaischen Mitschüler erbarmungslos, reihenweise von Hannibal und dem schwitzenden Prosaiker Vergilius Tacitus hingeschlachtet wurden, bat er egoistisch, für einen Augenblick austreten zu dürfen, und begab sich auf die Weltreise. Mitnichten aus seiner nachmaligen, posthumen Produktion — weder aus dem explosionistischen Gedichtband „Graue Spucke", noch aus den apathischen Skizzen „Vieldüstere Barke" — ließe sich diese Tatsache entnehmen.

Über die Pyramiden stolpernd oder hintanzend, des Aufenthalts im paßverpesteten Mangohain satt, kehrte er heim in eine jähweiße Villa am tollgrünen Meer „Breitensee", das, den Herrn zu grüßen, schäumend über die Ufer trat. Einziges Denkmal seiner Fahrten und Fahrscheinhefte ist das einer bibliophilen Elite geweihte, bekanntlich in japanische Götterhaut gebundene „Tagebuch eines Faulenzers". Wer je in diesen Annalen, in den schlohweißen, von solchem Unflat wie Druckerschwärze nirgends angekränkelten, leeren Großfolioseiten gelesen hat, weiß, daß dieser illuster schmale, ephebenschlanke Prachtband so was Profanes wie Aufzeichnungen selbstverständlich nicht enthält, da dergleichen, und ganz besonders ein Tagebuch, ja auch eines echten Faulenzers durchaus unwürdig wäre. Irgendwo in einer geheimnisschweren Ecke allerdings, sozusagen als Randleiste unter barocken Riesenlettern: den so wechselnden Titeln seiner Büchlein, ist in winzigen Buchstaben die schmerzsaure Weisheit dokumentarisch niedergelegt: „Meine Weltreise? Ich irrte im Irrfeld. Ich fiel von A nach B!" Aber das ist doch wohl mehr biographisches Kuriosum und keineswegs jene „-ische Reise", die das deutsche Publikum seit Seume und Goethe mit Recht von seinen rüstigen Lebensverklärern fodern darf. Ich bitte Sie: ein Klassiker hat doch Verpflichtungen!

Doktor Oranke natürlich, sein mitleiderregender Verleger, durch eine chimborassohohe Monatsrente an Kimargouels schriftstellerisches Schicksal befestigt, entatmend vor Schreck und Scheck über die sterile Produktivität, die von Kimargouel multimillionärisch-luxuriös projektierten I-punktsammlungen dieses Liebling-Autors

seiner früh verwitweten Gattin, verlor seine gütig philanthropische Gesinnung im Hasard an einen eifersüchtigen Aufkäufer. Festgelegt nun durch den unseligen Alleinbesitz von Menschenhaßaktien, wollte Doktor Oranke der nebenbuhlerischen Liebhaber-Ausgabe, dem ansonst für letale Phthisis sich entscheidenden Kimargouel kein zweites Leben vorschießen. Kimargouel verhustete ratenweise, aber in sparsamen Dosen seine sanft eiternden Lungenflügel. Im Endtraum bat ihn keuchend ein herkulischer Dienstmann aus der Wurlitzergasse, der geile Riese Atlas, für einen Augenblick austreten zu dürfen und setzte ihm das Firmament ins Genick. Unter diesem massiven Zylinder währte die Todesangst und Agonie, das Aussterben Kimargouels vom 29. Februar bis zum 1. April — wie jedermann aus dem ithyphallischen Wortnachlaß weiß, aus der soeben in mehreren Exemplaren erscheinenden Reimecholalie „Rast unter der Himmelslast".

Den letztgenannten Tag verbrachte Kimargouel in hellsichtiger Anschauung seines Skeletts, die Knochen zählend.

Sein Ultimo, sein sonderbarer Lebensabend, sein stilgemäßer Eingang ist wohl allen noch in schwermütiger Erinnerung. Wie der Gefeierte, plötzlich wie ein Expressionist, tatsächlich stockend, aber doch rhythmisch aus seiner trauerschwarzen Waldvilla kongenial hinanschritt, und antikisierend, ovidische Metamorphose, entschwand und überging in eine von unbedruckt-schlohweißen Plakatüberklebseln bedeckte Litfaßsäule, die allsogleich ein mißfarbig schwarzer Aussatz umzog; enträtselt wurden nur Annoncen feiner Bücher und die in einer merkwürdigen Antiquafraktur abgesetzten mystischen Urworte „Enschedé en Zoonen".

Albert Ehrenstein

Verantwortlich für die Redaktion: Prof. Dr. Oskar Bie, Berlin.
Verlag von S. Fischer, Berlin. Druck von W. Drugulin in Leipzig.

Dämmerung

von Alfred Döblin

Es ist die schlimme Zeit entre chien et loup, die Dämmerung. Man sagt, die Dinge konsolidieren sich langsam wieder. Welche Dinge? Erst gab es eine Revolution, dann eine rote Zeit. Welche Zeit haben wir?

Unbestreitbar fahren mehr beladene Wagen auf den Straßen als vor einigen Monaten. Seit langem hat es in Berlin nicht geknallt, auch andere Städte scheinen ruhig. Die Theater, Kinos, Kabaretts, Kaffees können ihr Publikum nicht fassen; neue werden eröffnet. An den Stellen, wo sonst prangte: „die Ostmark in höchster Gefahr," wird zum Foxtrott aufgefordert; der Preiskampf der weltberühmten Boxer steht bevor. Man hört aus den Verhandlungen der linken Parteien, es herrsche Revolutionsmüdigkeit, sie steigere sich zu völliger politischer Indifferenz. Streiks werden rarer, rarer; die Massen werden unbeweglich, das Erz erstarrt. Die Programme fangen an, nach rechts zu hinken, die Macht des rechten Flügels der Unabhängigen wächst. Bei den Kommunisten kommt es fast zu einer Spaltung über der Frage nach dem Eintritt in den parlamentarischen Kampf.

Dabei bemächtigt sich vieler eine sonderbare Betrübtheit. Auffällige Stimmen schreien herüber aus dem Lager der Rechten. Man besinnt sich: Wir haben zwar das Versailler Programm, aber haben wir sonst noch etwas sicher? Plötzlich kämpft man gegen das peinliche Gefühl: es wird nichts geleistet.

Die Dämmerung, durch die etwas blinkt wie eine Uniform und ein Helm.

Das Fazit des neunten Novembers: Republik, Demokratie, Zivilismus. Man stelle sich dieses Glück für einen Deutschen vor: Republik. Wie kommt es, daß man sich erst jetzt nach so langen Monaten dessen bewußt freut? Man hat die Republik als eine Selbstverständlichkeit angesehen. Man fürchtet leise um sie. Nicht mehr soll diese unerhörte Arroganz von gänzlich belanglosen Familien sein, die sich anbeten ließen und angebetet wurden. Die dadurch das ganze geistige und moralische Niveau des

Volkes herabdrückten. Aus vierzig — fünfzig Hauptstädten sprühten die Fontänen über das Land und verbreiteten den erbärmlichen Dunst der Unterwürfigkeit und des Servilismus. In Deutschland klagte niemand mehr darüber; man hatte gelernt, seine Fürsten zu ertragen wie das Wohnen im Keller. Man war kurzsichtig geworden, die Kinder wurden rhachitisch geboren. Die Spinnen in den Winkeln kannte man besser als das Gras vor der Tür. Und was eine Weide war oder ein Garten oder ein freier Wald: oh weh. Republik: aus der Gesellschaft des Professors Roosevelt stellte sich einer vor den Kaiser und fragte ihn. Er fragte den Kaiser, die Hände in den Hosentaschen. Denn dies ist der Monarch, man wisse, man setzt ihm keine Säule im Tempel, er ist auch nicht offizieller Gott nach seinem Tode. Aber nur einen Millimeter weniger. Ihn gering schätzen ist ein besonderes Verbrechen. Er steht außerhalb der Gesetze, oberhalb der Diskussionen. Die bürgerlichen Köpfe und Münder haben sich nur an seinen Stiefeln zu bewegen, oft unter seinen Sohlen.

Demokratie soll sein, hieß es. Freier Mann neben Mann. Eine Vorahnung des mystischen „Bruder Mensch". Das Kapitel ist schwierig; aber im Augenblick ist kein anderer Weg gangbar. Und Zivilismus: die Entthronung des Leutnants, Degradation des Monokels.

Welche beglückenden Neuerungen. Man möchte heulen, daß man sich darüber freuen muß. Man soll sich bewegen können im Lande als in einem Haus, das man sich nach Wunsch umbaut, schmückt und einrichtet.

Dämmerung. Wer hat uns all dieses gebracht? Diese Geschenke hat dem deutschen Volke die Entente und die Arbeiterschaft gebracht. Die Entente, indem sie, — schrecklich schmerzliche Zwiespältigkeit der Gefühle — die deutschen Armeen unerbittlich zermürbte und zurückwarf und zur Kapitulation zwang, die Autorität des zweifarbigen Tuchs im Lande zerstörte. Die Arbeiterschaft, indem sie mit Elan und Erbitterung unter ängstlichem Beiseitestehen der Bürgerschaft zu Boden stieß, was im Begriff war, zu fallen. Nicht wenig fehlte und die Arbeiterschaft wäre gehindert worden, ihrem Impuls zu folgen; man hatte in ihren Führerkreisen von Evolution gefaselt. Wasser und Vulkan schließen sich nicht aus, Evolution hat ihr Recht und Revolution hat ihr Recht, man kann es schon im „Faust" lesen.

Die rechten Parteien drängen auf Wahlen. Sie können frohlockend verkünden, sie hätten es nicht nötig, Putsche zu machen, sie seien gewiß, ihr liebliches Ziel auf verfassungsmäßigem Wege zu erreichen.

Langsam fangen die beiden Schutzmächte der deutschen Republik, dieselben, die sie geschaffen haben, die Entente und die Arbeiterschaft an,

weich zu werden und auszurutschen. Eines Tages werden wir wieder auf eigene Füße gestellt werden, die Furcht vor der Entente wird verschwinden, es wird die Frage auftauchen, ob wir weiter das Gnadenbrot der Republik essen sollen. Wir werden uns umschauen müssen nach der Hand, aus der wir es essen sollen.

Denn schon enthüllt sich Deutschland langsam. Wohin man geht, die höhnische Skepsis. Die bitteren Bemerkungen: verbessert haben wir uns bis jetzt jedenfalls nicht, changieren in offene Lobpreisungen des niedergestürzten Regimes. Eine große Stumpfheit bemächtigt sich der Massen; sie fallen beruhigt zurück, satt und gelangweilt in Schwere und Lethargie. Umsonst ist die deutsche Bürgerschaft lecker gemacht worden nach Freiheit, gejagt worden aus dem Keller in den Wald. Die Pasteten stehen auf dem Tisch, sie greifen nicht danach, schlucken ihren ererbten patentierten Schiffszwieback. Wie sie über den alten Reichstag lachten, — statt ihn stark zu machen — und die Dynasten mit ihren Heeren anbeteten, beten diese Fetischisten Parteischemata an, nennen es Demokratie; spottet ihrer selbst und weiß nicht wie.

Wenn sich Deutschlands bis jetzt noch nicht die alten Monarchen bemächtigt haben, so liegt dies nur an der Entente. Es ist nicht wahr, was ein öffentlicher Mann neulich sagte, daß eine monarchische Erhebung das ganze Volk wider sich haben würde und die Truppen wie Glas zerspringen würden. Das Gegenteil ist richtig. Sie würden, die Mehrheit des Bürgertums, dieselben Massen, deren Münder Demokratie gerufen haben, den Dynasten wieder zufallen. Sie würden die Hände an die Hosennaht legen, Blumen werfen und die Hüte schwenken. Bis in die Reihen der Sozialisten hinein würde der Anhang der Monarchisten reichen. So trostlos hohl und schwach sind sie geworden unter der jahrhundertelangen Erziehungskunst der Fürsten.

Was hatte man gedacht. So lange saßen die Herrscher planmäßig verstreut im Reich. Sie haben sich Bundesgenossen geschaffen in allen Schichten des Volkes, sie haben Reiches und Gutes geschaffen, dabei die spontanen Triebkräfte gelähmt und die Individualitäten verkrüppelt, wie es neben ihnen nur noch die Kirche tat. Sie werden nicht mit einem Schlage getötet wie ein Kaninchen, das man an den Hinterbeinen faßt und gegen die Wand schaukelt. Den Begriff der Nation haben sie den Deutschen eskamotiert und ihn an ihre Familie geknotet, so daß der Deutsche statt eines Vaterlandes den Boden um fünfzig Thrönchen betrat. Jetzt finde sich einer in dieser Welt zurecht. Wir zehren nur von dem Erbe, das sie hinterlassen haben.

Die Rufe der Monarchisten werden uns nicht schrecken. Der Schild der Gorgo tönt anders. Wir wissen genau, woran wir sind.

Die Revolution hat nicht Republik, Demokratie und Zivilismus gemacht. Sondern die Möglichkeit dazu.

Wir haben die Arme frei bekommen. Die Ebene ist frei. Der Kampf gegen die Hohenzollern und Wittelsbacher kann beginnen. So wenig und so viel ist erreicht.

Die Entscheidung wird bei der Bürgerschaft und uns selbst liegen. Der Schrecken ist den Sozialisten in die Glieder gefahren; sie suchen sich zu besinnen auf die besten Methoden des Fortschritts. Karl Kautsky hat sich die Frage nach dem Mißlingen mehrerer Revolutionen vorgelegt und diese Revolutionen scharf analysiert. Als Kernpunkt dieser Schrift, die in vieler Hinsicht ungerecht gegen die Revolutionäre ist, — Kautsky befindet sich in Defensive, es ist eine Kampfschrift —, erscheint der Satz: die Führer in jenen verfahrenen Revolutionen sind mit ihren Ideen, Plänen und Voreingenommenheiten über die Dinge hergezogen, statt ihren Kopf dazu zu benutzen, Ideen aus den Dingen herauszuziehen. Zum ersten Anschwall trieb die Massen vorwärts der Zwang, der logische, der zu einer Lösung drängenden schweren ökonomischen Lage. Der Zwang treibt nicht weit, der Konflikt kommt nicht zum Austrag, es verheddert sich alles, statt der Realitäten fangen an, Führer zu wirken. Die lebendigen ununterbrochen wirkenden Kräfte der Verhältnisse werden ignoriert, verkannt, fehlgeleitet. Es gibt ein wildes Branden. Der Strom, der an die Oberfläche gekommen war und sich ein Bett gerissen hatte, muß wieder in die Tiefe, er sickert, sickert.

Realität und — Literatur!

Ideen und Idole!

Wahnsinnige Methodik Robespierres: er schlägt die Köpfe ab, aber die Triebkräfte, den Mutterleib, aus dem diese Menschen kommen, greift er nicht an. Terrorismus und Unzulänglichkeit. Der geierhafte Stoß der Marxisten Rußlands, der Bolschewiki, der radikale herzergreifende Versuch, an einem großen Volke einen mächtigen sehr geistigen Plan zu vollziehen: Weisheit der Verbohrten. Sie haben im Anfang gesiegt mit ihrem Friedensprogramm, das so sachlich und natürlich gegeben war wie ein Kinderlied. Dann mußten sie sich halten durch Anpassung, siehe da die Realität, und werden sich weiter halten durch Anpassung. Sie werden schließlich lernen wie jeder, der sich durchsetzen will, daß die große Weisheit nur darin besteht, den Dingen die Zunge zu lösen und selber zu verstummen.

Der Fall ist instruktiv. Wir treten samt Republik, Demokratie und Zivilismus den Rückzug an? Lebendig sind die Kräfte, die wir die Reaktion nennen, lebendig die republikanischen. Das intensivste Leben in Deutschland aber führt die Vertrottelung. Das ist das Chaos, die

verwirrte und unentwickelte Energie. Man wird ausgehen müssen, hier die Realitäten zu entdecken und ihnen ihr Wort abzulocken. Im französischen Nationalkonvent von 1789 gab es eine Partei, die zahlenmäßig die Majorität hatte, aber sonst wenig mit sich anzufangen wußte: der sogenannte Sumpf; die Stimmen des Sumpfes fielen in der Hauptsache der radikalen Bergpartei zu. Im deutschen Reich herrscht der Sumpf vor; er stellt die Zufallsmassen zu allen Parteien. Aus diesem Chaos kommt alle Gefahr. Es hat schon Furchtbares angerichtet. Dieses Chaos liegt unter einem schweren Dampf und Nebel. Ein System von uralten verwesten und verklungenen Schlagworten, Ideen und Programmen schwimmt wie ein Wust von Spinnweben über dem Volk und übt seine gräßliche Wirkung. Denn sie halten dies über sich für den Himmel der Gedanken. Es ist umgekehrt wie bei dem Trank, mit dem man Helenen in jedem Weibe sieht; mit diesen Schlagwörtern sehen sie, Romantiker und Phantasten, in jedem zehnten und zwanzigsten ihren Feind. Es ist absurd wie in Auerbachs Keller: falsch Gebild und Wort verändern Sinn und Ort, seid hier und dort. Und schon halten sie sich an den Nasen, wetzen die Messer und heben sie, um sich die Weintrauben abzuschneiden.

Den sogenannten Parteien in Deutschland das Handwerk zu legen, ihre sogenannten Programme zu zerfetzen, gehört zu den verdienstvollsten Taten, die ein Patriot verrichten kann.

Ein Riß geht durch das ganze Volk: Arbeiterschaft und Bürgertum. Als sich die Arbeiter von den Bürgern trennten, mit denen sie vorher gemeinsam gegen Feudale gekämpft hatten, besannen sie sich auf ihre allernächsten in Mark und Pfennig auszudrückenden Interessen. Unter den peitschenden Klassenkampfdogmen fanden sie sich zusammen gegen eine neue Gewalt, die Reichen, die Besitzenden, die Unternehmer. Die Bürger nahmen diese ungeheuerliche Frontstellung an. Es ist abenteuerlich, charakteristisch, schmachvoll, wie sie handelten. Oder nicht handelten. Das Bürgertum ist ganz und gar nicht identisch mit jenen Fabrikherren, den Shylocks und ihren Nachläufern, die eine neue schreckliche Feudalität ausmachen. Liest man die grausigen Zahlen der Nationalökonomen, sieht man die elenden Wohnungen und das klägliche Dasein, so weiß man, daß an diesen Leuten gewütet wird von einer Macht, die ahnungslos oder beispiellos grausam ist, mit der sich die ungeheuere Mehrzahl aller, die sich Bürger nennen, nicht identifizieren wollen. Niemand wird hier Remedurbedürftigkeit abstreiten und glauben, mit Palliativmitteln durchgreifen zu können. Aber dahin hat es eine ungehinderte Demagogie vergewaltigend im Namen der Demokratie getrieben: Feindschaft und zwei Welten. Geistiger Terrorismus, Affekte, Idiosynkresie, nicht Führerschaft war es. Stumpfsinn und Unfähigkeit nahm es hin, zuletzt lockte Haß den Gegenhaß. Der Riß war da. So stinkt der Sumpf. Das um=

schriene Sozialisieren scheidet nicht Bürgerschaft von Arbeiterschaft. Mögen die, die Feinde sind, sich befehden. Aber die Störche leben vom Sumpf. Der Riß ist ein einziger Vorwurf gegen den Verein von Männern, der sich Regierung nannte und passiv und indolent ruhig das Volk um nichts, um Sonderinteressen willen aufeinander hetzen ließ. Man identifiziert sich nicht mit jämmerlichen Regierungen. Sie waren nicht bestechlich, aber schlimmer als das, bloße Lohnempfänger. Die sich mißbrauchen ließen, wie die trägen Massen gemißbraucht wurden.

Man sah mit Entsetzen die greuliche Rachsucht des russischen Mannes, der seinen Bürger unter das Vieh stieß, ihm mit dem schwersten und schmutzigsten Blut und sich sogar gelegentlich dazu verstand, seine Weiber und Mädchen für Freiwild zu erklären, wie es einst die Ritter den Bauern getan hatten. Mit Entsetzen sah man es. Und mit Begreifen.

Im alten Staat waren Beamte, Lehrer, Geistliche, die riesige Menschenmenge gezwungen das Lied dessen zu singen, wessen Brot sie essen. Das ist jetzt anders. Sie sind nicht mehr gezwungen, sie sind frei. Aber wie ein Katatoniker, der immer seine Nasenspitze zupft, in der Minute sechsmal von morgens bis abends, im Sommer und im Winter, so beten sie, für die die Klassiker und alle sonstige Geistigkeit geschrieben hat, die alten eingepaukten Schlagworte nach. Ihre Nase wird immer länger, aber sonst wächst nichts an ihnen. Sie haben Stunden für Bücher, Theater, Musik, keine Minute für sich. An dem trägen Fleisch wirken sich zermahlend die Idole aus. Sie erliegen Klängen und Gebärden. Nur zu den Affekten in diesen eingekerkerten Seelen hat man Zutritt. Da schreien sie auf, werfen die Arme hoch, folgen irgendwelchen bunten Fahnen.

Grell wurde die skurrile Situation des deutschen Sumpfes beleuchtet bei einem Vorgang in einer öffentlichen Kommissionssitzung, wo ein ehemaliger Minister, der die Sammlung seiner Unklarheiten mit der Etikette deutschnational versieht, sich äußerte; und bald stand ein Sozialdemokrat auf und erklärte, die Hauptsätze jenes Ministers seien dem Programm seiner Partei entnommen. Es erinnert an die tragikomischen Vorgänge bei der Etablierung der bayrischen Räterepublik, wo einige Sozialisten rechter Seite sich feierlich zu den kommunistischen Grundsätzen bekannten; die Kommunisten aber rissen den Mund auf bis zu den Ohren und wollten sich das nicht gefallen lassen; es sei Betrug. Denn Allah ist Allah und Mohammed ist sein Prophet. Die Störche lassen sich ihr Futter nicht wegnehmen.

Die Fabel von den Schildbürgern spielt in Deutschland. Auch jetzt, wenn die Politiker zusammensitzen, weiß niemand, welches seine Beine sind, und viele sind so bewußtlos, daß kaum der niederfahrende Knüppel genau eine Unterscheidung herbeiführen könnte.

Von den deutschen Bürgern, die sich Intellektuelle nennen, soll keine Rede sein. Sie halten Lyrik für einen politischen Faktor. Ihre Unbrauchbarkeit und Ungefährlichkeit: ist das einzige, was sich sicher in Rechnung stellen läßt. Sie lassen ein hilfloses Gewinsel nach Gemeinschaft unter sich. Meinen ersichtlich den Urbrei, in dem ihre Gedanken gerinnen. Sie bellen gegen die Gewalt. Was hat man gegen Maschinengewehre? Man verallgemeinere nicht sinnlos. Der Gebrauch der Waffen kann gut und schlecht sein; nur der Mißbrauch ist sicher schlecht. Bedürfte es Gesetze, wenn es keine Malefizianten gäbe? Bestreitet man die Notwendigkeit von Gesetzen? Man zeige mir die Macht, die sich ohne einen Zwang erhalten kann.

So ist die Situation. Zur skeptischen Analyse der Parteiprogramme und ihrer wilden Romantik muß geschritten werden, um hinzudrängen zu einer Durchgestaltung, Bloßlegung und Organisation der Triebkräfte im Bürgertum. Die Kritik wird ergeben, daß die Menschen sich phantastischer bekämpfen als Don Quichotte und die Windmühlen. Daß der Streit auf der Höhe jener mittelalterlichen steht, bei denen festgestellt wurde, wer die schönste Geliebte hat und wessen Reliquienknochen wirksamer waren. Die Monarchisten haben neulich eine geheime Flugschrift verbreitet, deren erste Seite nebeneinander abbildete die glänzende Sippe vertriebener Dynasten und zwei proletarische Minister im Badekostüm. Das gehässige Bild wirkte nicht nur tief auf Monarchisten ein. Die beiden rühmen sich Tischler und Sattler zu sein; sie thronen über uns, dahin sind wir gekommen; über den entarteten Bürger triumphiert der Handarbeiter. Das bittere Symbol des Zusammenbruchs von Monarchie und Bürge tum.

Der Bürger wird in der Dämmerung erwachen müssen. Kritik, Befreiung vom Terrorismus der Idole. Der erste Schritt.

Ich sehe nicht, wie auf einem anderen Wege Republik, Demokratie, Zivilismus erkämpft werden können.

Rußland

von Dmitrij Merežkowskij

I

Rußland ist nicht. Ob es war, ob es sein wird – wissen wir nicht; das wissen wir aber, daß es jetzt nicht da ist.

Was ist Rußland? Das Vaterland? Dies ist nicht nur für die russische Intelligenz, sondern auch für das russische Volk ein unbegreifliches Wort – wenigstens will man's uns einreden: das russische Volk habe kein Vaterland.

Was ist Rußland also denn? Ein namenloses „Land", eine geographische Fläche, wirtschaftliche Kategorie, ethnographische Materie oder gar physische „Masse"? Freilich, der Begriff „Vaterland" ist kein physischer. Masse, Volk, Land, Klassen sind nur der Leib, Heimat aber die Seele. Ist die Seele kein „Dampf", so ist sie unsterblich. Der Seele kann es nicht verborgen bleiben, ob sie da ist, ob sie war und sein wird. Sie ist mehr als der Körper; dieser zerfällt, verwandelt sich – sie aber ist unwandelbar. Die Heimat ist mehr als das Volk; Völker, Stämme, Geschlechter kommen und gehen; das Vaterland bleibt. Das Vaterland ist das geistige Band der Geschlechter, die lebten, starben und die noch ungeboren sind. Es ist ein wunderbarer und wirklicher Sieg über Geburt und Tod, es ist die Wiederauferstehung Toter, die Unsterblichkeit der Lebenden.

Das Vaterland ist kein physischer, nicht einmal ein metaphysischer, sondern ein religiöser Begriff. Gott ist der Vater; vom Vater das Vaterland. Gibt es keinen Vater im Himmel, so auch kein Vaterland auf Erden. Das Vaterland ist die religiöse Vereinigung von Menschen zu einem universal-geschichtlichen Handeln. Solange wie der Wille zu diesem Handeln, ist auch das Vaterland da.

Wenn wir heute sagen: Rußland ist nicht, die Heimat ist nicht – so bedeutet das, daß wir sie auch nie hatten, nie den religiösen Tatwillen besaßen.

„Was ist uns Rußland, wir sind aus dem Kalugischen" – schmunzelt ein fahnenflüchtiges Soldätlein, das russische und schon nicht mehr russische, sondern internationale schlaue Bäuerlein. Und wir glauben's ihm. Mit Unrecht. Das schlaue Mužiklein schwindelt, lügt, um seinen Verrat zu verschleiern. Es ist ein roher und unwissender Mensch. Und doch wußten seine Vorfahren, die noch roher und unwissender waren, was Rußland ist, er aber hat's plötzlich vergessen. Noch im Jahre 1914 erinnerte er sich dessen, im Jahre 1917 aber vergaß er's. Selbst Wilde wissen eher, was Heimaterde ist.

Selbst der Säugling an der Brust der Mutter weiß, was Mutter ist. Rußland ist eine Mutter. Das schlaue Bäuerlein hat allerdings schon immer den Mutternamen durch einen unflätigen, wohl in der ganzen Welt unerhörten Schimpfausdruck geschändet. Einem Gestöhne gleich stand dieses Schimpfwort tausend Jahre lang über der russischen Erde. Man dachte, es wird dies spurlos vorübergehen. Weit gefehlt. Nachdem es den „Schandfrieden" angenommen hatte, nahm das schlaue Bauernmännchen auch das „sozialistische Vaterland", das heißt überhaupt keins an, denn für den russischen „Sozialisten" gibt es kein Vaterland, sondern nur die Internationale. — „Wir sind keine Russen, wir sind aus dem Kalugischen, international." Nunmehr beschimpfte das Volk Mutter-Rußland nicht nur in Worten, sondern auch in Taten.

Das Volk ist der Körper, das Vaterland — die Seele. In der Sünde, der Krankheit, dem Wahnsinn steht der Körper gegen die Seele, das Volk gegen die Heimat auf. Der Leib wird zum Feinde der Seele. Der Leib tötet die Seele, das Volk — das Vaterland.

Die Intelligenz, gleich Iwan Karamasow, sagte: „Alles ist erlaubt; töte den Vater." Und das Volk, gleich Smerdjakow, tat es, tötete. So wurde ein in der Weltgeschichte noch nicht dagewesenes Verbrechen verübt: das Volk wurde zum Mörder seiner Heimat, zum Vatermörder.

Das ist ein Wahnsinn. Das Vaterland ist ein religiöser Begriff. Und die Ermordung des Vaterlandes — ein religiöser Wahnsinn.

Hier entsteht die Frage nach dem religiösen Wesen des russischen Volkes. Nach Gogol, nach Dostojewskij ist dieses Volk ein Gottesträger. Das Volk nennt sich selber ein „christliches", das heißt christliches κατ᾽ ἐξοχήν.

Nun aber wendet Bjelinskij ein: „Blicken Sie tiefer — und Sie werden sehen, daß die Natur dieses Volkes eine tief-atheistische ist."

Nach dem zu urteilen, was wir heute erleben, hat weder Gogol noch Dostojewskij, sondern Bjelinskij recht.

„Weder Kreuz noch Gebet" — staunt W. W. Rosanow (in seiner neuesten Schrift: „Die Apokalypsis unserer Zeit"). „Wenn irgendwo, bei jemandes Tod Kreuz und Gebet fehlen, so ist es sicher bei den Russen. Das ganze Leben lang bekreuzigten sie sich und beteten sie: plötzlich kam der Tod — und sie warfen das Kreuz von sich. Der Übergang zum völligen Atheismus vollzog sich bei den Bauern, bei den Soldaten ebenso leicht, als wären sie ins Bad gegangen und hätten sich mit frischem Wasser begossen."

Ja, am erstaunlichsten ist diese schmerzlose Leichtigkeit, dieser augenblickliche Übergang. Das tausendjährige Christentum glitt vom russischen Volke ebenso leicht ab, wie das Wasser von der Gans, der Staub vom Kleide. Der Rechtsanwalt Spitzberg bewies, daß es keinen Gott gibt, daß „Gott

– ein Bourgeois" ist, und das ganze getaufte Volk enttaufte sich augenblicklich und pflichtete bei: „Jawohl, ein Bourgeois; Gott muß erschossen werden."

Und doch weiß Dostojewskij vom Volksatheismus etwas, was Bjelinskij unbekannt ist.

„Eines Tages sehe ich einen Mužik auf den Knien zu mir hereinkriechen" — erzählt ein greiser Mönch im „Tagebuch eines Schriftstellers". – „Und sein erstes Wort ist:

‚Rettungslos verloren bin ich und verdammt! Und was du auch sagen magst – verflucht bin ich doch! . . . Wir, einige Burschen, versammelten uns im Dorfe und fingen an zu streiten: wer es frevelhafter als die anderen anstellen wird? Ich in meinem Stolz machte mich vor allen anderen anheischig. Ein anderer führte mich beiseite und sagte mir unter vier Augen:

Bald kommt die Fastenzeit, fang auch du zu fasten an. Gehst zur Kommunion, nimm das Abendmahl ein, verschluck's aber nicht. Dann gehst beiseite, nimmt's mit der Hand raus und verwahrst's. Weiters sag ich dir.

So macht ich's. Grad von der Kirche weg führte er mich in einen Garten. Nahm eine Stange, steckte sie in die Erde und sagte: leg's herauf! Ich legte es auf die Stange herauf.

Nun, sagt er, bring ein Gewehr mit.

Ich brachte 's.

Lade 's.

Geladen.

Heb auf und schieß!

Ich hob die Hand und zielte. Nur ein Augenblick, und ich hätte geschossen, – aber plötzlich erstand vor mir ein wirkliches Kreuz und auf ihm der Gekreuzigte. Hier fiel ich mit dem Gewehr in der Hand in Ohnmacht.'"

Das russische Volk in seinem augenblicklichen Atheistenwahnsinn – sieht es nicht diesem Bauernburschen ähnlich? Wird aber auch dem Volke die „unglaubliche Vision" des Gekreuzigten erscheinen? Dostojewskij würde es nicht bezweifelt haben. Jedenfalls aber hat er die Möglichkeit dessen, was jetzt vor sich geht, vorausgeschaut.

Was ist es aber? Dieses:

„Es ist vor allem das Vergessen jeglichen Maßes in allem; das Bedürfnis, in erstarrende Gemütsbewegung bis an den Rand des Abgrundes heranzugehen, sich in diesen halb hinabzuhängen, in die Untiefe selbst hineinzusehen und – in einzelnen, aber sehr häufigen Fällen – sich in sie wie ein Besessener kopfüber hineinzustürzen. Es ist das Bedürfnis der Verneinung, das zuweilen in dem positivsten und ehrfürchtigsten Men-

schen entsteht, der Verneinung von allem, dem Allerheiligsten seines Herzen, dem ganzen Volksheiligtum, ganz und gar. Mancher herzensbeste Mensch kann auf irgendeine Weise plötzlich zum gräßlichen Unhold und Verbrecher werden – sobald er nur in diesen Sturm, in diesen für uns so verhängnisvollen und dem russischen Nationalcharakter in manchen fatalen Momenten seines Lebens so eigentümlichen Wirbel konvulsivischer und augenblicklicher Selbstverneinung und Selbstzerstörung gerät. Dafür aber, mit derselben Kraft, derselben Impulsivität und demselben Streben nach Selbsterhaltung und Reue, rettet sich denn auch der russische Mensch, ebenso wie das ganze Volk zumeist, wenn er bis an den letzten Grenzstrich gelangt, das heißt wenn man schon nicht mehr weiter gehen kann."

„Ich glaube" – schließt Dostojewskij – „das tiefste Geistesbedürfnis des russischen Volkes ist das Bedürfnis eines ständigen und unstillbaren Leidens. An diesem Leidensdurst krankt es anscheinend seit Jahrhunderten ... Es ist, als wenn das russische Volk sein Leiden genösse."

Dostojewskij deckt hier die letzten Untiefen des religiösen Volkselements auf. Das Christentum ist die Religion des Leidens, des bloßen Leidens, des Leidens als universaler Synthese. Ist dem aber auch wirklich so?

In der Welt und im Menschen wohnen zwei Pole, zwei Elemente: ein passives und ein aktives, ein opferndes und ein heldenhaftes, ein dionysisches und ein apollinisches, ein ewig-weibliches und ein ewig-männliches. Im vollkommenen Menschen — dem Gottmenschen — verbinden sich diese beiden Elemente. Indem der Sohn sich an den Vater wendet, ist Er passiv, opfernd, weiblich: „Nicht Mein, Dein Wille soll geschehen." Indem Er aber der Welt zugewandt ist, ist Er tätig, heroisch, männlich. „Ich besiegte die Welt."

Was im Gottmenschen, ist auch im Menschen. Vom Menschen wird das absolute, tierische Geschlecht überwunden. Der Mensch ist weder bloß Mensch oder Weib; er ist Mann und Weib zusammen. In seinen menschlichsten-göttlichsten Augenblicken, in Augenblicken der Opferliebe wird der Mann weiblich — und darin besteht die höchste Schönheit der Männlichkeit (Dionysos – Apollo in weiblicher Gestalt); in seinen menschlichsten-göttlichsten Augenblicken, in Augenblicken der heldenhaften Liebe wird das Weib männlich (Apollo – Artemis in Mannesgestalt). Und hierin liegt der Höhepunkt der Schönheit der Weiblichkeit.

Die Behauptung bloßen, absoluten Geschlechts ist der Fall des Menschen ins Tierische. Der Mann, der nichts als Mann ist, ist kein Mensch mehr, sondern ein Tier, ein Männchen. Und das Nichts-als-Weib – ein Weibchen. Der Mensch bleibt aber in seinem Fall beim Tierischen selbst nicht stehen, er fällt noch tiefer – bis zum Satanischen. Die satanische Verzerrung des männlichen Elements ist der „Sadismus"; des weiblichen – „Masochismus."

Die religiöse Krankheit des russischen Volkes ist seine übermäßige Weiblichkeit.

Die erste universal-historische Handlung des slawischen, später russischen Stammes war der Verzicht auf sein Mannestum. Ein Jünglings-Volk, ein Freier-Volk scheut sich nicht davor, auf die Bühne der Weltgeschichte in der Gestalt einer Braut zu treten. „Ich bin nicht das, was ihr denkt; kein Mann, sondern ein Weib; mir fehlen Ordnung, Macht, Wille, Männlichkeit. Ich gehöre mir selbst nicht. Ich gehöre niemandem. Aber ich bin schön und üppig. Kommt und herrscht über mich. Nehmt mich!" Das ist die Herbeirufung der Varjagen.

Varjagen in der Politik, Byzantiner in der Religion. Im Gegensatz zum westlichen katholischen Christentum — dem männlichen, tätigen und heldenhaften, ist das östliche, byzantinische, weibliche opfernd. Die Orthodoxie für das russische Volk — die Weiblichkeit für die Weiblichkeit.

Mit dem byzantinischen Christentum wird auch die byzantinische Götzenverehrung: das Selbstherrschertum angenommen. Im Selbstherrschertum liegt ein Element römischer Macht, römischer Männlichkeit. Aber wie wird es im weiblichen russischen Element durchbrochen?

Nach Konstantin Aksakow besteht das Wesen der russischen Geschichte in der „Lossagung von der Macht", in der religiösen Anarchie, die in der politischen Monarchie verwirklicht wird. „Der Staat," sagt Aksakow, „hat bei uns nie das Volk angezogen; daher — trotz mancher abweichenden Fälle — wollte unser Volk sich nicht in Staatsmacht hüllen, sondern gab diese Macht dem von ihm erwählten und dazu bestimmten König hin, während es selbst an seinen inneren Lebenselementen festhalten wollte," — das heißt den Elementen der Opferwilligkeit, der Weiblichkeit.

Im Selbstherrschertum sondert das Volk gleichsam all sein Mannestum aus sich heraus und gibt es einer einzigen Person — dem Selbstherrscher — hin. Zum zweitenmal heißt es: „Ich bin nicht Mann, sondern Weib — nimm mich!" Es ist die zweite „Herbeirufung der Varjagen". Das Volk — ist das Weib; der Zar — der Mann. Zorniger Zar, zorniger Mann. Je zorniger, desto mehr geliebt. Wen ich liebe, den züchtige ich. Der Zar züchtigt Mutter Rußland, und je schmerzlicher, je süßer ist ihr zumute. Im Selbstherrschertum wird jenes „wurzelhafte Geistesbedürfnis des russischen Volkes — das Leidensbedürfnis" gestillt, von dem Dostojewskij spricht. Der größte unserer alten Zaren, der Vollender byzantinisch-russischen Selbstherrschertums — Iwan der Zornige — ist ein wollüstiger Marterer, ein Sadist. Hierin liegt in Wahrheit eine satanische Verzerrung des religiösen Leidenswillens: orthodoxe Opferwilligkeit und marterndes Selbstherrschertum — Masochismus und Sadismus.

Peter machte dem alten byzantinischen Rußland ein Ende und begann

ein neues. Was ist denn aber die Petrinische Umwandlung? Ist sie nicht etwa die dritte „Herbeirufung der Varjagen", eine erneute Erscheinung der russischen Weiblichkeit? Nein, an sich ist Peter die größte Auferstehung russischer Männlichkeit. Er dachte gar nicht daran – wie die Slawophilen behaupten – sich von dem Eigenen zugunsten des Fremden loszusagen, sondern wollte im Gegenteil sich das Fremde aneignen, die größte Verstauchung des Volkes einrenken, die orientalische Weiblichkeit durch okzidentale Männlichkeit überwinden . . .

Rußlands Krankheit ist schlechte Weiblichkeit, Deutschlands Krankheit aber schlechte Männlichkeit. Es sind das zwei gleiche Wahngebilde, zwei gleiche Geschlechtsverzerrungen – ein wollüstiges Opfer und ein wollüstiger Henker. Weltgeschichtlicher Masochismus und Sadismus. Russischer Anarcho-Kommunismus, Tolstois „Gottesreich", das vom Tier-Pugatschow verwirklicht wird, und deutscher Imperialismus – Nietzsches Reich des „Antichristen", das vom „christlichsten" Kaiser verwirklicht wird. Schwarzer Dionysos und schwarzer Apollo.

Das russische Volk ging in den Weltkrieg wie ein Mann in einen Wettstreit von Männern. Es nannte sich selbst ein „Volk der Mužiks", das heißt ein Mannesvolk par excellence. Und alle haben's ihm geglaubt. Nun aber entpuppte sich der Mužik als ein Weibsbild. Das Weib hat aber kurzen Verstand. In der Politik wurde es vom ersten besten Spion und in der Religion von Spitzberg verführt.

Das ganze Mannestum des russischen Volkes erwies sich als im Zaren konzentriert. Fiel der Zar – so fiel auch die Männlichkeit und blieb die bloße Weiblichkeit. Und wie ein Tier auf die Beute, so stürzte sich die besessene Männlichkeit auf die besessene Weiblichkeit – der deutsche Sadismus auf den russischen Masochismus. Eine noch nicht dagewesene Schande wurde entblößt. Nach dem Prophetenworte: „Also sprach der Herr Gott Zebaoth: Ich werde deine Schande entblößen, du Zionstochter." Und nun liegt sie entblößt, geschändet, beschimpft, blutend und fleht ihren Marterer an: „Nimm mich! Töte mich!" Das war eben der „Schandfriede".

Absolute Weiblichkeit – absolute Unbewußtheit. Statt des Bewußtseins – blinder Instinkt. Der blinde religiöse Instinkt des russischen Volkes ist von der Orthodoxie und dem Selbstherrschertum betrogen worden. Der Zar war von Gottes Gnaden da; solange der Zar da war, war auch Gott da; verschwand der Zar, so verschwand auch Gott. Darum eben „vollzog sich der Übergang zum völligen Atheismus ebenso leicht, als hätte man im Bade sich mit frischem Wasser begossen". Man enttaufte sich im Nu. Der Spion befahl – und man pfiff auf Rußland; Spitzberg befahl – und man pfiff auf Gott.

Ja, der Verstand des Weibes ist kurz. Großer religiöser Instinkt und kurzer Verstand. Schwacher Intellekt — schwache russische Intelligenz.

Das Volk verbeugte sich vor dem Zaren wie vor einem Gott; die Intelligenz verbeugte sich vor dem Volk ebenso wie vor einem Gott. Das unpersönliche Kollektivum vergöttlichte die Person des Zaren; die einsame Persönlichkeit der Intelligenz vergöttlichte das unpersönliche Kollektivum — das Volk; alle — den einen, der eine — alle. Gegenseitiger Götzendienst, gegenseitige Vergöttlichung. Zwei gleiche Arten von Blasphemie: Menschenvergöttlichung und Volksvergöttlichung. Nicht nur in seinem gegenwärtigen Atheismus, sondern auch in seiner früheren, orthodox-monarchistischen, Religiosität war das Volk derselbe „gottlose Heide" wie die atheistische Intelligenz. Hier scheidet sie keine Kluft voneinander. Die Tragödie der russischen Intelligenz besteht nicht in ihrer Entfremdung, sondern in ihrer Vereinigung mit dem Volke in der gemeinsamen Lüge. Iwan Karamasow sprach: „Der Mensch ist Gott" — und Smerdjakow macht sich zum Gott.

Als das Volk zum Gott wurde, so widerfuhr ihm, was von jedem Menschen und Menschenkollektivum, die sich an Gottes Stelle setzen, gesagt worden ist: „Das Menschenherz wird ihm genommen und das Herz eines Tieres gegeben werden."

Furchtbar ist der Zar-Tier; aber nicht weniger furchtbar das Volk-Tier.

Jetzt martert und schändet es sich selbst — aber nicht nur sich selbst, sondern auch die Menschheit und deren zwei größte Heiligtümer — den Frieden und die Gleichheit. Es sprach: „sozialistische Gleichheit" und proklamierte den Anarcho-Kommunismus russischer Sack-Hamsterer, die Marx-Pugatschowsche Losung: „plündere das Geplünderte!" Es sprach: „demokratischer Friede" und begann einen noch nie dagewesenen Krieg; den Menschenmord ersetzte es durch Brudermord, die tierische Schlächterei machte es zu einer satanischen.

Und der ganze Aufstand wurde zum Niedergang, die Revolution zur Gegenrevolution. Das Selbstherrschertum ist umgestürzt, aber nicht zerstört, nicht einmal angetastet. Das Selbstherrschertum des Zaren ist eine Pyramide mit einer Spitze nach oben: der Zar unterjocht das Volk, der Eine — Alle. Das Selbstherrschertum des Volkes ist dieselbe Pyramide, nur mit der Spitze nach unten: der Eine wird von Allen, die Persönlichkeit vom Volke unterjocht. Die Kraft des Druckes, die Last der Sklaverei ist aber in beiden Fällen die gleiche.

Ja jetzt vielleicht noch schlimmer als unter dem Zaren? Nein, nicht schlimmer. Nur ist das damals Verborgene jetzt enthüllt. Deshalb erscheint es jetzt schlimmer, schrecklicher, niederträchtiger, abstoßender. Also brauchte man nicht den Zaren zu stürzen? Doch. Unter dem Zaren

gingen wir langsam zugrunde und hätten sowieso keine Rettung gefunden. Heute **können** wir uns retten. Wir werden rasch untergehen oder rasch gerettet werden. Die Pyramide kann nicht lange auf ihrer Spitze stehen bleiben.

Zar Nikolaus hatte einen Rasputin; Zar-Volk hat ihrer mehrere, einer von ihnen aber ist der Häuptling. Unlängst verglich ich die Bilder dieser beiden (Rasputins), des zarischen und des volkstümlichen. Jener – ein Mužik, dieser – ein Intelligent; jener – ein Wüstling und Trunkenbold; dieser – ein Asket. So ungleich und doch eine Ähnlichkeit ist da. Im Augenausdruck, im Blick oder, genauer noch, in der Möglichkeit des Blicks – der gleiche russische Rausch, russischer Dämon, schwarzer Weibs-Dionysos, der gleiche, gleichviel ob monarchistischer oder anarchistischer Wahnsinn des Selbstgeißlertums.

In den letzten Tagen des Zaren Nikolaus brauchte man nur in Rasputins Gesicht genauer zu sehen, um zu begreifen: es ist ein Delirium, ein Spuk; es kann nicht lange dauern.

Und ebenso braucht man jetzt nur des zweiten Rasputins Gesicht genau anzusehen, um zu begreifen: es kann nicht lange dauern: der zweite Rasputin wird fallen und die zweite Revolution anfangen, – nein, nicht die zweite, sondern die erste – immer noch dieselbe einzige, unvollendete, nur aufgehaltene, von der ungeschmolzenen Eisscholle des umgestürzten Selbstherrschertums – von der Oktober-Gegenrevolution verschüttete.

2

Was revolutionäre Demokratie ist, das wissen alle gut. Aber was **revolutionäre Aristokratie** ist – das weiß fast keiner oder will keiner wissen. Nicht nur in unserem Krähwinkel von „sozialistischem Vaterland", sondern auch in den echten Demokratien Europas klingt das Wort „Aristokratie" immer noch unbegreiflich, fremd, feudal-leibeigenenherrlich oder bürgerlich-kapitalistisch. Demokratie bedeutet nicht Macht des Mobs – das verstehen alle; aber niemand will begreifen, daß Aristokratie nicht die Herrschaft von Herren, Kapitalisten, Bourgeois und Gutsbesitzern bedeutet.

Echte Demokratie verwirklicht die Volksherrschaft; echte Aristokratie – die Herrschaft der Besseren. Wenn alle gut sein werden, wird es keine Besseren, keine Aristokratie geben – wird eine absolute Demokratie oder, richtiger, Theokratie, das Reich Gottes auf Erden, sich stabilisieren. Solange es aber bessere und schlechtere Menschen gibt, hat die Herrschaft den Besseren zu gehören. Das heißt, daß Demokratie und Aristokratie keine absoluten, sondern relative Kategorien sind. Die Demokratie selber bringt ihre Relativität zum Ausdruck, indem sie die Herrschaft einer Minorität von Erwählten überträgt.

Die Frage nach dem Verhältnis von Demokratie und Aristokratie ist die ewige Frage nach dem Verhältnis von Gesellschaft und Persönlichkeit, von Sozialismus und Anarchismus oder, weiter, metaphysischer gefaßt, nach dem Verhältnis der quantitativen zur qualitativen Kategorie. Sind diese beiden Kategorien kommensurabel? Ob man die Qualität auf die Quantität, das heißt letzten Endes das Leben auf Mathematik, Mechanik zurückführen kann, das ist ein ungelöstes und, wie es scheint, unlösbares Erkenntnisproblem. Wie dem auch sei, gegenwärtig sind wir nicht imstande, Qualität durch Quantität, Persönlichkeit durch Gesellschaft, Aristokratie durch Demokratie zu ersetzen.

„Eine Million ist mehr als Hundert" — das ist Arithmetik. Das Leben ist aber keine Arithmetik. Zuweilen ist Hundert mehr als eine Million.

Ist die Mehrheit im Recht? — „Nein, nur die Minderheit hat recht," erwidert Ibsen, der Demokratiehasser. Beide Behauptungen sind relativ.

Gewiß hat die Mehrheit nicht immer recht. Hoffentlich gibt es auf der Welt mehr kluge und ehrliche Menschen als dumme und ehrlose; addiert man aber zu den Dummen und Ehrlosen noch die Unwissenden hinzu, so wird man die Mehrheit kaum auf seiten der Klugen und Ehrlichen finden.

Denken Sie sich einmal die Frage über die Güte der Eier nach Stimmenmehrheit gelöst: ein Dutzend frischer und eine Million fauler Eier geben ihre Stimme ab; das Ergebnis ist unzweifelhaft: die Eier haben faul zu sein.

Nie, bei keinem Triumph der Demokratie darf man vergessen, daß Jesus Christus mit Stimmenmehrheit gekreuzigt wurde.

Die Majorität, die revolutionäre Demokratie führt die Revolution weiter und zu Ende; begonnen wird sie immer von einer Minorität, von der revolutionären Aristokratie.

In den bürgerlichen Demokratien Europas muß man sich schon längst schämen, solche A-B-C-Wahrheiten noch eigens auszusprechen; in unserem „sozialistischen Vaterland" aber gehen wir immer noch am Vergessen der A-B-C-Wahrheiten zugrunde.

Die ewige Wahrheit über die revolutionäre Aristokratie scheint der russischen Intelligenz am unzugänglichsten zu sein.

Die wahre Aristokratie ist ein männliches und heldenhaftes Element. Das russische Volk ist maßlos weiblich und darum maßlos demokratisch. Für es existierten niemals Bessere, weil der eine besser war als alle; keine Helden, weil es nur einen Helden gab; keine Persönlichkeiten, weil nur eine Persönlichkeit da war — der Zar.

Denn auch die absolute Herrschaft bedeutete eine absolute Pseudodemokratie und wahre Ochlokratie, die Herrschaft des Plebs. Die Bergspitze —

das Selbstherrschertum und unter ihr eine endlose Ebene — die ebene „Gleichheit". Der russische Intelligent ist ebenso ein absoluter Demokrat, ein ewiger Anti-Held, wie das russische Volk. Für den Intelligenten existieren ebensowenig heldenhafte Einzelpersonen, denn sein einziger Held ist das unpersönliche Kollektivum — das „Zar-Volk". Als die böseste Kränkung erscheint der russischen Intelligenz die Ermahnung an ihre Berufung, nämlich nicht eine Pseudo-Demokratie, sondern eine wahre Aristokratie zu sein. Ihr Eigensein aufgeben, sich selbst entgehen, im Volke sich auflösen und verschwinden wie ein Tropfen im Meer — das ist der unstillbare Durst der russischen Intelligenz. Ihre angebliche „Tragödie" ist die Absonderung vom Volke. Das ist aber die Vorbedingung ihres Eigendaseins, denn die Intelligenz fängt erst zu existieren an, wenn sie sich vom Volke absondert. Die einzige Rettung für das russische ruhelos weibliche, demokratische Volk ist der Wille zur Männlichkeit, zur Tat, zum Heldentum, zur Aristokratie. Aber eben diesen Willen dem Volke einzuflößen vermochte die russische Intelligenz nicht, weil sie ihn selbst nicht besaß.

Die Seele einer echten Demokratie ist das, was Carlyle die „Verehrung der Helden" als Träger nationaler Heiligtümer nennt. Diese Seele erwies sich in der russischen Demokratie als abwesend. Nichtachtung der Helden, Ehrfurchtlosigkeit den Heiligtümern gegenüber ist die Quelle der Barbarei. Die triumphierende russische Demokratie öffnete vor dem „Zaren-Volke" die Tür auf — und hereintrat der Triumphierende Plebejer. Das Selbstherrschertum des Zaren vermochte nicht, die Intelligenz ganz zu ersticken. Das Volk vollendet das Werk des Zaren. Im Grunde will ja das Volk nicht der Intelligenz, sondern der Bourgeoisie „den Atem ausblasen", aber die Demagogen redeten ihm ein, daß es ein und dasselbe ist. Von allen demagogischen Lügen ist die Vermengung des Intelligenten mit dem Bourgeois die schamloseste. „Bourgeois" ist ein ebenso ungeniertes Pogromwort wie „Jüd". Wenn der Triumphierende Plebejer uns ins Gesicht den „Bourgeois" schleudert — könnten wir ihm ebenso erwidern wie die Juden den zarischen Pogromknechten: „Gewiß Juden; Juden sind ein heiliges Volk!" Ja, mag es dem intelligentischen russischen Ohr noch so sonderbar klingen: es gibt eine heilige Bourgeoisie, eine heilige Bürgerlichkeit.

Die ganze europäische Kultur — das „Land heiliger Wunder" — Kunst, Wissenschaft, Gesellschaftswesen — Renaissance, Reformation, Revolution, ja Sozialismus selbst — all das sind Schöpfungen der heiligen Bourgeoisie. Für Europa liegt dieses Heiligtum in der Vergangenheit, nicht aber für Rußland. In Rußland gab es niemals eine Bourgeoisie, weder eine heilige noch eine sündhafte. Der russische Kommunismus tötet das Ungeborene, wird es aber doch nicht töten: die russische Bourgeoisie wird dennoch zur Welt kommen. Und das einzige nicht totgeborene Kind

unserer „sozialistischen“ Revolution wird vielleicht eben dieser sogenannte kleine, heilige oder sündige, Bourgeois sein.

Der Anarchist Bleichmann schlug vor, alle Petersburger Bourgeois in ein Konzentrationslager zu versammeln und in die Luft zu sprengen. Die Genossen lachten. Worüber? Sieht doch die Verfassung der Sowjet-Republik die „völlige Unterdrückung der Bourgeoisie“ vor. Langsam drücken und würgen oder mit einemmal in die Luft sprengen – was ist barmherziger? Als Lohn für seine Barmherzigkeit werde ich Bleichmann ein wichtiges Geheimnis verraten: es ist unmöglich, den Bourgeois in die Luft zu sprengen, zu erdrosseln, ja auch nur einzufangen: denn er ist ein unfaßbarer, unsichtbarer, immaterieller und unsterblicher Geist ... Der Bourgeois ist ein Doppelgänger des Anarchisten. Kein Zufall ist die unzüchtige Vereinigung dieser beiden Gespenster – des russischen „Kommunismus“ mit der russischen „Bourgeoisie“. Das anarchistische: „Plündre das Geplünderte!“ ist eine Offenbarung, allerdings keine heilige, sondern sündhafte, unzweifelhaft aber kleinbürgerliche. Der Anarchismus ist ein vertierter und verteufelter Liberalismus, der Anarchist – ein wahnsinnig gewordener Bourgeois.

Der triumphierende Plebejer ist durch den üblen Geruch erkennbar. Künstlerisch feinfühlige Menschen haben schon längst an der russischen Demokratie den Geruch des kommenden Plebejers verspürt. Ist es ein Witz? Nein, die Ästhetik ist kein Witz, sondern das Eindringen ins Herz der Dinge. Die Unschönheit, die Anti-Ästhetik der russischen „sozialistischen“ Revolution ist ein böses Zeichen. Das Leben ist schön; alles Lebendige blüht und duftet; nur das Tote verwest und stinkt.

Wie duftend waren unser Februar und März, wie sonnig und schneeig, stürmisch-blau, unirdisch gleichsam und wie Berggipfel erhaben! In diesen ersten Tagen oder auch nur Stunden, Augenblicken, welche Schönheit herrschte auf den Gesichtern der Menschen.

Wo ist sie jetzt? Haben Sie in die Oktober-Massen hineingeblickt? Sie hatten kein Gesicht. Ja, nicht die Häßlichkeit, sondern die Abwesenheit der Gesichter ist das Furchtbarste an ihnen ... Und wie sie damals zu gehen anfingen, so gehen sie auch jetzt immer noch ohne Ende, nicht schreckhaft, nein, widerlich, grau-in-grau, antlitzlos, reptilienartig ...

Ja, kein Angesicht hat heutzutage das russische Volk; es existiert gleichsam selber nicht. Und wenn Rußland nur ein Volk ist, so gibt es jetzt kein Rußland.

Aber Rußland ist mehr denn ein Volk. Bewußten religiösen Willen zur Heimat, zur Männlichkeit hatten wir nie, sondern nur einen instinktiven, unbewußten Willen. Aber auch dieser zeigt, was das russische Volk werden kann, wenn es wollen wird, wenn es begreifen wird, daß man wollen muß.

Als die halbwilde Kriegsschar von Swjatoslaus sich in ihren Kähnen gegen Zargrad bewegte (auch „Imperialisten“), stellte sie schon Rußland

dar. Und ebenso war Rußland auf dem Kulikfeld, in der Ländersammlung, in der wirren Zeit, im Jahre zwölf, im Dezemberaufstand da. Und wenn auch nur kurze Tage, Stunden, Augenblicke im Februar-März, so haben unsere Augen auch damals doch mehr als das russische Volk, sie haben das ganze Rußland — das Vaterland geschaut . . .

Heute gibt es kein Rußland für das russische Volk und die russische Intelligenz, denn sie haben keinen bewußten religiösen Willen zum Vaterland. Um diesen Willen zu erlangen, müssen sie ihren Sinn ändern, zur Besinnung kommen, Buße tun nicht gegeneinander, sondern Rußland gegenüber und nicht wie früher eine Passion, sondern eine neue, tätige, heldenmütige Reue zeigen. „Stimme des Rufers in der Wüste: bereut, bekehrt euch — μετανοεῖτε."

„Wir werden keine Rettung finden, solange nicht unseren Herzen ein Schmerzens- und Reueschrei sich entringen wird, dessen Widerhall die ganze Welt erfüllen wird (Tschaadajew)." Ja, die ganze Welt, denn wir sind nicht nur vor Rußland, sondern vor der ganzen Menschheit schuldig.

Wir wollten der Menschheit über sein und gerieten außerhalb der Menschheit. Wollten die Weltgeschichte beenden, die Apokalypsis beginnen; aber vor dem Weltende trat unser eigenes ein . . .

Den Oktober müssen wir ganz ablehnen, aber ebenso ganz den Februar uns aneignen. Die russische Revolution kann gegenwärtig nur eine bürgerlich-demokratische sein, welche die Freiheit vor der Gleichheit behauptet. Man kann nicht erst die Gleichheit und dann die Freiheit erreichen. Die Freiheit ist der Gleichheit wegen da, nicht aber die Gleichheit um der Freiheit willen. Allzuteuer mußten wir diese Binsenwahrheit bezahlen, bis wir begriffen, daß in Rußland „unverzüglichen Sozialismus" einzuführen gleichbedeutend ist mit der Verheiratung eines fünfjährigen Mädchens. Das ist keine Ehe, das ist Unzucht. Jeglichen Sozialismus aber ablehnen, um dem russischen zu entgehen, heißt, ein Kastrat werden, um der Unsittlichkeit zu entgehen.

Besiegt kann der russische Pseudosozialismus nur durch die Stabilisierung des universalen wahrhaften Sozialismus werden. Die bürgerlich-demokratische Revolution kann in Rußland nur im Zeichen des kommenden Sozialismus vollzogen werden, die Freiheit kann nur im Zeichen der Gleichheit erreicht werden.

3

All das zu begreifen ist unschwer und es scheint, daß die russische Intelligenz schon anfängt, es zu begreifen. Aber sehr schwer, ich weiß nicht ob überhaupt möglich, ist es ihr zu begreifen, daß die Vorbedingung der nationalen Wiedergeburt Rußlands religiöser Natur ist.

Es ist schwer zu verstehen, daß unser russischer Mißstand, der soziale wie der politische, nur ein Teil des europäischen, des universalen religiösen Mißstandes ist; daß der augenblickliche atheistische Wahnsinn des russischen

Volkes — des Burschen, der auf die Hostie schießt — ein Abbild des dauernden atheistischen Wahnsinns ist, welcher sich der ganzen europäischen, christlichen Kultur bemächtigt hat, ja christlichen, denn, nach Tschaadajews Wort, ist „Europa, was es auch spricht und tut, immer noch mit dem Christentum identisch". Der Untergang des Christentums ist der Untergang Europas.

„Der tiefe Grund alles dessen, was jetzt vorgeht, besteht darin, daß in der europäischen Menschheit kolossale Leeren an Stelle des früheren Christentums entstanden sind; und in diese Leeren stürzt alles ein" („Apokalypsis unserer Zeit" von W. Rosanow, 1918). Weder durch politisches noch durch soziales Bewußtsein, sondern nur durch religiöses Bewußtsein lassen sich diese Leeren und die Grenzenlosigkeit alles dessen, was heute vor sich geht, beleuchten. Uns scheint das, was Rußland widerfährt, unerhört, — nein, nicht mit Rußland allein, sondern auch mit der ganzen Menschheit geht das Gleiche vor. Wir sind die ersten, aber nicht die letzten. In der Tat, sieht alles nicht wie das Weltende, wie die — keine russische falsche, sondern wirkliche — Apokalypsis aus? Man kann hoffen, daß es noch nicht das Ende ist, daß die Menschheit es überleben wird, aber man kann eben nur hoffen.

Das wahre Ende aber, wird es nicht so, wie dieses sein heutiges Abbild, von innen heraus, erst von innen, und dann von außen kommen? Und wiederholt sich nicht schon jetzt unter unseren Augen die gigantische Vision des Patmos? Gehen wir denn nicht aus Angst vor dem kommenden Welt-Elend zugrunde? Windet sich nicht unser innerer Himmel wie eine Rolle zusammen? Wird nicht unsere Sonne wie Blut und unser Wasser wie Wermut? Stürzt nicht unser großes Babel zusammen? Und tritt nicht das purpurne Tier aus der Untiefe, aus dem Abgrund unserer Herzen heraus?

Von Tschaadajew bis Wl. Ssolowjew und Dostojewskij ist die russische Intelligenz religiös, geheim, der Welt entsagend, von dem Vorgefühl des Endes ganz durchdrungen. Die arme reale, triumphierende, atheistische Intelligenz lacht nur über dieses Gefühl. Sie lache also auch jetzt!

Für das russische intelligentische Bewußtsein, ebenso wie für das allgemein europäische, ist die metaphysische Grundlage des Sozialismus — der Materialismus, das heißt letzten Endes der Atheismus. Auf der Grundlage des Atheismus wird ein idealistisches, das heißt letzten Endes religiöses Gebäude aufgeführt. Ist ein solches Gebäude dauerhaft? Kann man Religion auf Atheismus aufbauen?

Die Krisis des europäischen Sozialismus (genauer der Sozial-Demokratie des Marxismus) ist nicht weniger tief als die des europäischen Christentums. Die „kolossalen Leeren" entstehen innerhalb der Menschheit nicht nur im „früheren Christentum", sondern auch im künftigen Sozialismus.

Als Problem ist der Sozialismus unwandelbar. Ist er es aber auch als Problemlösung? Wird diese nicht einst eine religiöse sein?

Alle Versuche des „christlichen Sozialismus" sind erfolglos. Im geschichtlichen Christentum ist das soziale Problem nicht gelöst ja nicht einmal gestellt. Aber es ist in Christi Erscheinung selbst beschlossen.

Die Lehre Christi ist die Lehre vom Gottesreich auf Erden. Und das Herrschafts- und Machtproblem wird hier als ein sozial-ökonomisches Problem, als die Frage nach dem Verhältnis von Brot und Macht gestellt.

Heute kann man darüber nur naiv, symbolisch, beinahe mythologisch sprechen, denn all das besteht noch nicht in religiöser Erfahrung und Handlung, sondern nur in Vorahnungen und Hoffnungen.

Das erste christliche Symbol ist ein sozial-ökonomisches – die Versuchung Christi durch das Brot. „Wenn du Gottessohn bist, heiße diesen Stein Brot zu werden." Dostojewskij hat im „Großinquisitor" den weltgeschichtlichen Sinn dieser Versuchung enthüllt. Der Stein – die unorganische Materie – wird zum Brot – zum organischen Stoff – nicht durch Gottes, sondern des Teufels Wunder – das ist eben der „Materialismus", der Atheismus, als dämonischer Grund des Sozialismus.

Und gleich hinter der Versuchung durch Brot – die Versuchung durch Macht. „Denn wer die Menschen satt machen wird, wird über sie herrschen," – verspricht der Großinquisitor. „Dir werde ich die Herrschaft über alle diese Reiche geben," verspricht der Satan.

Ist denn das alles für uns nur ein „Mythos" und nicht die soziale und psychologische, ja physische Wirklichkeit? Fühlen wir doch heutzutage ebenso eindringlich-körperhaft, tierisch, mit unserem Leib und Blut die Machtfrage wie die Brotfrage. Ein Achtel Brot, das zum Stein wird (ein umgekehrtes „Wunder" des Satans) ist uns schon ein unzweifelhafter Eckstein von kommenden Interregnums, Anarchie, Kampf aller gegen alle. „Wer du auch seist – Lenin, Wilhelm, Nikolaus oder der Satan selbst – komme nur, herrsche und mach uns satt!" – das ist der wirklichste Schmerzensschrei unsrer hungrigen Leiber.

Der atheistischen Grundlage des Sozialismus stellt Christus die religiöse entgegen: „Nicht von Brot allein, sondern von jedem göttlichen Wort wird der Mensch leben." – „Ich bin das Brot des Lebens."

Das ist das erste Symbol und hier das zweite:

Das Hauptwunder, dem zu Danke das Volk Jesus zum König machen will (als „König von Judäa", als Meuterer gegen den römischen allgewaltigen Kaiser war denn auch Jesus gekreuzigt), ist ein sozial-ökonomisches – die Sättigung der fünftausend Menschen mit fünf Broten. „Und er befahl, daß alle sich auf das grüne Gras setzen. Und sie setzten sich in Reihen." O wie wenig ähnlich sind diese „Reihen", diese Brotpolonäsen unseren häßlichen hungrigen „Queu's"! Stellen Sie sich vor, daß durch irgendein Wunder einer von diesen Polonäsen von

fünftausend Menschen fünf Brote in die Hände geraten würden. Was würde geschehen? Die Menschen würden sich ineinander wie Tiere verbeißen, das Brot mit Blut vermischen, und keiner wäre von diesem blutigen Brot satt geworden. Auch Lenins vielgerühmte „Einrechnung": „Sozialismus ist Einrechnung" hätte nicht geholfen. Lenin berechnet alles, außer der Hauptsache: der geistigen Kraft der Liebe oder des Hasses, welche die Menschen verbindet oder in sozial-ökonomische „Reihen" — „Klassen" absondert. Ohne die Berechnung dieser Kraft wird aber der „Klassenkampf" zu einem unmenschlichen Kampf, zu einem tierischen Gemenge. Denn das Wunder der Sättigung geschah eben deshalb, weil die Kraft der Liebe vom göttlichen Rechner mit eingerechnet wurde.

Auch im Gottesgebot folgt gleich auf die Bitte um das Reich, um den Willen Gottes auf Erden und im Himmel die Bitte ums tägliche Brot. Das Herz des Gebetes selbst ist gleichzeitig königlich-erhaben und brot-irdisch, sozial-ökonomisch . . .

Ich sage dies alles unverständlich, irreal, unwürdig, schwerzüngig, fast blasphemisch. Hätte es aber jemand gehörig gesagt, so würde die blendendste, weil wie Brot notwendigste, körperhafte, blutige Wahrheit erstrahlen.

So aber, wie ich es sage, ist es wie ein Brief in der Flasche, die der Schiffbrüchige vor dem Untergang aufs Meer hinausschickt.

Ist also das soziale Problem mit dem religiösen vereinbar? Diese Frage beantworten heißt eben die Frage nach der religiösen Voraussetzung der nationalen Wiedergeburt Rußlands beantworten.

Die Selbstherrschaft einer Nation besteht nicht nur in ihrer staatlichen, sondern auch in ihrer geistigen Universalität — in dem religiösen Dienste der Menschheit. Worin besteht also der Dienst Rußlands?

Wenn das russische Volk heute nicht sinnlos leidet, wenn es sich nicht umsonst als das „christliche" Volk par excellence genannt hat und wenn das soziale Problem einst vor der Menschheit als ein religiöses, christliches par excellence aufstehen wird, so ist begreiflich, worin der Universaldienst Rußlands — die religiöse Vorbedingung seiner nationalen Wiedergeburt bestehen wird.

Der gegenwärtige atheistische Wahnsinn des russischen Volkes wird vergehen: wie jenem Burschen, der auf die Hostie schießt, so wird auch dem ganzen Volke „die Vision des Gekreuzigten" erstehen. Wird aber in diesem Schicksalsmoment, in dem Rußlands Geschicke für ewige Zeiten entschieden werden, mit dem russischen Volk auch die russische Intelligenz als seine religiöse Vernunft und Gewissen vereinigt sein? Wenn nicht, so wehe ihnen beiden.

Heute gibt es kein Rußland für das russische Volk wie für die russische Intelligenz, denn sie haben Christus vergessen. Erst dann, wenn man sich Christi erinnert und in seinem Namen sagen wird: „es sei Rußland" — wird Rußland werden.

(Deutsch von Elias Hurwicz)

Erlebnis und Naivität und das Problem der Volksbildung

von Hermann Herrigel

Das Erlebnis ist psychologischer Natur, das Naive ist unbewußt und unerlebt. Das Erlebnis kann bewußt sein, wenngleich es nicht bewußt zu werden braucht. Jedenfalls kann es aber nicht wie das Naive bewußtseinsjenseitig, transzendental sein. Seine Tiefe liegt außer ihm selber. Es ist nichts anderes als sein Inhalt. Der Empirismus ist der Meinung, die Erlebnisinhalte seien unser ganzes geistiges Gut, und der Psychologismus, in den Erlebnissen und ihren Verknüpfungen, die nach ihm wieder Erlebnisse sind, liege die ganze Funktion des Geistes zutage. Beide sehen nur den Vordergrund und Vordergrundsverhältnisse. Es ist symptomatisch für die Seelenlosigkeit der neueren Zeit, daß die Psychologie diesen Erlebnisvordergrund für die Seele halten konnte. Das Naive dagegen bleibt im Hintergrund. Es kann niemals Erlebnisinhalt sein, sondern steht immer hinter ihm. Es tritt nicht als Erlebnis, sondern nur in den Erlebnissen in Erscheinung. Wenn es selber in den Erlebnisvordergrund tritt, verliert es seinen Charakter. Erlebnisse, die das Naive in sich tragen, nennen wir schöpferisch, und wenn der Erlebnisinhalt nur noch Symbol für das Naive ist, genial.

Die Reaktion gegen den Rationalismus und die Herrschaft erstarrter Formen mißt dem Erlebnis besondere Wichtigkeit bei und erwartet von ihm eine Erneuerung des Lebens. Es ist aber nicht recht klar, was man dabei unter Erlebnis versteht. Denn gerade das Erlebte hat oft und um so mehr, je mehr es erlebt und durchlebt ist, etwas Berechenbares, zweckhaft Begrenztes und Unfreies, etwas zu rasch Erschöpftes, Widerspruchsloses und damit auch Seelenloses an sich. Zum Nichterlebten verhält es sich etwa wie ein nach dem Lineal gezogener Strich zu dem aus freier Hand gezogenen, und nicht umgekehrt. Es wird anschaulich, was gemeint ist, wenn ich an das Kunstgewerbe erinnere. Der Unterschied zwischen den naiv handwerklich erzeugten Gebrauchsgegenständen des Mittelalters und den oft so phantasielosen, aber um so „geschmackvolleren" und zweckhafter „erlebten" kunstgewerblichen Erzeugnissen der Gegenwart zeigt den Unterschied zwischen der objektiven Kultur des damaligen und der subjektiven Zivilisation des heutigen Bürgertums, des Bürgers einer geistig gebundenen und des Bourgeois einer materiell gebundenen, auf das Empirische und Psychologische gerichteten und beschränkten Welt. Wenn jetzt zum Beispiel, wie wir es erlebt haben, eine Briefmarke gemacht werden soll, so werden die Kunstgewerbler durch Veranstaltung eines Wettbewerbes zu Entwürfen aufgerufen, da man auf diese Weise das Beste, denn es

muß etwas Superlativisches sein, zu erlangen hofft. Es liegt aber schon im Wesen einer Wettbewerbsaufgabe, daß die daraus entspringenden Entwürfe etwas auf die Spitze Getriebenes, höchst Persönliches und überhitzt Erlebtes an sich haben. Dadurch fehlt ihnen die Evidenz, die das Mittelmäßige hat. Jeder will das Beste leisten, aber das Beste ist der Feind des Guten. Daher kommt es, daß es das Mittelmäßige als Gutes heute gar nicht mehr gibt, sondern daß es immer schon schlecht ist. Früher dagegen brauchte man keine „Entwürfe", sondern es war eine Sache, mit der man irgendeinen beliebigen Handwerker beauftragte, der nach seinen erlernten Handwerksregeln, ohne die Hervorzerrung eines Erlebnisses, etwas Gutes zuwege brachte. Der Unterschied zwischen Handwerk und Kunstgewerbe beruht, wenn er auch damit noch nicht erschöpft ist, doch jedenfalls mit auf dem Unterschiede der naiven Anwendung einer Handwerksregel und der Inanspruchnahme des persönlichen Erlebnisses. Das Bedürfnis des Erlebens ist eine Krankheit des traditionslosen Menschen, der dadurch seine Seelenlosigkeit verdecken will. Aber dieses Erlebnis ist ein Raubbau an der Naivität, denn indem das Naive in die Erlebnishelle hervorgezogen wird, wird es verbraucht ohne der Erlebniswelt den undefinierbaren Charakter des Naiven aufzuprägen. Das Erlebnis des Naiven ist nicht selber naiv. Mit der Naivität ist es wie mit den unerschöpflichen Broten des Märchens; wenn das Geheimnis ans Licht kommt, ist der Zauber zu Ende. Es ist eine Profanierung des Persönlichen, es in die Kleinmünze des persönlichen Hauses, der persönlichen Wohnungseinrichtung, des persönlichen Kleides, Bucheinbandes usw. umzuprägen, die keine Bereicherung, sondern eine Verarmung des Lebens mit sich bringt. Die ganze „Ausdruckskultur", deren großer erzieherischer Wert für unsere Zeit außer Frage steht, ist zuletzt doch nur eine Steigerung des bürgerlichen Individualismus, der auch in der erlebten „Gemeinschaft", die ein innerer Widerspruch ist, nicht überwunden wird, sondern sich nur eines neuen Gebietes bemächtigt. Wahre Gemeinschaft ist nicht in einer persönlichen, sondern vielleicht nur in einer unpersönlichen, generellen Form möglich, die in gleicher Weise auch für andere paßt. Die erlebte, persönliche Gemeinschaft ist meist nur das Erlebnis der Gemeinschaft, und wird zu Unrecht verwechselt mit der lebendigen Gemeinschaft, die naiv ist und nichts von sich weiß. Das Wertvolle, das in dem Willen zur Wahrheit und Echtheit liegt, soll nicht verkannt werden, aber positiv, Überwindung des materiell gebundenen und geistig zersplitterten Bourgeoisindividualismus, wird das Erlebnis erst, wenn es nicht mehr persönliches Erlebnis, sondern paradox gesagt Erlebnis des Überpersönlichen, objektiver Realität ist. Dabei hat aber das „Erlebnis" einen ganz anderen Sinn und verläßt die Kategorie des Psychologischen.

Es ist ein heute weit verbreiteter und gefährlicher Irrtum, geradezu die beliebte Selbsttäuschung unserer Zeit, ihr Erlebnis und die Naivität gleichzusetzen und zu denken, was erlebt sei, sei auch naiv. Das gepflegte bürgerliche Erlebnis ist etwas viel zu Gesuchtes und Belastendes, es steckt darin viel zu viel pedantischer Anspruch auf persönliche Verantwortung, als daß es naiv sein könnte. Es ist vielmehr, wie alles auf die Spitze Getriebene, etwas höchst Trockenes und Saftloses. Als Inhalt des Erlebens, durch seine bewußtseinsmäßige Erhellung ist es in den Vordergrund gestellt, isoliert und aus seinen hintergründigen Zusammenhängen herausgerissen. Es fehlt ihm zweierlei, was ihm nur die Naivität geben kann: Humor und Pathos. Humor heißt hier, etwas zu erleben wagen, was man nicht selber verantworten kann; wie Bismarck sagte, er fühle sich am wohlsten in einer Situation, die er nicht selber geschaffen habe. Pathos dagegen heißt, etwas zu verantworten wagen, was man nicht selber erlebt hat. Weil wir glauben, alles selber erleben und verantworten zu müssen, sind wir zu keinem Pathos mehr fähig. Pathos heißt Dienst und Leiden, nicht Aktivität und Selbständigkeitswille. Für Humor und Pathos ist das Erlebnis zu puritanisch.

Vielleicht gilt aber das alles, was hier gesagt ist, nicht vom Erlebnis überhaupt, sondern nur von unserm, vom Erlebnis des heutigen Menschen. Wir stehen in einer Kulturkrisis. Unser ganzes geistiges Leben ist formal, inhaltsleer geworden und hat den Zusammenhang mit dem Konkreten verloren. Die Grundrichtung unseres Denkens geht vom Konkreten zum Formalen: seitdem es sich im Nominalismus von der mittelalterlichen Gebundenheit befreit hat, ist es auf der Flucht vor der Bestimmtheit ins Unendliche. Indem es das Bestimmte im Formalen auflöst, sucht es zugleich seine Form, die ihm eine Grenze setzt und den Angriffen der Skepsis standhält, die seinen Sturz ins Unendliche aufhält. Das Erleben sucht aus sich selber lebensvolle und tragfähige Inhalte zu finden, aber indem es sie sucht, verirrt es sich immer weiter vom Leben weg. In diesen Zwiespalt zwischen Endlichem und Unendlichem, zwischen Form und Leben ist das Erleben des heutigen Menschen gestellt. Es ist sein Gewissensanspruch, sich selber die Grenzen seiner Form zu bestimmen, und dasselbe Gewissen treibt ihn immer weiter dem Unendlichen und Formlosen zu. Der Weg des Geistes vom Konkreten zum Formalen ist das Wesen des Intellektualismus, und der Geist strebte, nachdem er diesen Weg eingeschlagen hatte, notwendigerweise zu intellektuellen formalen Systemen hin, die schließlich ebenso wie die Mathematik in eisigster Abstraktheit allen Inhalt verloren. Das ist das Erlebnis des modernen Menschen: es sucht im Formalen seine Form, sein Gesetz, seine Grenze, aber das Erleben vermag sich nicht selber zu begrenzen, sich aus sich seine Form zu setzen. Form läßt sich nicht erleben. Darauf beruht die Ver-

wechslung von Erlebnis und Naivität, daß das Erlebnis durch Erleben der Naivität selber naiv zu werden glaubte. Naives Erleben ist aber ein anderes als das Erlebnis der Naivität. Das Objektive ist nicht sein Inhalt, sondern seine Voraussetzung. Es ist auf das Konkrete gerichtet und nicht auf die Form. Es ist einfach nur Erlebnis und nicht Erlebnis des Erlebnisses ad infinitum.

Der moderne Mensch ist erneut vor die Entscheidung gestellt zwischen dem protestantischen und dem katholischen Prinzip. Wir suchen die Form und können sie nicht finden, weil sich das Gewissen erst im Unendlichen beruhigt. Wir suchen die Gemeinschaft, aber indem wir sie suchen, entfernen wir uns von ihr; wir sehen in der mittelalterlichen Lebensform und nur hier das wirklich geworden, was wir suchen, und wissen doch, daß es für uns kein Zurück gibt. Wir suchen die Naivität im Erlebnis, das aber immer individualistisch bleibt, und wissen, daß das Erlebnis, das nicht mehr individualistisch ist, nur aus Naivität kommen kann. Wir sind gewissenhaft getrieben, das Mysterium zu enthüllen und an unserm Gewissen zu prüfen, und doch ahnen wir, daß allein das Mysterium unserm Gewissen sein Recht und seine Stärke geben kann. Wir sind in einen Zwiespalt zwischen Leben und Form gestellt, denn das Leben hat die Form, die ihm seine Grenze setzen soll, verloren, und das Formale, zu dem es sich getrieben sieht, hat keinen Inhalt und damit keine Beziehung zum Leben mehr. Subjektives und objektives Gesetz, praktische und theoretische Vernunft sind auseinandergetreten. Die theoretische Vernunft schließt die Postulate der praktischen Vernunft aus. Der kategorische Imperativ ist vom Subjekt, vom unmittelbaren sittlichen Empfinden losgelöst. Das Erlebnis sucht die Form und endet im Formalen: das Formale hat keinen Inhalt, der Inhalt (das Leben) hat keine Form. Statt naiv zu sein und die Form hinter sich zu haben, hat das Erlebnis des heutigen Menschen das Formale als seinen Inhalt vor sich. Damit kommt aber im Erlebnis nur die Struktur unseres ganzen geistigen Lebens zum Vorschein: seine allgemeinsten Begriffe und höchsten Prinzipien liegen nicht mehr vor den Dingen, sondern hinter den Dingen (universalia post rem); sie sind nicht mehr der sichere Besitz des Glaubens, sondern die höchsten Gipfel des formalen, abstrakten Denkens. Das Einheitsgesetz der Welt ist nicht mehr der Grund des Weltanschauens, der sich in einer Summa ins Konkrete auseinanderfalten läßt, sondern es ist die Aufgabe und das fernste, nie erreichte Ziel des Denkens.

Erlebnis und Naivität ist kein beliebig konstruierter Gegensatz, sondern es ist ein Teil des universalen Gegensatzes der heutigen Kulturkrisis. Wenn der Gegensatz erweitert wird bis zur Peripherie des Gesamtproblemkreises, innerhalb dessen er liegt, wenn er mit andern Worten selber bis zu seiner äußersten Grenze formalisiert wird, so fällt er zusammen mit dem Gegen-

satz des Subjektiven und Objektiven, des Individuums und der überindividuellen gemeinschaftsbildenden, das Individuum aufhebenden Norm, der Freiheit und der Autorität. Naivität gehört aber nicht zur Freiheit, sondern als Naivität wirkt sich die Autorität aus und beherrscht das freie Erlebnis. Nur wenn die Autorität naiv ist, steht sie außerhalb des Anerkennungserlebnisses, außerhalb jeder Frage und ist nicht mehr bloß transzendentales Apriori, sondern transzendente Realität. Daß es Realität geben muß, ist auch dem Erlebnis des Formalen nicht fremd, da es aber immer über das Ziel hinausschießt, vermag es sie nicht zu finden.

2

Zusammenfassend ist zu sagen: Wir sind nicht bloß umgeben und beherrscht von formalen Systemen, einer formalen Wissenschaft, einer formalen Ethik, Wirtschaft, Kunst, Religion, die auf einem transzendentalen methodischen, statt auf einem materialen Grundgesetz aufgebaut sind, sondern diese methodische Tendenz zum Formalen hat den heutigen Menschen selber ergriffen. Die Richtung zum Formalen wird durch ihr inneres methodisches Gesetz zum Ganzen, zum System getrieben: so gibt es kein Gebiet des geistigen Lebens mehr, das davon unberührt blieb. Das Erlebnis suchte die Form, aber es geriet auf seinem Weg immer in die Irrgänge des Formalen. Wenn wir das Wesen des Unendlichen begreifen könnten, dann wäre der Methode des formalisierenden Denkens ein Ende gesetzt und das Formale würde zur Form, das Unendliche zum Inhalt; aber wenn wir in die Tiefe dringen und das Wesen eines Dinges erkennen, ist es nur unser eigenes Wesen, denn wir erkennen stets nur das Wesen der relativen Dingeinheiten, die wir selber gebildet haben, und daher ist ihr Wesen nur das transzendentale Gesetz, wonach wir ihre Synthesis vollzogen haben. Nur wenn das immer sich wiederholende Überschreiten der Dingeinheiten ein Ende fände, ginge das Transzendentale über ins Transzendente. Da es aber eine Grenze des Unendlichen nicht gibt, gibt es auch keinen Weg über das Formale hinaus zur Form. Mit anderen Worten: wir vermögen die Form nicht zu denken, sie kann nicht Erlebnisinhalt, sondern nur Gesetz des Erlebens sein. Form ist uns nicht als Erlebnis gegeben, sondern nur als Naivität. –

Wenn aber unsere ganze Bildung, das heutige geistige Leben auf seiner Höhe, zum Erlebnis der Form hinstrebt (es sei hier nur an die Wesensanalysen Goethes durch Gundolf, Nietzsches durch Bertram erinnert, ferner an die Geschichtsauffassung Spenglers, überhaupt an die phänomenologische Wesenspsychologie), wenn unser Erleben gerade da, wo es an der Bildung Anteil hat, nur ein formales ist (wenn man das Formalerlebnis abzieht, was bleibt denn dann noch übrig außer etwas Sentimen-

talität, – und das ist auch nur ein Gefühlsformalismus?), so wird unsere Bildungspflege, die sich die Erziehung zur Aufgabe macht, zu einem höchst fragwürdigen Unternehmen. Das gilt vor allem von der Erwachsenen- oder Volksbildung (die Erwachsenenpädagogik ist eine ganz andere als die Kinderpädagogik), den Bestrebungen der „Gebildeten", ihrerseits den Gegensatz zu den „Ungebildeten" auszugleichen. Die höchste Aufgabe der Volksbildung ist, die Spaltung des Volkes durch die Bildung zu beseitigen und so erst ein einheitliches Volk zu bilden. Das kann aber nicht dadurch geschehen, daß man gleichsam die zu leichte Schale der Ungebildeten mit Erlebnissen beschwert, um so ein Gleichgewicht herzustellen. Die persönliche Erlebniskultur kann nur zu einer weiteren Individualisierung und Zersplitterung des Volkes führen. Das Versprechen der Volksbildung, eine Volkseinheit zu bilden, ist ein zu großes; ihre Aufgabe kann nur sein, den Zusammenhang, der noch vorhanden ist (das Wort Gemeinschaft ist für das, was hier gemeint ist, schon zu erlebnisbeschwert), und seine Kräfte möglichst zu erhalten. Diese Kräfte liegen in der Naivität des Einzelnen, das heißt in seiner Bestimmtheit durch Dinge, die außerhalb des persönlichen Erlebnisses liegen. Dadurch gehört der Einzelne der Masse an. Die üblichen volksbildnerischen Methoden der Erlebnispflege gehen aber darauf aus, die Naivität zu zerstören und durch Bildung zu ersetzen. Naivität und Zusammenhang gehören zusammen und wollen als ihren Grund, daß ein Mysterium da ist. Daher gibt es etwa für die Pflege des Deutschtums keinen unmöglicheren Weg, als durch eifrige Verwendung des Attributes „deutsch" und durch die Einführung in seinen Sinn das deutschvölkische Bewußtsein zu pflegen, das heißt das, was im Dunkel noch an wirksamer, lebendiger Tradition vorhanden ist, ans Tageslicht zu ziehen und zu besprechen. Unter so handgreiflichen Pflegmethoden muß der Pflegling schließlich eingehen. Die Erlebniskultur hat es soweit gebracht, daß der Instinkt dafür verloren ging, den frühere Zeiten besaßen, daß es Dinge gibt, die verschwiegen bleiben müssen. Das demokratische Ideal der Öffentlichkeit verträgt sich nicht damit, daß es streng gehütete Geheimnisse gibt, sondern es verlangt Erhellung, Aufklärung, Erlebnis. Volkskultur ist aber nicht das, daß alle an den kulturellen Gütern den gleichen erlebnismäßigen Anteil haben, sondern umgekehrt, daß ein vom Erleben Unberührtes ehrfürchtig erhalten bleibt.

Dieselbe falsche Einschätzung des Erlebnisses tritt in den Abwehrmethoden der Volksbildung gegen die sogenannten volksvergiftenden Schädlinge, Kino und Schundliteratur, zutage. Sie gehen von der falschen Voraussetzung aus, daß das Volk an diesen Dingen erlebnismäßig beteiligt sei, und sehen ihre Aufgabe darin, den Erlebnisvordergrund, ganz mechanisch gedacht, mit guten Inhalten auszustatten; praktisch gesagt, an

Stelle der Schundliteratur das gute Buch ins Volk zu bringen und das Kino mindestens mit „guten" Nummern zu durchsetzen. Dieser Vorstellung entspringen auch alle die tausenderlei Veranstaltungen von Volkskonzerten, Volkstheateraufführungen, volkstümlichen Kunstausstellungen, künstlerischen Volksfesten, Verbreitung guter und billiger Unterhaltungsliteratur und Klassikerausgaben usw. Sie sollen alle durch ihren Inhalt wirken. Denn der Grundgedanke der Volksbildungsmethoden ist, die schlechten Erlebnisse mit guten Erlebnissen zu bekämpfen (während in Wahrheit hier gar nicht Erlebnis gegen Erlebnis steht) und nicht einmal bloß das absolut Schlechte, sondern auch das weniger Gute mit dem Besseren und schließlich Besten. Im Hintergrund steht dabei immer die Hinauflesetreppe und die mehr oder weniger offene Absicht, den Leser dazu zu bringen, daß er zum Superlativ hinaufsteigt. Wenn auch Schundliteratur und Kino, besonders als kapitalistische Großunternehmungen betrachtet, für den Gebildeten zweifellos und mit Recht höchst unerfreuliche Erscheinungen sind, so muß doch gesagt werden, daß ein Volk, das sich mit Wiesbadener Volksbüchern und Schatzgräberheftchen und andern, den formalen Ansprüchen der Gebildeten gefälligen Büchern begnügte, ungesund sein müßte. Das Leben der Masse des Volkes, worunter hier eine kompakte Einheit zu verstehen ist, hat seine eigenen Gesetze und es ist der Grundfehler der Volksbildung, die Masse in Einzelne mit individuellen Bedürfnissen aufzulösen und diesen die von den Gebildeten nach ihren Maßstäben für das Volk vorgekauten und begutachteten Erlebnisse zuzumuten. So kann die Überbrückung der Kluft, die zwischen den Gebildeten und dem Volke liegt, nicht erreicht werden. Die bloße Erlebnispflege berührt diese Kluft noch gar nicht, denn sie besteht eben darin, daß die Masse und die Einzelnen ihre besonderen Lebensgesetze haben, über die man sich nicht einfach hinwegsetzen kann, daß die religiöse Einheit, die beide allein verbinden kann, nicht mehr vorhanden ist, daß die höchsten Begriffe des geistigen Lebens formaler Natur sind und zum schlichten Leben keine einfache Beziehung haben, daß sie also der Masse fremd bleiben.

Hat sich die Volksbildungsbewegung überhaupt schon einmal klar gemacht, was es heißt, daß die Gebildeten und die Ungebildeten — hier wie überall sollen die Ausdrücke in dem Sinne verstanden werden, in dem sie hier zuerst gebraucht wurden, und keine sozialen Klassen bezeichnen — in verschiedenen Welten wohnen, die einander gegenseitig unzugänglich und unverständlich sind; daß der Gegensatz zwischen diesen beiden Welten kein anderer ist als der Gegensatz, der durch unser ganzes geistiges Leben geht und daß alle technisch-organisatorischen Mittel, zu denen auch die Erlebnispflege gehört, an dieses Problem gar nicht heranreichen. Der Mangel an Einheit in unserem geistigen Leben beruht nicht auf Niveauunterschieden;

der Gegensatz zwischen den Gebildeten und den Ungebildeten ist nicht bloß ein gradueller, sondern zwischen beiden besteht ein wirklicher Gegensatz. Die Spaltung des Volkes ist die notwendige und unmittelbare Folge der Formalisierung des geistigen Lebens. Denn damit, daß das formalisierte geistige Leben sich erst da erfüllt, wo es sein äußerstes Ziel, die Erfassung, die Anschauung der formalen Struktur eines wenn auch nur relativen Ganzen erreicht hat, ist es zum Sonderbesitz der „Gebildeten" geworden, die sich in das theoretische Erlebnis des Formalen vertiefen konnten. Die Formalisierung ist es, die das geistige Gesamtleben in individuelle Fachgebiete zerreißt, so daß der Denker den Künstler, ja ein Denker den andern, ein Künstler den andern nicht mehr voll verstehen kann, weil jeder in anderer Richtung zum Formalen fortschreitet. Wieviel weniger aber vermag der Gebildete den Ungebildeten und dieser jenen noch zu verstehen. Die Einheit ihrer Welt beruht auf anderen Prinzipien, ihr Denken befolgt andere Methoden. Wie soll dem Ungebildeten eine moralische Welt einleuchten, deren Gesetz ein formales Apriori ist, dessen Sinn ihm nicht klar werden kann? Wie soll er die Idee des Allgemein-Menschlichen verstehen, daß wir zuerst Menschen sind, bevor wir Individualitäten sind? Seinem naiven Denken ist das Erlebnis des Unendlichen fremd. Der Gebildete und der Ungebildete reden verschiedene Sprachen; derselbe Begriff, der für den Gebildeten kraft seiner formalen Denkmethode eine bewegliche Funktion eines Zusammenhanges ist, ist für das substantielle Denken des Ungebildeten, der den Zusammenhang nicht zu übersehen vermag, dem die Schulung des abstrakten Denkens fehlt, die das Denken der Formalbegriffe verlangt, und der daher überhaupt nicht in der Lage ist, den Begriff selbständig zu vollziehen, etwas Starres und Endgültiges. Die Welt des Gebildeten ist nur dem zugänglich, dem ihre Dynamik und Problematik geläufig ist. Für den Ungebildeten, zu dem nur die Ergebnisse eines ihm fremden Denkens dringen, ergeben daher dieselben Begriffe ein Weltbild von einer grundsätzlich andersartigen Struktur. Daher gibt es streng genommen auch keine Popularisierung der Wissenschaft, sondern höchstens ihrer Ergebnisse, die aber notwendig falsch verstanden werden müssen. In der „Frankfurter Zeitung" (Nummer 627 vom 25. August 1919) stand ein für diese Frage interessanter Aufsatz von Richard Koch über „Populäre Medizin", in dem es heißt: „Es ist schwer, Forschungsergebnisse anderen mitzuteilen, ohne mißverstanden zu werden. Der naive Mensch fragt den Forscher etwa, was geschieht mit dem Bissen, wenn er heruntergeschluckt ist. Der Forscher antwortet nicht, das ist irgendwie, sondern darüber wissen wir das und das und zwar mit einem näher zu bestimmenden Grad von Sicherheit. Die naturwissenschaftliche Kenntnis einer Sache ist attributiv und konditional. Sie nennt eine Reihe von Attributen und gibt

dazu eine Kritik des Erkenntnismittels. Die naturwissenschaftliche Antwort sagt, daß irgendwelche Erscheinungen unter irgendwelchen Bedingungen auftreten, also in einer bestimmten Art wahr sind. Der naive Mensch versteht die Antwort entweder überhaupt nicht, oder er findet sie unbefriedigend, oder er mißversteht, er hört eine fertig abgeschlossene Antwort, die niemals aus dem unverfälschten Geiste der Naturwissenschaft erfolgen kann."

Was soll also der Ungebildete mit den Erlebnissen anfangen, die ihm die Volksbildung der Gebildeten vermitteln will? Kennt der Gebildete denn die geistige Struktur und die geistigen Bedürfnisse des Volkes, das er zur Bildung führen will? Hat der Gebildete überhaupt das Recht, dem Ungebildeten seine fragwürdige Bildung zu bringen, das heißt ihn durch die Einführung in das formale Erlebnis auf eine Bahn zu führen, die in der Problematik des Unendlichen endigt? Gerade wenn die Bildungsaufgabe so ernst genommen wird, wie es in der Volkshochschulbewegung geschieht, wird diese Verantwortung um so schwerer. Ist es von vornherein gewiß, daß die Teilnahme des Volkes an dieser Bildung die Voraussetzung einer Erneuerung unserer Kultur ist? Kann der Gebildete dem Ungebildeten überhaupt halten, was er ihm mit der „Erweckung der Erlebnisfähigkeit" durch seine Bildung verspricht: „eine gleichmäßige Durchstrahlung des ganzen Menschen von einem großen Gefühl oder einem großen Gedanken?" In den „Volkshochschulblättern" steht ein Aufsatz, der überschrieben ist: „Erleben, der Weg zu eigenem Stil und einer bodenständigen Bildung". Ist aber das persönliche Erleben überhaupt der Weg dazu und führt der Weg, den unsere Bildung zu weisen hat, „vom Abgezogenen, Gedachten, Erstarrten zurück zum Lebendigen, vom fremden Aufgezwungenen zum eigenen Erlebnis, von Gelehrsamkeit und höherer(!) Bildung zu volksprünglichem (sic. Anm. des Vf.) Getriebensein, zu Hingabe, Eingebung und gefühlsbeschwingter Vertiefung?" In einer neueren Schrift über die Volkshochschule, die eine vom Gebildeten sehr ernsthafte Vertiefung in ihre Aufgabe zeigt, die aber das Problematische der formalen Bildung nicht sieht, lesen wir die Sätze: „Die Bildungsaufgabe der Volkshochschule wird nicht in der Vermittlung eines bestimmten Bildungsstoffes und -inhaltes zu suchen sein, sondern sie ist rein formal, indem sie darnach strebt, zu beleben und zu entfalten. Persönlichkeitsleben ist aber nichts anderes als jene innere Haltung, welche alles Leben aus dem Gefühl oder der Idee eines Weltganzen herausleben läßt, es ist jene objektive, sachlich unbewußte Lebenshaltung, die Christus forderte, da er lehrte, daß die linke Hand nicht wissen sollte, was die rechte tue. Die Volksschule soll dem einzelnen die Augen öffnen für das Leben, das sich täglich um ihn abspielt, und für die großen Strömungen und Bewegungen der Vergangenheit und Gegenwart. Sie soll dadurch den Menschen aus seiner Isolation und individuellen

Begrenztheit herausreißen und sein Leben wieder in große Zusammenhänge hineinstellen." — — Gerade das wird aber ein formales Bildungsideal und die Erweckung der formalen Erlebnisfähigkeit am wenigsten zu erreichen vermögen. Vielmehr hängt gerade die individualistische Isolierung des Menschen aufs engste mit der Formalisierung des geistigen Lebens zusammen. Denn die Formalisierung hat zur Folge, daß alles Gegenständliche, alle konkrete Begrenztheit niedergerissen werden und daß jeder Einzelne für sich dem Unendlichen gegenübertritt. Einordnung und Gemeinschaft setzten voraus, daß zwischen den Menschen ein bestimmter Inhalt, nicht ein Formales, sondern ein Konkretes als ihr gemeinsamer Besitz steht. Da das Erlebnis der Gebildeten aber formal und daher formalisierend ist, ist wirkliche Gemeinschaft nur da vorhanden, wo noch Naivität ist. Die zersplitternde Wirkung der Erweckung der formalen Erlebnisfähigkeit tritt besonders deutlich zutage am Verhältnis zur Kunst. In der angeführten Schrift heißt es an anderer Stelle: „Die Volkshochschule wird versuchen müssen, dem Volke auch zu einer höheren Haltung gegenüber der Kunst zu verhelfen, damit das rein stoffliche Interesse wieder zurückgedrängt werde durch die Frage nach dem Wesentlichen — — — Es wird nicht die Aufgabe sein, das Volk mit einer bestimmten Kunstströmung vertraut zu machen, sondern es vielmehr zur Erlebnisfähigkeit jeder wahren Kunst zu führen." Gemeinschaftsbildend und gemeinschaftstragend ist aber die Kunst nur soweit, als das Interesse an ihr ein stoffliches und nicht ein formales ist. Ein moderner Maler sagt, die Kunstbetrachtung beruhe „auf der langsam erworbenen Fähigkeit, Rhythmen, Harmonien, Dissonanzen und deren Lösungen, Aufbau und Gestaltung von Volumen und Gewichten auf seinen Sinn wirken zu lassen", und in der Tat, wenn es darauf ankommt, zu „jeder wahren Kunst" ein Verhältnis zu gewinnen, kann es kein anderes als ein formales sein. Es ist aber sicher, daß der mittelalterliche Mensch, der auf das Wesentliche gerichtet war, an seinen Heiligenbildern nur ein stoffliches Interesse hatte und sich nicht im mindesten um formale Kompositions- und Farbqualitäten kümmerte; denn wo ein Mensch naiv in einem bestimmten Kunststil lebt, werden ihm die Stilelemente zu Selbstverständlichkeiten und bleiben im Hintergrund des Erlebens, das nur auf den Gegenstand gerichtet ist, auf den Gegenstand jedoch so, wie er in der künstlerischen Gestaltung erscheint. Wenn er an einem Bilde Kritik übt, und ihm etwa eine andere Darstellung desselben Gegenstandes vorzieht, so geschieht dies nicht aus formalen Gründen, sondern weil er in dem andern Bild einen andern Gegenstand sieht. Wo eine Gemeinde zu einem Kunstwerk ein gemeinsames Verhältnis hat, wo ein Kunstwerk das Symbol einer Gemeinschaft ist, ist es nicht das Formerlebnis, das gemeinschaftsbildend ist, sondern die gemeinsame Bedeutung, die der Gegenstand für

die Gemeinschaft besitzt. Daran ist kein Zweifel möglich. Wenn daher die moderne Kunsterziehung der Gebildeten über das Gegenstandserlebnis hinaus zum formalen künstlerischen Erlebnis führen will, so muß sie sich bewußt sein, daß das auf Kosten der gemeinschaftsbildenden Naivität geschieht und weitere Auflösung bedeutet, nicht Bindung.

Dasselbe muß dagegen eingewandt werden, daß die Volkshochschule den Unterrichtsstoff und die Wissensbereicherung in ihrem Bildungsziel in zweite Linie stellt gegenüber der methodischen Schulung und philosophischen Deutung. In der angeführten Schrift heißt es darüber: „Aller Unterrichtsstoff muß zentripetal behandelt werden, das heißt auf jedem Gebiete müssen vor allem die großen allgemeinen Grundlagen, die herrschenden Kräfte und Gesetze in den Mittelpunkt der Darstellung gerückt werden. Im entschiedenen Gegensatz zum Universitätslehrer wird der Volkshochschullehrer immer bemüht sein, nicht Vollständigkeit des Wissens anzustreben, sondern einzig und allein das Entscheidende und Allgemeine, das Bedeutungsvolle und Weltbestimmende in seinem Vortrage hervorzuheben. Der ständige Hinweis auf das Große und Allgemeine, das auch zugleich immer das Einfache ist, muß das letzte Ziel jedes Unterrichtes sein; nicht analytisch, sondern synthetisch muß jeder Bildungsstoff erfaßt werden. Denn wem einmal der Blick für die großen Zusammenhänge und Grundgesetze, die Urkräfte und Triebfedern alles psychischen und physischen, organischen und unorganischen Lebens erschlossen ist, dem wird es nicht schwer fallen, sich später selbständig in Einzelgebiete und -probleme einzuarbeiten, zu denen ihn die Neigung treibt." — Hier wird mit anderen Worten gefordert, daß der Gebildete den Ungebildeten in seine Bildungswelt und damit zugleich in die Problematik und Methodik des wissenschaftlichen Denkens einführe; etwas anderes kann er ja auch gar nicht, denn er ist nicht in der Lage, dem Ungebildeten ein festes Weltbild zu geben; ja die Volkshochschule soll es, die Not zur Tugend machend, vermeiden, ein abgeschlossenes, fertiges Weltbild zu vermitteln, und soll den Ungebildeten nur von seinem konkreten und demnach dem Grundgesetz unserer Bildungswelt gegenüber methodisch „falschen", zum methodisch „richtigen", formalen Denken führen. Aber ganz abgesehen davon, ob die Ersetzung der konkreten, wenn auch fiktiven Begriffe des Ungebildeten durch formale, offene, problematische eine Förderung für ihn bedeutet, ist es überhaupt möglich, den Ungebildeten, ohne ihm erst den Wissensstoff und das Material, das im formalen Denken verarbeitet ist, zu geben, in die Allgemeinbegriffe und Zusammenhänge der Bildungswelt einzuführen? Braucht der Ungebildete, der in die Problematik der Bildungswelt eintreten soll, nicht zu allererst Wissensstoff, und nicht etwa um praktischer utilitaristischer Zwecke willen (denn Berufsbildung kann freilich nicht die Aufgabe der Volkshochschule sein)? Wie soll er die

Notwendigkeit und das Wesen von Zusammenhängen einsehen können, solange ihm die Objekte, die die Zusammenhänge bilden, fremd sind? Wie soll die formale Einheit für ihn lebendig werden, die den Wissensstoff in sich aufnimmt, bevor er selber diesen Stoff sich angeeignet und verarbeitet hat? Wenn ihm der Gebildete mit der Wertlosigkeit des Wissens kommt, so ist das nicht anders, als wenn der Erwachsene das Kind belehren wollte, daß das was ihm wichtig scheint, von seinem Erwachsenenstandpunkt aus wertlos ist.

Die Erwachsenenrolle gegenüber dem Kinde ist es auch, wenn der Gebildete das Volk vor den Schädigungen durch Kino und Schundliteratur bewahren will. Es fehlt ihm dabei sowohl die Einsicht in die Fragwürdigkeit seiner Bildung als auch in das, was der Ungebildete dort sucht, in die ganze Art seines Erlebens. Gerade darüber müßte ihn aber das Kino und die Schundliteratur belehren. Das Erleben des Ungebildeten hat noch einen starken naiven Hintergrund. Das Formale ist ihm noch selbstverständlich und nicht Erlebnis. Der Gebildete lasse sich nicht dadurch täuschen, daß die Naivität aus der Nähe nicht erkennbar ist – das gehört zu ihrem mysteriösen Wesen –, sondern daß sie erst durch Distanz und daher auch mehr an der Masse als am Einzelnen deutlich hervortritt. Wie naiv erscheinen uns heute schon die Kinostücke, die vor acht oder zehn Jahren gespielt wurden, gegenüber den heutigen! Eine Analyse des Kinoweltbildes unter dem Gesichtspunkt, daß hier die Welt so aussieht, wie sie sich das Volk in seinen Träumen vorstellt, daß hier die Masse ihre moralischen Forderungen, ihre Liebe und ihren Haß, wie auch ihre Eitelkeit bestätigt findet, würde die naivste Märchenwelt ergeben. Wenn Kino und Schundliteratur durch ihre primitiven und rohen, der gepflegten formalen Erlebniswelt der Gebildeten so fremden Stoffe das Volk seelisch vergiften könnten, so müßte es schon längst vergiftet sein, denn man darf nicht vergessen, daß das Volk zu allen Zeiten seine groben und handfesten Ergötzungen hatte, die den heutigen gewiß in nichts nachstanden und nur aus der zeitlichen Entfernung naiver erscheinen. Umgekehrt ist es vielleicht: diese grobe Nahrung hält das Volk lebendig, während die seelisch verfeinerten, formalen Erlebnisse der Gebildeten vergiftend wirken. Denn sie haben eine seelische Überlastung zur Folge, die der Mensch dauernd nicht zu ertragen vermag, während das Kino an die Seele gar nicht heranreicht. Hierin liegt sein unvergleichlicher und unermeßlicher Vorzug gegenüber der Erlebnisunterhaltung, die die Volksbildung erstrebt. Das Kino ist nur Bild und Märchen! Hier ist noch Distanz und Humor! Die volksbildnerische Kinoreform dagegen, die nur das erlebnishaft nahe Verhältnis zu den Dingen kennt und erstrebt und die damit diesen wichtigen Vorzug des Kinos aufheben möchte, würde aus ihm ein ebenso gefährliches Volksbildungsmittel machen, wie das Buch in seinen Händen geworden ist.

Dies alles steht im entschiedensten Widerspruch zur ganzen modernen sogenannten Kulturpflege, die ihre Aufgabe darin sieht, das Volk zur Erlebnisfähigkeit der formalen Bildungswerte zu erwecken, zum Volksbibliothekswesen, das Volk zum Buch überhaupt oder was vielleicht noch gefährlicher ist, zum rechten Buch führen will, zur Volkshochschule um so mehr, je geistiger ihr Ziel ist, je weniger sie bloß einfach Wissen vermitteln, sondern Menschen bilden will; zur freideutschen Jugendkultur, die „vor eigener Verantwortung mit innerer Wahrhaftigkeit nach eigener Bestimmung" ihr Leben gestalten will, (die aber auch die Krisis am stärksten fühlt); zur Echtheits- und Ausdruckskultur, zur Kunsterziehung, zur Gemeinschaftsbewegung zur Pflege des neudeutschen Idealismus usw. Alle diese Bewegungen sehen im Erlebnis den einzigen Boden, von dem aus eine Erneuerung möglich ist, und fordern daher Rückkehr zum Erlebnis und die Erweckung des Volkes zur Erlebnisfähigkeit. Wenn aber das Erlebnis unserer Zeit, da es kein inhaltliches, sondern ein formales ist, nur das letzte Symptom des Individualismus ist und als individualistisches Erlebnis nicht zur Bindung, sondern zur weiteren Auflösung führt, so wird dadurch alles, was mit der Erlebnis- und Bildungspflege zusammenhängt, in seiner Bewertung auf den Kopf gestellt. Was soll also praktisch geschehen? Soll man dazu übergehen, statt der Erlebnisse die Naivität zu pflegen, und soll dagegen alles das, was die Volksbildung bisher glaubte bekämpfen zu müssen, die naive, primitive Freude des Volkes an rohen unkultivierten Vergnügungen eines unzweifelhaft sehr tiefen Niveaus, seine Gleichgültigkeit gegenüber den Bildungswerten, ein positives Vorzeichen erhalten? Das Mindeste scheint die Forderung zu sein, daß die ganze öffentliche Bildungspflege, die eben im Begriff steht, einen Aufschwung zu nehmen wie nie zuvor, aufhören muß, daß man, wenn man schon die Naivität nicht „pflegen" will, alles so gehen lasse wie es von selber will, um nur ja die Naivität zu schonen.

Allein muß denn alles „gepflegt werden? Die Absicht unserer Kritik des Erlebnisses und der Erlebnismethoden ist alles eher als nun im Gegenteil zu einer Naivitätspflege aufzufordern. Letzten Endes steht die Naivität überhaupt außerhalb aller unserer Pflegemethoden und vielleicht ist auch die Sorge, daß die Erlebnisse der Naivität wesentlichen Abbruch zu tun vermögen, überflüssig. Auch wenn sie ganz ausgeschöpft scheint, sie stellt sich und damit auch das Verhältnis von Erlebnisvordergrund und Naivität, das in unserem Leben im ganzen vielleicht ein konstantes ist, zuletzt doch immer wieder her. Nur Zeit muß dem Menschen dazu gegeben sein. Das sich überstürzende Tempo unseres Lebens, dessen Wirkung noch zu wenig beachtet worden ist, ist auch der Kern dieses Problems. Denn das Tempo

des Lebens ist nichts anderes als der Wechsel der Erlebnisse. So brauchen wir nicht zu befürchten, daß wir die Naivität je ganz ausschöpfen, das Mysterium enthüllen. Wenn das, was naiv war, bewußt geworden ist, wartet schon wieder ein neues Naives im Hintergrund, wie es auch das Unendliche nicht verkürzt, wenn wir es Stück um Stück für unsern endlichen Horizont erobern.

Das Mittelalter kannte und brauchte keine Volksbildung. Die Volksbildungsaufgabe ist eine Erscheinung erst der sentimentalen Kultur, die vor dem Problem des Unendlichen steht, denn erst an diesem Problem trennen sich praktisches und geistiges Leben, Gebildete und Ungebildete so wie wir es kennen. In dieser Krisis stehen wir mit unserm ganzen Erleben und auch die Volksbildung steht nicht außerhalb ihrer und hat kein Heilmittel für sie. Darum kann auch das Ziel der Volksbildung nicht das sein, den Ungebildeten zum Gebildeten zu machen, das heißt ihn an den Erlebnissen der Gebildeten teilnehmen zu lassen. Die Einführung der Ungebildeten in das heutige Bildungserlebnis hat mit Volksbildung streng genommen nichts zu tun. Volksbildung durch Erlebnisse, das heißt durch Inhalte ist unserer formalen Bildung nicht möglich, da ihr selber die festen Inhalte fehlen. Sie vermag nur in die Problematik und Methodik dieser Bildung einzuführen. Das ist heute ihre Aufgabe. Sie kann die Krisis, an der sie selber Anteil hat, nicht lösen, sondern kann nur in sie einführen und sie verschärfen. Dabei soll sie sich aber bewußt sein, was sie tut: es ist ein Danaergeschenk, in diese Krisis hineingeführt zu werden, und das sollte nicht in dem Glauben geschehen, daß den Menschen damit etwas Positives gebracht wird. Abgesehen davon, ob es überhaupt möglich ist, ist es sehr fraglich, ob es wünschenswert und notwendig ist, die Masse, die noch Naivität besitzt, daraus aufzuschrecken und vor eine Aufgabe zu stellen, die sie nicht gesucht hat und der sie nicht gewachsen ist. Daß die Masse in ihrer Gesamtheit die Krisis durchlaufen wird, ist niemals zu erwarten. Darum darf die Volksbildung nicht wahllos die Menschen in ihre Anstalten hereinlocken, sondern sie soll unterscheiden zwischen denen, die noch naiv sind, und denen, die sich schon aus der Masse losgelöst haben und von sich aus in die Krisis eingetreten sind. Für sie muß die Volksbildung dasein, um ihnen ihren vollen Anteil an der Problematik unserer Bildung zu geben.

Letzten Endes ist zu sagen, daß der Schwerpunkt des Volksbildungsproblemes heute nicht bei den Ungebildeten liegt, sondern bei den Gebildeten. Erst wenn sie ihre Welt wieder begrenzen können, wenn sie in ihrem Sturz ins Unendlich-Formale einen Halt finden, wenn die formale Bildung wieder eine materiale wird, kann wieder wie im Mittelalter — aber mit einem unvergleichlich erweiterten Horizonte —, eine geistige Einheit entstehen, die die Gebildeten und die Ungebildeten umfaßt.

Die Letzten

von Hertha Koenig

I

Im Turmzimmer über den Baumkronen ist noch Licht. Unten der Hof liegt in stummer, schläfriger Dunkelheit. Durch die Helle, die sich in einem blassen Streifen herabsenkt, ziehen die Nebel, grau und tropfig. Akazien und Linden müssen nahe stehen, und ihre Düfte, flüssig geworden, an den alten Mauerwänden perlen.

Die Sommernacht verströmt in diesem Hof, ohne daß sie jemandes Durst stillt.

Unter dem Tor hallen leise Schritte auf und verlieren sich wieder. Man hätte neben ihnen her gehen können, ohne von ihnen zu wissen, so leise waren sie; schnell und leise, wie das kleine Flügelgeräusch eines Insektes, das sich durch keinen Anruf aufhalten läßt. Der Schäferhund schlägt an und verstummt knurrend, als hätte er sich getäuscht.

Alles wissen die Leute auf dem Hofe. Es gibt nichts, das man nicht wenigstens bei der alten Schafmeisterin erfahren könnte. Aber wohin der Diener abends geht, das weiß niemand. Weil der Hof schon leer ist. Und der Schlaf, den die Leute in den umliegenden Wohnungen schlafen, ist schwer von Hexen und bösen Geistern. Denn es war Bonifazius vor all den hundert Jahren nicht gelungen, sie mit dem Fällen der Donnereiche zu stürzen. Hinterm Berge wohnt ein Zauberer, der kennt die verborgensten Zusammenhänge; und bei Krankheit trägt man oft noch das Hemd des Sterbenden zu ihm, damit er es über Nacht eingräbt unter den Beschwörungen der Dunkelheit.

Man kann den Leuten die Anfechtungen des Schlafes ansehen, denn ihr Wachsein ist nie recht hell und beruhigt. In ihren Augen bleibt immer noch ein Schrecken aus der Nacht, der ihren Blick scheu und ungewiß macht. — — —

Im Turmzimmer sitzt der Gutsherr an dem großen Tisch und schreibt. Oder er geht mit gesenktem Kopfe auf und ab, bis er plötzlich nach einem Buche greift und lesend auf dem nächsten Stuhle sitzen bleibt. Oft bis nach Mitternacht.

Das ist gegen die Art eines Gutsherrn. Er weiß selbst, daß es nicht so sein sollte. Kein Wunder, daß die Leute über ihn den Kopf schütteln. Sie meinen wohl, es käme alles von dem Unglück, daß ihm damals seine junge schöne Frau so bald nach der Hochzeit gestorben ist. Aber immer kann es auch nicht dieser Gedanke sein, über dem er den Kopf senkt. „Hei sucht Pennige," sagen die Pferdejungen.

Wenn er es auch nicht gerade nötig hat, seinen Besitz selbst zu verwalten – aber daß er in der Wirtschaft nie mehr zu sehen ist, weder bei der Aussaat auf den Feldern, noch in den Ställen und wenn ein neues Pferd ankommt – das ist nicht zu begreifen. Wenn man da an seinen Vater denkt! Den sah man jeden Morgen über Land reiten; nicht wie seinen Sohn in den Wald, sondern dahin, wo der Inspektor die Leute zur Arbeit versammelte. Er kam mit seinem Pferd auf ihn zu und befragte ihn, und dann ritt er den Ackerstreifen ab.

Das war ein Herr! Da wußte man doch, für wen man arbeitete!

Und erst der Großvater! Wenn auf den nur die Rede kam! Der Gärtner hatte einmal zu einem Gast gesagt: „Das war einen ganz gemeinen Menschen." Der Gast erschrak. Aber er wiederholte immer glühender: „Ja, einen ganz gemeinen Menschen! Der sprach mit allen, und wußte genau Bescheid – über jedes Kind, das auf dem Gute geboren war!"

Der Gutsherr ist der letzte männliche Erbe. Mit ihm erlöscht der Name. Deshalb hatte man ihn aus dem Kriege zurückgeschickt, nachdem er eine nicht eben bedeutende Verwundung davongetragen. Und er war es zufrieden gewesen.

Wer ihn in den ersten Schlachten gesehen, hätte es nicht für möglich gehalten, daß er es ertragen könnte abseits in der Ruhe. So sehr war sein Mut, seine Leidenschaft aus der Mitte allen Geschehens herausgeschlagen, kerzengerade, daß alles um ihn mit hineingerissen wurde in dies unheimliche Flammen. Man wußte ihn sonst als einen stillen, nachdenklichen Menschen. Nur wer ihn früher gesehen, als er hin und wieder ein Rennen mitgeritten, der erkannte ihn.

Und seine Freunde atmeten erleichtert auf, als er entlassen wurde. „Er ist maßlos," sagten sie, „es wäre etwas Furchtbares geschehen, wenn er dabei geblieben wäre – wenn es so plötzlich über ihn kommt, und er nichts anderes mehr kennt, als seinen Mut, keine Grenzen der Kraft, keine Macht des Vorgesetzten."

Aber daß er es nun aushalten konnte in der Stille! Er hatte doch einmal das Leben gefühlt, so stark und berauschend, daß der Tod ganz gleichgültig davor wird. – – –

Der Gutsherr weiß noch genau die Stelle, wo es ihm plötzlich anders klar wurde. Im Augenblick einer großen Gefahr. Er sieht noch die gestreckten Pferdeleiber neben sich – immer stärker angetrieben, und konnten doch nicht schneller. Aber wenn sie den Hügel eine Sekunde zu spät erreichten! Da – mitten in diesem Genuß, das Leben zu fühlen, so stark, daß man des Todes mit einem Lächeln gedenkt – – Schneller! Schneller! Von hinten kam das Geräusch der Schnelle wie eine Sturz-

welle vor – – da kam es auch über ihn – : daß das doch nicht das richtige Leben sein konnte, das sich nur in solcher äußersten Aufreizung fühlen läßt, und daß es wohl auch nicht der richtige Tod war, der drüben am Horizont aufflackerte und mit Nichtachtung übersehen wurde. Der Gedanke stockte sofort, überrannt von der gefährlichen Jagd. Aber später kam er wieder.

Das richtige Leben müßte sich doch in dem kleinsten Geschehen auswirken können. In einem Gespräch, in der stillsten Berührung mit Menschen müßte all der Mut und die Stärke des Augenblickes Raum haben.

Wie schrecklich, daß die Menschen des Krieges bedurften, um endlich einmal Leben zu fühlen! Und welche Täuschung! Wenn sie zurückkommen, werden sie es doch nicht haben. Denn es war ja gar nicht das richtige Leben. All das Große da draußen geschieht ja nur, weil es im kleinsten bei uns nicht stimmt . . .

Und seine Leidenschaft für den Krieg war umgeschlagen. Er schämte sich, daß er einmal den Umfang seiner Tat für ihren Wert gehalten und sich daran berauscht hatte.

Aber es war eine wichtige Erfahrung gewesen. Jetzt konnte sein Studium eigentlich erst beginnen, seit er von der Liebe zum wirklichen, glühenden Leben wußte.

Was sind die spitzfindigsten philosophischen Gedankengefüge ohne diese Liebe? Selbst Mathematik muß mit ihr zusammenhängen. –

Der Gutsherr merkt die Zeit nicht. Sie gibt sich ihm weder schnell noch langsam. In solch altem Hause ist sie an zu große Maße gewöhnt. Es nützt nichts, daß die Uhren schlagen.

Der Diener muß die Zeit aus dem Wirtschaftsgebäude mitbringen, wenn er im Speisezimmer aufdeckt und die Mahlzeiten meldet. Aber wenn er nun fortgegangen ist, über die dunklen Höfe hinaus, und niemand weiß, wohin – dann sind Abend und Nacht sich selbst überlassen.

Nur die hölzerne Wendeltreppe zum Turmzimmer, die weiß, wann er zurückkommt, und knackt laut. Kurz ehe es halb zwölf schlägt.

Der Diener stellt den Abendtrunk auf das Tablett und trägt ihn dem Herrn hinein.

„Wie – schon so spät?"

Der Diener bleibt stehen und murmelt: „Halb zwölf."

„Ich sage Ihnen doch jedesmal, daß Sie das gleich nach dem Abendbrot hinstellen können. Ein Stück Eis in die Karaffe, dann bleibt das Wasser frisch. Sie kommen ja um Ihren besten Schlaf."

Der Diener lächelt: „Ich brauche nicht so viel zu schlafen, gnädiger Herr."

Er weiß, was der Herr jetzt denkt —: daß er es doch gut hat mit einem Diener, der so treu für ihn sorgt. Bei ihm könnte sich einer ja um das Nötigste drücken, er würde es kaum merken. Auf jeden Fall würde er mit allem zufrieden sein. Das ist ein guter Diener, der das nicht ausnutzt!

„Hat der Herr noch einen Befehl?"

„Warte — heute ist — — — jawohl, morgen kommt also meine Schwester."

„Das Zimmer ist bereit. Und drüben das für die Jungfer. Der Gärtner muß nur noch die Blumen für das gnädige Fräulein hineinstellen."

„Gut." Er nickt, und der Diener verbeugt sich im Hinausgehen. — Es wäre dem Herrn angenehmer ohne diese Unterbrechung seiner späten Stunden. Aber der Diener ist nun einmal so besorgt um ihn. Er kann ihm das nicht verbieten. Er ist ja im Grunde so zurückhaltend, eher mürrisch als schmeichelnd — das ist gerade angenehm.

Manchmal muß der Herr über ihn lachen, wenn er sich einen Tadel herausnimmt — er fühlt das Recht dazu nach so langer Dienstzeit. Besonders auf das viele Studieren und Schreiben hat er es abgesehen. „Das tut nicht gut! Der Herr sollte lieber draußen gehen," sagte er.

Ja, man sieht den Herrn selten draußen.

Früher war das anders. Da steckte er den ganzen Tag in den Ställen; und wenn er in die Ferien kam, immer mit der Flinte im Wald. Eigentlich erst seit er aus dem Kriege zurück war, saß er immer in der Stube.

Manchmal überkommt ihn eine große Lust nach dem Park, nach den Wiesen und Feldern mit dem großen Himmel darüber. Aber er geht so ungern durch die Höfe. Der stumme Gruß der Leute macht ihn verlegen. Es ist ganz sonderbar. Die Leute hatten immer eine scheue Ehrfurcht vor ihm gehabt, beinahe wie Angst. Er konnte sich das nie erklären. Denn es war nicht seine Art, mit dröhnender Stimme über den Hof zu schelten, wie man das sonst von einem Gutsherrn gewohnt ist. Wenn er zu tadeln hatte, sprach er mit unveränderter, ruhiger Stimme. Aber das gerade war unheimlich. Und der gebogene, fest aufeinandergesetzte Mund war unheimlich, und die Augen, so weich und dunkel wie Mitternacht, die doch alles sieht. O, wenn er nur einmal laut und schrecklich über den Hof gescholten hätte!

Früher hatte er die Angst belächelt, die er einflößte. Er merkte ja trotzdem, daß die Leute ihm zugetan waren. Aber seit er aus dem Kriege zurück ist, hat diese Angst sich verändert — als schlüge sie auf ihn selbst zurück. Er gesteht sich das nicht ein. Aber er spricht nicht mehr gern zu den Leuten und bleibt lieber in seinem Zimmer, um ihnen nicht zu begegnen.

Die Leute sind enttäuscht über einen Herrn, denkt er, der so still seiner Wege geht. Man müßte ganz anders auftreten. Schon der Anzug ist nicht recht. Der Diener hat es ihm neulich noch gesagt, als er von den jungen Fabrikarbeitern sprach, um deren Leichtsinn zu schildern, wie die Sonntags gingen — „viel hübscher angezogen, als der gnädige Herr." Das war nicht nur ein Tadel für die jungen Leute — der traf auch ihn. Wenn er im Winter seinen Pelzmantel trug, dann waren die Leute zufrieden; so schön müßte er immer gehen.

Gewiß, es gibt viel an ihm auszusetzen. Aber die Leute könnten doch fühlen, daß er es gut mit ihnen meint.

Wenn sie wüßten, wie es ihn oft bedrückt, daß sie alle für ihn arbeiten. Es ist gut, daß sie das nicht wissen. Sie würden darüber lachen und nur noch mehr Angst vor ihm haben. Er war von jeher darauf bedacht gewesen, ihr Dasein zu erleichtern. Aber wenn er solch einen Plan dem Verwalter mitteilte, so wußte der immer einen treffenden Grund dagegen und sagte mit höflichem Kopfschütteln: „Das wollen die Leute gar nicht." In solchen Augenblicken fühlt der Gutsherr, wie er inmitten seines Besitzes in einer fremden Welt steht, deren Gesetze ihm in tiefstem Grunde feindlich sind.

Und er zog sich dichter in sein Turmzimmer zurück.

Nur der Diener verbindet ihn mit der Außenwelt. Der spürt das und spricht etwas mehr als sonst.

In letzter Zeit wußte er fast jeden Tag einen neuen Krankheitsfall zu erzählen — alles Folgen von Krieg und Hunger. Und der Herr schickte ihn zur Verwalterin, sie solle Fleisch und Wein herausgeben. „Das tut sie nicht," sagte der Diener, „die Frau gönnt keinem Menschen etwas."

Dann geschah es, daß der Gutsherr die Verwalterin kommen ließ und sie mit strengen Worten zur Rede stellte. Statt sich zu rechtfertigen, fing sie an zu weinen und stand mit abgewendetem Gesicht — verstockt und mißtrauisch. Das nächstemal sagte sie wieder zum Diener, die Räucherkammer sei fast leer, und gab zu wenig. Der Diener meinte, das sei kein Wunder. „Die Frau ist ja nur auf ihren eigenen Haushalt bedacht — wenn ich nicht selbst die Sachen aus der Küche holte, bekäme der Herr kaum satt zu essen."

Das Schlimmste war die vergiftete Luft, die aus dem Wirtschaftsgebäude kam.

Der Herr faßt einen plötzlichen Entschluß: der Verwalter und die Verwalterin müssen fort.

Er wußte auf einmal, warum er in der letzten Zeit nicht mehr durch die Höfe gehen mochte, warum ihn der stumme Gruß der Leute bedrückte: es war, als sähe aus jedem einzelnen das verstockte, mißtrauische Gesicht der Verwalterin. Er atmete erleichtert auf. Er hörte auch nicht, wenn

die Nachbarn sagten: „Solch einen tüchtigen Mann läßt man doch nicht gehen wegen einer mißliebigen Frau!" Der Gutsherr kennt den Nachteil. Aber das kümmert ihn nicht. Es soll eine gute, klare Luft um ihn wehen. Die braucht er. Ach, er braucht ja so wenig.

Was hat er eigentlich von all seinem Reichtum? fragen sich die Leute. Es ist ihm zu Ohren gekommen, wie die Bauern sagen: „– – und all dat viele Land und keine Kinner!" Man sieht sie ordentlich dabei die Hände zusammenschlagen.

Wenn der Gutsherr daran denkt, kommt es vor, daß er einen Augenblick ernsthaft überlegt, ob er wohl die Pflicht hätte, wieder zu heiraten. Und er sinnt darüber nach, wie wohl alles gekommen wäre, wenn er damals seine junge, schöne Frau behalten hätte.

Ein Gefühl von erster Sommerzeit umspielt ihn – viel Blumen und Vogelgesang um ihn her. Aber wäre er anders da hindurchgegangen? Weniger einsam?

Das hatte er ja schon damals gefühlt, daß sie nicht herabreichte bis in die Schicht, wo ihm das Gestein kostbar wird.

Gibt es überhaupt eine Frau, die man da mit hinnehmen könnte? Vielleicht doch? Irgendwo, weit fort – – – eines andern Frau, weil sie ihn nicht gefunden – und ist starr geworden in einem schrecklichen Begnügtsein? – – –

Der Gutsherr hat sein Buch liegen gelassen und geht ein paar Schritte auf und ab. Vom Fenster zur Tür und wieder zurück. Mitten durch die Stille geht er.

Es ist nicht die Stille des Abends, die mit dem Sinken der Sonne aus dem Dunkel wächst und einem die Glieder friedsam über der getanen Arbeit löst. Diese Stille zittert wie helle, punktige Sommerluft. Besonders im Arbeitszimmer. Denn da geht ein Warten um. Die Ruhe und Gemessenheit der Möbel kann es nicht im Zaume halten. Auch nicht der scheinbar lässige Schritt des Herrn. Manchmal fühlt man während eines besonderen Augenblickes, wie dieses Warten immer stärker anschwillt und sich ausdehnt. Bis hinaus in den weißen Gang reicht es und geht an den Wänden entlang und gewinnt Raum im Treppenhause. Zwischen den bauchigen Geländersäulen schlüpft es hindurch, bis der weite Flur davon flimmert. Eines Tages wird es keine Nische zwischen den dicken Wänden mehr geben, in der es nicht hin und her schwankt. Und dann, wenn das große alte Haus es nicht mehr hält – wird es nicht nach außen brechen müssen? Etwas wird geschehen.

Das weiß der Gutsherr. Deshalb kann er jetzt so ruhig durch diese Stille hin und her gehen.

Das Fenster ist halb offen. Nun bleibt er dort stehen und sieht hinaus

– über den lichten Streifen, der sich zum Hof hinuntersenkt. Von oben scheint er bedeutend breiter und weniger scharf vom Dunkel umschnitten. Schmal kommt der Duft durch die Öffnung. Je länger man hinsieht, desto genauer unterscheidet sich das Runde vom Streifigen. Man erkennt Bäume, weil man sie weiß.

Die Schreibtischlampe blendet beim Zurückgehen. Wie kommt man doch weit her von einem kurzen Blick in die ruhige Nacht!

Nun ist das Zimmer wieder ganz da. Das kleine niederländische Bild hat die Schwester noch nicht gesehen. Er freut sich, es ihr zu zeigen. Er weiß, sie sagt nichts darüber, aber man merkt doch, ob sie es gern hat. Er stellt sich ihr Gesicht vor, so wie er möchte, daß sie es ansieht. Das Rokokoglas kennt sie auch nicht. Sie wird mit dem Daumennagel über den Schliff fahren und beim Abgleiten horchen, welchen Klang es gibt – so macht sie es bei Glas – und dann umschließt sie es fest mit beiden Händen. Das ist ihre Art, sich an der Form zu freuen.

Das Zimmer hängt voll Bilder, von denen manche kaum noch aus ihrem gedunkelten Hintergrunde herausfinden. Kostbare Dinge birgt das ganze Haus.

Früher, als er noch geselliger lebte, gingen die Menschen staunend einher. Es war unerträglich, ihren Bewunderungen zuzuhören. Meistens sind es ja nur pflichtmäßige Ausrufe, die in jedem Falle passen. Schlimmer noch, wenn jemand etwas davon versteht. Dann füllt sich gleich der ganze Raum mit unsichtbaren Zahlen. Oh dieses abschätzende Bewundern! Der Herr fand immer einen Grund, hinauszugehen, weil er seine Bilder ja doch nicht schützen konnte, und weil es so schrecklich war, diesen Mißhandlungen beizuwohnen. Nein, nur niemandem zeigen! Was brauchen sie solche Bilder zu betrachten! Gehen sie etwa verändert von ihnen fort? Trinken sie nicht gleich darauf ihren Tee und sprechen über Politik, als wäre nichts geschehen?

Der Gutsherr nimmt die Lampe und geht in den Saal nebenan.

Als Kinder fürchteten sie sich in dem großen Raum – er und die Schwester. Trotzdem gingen sie heimlich hinein und betrachteten das Bild der verstorbenen Mutter. Die Kindheit ist jedesmal gegenwärtig, wenn der Gutsherr allein dort in einem der schwerfälligen Armstühle sitzt.

Was war das doch für eine merkwürdig weltferne Jugend gewesen! Wie hatte man jedes Geräusch dieses alten Hauses kennen gelernt! Weil es sonst so still war, all die vielen Tage und Abende, die auf eine geheimnisvolle Spule liefen, wie Mines Faden am Spinnrocken. Wie lange konnte man daneben stehen! Mine trat das Rad so schnell, daß es aussah, als stünde die Spule ganz still, aber man wußte doch, daß sie sich drehte. Das war nicht zu begreifen. Deshalb mußte man immer

wieder bei ihr stehen bleiben und zusehen. Bis die Tante kam und die beiden Kinder fortholte.

Den Vater sahen sie selten. Entweder er war auf dem Hof oder zu Pferde über Feld, oder er saß in seinem Zimmer, wo stets große astronomische Karten ausgebreitet auf dem Tische lagen, auf denen er durch ein kleines Brennglas hin- und hersuchte. Denn er hatte keine Ruhe, solange es noch einen Stern gab, von dem er nicht wußte.

Einmal im Jahr kamen die Großeltern zu Besuch. Dann sprach der Großvater den Abendsegen. Und die Kinder falteten die kleinen Hände ganz, ganz fest. Denn sein weißes Haupt beugte sich, und seine Stimme beugte sich bis tief herab, wo das selige Erschauern ist im Wehen vom Frieden Gottes.

Die Tante hatte die Kinder aufgezogen. Eine entfernte Verwandte. Sie meinte es so gut. Ihr schmales Gesicht mit etwas zu kurzer Nase und zu kurzen Lippen war unverändert geblieben, als wäre sie alt von Jugend auf gewesen. Wenn sie einen ansehen wollte, hob sie den Blick ganz tief herauf, als käme er aus dem kleinen Schlüsselkorb, den sie am linken Arme trug. Sie lächelte von selbst und machte immer ihre Stimme freundlich, ehe sie die Kinder anredete.

Ja, das wußte jeder, daß sie es gut meinte! Aber sie kannte nun einmal nicht den starken Gang des Blutes in diesen Kindern. Es nützte nichts, daß sie ihnen oft liebe und zärtliche Worte sagte. Das war gar nicht, als wenn die ihnen gälten. Wenn die beiden dann schnell davonliefen, seufzte sie wohl im Stillen, daß an diese Kinder doch nicht heranzukommen war.

Und ihnen kam es vor, als hätte nie jemand zu ihnen gesprochen. Und sie wurden einsam, jedes auf seine besondere Art.

Der Gutsherr wünscht plötzlich, seine Schwester wäre schon da. Er nimmt die Lampe wieder vom Tisch auf, wo er sie eben abgesetzt hatte, und geht hinüber in den andern Flügel. Die Schwester liebt es, den Flügel zu bewohnen, obgleich die Stuben dort klein und unbequem sind.

Es ist ein weiter Weg dahin. Er kennt sich dort in den Türen nicht recht aus und öffnet ein verkehrtes Zimmer. Da stehen die Möbel zugedeckt und verstaubt in jahrzehntelanger Vergessenheit. Er schließt die Tür schnell wieder. Warum machte ihn das so traurig? Er weiß es selbst nicht. Aber er geht zurück, ohne in das Zimmer der Schwester hineingesehen zu haben.

2

Der Wagen ist vorgefahren und wartet auf das Einsteigen des Herrn. Der Diener mahnt zur Eile. Nur noch eine halbe Stunde bis zur Ankunft des Zuges; und die braucht man zur Station.

Es ist dem Gutsherrn anzusehen, daß er gewohnt ist, über Land zu fahren —: an dem breiten Dasitzen trotz der schmalen Gestalt. Und er überläßt sich der Gangart der Pferde. Beim gutausgreifenden Trab sieht er alles bis zum Horizont, ohne irgend etwas wahrzunehmen. Plötzlich wird er von Erinnerungen und Fragen durchzuckt — da stößt es ein wenig im Schritt ein furchiges Stück Weg hinauf.

Ob die Schwester wohl fröhliche Augen hat? Ob sie auflacht mit ihrem guten, dummen Kinderlachen? Er hat es so gern an ihr, obgleich er sie immer dafür rügt. Sie soll das nicht vor anderen Leuten. Die verstehen das nicht. Für die muß ein erwachsener Mensch ganz anders lachen.

Die Schwester liebt es nicht, wenn er sie rügt. Dann verstummt sie jedesmal, und es ist, als verstünden sie sich gar nicht. Weiß sie denn nicht, daß er im Grunde so stolz auf sie ist?

Wenn sie nur endlich in ein ruhiges Leben hineinkäme, ein Leben an der Seite eines Mannes. Wird sie nicht viel geliebt? Freilich, immer dies Mißtrauen wegen des Reichtums. Aber er weiß von einem, der ihr Wesen erkannt hat und nur sie begehrt.

Doch das ist ein gefährlicher Punkt.

Sonderbar, sie müßten sich doch eigentlich genauer kennen als alle Freunde, nach der langen einsamen Kinderzeit. Wie kommt es, daß es so viele empfindliche Stellen zwischen ihnen gibt?

Er kann es ja auch nicht leiden, wenn er ihre Wünsche für sein Leben fühlt. Ist er etwa nicht glücklich? Oder ist das kein Glück, über diesen Begriff hinauszukommen und dem Leben nachzuspüren?

Er fühlt plötzlich eine Angst vor dem Zusammensein. Vor diesen kaum merklichen Augenblicken des Verstummens, über die es so schwer ist, hinwegzugleiten. Von einer gesellschaftlichen Stimmgeschicklichkeit läßt es sich nicht fortnehmen, und wenn man stark hinfaßt, um es ganz vorsichtig aufzuheben, wird es immer mehr und immer schwerer. Es bleibt nur das dumpfe Liegenlassen — — —

Der Zug läuft ein. Die Schwester hat die Türe schon geöffnet.

„Komme ich dir auch nicht ungelegen? Ich werde dich gewiß nicht stören.

Sag, gibt es viel Levkojen und Geranien im Garten? Und steht das Gras noch?" Sie murmelt leise in sich hinein: „Es nützt natürlich nichts, es wird nur schlimmer. Skabiosen — Phlox — es ist nicht auszuhalten."

Sie ist ein Mensch ohne Einleitung. Der Bruder kennt das an ihr.

Er wagt jetzt nicht, sie anzusehen. Er fühlt, daß es in ihr weint, wenn auch die Stimme plötzlich hoch und leicht wird.

„Sieh mal an, die breiten Ackergäule vor dem Kutschwagen! Überall merkt man doch den Krieg."

„Bei mir nicht. Bis in mein Turmzimmer dringt er nicht herauf!"

„Wirklich? Das kann ich kaum glauben, daß es noch irgendwo eine Stelle gibt, wo man ihn nicht merkt."

Sie sinkt wieder schwer in die Wagenecke zurück.

Der Bruder spricht weiter, um die drückende Stille fortzuschieben. „Ich lebe so abseits von allem, komme oft wochenlang mit keinem Menschen zusammen."

Die Schwester betrachtet ihn aufmerksam und sieht, daß seine Züge sich noch mehr verschlossen haben.

„Das solltest du aber nicht tun." (Vorsicht! Sonst kommt es an die empfindliche Stelle!)

Ihr ist immer, als hätte sie ihn einmal gefragt: „Sag, vermißt du eigentlich deine Frau sehr?" Und als hätte er darauf geschwiegen, so daß sie sein „Nein" verstand. Aber natürlich war das nie. Wie hätte sie auch darnach fragen können!

In der Allee ziehen die Pferde schärfer an. Der Stall ist nahe.

„Ah, die Linden! Weißt du noch, Tante sagte immer, daß Großmutter jedesmal ohnmächtig wurde, wenn sie um diese Zeit durch die Allee ging. Wie mich das als Kind beschäftigte. Es kam mir als etwas Beneidenswertes vor, und ich wünschte mir das auch. – Gehst du oft hier spazieren?"

„N–nein – eigentlich – –." Es ist ihm angenehm, daß es nun laut durch die Tore geht, ehe er recht antworten kann, und daß der Wagen gleich vor dem Herrenhaus hält.

Der Diener öffnet den Schlag. Die Schwester begrüßt ihn freundlich. Er nimmt der Jungfer das Gepäck ab.

Ja, da stehen die Geranien in ihrer verzehrenden Glut. Lieber jetzt nicht hinsehen.

Man geht die Treppe hinauf, durch die Gänge in den andern Flügel. Der Bruder begleitet sie in ihr Zimmer. Sie freut sich, daß es dies Zimmer ist.

„Wie wunderbar doch der Geruch eines alten Hauses! So stark. Und jedes Jahr wird er wohl stärker."

„Das kommt dir nur vor, weil diese Stube lange nicht bewohnt war."

„O nein, gleich wenn man zur Haustür hereintritt, merkt man den Geruch – geradezu beunruhigend. So, als wäre plötzlich das Unausgelebte ganzer Geschlechter um einen. Am meisten Traurigkeiten, die sich nicht ausweinen konnten. Aber auch etwas Frohes, das nicht jubeln durfte. Und dann – –," sie zieht überlegend die Luft ein – „auch

etwas Scharfes muß darin sein — wie Liebe, die sich nicht anders zu retten wußte, als in Haß. Es ist etwas ganz Unheimliches."

„In wenigen Stunden bist du wieder daran gewöhnt. Ich merke nie etwas davon."

„Wie ist das doch möglich! Daß man so mitten durch alle geheimnisvollen Strömungen hingeht, als wären sie gar nicht da." —

Die Schwester bleibt allein, um sich ein wenig von der Reise zu erfrischen. Auf dem Tisch steht eine Schale mit Maréchal-Niel-Rosen aus dem Treibhaus. Der Stolz des Gärtners.

Es müßten natürlich ganz andere Blumen für sie sein. Ob es wohl hinten an der Mauer noch von den dunkelroten Primeln gibt? Als Kind suchte sie die ganz kleinen heraus, die beinahe schwarz sind; die waren beglückend. Und Wiesenschaumkraut war auch beglückend.

Ihr fällt ein, wie die Mutter ihr einmal sagte, sie solle für ein kleines totes Kind auf dem Hofe Blumen pflücken — die allerschönsten. Sie konnte nicht älter als vier Jahre gewesen sein, denn sie weiß genau, daß die Mutter es ihr gesagt hatte; es war eine der ganz wenigen Erinnerungen an sie. Und sie weiß noch, daß sie an all den bunten Rabatten im Garten vorüberging, hinaus auf die Wiese, wo das hell-lila Schaumkraut stand. Der kleine feste Strauß in ihrer Hand ist unvergeßlich geblieben. Sie war so gewiß, daß es die allerschönsten Blumen waren, und trug sie in das Haus, wo der kleine Sarg stand, und gab sie der Arbeiterfrau. Aber die hatte schon Rosen und Lilien bekommen. Was sollten da die kleinen unscheinbaren Wiesenschaumkraut dazwischen!

Wie merkwürdig war das doch immer mit ihren Blumensträußen. Das erscheint ihr plötzlich in einem unendlich wehmütigen Zusammenhang.

Wenn die Großeltern erwartet wurden, dann pflückte sie auch jedesmal einen Strauß für sie.

Wie wurde da im Hause alles vorbereitet! Da blieb kein Ding an seinem Platz stehen, ohne daß es noch einmal ausgewischt oder geputzt wurde.

Die Großeltern kamen so weit her. Es mußte auch ein ganz besonderer Strauß sein für ihr Schlafzimmer. Und sie wählte genau, welche Blumen der Großmutter wohl am besten gefallen würden. Zu den Reseden hatte sie erst gesagt, sie dürften nicht dazu, weil sie nur grün sind, aber dann mußten doch ein paar dicht um die Rose stehen. Ach, und die Moosrose mit dem klebrigen Stiel und der langen sehnsüchtigen Knospe!

Es wurde ein Strauß für eine unendlich zärtliche Großmutter.

Wenn dann der Wagen vorgefahren war, und sie alle zum Begrüßen

im Flur standen, roch es so fein und absonderlich nach den Juchtenstiefeln. Und alles war so feierlich und machte Herzklopfen. Und Mine flüsterte ihr ins Ohr, daß sie nur ja die weiße Schürze nicht schmutzig machte.

Später hatte ihr die Tante einmal gesagt, die Großmutter wäre eine sehr herrische Frau gewesen; Mutter hätte sich immer gefürchtet, wenn sie einmal kam, während sie eines der Kinder trug — —

Als sie erwachsen war, hatte sie auch noch solche Sträuße gepflückt. Einmal im Gebirge für einen Kranken, der immer im Zimmer liegen mußte. Sie kannte ihn gar nicht. Da war sie ganz frühe aufgestanden und holte all die köstlichen Farben aus der feuchten, stillen Waldwiese; und damit der Strauß nicht zu fröhlich wurde, weil dem Kranken das vielleicht ein schmerzliches Heimweh machte, deshalb legte sie noch einen Schleier aus blühenden Gräsern darum. Ach, und nachher stand er gewiß in der Stube wie irgendein anderer Strauß — —

Konnte denn niemand die Innigkeit aus meinen Blumen nehmen, die ich ihnen mitgab...?

Der Diener klopft.

„Ja, ich komme im Augenblick."

Der Bruder war schon ins Eßzimmer hinübergegangen. Das Abendbrot steht bereit.

Es ist immer erst etwas kühl in den Räumen. Man muß ein Frösteln überwinden. Und die Stille. Die Worte bleiben verlassen und ungewohnt stehen. Einer müßte das Lächeln mitbringen, das überall gleich heimisch ist.

Kurze Fragen, die der Antwort kaum bedürfen, gehen hin und her.

„Wollen wir nach dem Essen noch ein wenig hinausgehen? Ich möchte den Leuten drüben noch Guten Tag sagen. — Du hast dem Verwalter wirklich gekündigt?"

Der Bruder nickt. —

Die Verwalterin sitzt abends vor ihrer Tür am Wirtschaftsgebäude. Die Mädchen spülen das Geschirr in der Küche und singen dabei zweistimmig „Ich bete an die Macht der Liebe" oder „Wenn ich den Wandrer frage". Alles in Terzen. Drüben auf dem Hofe spielen die Polen eine Melodie aus sechs Tönen auf der Harmonika. Diese Laute gehören zu der Abendstille, als wären sie ein Teil von ihr.

Die Verwalterin steht auf, wie sie den Herrn mit seiner Schwester kommen sieht. Und sie blickt wieder zur Seite — mißtrauisch und verstockt.

Die Geschwister gehen noch etwas im Park auf und ab.

Die dunkelroten Rosen leuchten am stärksten im Dämmer. Alle andern

Farben sind schon ausgelöscht oder verblaßt. Der Jasmin treibt einem das Heimweh in den Kopf.

Die Schwester möchte noch in den Gemüsegarten. Da ist es so frei und luftig. Rings all die Felder in ihrer fleißigen Stille. Und von der Weide her kommt das breite, behagliche Atmen der grasenden Kühe.

„Sag, was war es eigentlich mit der Verwalterin?" Der Bruder zögert. Wenn man nur nicht immer nach dem Grunde fragen wollte!

„Du lobtest den Mann doch früher als tüchtig und gewissenhaft?" Und der Bruder lobt ihn aufs neue.

Die vergiftete Luft, das verstockte Wesen der Verwalterin . . . er weiß selbst, daß dies kein verständlicher Grund zur Kündigung ist. Solche Übergriffe kommen leicht in einem Haushalt, wo die Angestellten so viel Freiheit genießen — etwas mehr Strenge und Aufsicht — — —

Der Bruder zieht mit einem feinen Haselzweig einen Hieb durch die Luft und schweigt.

Zwischen Himmel und Erde geht Schein und Widerschein der Sterne hin und her. Kräftiger Kräutergeruch mischt sich in die Gedanken der Schwester. Sie möchte der Verlockung des Abends folgen, der so lind alle Grenzen auswischt und einen dicht bis an das Fernste heranläßt.

Aber das Schweigen des Bruders neben ihr hat etwas Beklommenes. Er kann ja den eigentlichen Grund dieser Kündigung nicht sagen. Wer würde denn verstehen, daß man tüchtige Menschen gehen läßt, wegen so geringer Verfehlung — — oder, man selbst kann es ja nur mit einem verschämten Lächeln denken : weil einen ihre Nähe verstimmt? Man könnte auch sagen: weil sie einen nicht lieben. Nein, der Verwalter und die Verwalterin lieben den Herrn nicht.

Wenn sie das auf den Nachbargütern wüßten, alle, denen diese Entlassung so unbegreiflich erscheint. Auslachen wäre nicht genug. Der Gutsherr sieht sie der Reihe nach vor sich, wie sie immer dicker werden vor Lachen. Nein, so etwas hat man noch nicht gehört! Und ihm selbst ist es ja auch nicht recht behaglich dabei. Aber er kann es nun einmal nicht ertragen. Diese ungute Art seiner Untergebenen nimmt ihm das freie Atmen.

Ein richtiger Herr würde sich natürlich um so etwas nicht kümmern. Einer der Nachbarn würde einfach der Verwalterin die Meinung sagen, er würde dazu seine Offiziersstimme herausholen, und, gestützt auf sie wie auf einen Degen, ganz unanfechtbar über den Hof schreiten.

Ist das Schwäche, dieses Empfindlichsein gegen bösen Luftzug, der von einem Untergebenen herkommt? Dem Gutsherrn wallt es auf. Fühlt er nicht Kraft genug, dieser Empfindlichkeit mit einem Griff das Genick zu brechen, sie auf den Boden zu werfen und ganz ungestört und sicher darüber hinzugehen? Mit einem Griff. Wenn man es nur wollte.

Und er fühlt plötzlich, daß es jetzt einer noch größeren Anstrengung bedarf, diesen einen Griff nicht zu tun.

Er ist beruhigt über die Kündigung. —

Die Schwester hat noch keine Antwort auf ihre Fragen. Sie möchte wissen, wie er den Versäumnissen der Frau auf die Spur gekommen sei. Statt der richtigen Antwort fällt dem Herrn dabei etwas ein — etwas ganz Törichtes. Jemand hatte ihm einmal erzählt, ein Wunderdoktor wüßte ein Salz, davon brauchte man nur ein paar Körner vor dem Verdächtigen hinzuwerfen, dann müßte er seine Schuld aufs genaueste bekennen.

Die Fragen der Schwester fallen ihm gerade zwischen „ein paar Körner Salz". Seine Lippen bewegen sich in einem ungesehenen Lächeln: „— — nur ein paar Körner von dem Salz . . ."

„Hast du darüber Gewißheit?" fährt die Schwester fort.

Er murmelt undeutlich in sich hinein, daß sie von ihren Fragen abläßt.

Und so erfährt er nicht, um was für eine Gewißheit es sich handelte.

Die Geschwister bleiben einen Augenblick stehen.

Der Mond ist hinter einer schwarzen Wolke vorgekommen und scheint gerade durch die Glaswände des Treibhauses. Unheimlich — wie Zauberei, die man früher in den Kinderbüchern gelesen — als könnte man nicht weiter, weil man das eine erlösende Wort nicht weiß.

Es ist spät geworden. Schon die Zeit, da der Hof schläft und nicht merkt, wenn die leisen Tritte des Dieners durch die Tore huschen.

Die Geschwister gehen die Treppe hinauf. Ihre Stimmen hallen etwas zu laut mit den ersten Worten das Geländer entlang, bis die Gegenstände gefunden sind, bei denen ein sicheres Verweilen ist.

Der Diener bringt den Abendtrunk. Aber der Herr erstaunt sich heute nicht über die schnell vergangene Zeit.

Ohne das gewohnte Zögern an der Türe entfernt sich der Diener, denn er hört es der Stimme seines Herrn an, daß sie bereit ist zu einem Lob über seine Treue und Fürsorge, sobald er zur Türe hinaus ist.

3

Es muß gegen Morgen kurz geregnet haben. Unter den Bäumen tropft es, und das Blühen ist noch stärker geworden, durchschwängert von den Säften der Erde.

Die Schwester steht unschlüssig inmitten der Gartenstille und achtet auf den unendlichen Levkojenduft von drüben. Vor ihr liegt ein umschlossenes Stück Rasen.

So hatte sie es gemeint: in diese deutliche, blanke Stille hinein einmal

den ganzen Schmerz ausbreiten und ihn langsam und ohne Zittern anrühren und umfassen an all seinen zarten, empfindlichen Rändern. Bis keine Stelle mehr da ist, die man nicht genau weiß. Daß gar keine Angst mehr übrig bleibt.

Man läßt den Schmerz immer zu lange unbekannt vor sich hergehen; da wächst er über einen hinaus und schlägt gefährliche Wege ein. Aber es gehört auch Mut dazu, ihn so genau kennen zu lernen, daß man jede Linie seines Umrisses nachziehen kann und seine Bewegung spüren wie die Bewegung einer Hand, die man einmal begriffen hat aus einer einzigen Berührung. Es gehört Mut dazu, denn man kann nicht wissen, ob man ihn dann noch liebt.

Und es wäre doch alles unerträglich, wenn man seinen Schmerz nicht mehr lieben könnte. — — —

Nein. Jetzt noch nicht. Sie fühlt noch keine Kraft dazu. Sie gibt dem Levkojenduft nach. Die vollen weißen Dolden strömen unfaßliche Geheimnisse aus. Sie beugt sich herab und senkt das Gesicht in die Blütenblätter.

Dann geht sie schnell ins Haus zurück und überläßt sich den Zerstreuungen des Tages.

Der Gutsherr sitzt in seinem Zimmer. „Ich will dich nicht stören", hatte die Schwester gesagt und ihn allein gelassen. Aber es war unmöglich zu arbeiten oder auch nur ein Wort aufmerksam zu lesen. So ist es immer, wenn Besuch da ist. Man ist verändert — und wenn man ganz allein in seiner Stube sitzt. Die abschließende Kraft der Wände versagt.

Bei der Schwester ist es noch etwas ganz Besonderes. Er kann sich kaum einen Menschen denken, von dem der Raum gleich so angefüllt ist wie von ihr, wenn sie nur stumm hereintritt. Als würde jedes Glas auf dem Kamin in seinem schlummernden Eigenton getroffen, daß es mitschwingt von ihrem starken Wesen.

Was mag es nur sein, das sie so traurig macht? Natürlich wieder eine unglückliche Liebe.

Es steigt ärgerlich in ihm auf. Er mag das nicht an ihr. Er muß sich in acht nehmen, daß dieser Unwille nicht in seine Worte und Bewegungen kommt.

Aber das Inachtnehmen ist schon das Gefährliche. Es liegt über den Mahlzeiten und scheint ihre beiden Plätze immer mehr auseinanderzuschieben, bis sie ganz weit voneinander fortsitzen.

Da geschieht etwas Merkwürdiges — kurz ehe der Tag zu Ende geht: Er sieht, daß die Schwester weint.

Ist es möglich, daß er das noch nie gesehen hat?

Früher wohl, ein behagliches, gluckſendes Kinderweinen. Und später? Vielleicht.

Aber dies ist ganz anders, als irgendein Weinen. Nichts von dem krampfhaften Zusammenzucken, das sich stoßweise in Tränen erleichtert und das Gesicht verzerrt, so daß man die Hände davor halten muß.

Die Schwester sitzt mit zurückgelehntem, etwas aufwärts gerichtetem Kopf im Sessel und sieht mit großen Augen über alle Linien des Raumes hinaus und sieht durch die Tränen hindurch, die erst eine Weile hoch und gewölbt über den Augenrändern bleiben, ehe sie ruhig seitwärts herabfließen. Das Schönste ist der Mund in seiner fest geschlossenen Traurigkeit, die keinen Seufzer enthält.

Dem Bruder sind plötzlich seine Sinne aufgeregt.

Er erschrickt.

Aber wozu erschrecken? Was ist das anderes, als Schönheit fühlen?

Es war nur dieses kurze, jähe Erschrecken. Aber Unendliches ist geschehen. Die Fremdheit ist ausgelöscht zwischen ihnen.

Manchmal klingt ein Ton durch die Nacht von sehr weit her. Ein einziger Ton. Und man glaubt sich gerufen mit all seinen geheimnisvollen Namen. Dann müssen die Gedanken einen Augenblick ehrfürchtig stehen bleiben, weil ein uraltes Wissen vorüberzieht . . .

Das Schweigen glüht auf. Das geheimnisvolle Warten zittert in der Stille des Raums.

Die Schwester ist aufgestanden.

In den Augen des Bruders ist ein wundersamer Glanz. Der gehört ihr.

Hoch und langsam geht sie durch den weiten Gang und biegt in ihren Flügel ein.

Es ist gut, nach solch erfülltem Augenblick an lauter leeren Räumen vorüberzugehen, bis man in die einzig bewohnte Stube – zu sich selbst – kommt. –

„Oh, was ist das!" Sie fährt zusammen. Ein Rascheln in der Ecke – jemand steht vor ihr.

„Verzeihung! Ich dachte nicht . . . Ich hatte nur auf das gnädige Fräulein gewartet."

Die Jungfer war noch mehr erschrocken als die Herrin und wußte nun gar nicht, was sagen, um das wieder gut zu machen. Das gnädige Fräulein war ganz blaß und hatte so glänzende Augen.

„Lassen Sie nur! Es ist schon vorüber!" –

Die Jungfer hätte nicht aufzubleiben brauchen. Wenn es später wird als zehn Uhr, darf sie schlafen gehen. Aber sie hat gewartet, denn sie muß unbedingt etwas sagen. Am besten wohl, wenn sie ihr die Haare gebürstet hat. Jetzt geht es noch nicht, das gnädige Fräulein ist noch zu aufgeregt von dem Schrecken, und ihr selbst zittern die Knie.

„Wenn sie es nur erst gesagt hätte!

Das gnädige Fräulein sitzt vor dem großen Spiegel. Während die Jungfer den Knoten löst, hält sie die Augen geschlossen. Erst wie die Schwere allmählich den Rücken herabgleitet und sich unter den Bürstenstrichen verteilt, öffnet sie sie wieder.

Die Haare sind sehr erregt. Sie richten sich unter den Bürstenstrichen auf, daß die äußersten Spitzen über den Kopf steigen und fast die Stirn berühren. Es knistert. Wenn man das Licht ausmacht, springen Funken. Das ist immer so.

Sie sieht es im Spiegel und entsetzt sich. Ihre Hand hält die Bürste auf. „Lassen Sie heute – es ist gut."

Die Jungfer meint, es wäre noch wegen des Schreckens, und steht ratlos, weil sie doch etwas ganz Wichtiges zu sagen hat.

„Könnte ich das gnädige Fräulein noch in einer Angelegenheit sprechen?"

„Was ist es denn? Sie sind doch nicht krank?"

„Nein."

„Dann lassen wir es bis morgen früh. Gehen Sie nur schlafen; ich brauche nichts mehr."

Das gnädige Fräulein sieht so merkwürdig aus, daß die Jungfer nicht wagt, einen weiteren Versuch zu machen. Sie muß ihr Geheimnis noch einmal allein mit sich fortnehmen.

Hätte sie nur lieber gar nicht im Gange gewartet. Dann hätte ihre Herrin nicht diese quälende Erscheinung gehabt. Denn es war schrecklich für sie, ihr dunkles Haar im Spiegel zu sehen, wie es unter den Bürstenstrichen aufstand.

Weil ihr dies darüber einfiel: sie war mit ihrer Freundin bei einem Bekannten, einem weisen Manne. Einem Seher gleich stand er in seinem dunklen Samtmantel vor ihnen und sprach von schönen und merkwürdigen Dingen. Er kam vom Großen ins Kleine, und das Kleine wurde zum Großen. Da sagte er auch etwas von der eigentümlichen Kraft des Haares. Die Freundin klagte ihren Kummer, daß sie kein schönes Haar hätte. „Lassen Sie mich Ihr Haar anrühren," bat der Seher. „Es fühlt sich angenehm an, so wie ich es vorausgewußt hatte." Die Freundin aber war es nicht zufrieden. „Ich möchte auch so schönes dunkles Haar haben", sagte sie und zeigte hinüber. Wie sich das denn wohl anfühlte? Der Seher sprach leise: „Unheimlich." Und er legte seine Hand fest auf den Scheitel. „Es ist noch viel unheimlicher als ich glaubte" . . . – – –

Das Licht im Zimmer ist ausgelöscht. Sie sitzt in ihrem Bett und spricht laut in die leere Nacht hinaus.

„Meinst du, ich wüßte nicht, daß du Angst vor mir hattest?

Du bist erschrocken vor der Stärke meines Wesens, daß es überhand nähme.

Aber kam es nicht einmal über dich, wie das stille Brausen des Frühlings über kahles Land?

Oh, das war Geburt, und dein Jahr ist köstlich geworden. Ich aber habe mich an dir verwandelt zur heißen blühenden Sommerzeit.

Warst du es nicht, der meine Sinne erschreckt hat und verwirrt, daß der Blick aus meinen Augen unruhig wurde, und fremd und störrisch die Worte aus meinem Mund?

Hast du denn einmal meine Stimme gehört? Mußte sie nicht ersticken vor dir, da sie alle Innigkeit verschwieg? —

Wo bist du hingegangen?

Fürchte dich nicht:

Ich kann nicht einen Schritt hinübertun über deinen Willen. Bin ich ihm nicht gefolgt, ehe ich ihn wußte?

Aber du sollst mich hören! Einmal meine Stimme hören durch das unbegreifliche Dunkel der Nacht!

Denn siehe, ich will meine Liebe vor dich hinschütten, auf daß sie endlich liegen bleibt im Staube deines Weges." —

Die Nacht ringsum zittert von dem tiefen Tönen. Es reicht über das Wasser hin.

Drüben unter den Erlen geht der Bruder. Er konnte noch nicht schlafen. Eine Angst kommt über ihn, da er die Stimme hört. Er horcht. So rein und ungemildert ist der Klang dieser Traurigkeit.

Er geht schnell ins Haus zurück und klopft an der Schwester Türe.

Er klopft noch einmal.

„Bist du es? Warte. Ich komme gleich."

Sie schlingt die offenen Haare schnell zum Knoten und wirft ein Gewand um.

Der Bruder hat in seiner Angst vergessen, Licht mitzubringen. Er nimmt sie an der Hand und führt sie vorsichtig zwischen den schwach leuchtenden Wänden des Ganges bis in sein Arbeitszimmer.

„Kannst du es mir nicht sagen?"

„Es ist weiter nichts zu sagen. Ich habe einen Menschen lieb."

Das weiß er. Die unglückliche Liebe!

„Ja, so etwas vergeht nicht so schnell. Aber es vergeht."

„Wenn es von ungefähr gekommen ist."

Sollte es immer noch dasselbe sein wie damals vor, langen Jahren?

„Einer unglücklichen Liebe darf man nicht nachhängen."

Die Schwester ist aufgestanden und will gehen.

„Unglückliche Liebe? Das gibt es vielleicht für andere — obzwar, ich begreife nicht, wenn es Liebe ist, wie sie dann unglücklich sein könnte. Aber — —"

Der Bruder geht ihr rasch nach und legt seine Hand auf ihre Schulter.

„Ich will nicht, daß du traurig bist!"

Die Schwester setzt sich wieder und streichelt ihm über die Hand.

„Ich weiß, du kannst das nicht verstehen."

„Warum liebt er dich nicht!"

„Er liebt mich."

„Er — ja, aber dann — — warum — —?"

„Es hat seine Liebe nur einmal eine Frau erkannt. Darum war sie ein Traum, der einen fremden Himmel aufreißt."

Ihre Stimme versinkt in das dunkle, ehrfürchtige Schweigen. Behutsam hebt der Bruder seine Augen zu ihr auf.

„Fühlst du nicht neben allem Schmerz, oder tief, ganz tief unter allem Schmerz, daß das Leben sich nicht irren kann? Vielleicht wäre es nicht gut für dich gewesen. Und dann — nicht wahr, ich darf alles sagen, wie es mir in die Gedanken kommt? Du liebst dich selbst. Weißt du das? Einem andern gehören ist sich aufgeben. Vielleicht einmal, daß man so fertig wäre, daß es ganz gleich ist, wem man gehörte. Aber — du wirst nie fertig. Das ist deine Vollkommenheit."

„Für wahre Liebe muß man sein Leben lassen. Ich weiß. Aber ich hätte das gekonnt. Für ihn hätte ich das gekonnt. Nur für ihn. Für ein befreites Lächeln auf seinem gequälten Gesicht hätte ich meine Tage liegen lassen, die mir kostbar sind. Und hätte alles, was wild und schön und schrecklich in mir ist, ganz still verschlossen. Um seiner Ruhe willen."

„Dann hättest du aufgehört zu sein. Dein Leben ist noch nicht fertig. Du drängst nach Erfüllung. Vielleicht ist es eine andere Erfüllung, als du jetzt meinst, vielleicht muß dich ein anderer dahin führen."

Der Bruder nennt einen Namen. „Weißt du, was es bedeutet, so geliebt zu sein?"

„O sei still! Das ist furchtbar. Ich kann nicht. Alles wäre zerstört — für ihn und mich. Ich weiß, was es bedeutet, so geliebt zu sein. Das ganze Wesen, bis an die dunkelsten Ränder, umfangen von Verstehen. Das ist Glück. Aber was für ein schweres."

„Es ist gleichviel, ob unser Glück hell ist oder dunkel."

„Nein — sprich nicht davon. Er vergöttert mich. Und das macht mich irre an mir. Denn ich höre den Klang meiner Häßlichkeiten schrill in den leeren Raum fallen, da sie nicht aufgefangen werden — —."

Sie ist ruhiger geworden und spricht ohne Qual.

„Meinst du, ich hätte nicht versucht, mich zu betäuben? Meinst du, ich wüßte nicht, daß es wohl ein Vergessen gäbe in eines andern Arm? Aber was sollte mir das? Wie fremd ist mir mein eigenes Gefühl, wenn

es nicht bei ihm ist. Denn es war ein Augenblick, da meine Einsamkeit zur seinen sagte und seine zur meinen: „Ich kenne dich. Aber ich kann dir nicht helfen, ich kann dich nur lieben und still und andächtig von ferne stehen!“ —

„Eine größere Nähe gibt es nicht zwischen Menschen, als diese Ferne. Du weißt um das Geheimnis. Du kannst lieben.“

„Und darf es doch nicht auswirken.“

„Vielleicht hast du noch nicht erkannt, wie mannigfaltig deine Liebe ist.“

Die Schwester lächelt. „Das nützt nichts. Meine Liebe hat einmal ihre größte Spanne gefühlt; darüber kann sie nicht hinaus.“

Dem Bruder fällt etwas ein. Wie er einmal zu einer Frau gesagt hatte, von der er sich trennen mußte: „Ich weiß, du könntest noch lieben unter deinem Anspruch!“ Ja, wenn jeder nach seinem höchsten Punkt ginge und nicht mehr sich darunter begnügen könnte, dann fänden sich die Menschen wieder, und die Untreue hörte auf.

Die Schwester bleibt einen Augenblick still. Sie blickt finster.

„Seit ich ihn liebe, weiß ich, daß ich untreu bin.“

Der Bruder versteht nicht.

„Ja, ich bin untreu. Wenn ich zu den Menschen komme, liebe ich sie. Fast alle. Von weitem nicht. Aber wenn ich mit ihnen spreche, ist fast niemand, der mir nicht vertraut wäre. Und wenn ich Wärme spüre, bleibe ich entzückt stehen. Und unsere Augen erhellen sich gegenseitig an der Glut. Dann fühle ich eine starke Liebe zu den Menschen und möchte ihnen wohltun und sie bestärken in ihrem besten Wesen. Sie aber reißen sich ein Pfand aus ihrem Herzen und geben es mir. Doch wenn ich fort bin, nehme ich von ihnen nichts mit in meine Einsamkeit.“

Der Bruder sieht sie erschrocken an.

„Ich konnte nur ihm treu sein.“

Der Bruder weiß nun, daß es keine Hilfe gibt, weil sie einmal bis auf den tiefsten Grund geliebt hat. Er betrachtet sie lange und versteht nun die Schönheit, die ihn vorher an ihr erstaunt hatte.

„Trotz aller Traurigkeit — du bist zu beneiden.“

Die Schwester richtet sich stolz in die Höhe.

„Ja. Das bin ich. Oft fühle ich meinen Schmerz überholt von Glück. Das Leben ist mir leicht geworden. Es gab plötzlich nichts Fernes mehr, das nicht mein eigen wurde. Ich konnte das Leben meistern. So, als wenn man von einem Tag zum andern plötzlich alles in Musik ausdrücken kann. Gestern noch gab es Tonarten und Harmonien, in denen man sich verstrickte — nun phantasiert man plötzlich über sie hinweg, ohne ihrer zu achten; man kann gar nicht mehr fehlen, weil es keine Schwierigkeiten mehr gibt. Man braucht nur die Klänge zu meinen, so sind sie da und führen immer weiter zum Neuen.“

Der Bruder sieht ihre Züge bis zur Tollkühnheit durchglüht. Früher – zu Pferde – da gab es auch für ihn solche Augenblicke. Er liebt plötzlich sein ganzes Leben um dieser Augenblicke willen.

Über die Schwester ist er beruhigt. „Wenn es auch noch so weh tut ... dir kann nichts mehr geschehen. Nun magst du ruhig alt werden."

Die Schwester sieht ihn erstaunt an.

„Ich betrachte mir die alten Frauen immer darauf hin, ob sie wohl einmal wirklich geliebt haben. Man sieht es noch in den faltigen Gesichtern. Achte einmal darauf! Alle Menschen, die das konnten, ob in Freude oder Schmerz, vermögen es, schön alt zu werden.

Ich weiß von einer Frau, deren Leben war verschlossen in Unmut und Strenge. Ihr Gesicht war zum Fürchten. Und es half nicht, daß sie sich ihrer Tage lang abquälte, fromm zu sein und stille in Andacht. Sie stand schon dicht vor dem Greisenalter. Da geschah es einmal, daß der Violinspieler einer Kapelle ihr Herz rührte. Sie meinte, es wäre seine Musik. Und sie ersann immer wieder einen Grund, dorthin zu gehen, wo er spielte. Doch es genügte nicht mehr, daß sie hinging und der Kapelle gegenübersaß; sie nahm ihn in ihren Gedanken mit nach Hause und achtete nicht mehr auf seine Musik, sondern beglückte sich an seinen großen traurigen Augen und wünschte, ihn lächeln zu sehen. Sie fand eine Gelegenheit, ihn bei einem Fest in ihrem Hause spielen zu lassen, und bereitete das Fest wie zu dem höchsten Tage ihres Lebens, weil sie ihn ansprechen konnte und seine Stimme hören.

Und ihre dumpfen strengen Züge haben sich aufgetan, und sie ist schön geworden wie die andern Frauen, denen in ihrer Jugend das Herz gezittert hat von dem großen Schwingen der Liebe – – –."

4

Die Nacht wurde schon fahl vor den Fenstern, und die ersten Hahnenrufe kamen vom Wirtschaftshof herüber, als die Schwester sich niedergelegt hatte. Aber es waren Stunden beruhigten Schlafes.

Da die Jungfer um die gewohnte Zeit an die Tür klopft, muß sie sich erst zurechtfinden.

Sie fühlt die Schöne des Morgens wie schon lange nicht mehr und fühlt, daß sie sich wieder freuen kann am frühen Gesang der Vögel.

Ein wenig noch hindämmern in diesem Erstaunen! Aber jetzt darf die Jungfer es nicht länger aufschieben, was ihr auf der Seele brennt. – –

Es ist so mühsam, zuzuhören – im Einschlafen oder Erwachen, wenn man, eingewöhnt in die Klänge des Traumes, auf eine irdische Stimme achten muß. Man hat keine Kraft für das Gewicht dieser Welt, weil man sie drüben in der anderen nicht braucht.

„Ja, — wie? So sagen Sie doch deutlich! Der Diener? Silberne Löffel?"

„Ich habe gesehen, wie er sie eingesteckt hat und in seine Kammer getragen. Ganz gewiß! Mit meinen Augen habe ich es gesehen!"

Das gnädige Fräulein scheint es immer noch nicht ganz begriffen zu haben.

„O, wenn gnädiges Fräulein wüßten! Es geht hier nicht mit rechten Dingen zu. Die Frau Verwalterin sagt nur immer: Der alte Gott im Himmel lebt noch!"

„Ach, in der Küche der ewige Unfriede — ich habe Ihnen doch gesagt, daß Sie sich möglichst wenig dort aufhalten sollen."

Die Jungfer fängt vor Aufregung an zu weinen.

„Aber gnädiges Fräulein können mir doch glauben. Die Frau Verwalterin hat keine Schuld; es kommt alles nur vom Diener. Er ist ein schlechter Mensch. Ich habe es doch selbst gesehen, wie er die Löffel gestohlen hat. Und die Verwalterin sagt, mit all der Butter und Wurst hätte sie schon lange Verdacht — immer wären die Bretter im Wirtschaftskeller leer. Wenn der Herr auch noch so üppig lebte, so viel könnte einer doch gar nicht essen."

Die Jungfer ist eine treuherzige Person. Ihre Herrin ist gewohnt, darauf zu achten, wenn sie etwas sagt. Sie läßt sich die Sache noch einmal ausführlich erklären.

„Also das mit den silbernen Löffeln haben Sie selbst gesehen? Aber wenn die Verwalterin schon immer Verdacht hatte, warum sagte sie nie etwas zum Herrn?"

„Sie konnte ihm nichts beweisen. O, und sie haben alle so furchtbare Angst vor dem gnädigen Herrn. Alle zittern ja, wenn sie ihn nur von weitem sehen. Ich habe es ihnen schon oft gesagt, daß der Herr immer sehr gut und freundlich ist, aber sie haben es nun einmal so vom Diener. Der macht allen angst. Und dann sagen sie auch, der Herr würde ja doch nichts auf seinen Diener kommen lassen." —

Wie schrecklich, dem Bruder davon sagen zu müssen! Wenn es wirklich wahr wäre, daß sein Diener ihn so schamlos hintergangen — welch ein Schlag für ihn! Hatte er ihm nicht vertraut in all den langen Jahren?

Die Schwester macht sich schnell fertig und geht hinüber.

Wie soll sie es nur sagen?

Die Worte gleiten ab.

Der Bruder spricht undurchdringlich vor sich hin: „Es ist nicht wahr. Es ist nicht wahr. Es ist nicht wahr."

Während die Schwester auf ihn einredet, fällt ihm plötzlich wieder von

weither die Geschichte von dem Salz in die Gedanken: nur ein paar Körner Salz — — die Schwester — — ein paar Körner Salz.

Und wieder kommt ihm das Lächeln um die Lippen.

Diesmal sieht es die Schwester. Sie ist erstaunt, geht jedoch bereit darauf ein. „Gewiß — es gibt einen Punkt, von dem aus gesehen ist alles komisch — den kenne ich sehr wohl. Aber jetzt nicht diesen Punkt — bitte nicht!"

So war es nicht gemeint. Der Bruder hat genau begriffen, um was es sich handelt. Aber der Diener — sein guter, treuer Diener — — nein!

Die Schwester besteht hartnäckig darauf, daß die Sache untersucht wird.

Endlich versteht sich der Gutsherr dazu. Er ist ganz bleich, während er zu den Leuten spricht.

Beim Diener wird der Anfang gemacht, da seine Kammer zunächst liegt. Die Schwester beobachtet sein Gesicht. Wie im Krampf stehen seine Züge. Sonderbar, daß man diese bösen Augen früher nie bemerkt hat.

Er könnte sich jetzt noch dem Herrn zu Füßen werfen und alles eingestehen. Aber er bleibt ruhig, bis seine Kommode geöffnet ist.

In der ersten Schublade liegt seine Wäsche. Der Herr atmet erleichtert auf. Aber die zweite klappert schon beim Aufziehen. Das sind die silbernen Bestecke. Und die Wäsche und Socken? Alles vom Herrn.

Der Diener steht unverändert, eine verächtliche Biegung um die Lippenränder.

Der Herr hat dieses Gesicht noch nicht wahrgenommen und redet mit sicherer Stimme. Er fühlt etwas Heiliges. Denn jetzt hat er einen Menschen in seiner Hand.

Die unendliche Ferne zwischen Herrn und Diener muß fortgerissen werden. Jetzt gilt es, so stark zu sein, daß der andere vertrauen kann, trotz seiner Schuld.

Eine Mutter braucht ihr Kind nur in den Arm zu nehmen, wenn es gefehlt hat, um dicht an ihrem Herzen das Unrecht zu verwandeln in den guten Willen zum Besserwerden. Wüßten doch die Mütter um ihre beste Macht! — —

Der Herr hat den anderen gewinkt, hinauszugehen. Dabei bemerkt er des Verwalters triumphierendes Gesicht. Das treibt ihm das Blut in den Kopf. Kann nicht über jeden einmal das Böse kommen? Hört man nicht ringsum von lauter Diebstahl und Betrug?

Plötzlich steht das abseits gelegene Gutshaus inmitten des Krieges.

Ist das Böse nicht in alle Menschen hineingefahren, wie Luzifer selbst? Man weiß von hochgestellten Persönlichkeiten, daß sie sich eine Kugel durch den Kopf schießen mußten, weil sie ihre große Verantwortung mißbrauchten. Ist die kleinste Untreue eines entwickelten Menschen weniger schlimm als der grobe Diebstahl eines ungebildeten Dieners?

Und der Herr verteidigt seinen Diener gegen diese triumphierenden Blicke. Denn mit seinem eigentlichen Wesen hat dieses Stehlen nichts zu tun. Des ist er gewiß. Ich werde ihn sogar behalten, denkt er, und ihm wieder genau so vertrauen wie vorher. Wenn man einem Menschen einmal bis auf den Grund vertraut hat, mag er einen bestehlen, und man wird deshalb nicht aufhören, ihm zu vertrauen.

Nun ist der Herr allein mit dem Schuldigen. Er wiederholt seine Worte. Eindringlicher.

„Ja, ja, ja," sagt der Diener vor sich hin; fast ohne den Mund zu öffnen; „aber man hat auch so manches heruntergeschluckt all die Jahre."

Dann bleibt sein Mund geschlossen.

Nun sieht der Herr sein Gesicht. Rund und böse kommt der Blick aus dem Auge.

Es gibt für den Herrn also doch nicht solch eine einfache großmütige Klarheit, wie er eben dachte. Was murmelte der Diener? In seinem eigenen Gewissen hatte etwas dabei angeschlagen. Aber was? Ist er nicht immer sehr gut zu seinem Diener gewesen?

Er darf sich diese Gedanken jetzt nicht merken lassen. Das Gesicht ihm gegenüber wird immer sicherer; beinahe beherrschend.

Deshalb gibt er seiner Stimme einen befehlenden Ton. „Stehe mir Rede!" sagt er.

Der Diener schweigt.

Eine Frage nach der andern bleibt in der Luft stehen.

Des Herrn Stimme wird noch lauter; schärfer seine Worte.

„Wenn du nicht bekennst, rufe ich die Polizei!"

Wie töricht, so etwas zu sagen! Das bleibt nun auch in der Luft stehen, und der Diener starrt mitten darauf hin.

Er öffnet nun einmal seinen Mund nicht mehr. Nur das verächtliche Lächeln an seinen Lippenrändern sagt: als wenn es sich um diese Dinge handelte!

Weidet er sich an der Ratlosigkeit seines Herrn?

Der Herr nimmt einen neuen Anlauf, spricht leise und gütig. Der Diener solle eingestehen, dann würde er Gnade vor Recht gehen lassen.

Da duckt sich der Diener, greift in die Schublade und nimmt etwas heraus. Seine Bewegung ist so kantig und böse, daß der Herr einen Augenblick erwartet, er springt auf und sticht ihn nieder.

Aber der Diener macht einen Satz wie aus sich selbst heraus, und hat die Türe.

„Du bleibst!"

Er packt ihn am Ärmel. Der Diener lacht unheimlich, reißt sich los und stürzt die Treppe hinunter. Der Herr ihm nach.

Unten stehen noch die anderen und sprechen aufgeregt.

„Haltet ihn!" ruft der Herr. „Bringt ihn zurück!" –

Und sie bringen ihn. Langsam. Denn er zerrt die beiden Männer hin und her. Nicht mit den kleinen flattrigen Bewegungen des Losreißens, sondern mit dem starken Stoßen, das dem Haß Luft macht.

Sein Gesicht ist plötzlich so schmal geworden, als wäre ein Stück abgeschlagen, und als ständen Augen, Nase und Mund nicht mehr an ihren richtigen Stellen. Aber immer siegessicherer die Biegung der Lippen.

Was mag der Herr noch alles auf ihn einreden? Gericht?

Der Diener kennt seinen Herrn. Der fürchtet sich ja vor der Ohnmacht seiner eigenen Worte. Was half ihm sein guter Wille, die Entfernung zwischen sich und seinem Diener fortzureißen? Das geht nicht in einem einzigen gesteigerten Augenblick! Das hätte früher geschehen müssen. Mit der guten Behandlung ist das nicht getan. Deshalb schlug ja auch vorhin sein Gewissen an. Ein einziges falsches Wort, eine Bewegung aus Gewohnheit oder Erziehung könnte schuld an diesem allen sein.

Der Herr hat den Diener allein gelassen.

Draußen vor der Türe steht die Schwester mit dem Verwalter und der Verwalterin. Die Frau redet noch immer weiter auf sie ein, von einer Einzelheit in die andere, obgleich die Schwester längst die Hauptsache begriffen hat und viel deutlicher durchschaut, als die Frau selbst.

Der Verwalter hat gespannt auf den Klang der Stimme von drinnen gehorcht. Er ist unzufrieden. Auf seiner früheren Stelle war auch einmal gestohlen worden. Da hatte der Herr den Knecht genommen und ihn mit der Peitsche geschlagen, daß man ihn über den ganzen Hof schreien hörte. Das hätte dieser auch verdient.

Das Stehlen war ja nicht das einzige, was er getan. Jetzt begreift es der Herr: er war es, der die ganze Luft auf dem Hofe mit Mißtrauen durchschwängert hat, daß keiner mehr den andern erkannte. Damit sich niemand an den Herrn heranwagte, hatte er verbreitet, er wäre hart und geizig.

Der Verwalter und die Verwalterin sind auf einmal ganz verändert – zutraulich und ohne Falsch – seit die böse Macht des Dieners gebrochen ist.

Es scheint unfaßlich, daß man durch einen einzigen Menschen so rundherum mit Feindschaft umstellt werden kann, bis alle Leute einen für einen Tyrannen halten und einen Geizhals. Sie kannten mich doch, denkt der Gutsherr, sie sahen mich doch all die Zeit!

Aber sieht denn je ein Mensch den andern? Sie warten, bis sie unsern

Namen und unsere Stellung erfahren, dann können sie sich ein Bild von uns machen...

Was wird der Herr nun mit dem Schuldigen tun?

Gefängnis? Das klingt ganz anders von weitem, als wenn man plötzlich die Bestimmung darüber in Händen hat. Vermag Menschengericht zu bessern? Gibt es überhaupt einen größeren Eindruck als diesen, daß alles Böse und Geheime offenbar wird? Wer durch diese Erfahrung nicht zur Besinnung kommt, muß so verhärtet sein, daß Strafe ihn nur noch härter macht.

Würde in diesem Fall nicht der Herr mit einer Art Rache anfangen, die sich sofort auf der andern Seite vergrößert? Und dann – wer fühlte wohl das Recht zu strafen? Habe ich nicht Böses in mir, das mir ärger erscheint, als eines achtlosen Menschen Diebstahl?

Der Diebstahl ist ja hier auch gar nicht das Schlimmste; sondern die kleine schlaue unehrliche Häßlichkeit von Mensch zu Mensch. Aber dafür käme er ja nicht unter das Gesetz, sondern für die Sachen, die er dem Herrn fortgenommen.

Doch man müßte ihm das erklären können: so sagen, daß er es versteht, mit dem Rest seines Wesens, an den der Herr noch glaubt.

Aber er kann doch nicht zu ihm reden. Die Worte bleiben ja in der Luft stehen. Womit sollte er es noch versuchen?

Wenn man sich auf Gott berufen könnte! Aber da würde es gelten, einen Glauben herzustellen, der gar nicht da ist. Es entstünde nur noch ein weiteres Mißverständnis, denn der andere würde sich den Gott vorstellen, der zu Anfang des Krieges plötzlich so gegenwärtig schien, in den Kirchen, und sich dann nicht bewährt hatte, weil man ihn ganz anders angenommen – hilfsbereit, und um Schicksale bemüht, die ihn gar nicht kümmern.

Man müßte ein Heiliger sein und selbst ein Stück von Gott, um ihn dem anderen fühlbar zu machen...

Die Leute auf dem Hof fragen sich in großer Erwartung, was geschehen wird. Welche Strafe?

Jeder fühlt sich beteiligt am Recht zu strafen – hat nicht dieser Böse, Ungetreue ihnen allen den Dienst verleidet? Und auf einmal will es jeder von ihnen gewußt haben, daß der Herr gar nicht so schrecklich war, wie der Diener ihn vor ihnen dargestellt.

Nein, der Herr ist sogar viel zu gut. Das spricht sich nun erregt, fast als Mißbilligung herum. Ist es möglich, daß man einen Menschen, der sich so schwer an einem vergangen hat, einfach laufen läßt? Manche fragen: ist das recht?

Und der Herr wird ihnen wieder so unheimlich, wie er es früher gewesen, ehe der Diener ihre Ehrfurcht in Mißtrauen verwandelt hatte.

Die Schwester wartet im Turmzimmer bis der Bruder heraufkommt. Es ist unerträglich, wenn die Gedanken einmal solch widrigem Geschehen nachlaufen müssen. Man wird innerhalb eines Vormittags zum Detektiv, Advokaten, zum Diebe selbst, denn auch in seine Schliche ist man eingeweiht. Etwas davon könnte hängen bleiben. Wird man es merken, wenn es sich einmal äußert? Oder wird es ganz heimlich in das übrige Sein und Wesen mit hineinfließen, daß man allem gegenüber ein wenig verändert wäre? Vielleicht sogar den Blumen gegenüber? — — —

Der Bruder geht im Turmzimmer erst lange auf und ab, ohne ein Wort zu sprechen. Plötzlich sieht er sich um, als bemerke er, daß die wartende Stille fort ist. Dann lächelt er wieder das mißverstandene Lächeln und sagt:

„Das ist alles durch dich ans Licht gekommen."

Die Schwester versteht ihn nicht. Der Jungfer hatte man es doch zu verdanken. Um sich zu erklären, muß der Bruder zu den paar Körnern Salz greifen. Nun lächelt die Schwester.

Aber der Bruder sieht sie sehr ernst an. „Hast du nocht nicht gemerkt, daß überall, wo du hinkommst . . ."

Die Schwester erschrickt. „Ich weiß — immer geschieht etwas — etwas Unheimliches."

Der Bruder sieht, daß er an einen qualvollen Punkt gerührt hat.

„Du zwingst die Menschen, mit Augen zu sehen, was sie im Dunkeln lassen möchten."

„Nein, glaube mir, ich will niemandem in sein Verborgnes eingreifen!"

„Das tust du auch nicht. Aber deine Nähe duldet keine Unklarheit — vor dir wird das Verborgene offenbar."

Die Schwester will sich dagegen wehren. Und doch stehen solche Augenblicke vor ihr.

„Oft, wenn ich in eine Stube hineintrete, merke ich, daß die andern erschrecken. Ich möchte mich zurücknehmen, aber es ist immer schon zu spät. Sie erschrecken auch, wenn mich plötzlich im ganz Ernsten das Komische ansieht. Sie sind immer so furchtbar ernst."

Der Bruder schiebt seinen großen Zeigefinger hin und her.

„Und sind doch nie ernst genug. Darum erschrecken sie vor dir. Der Ernst wird ja erst echt an seiner äußersten Stelle — da, wo er mit der Freude und dem Lustigen wieder zusammenstößt. Davon wissen die Menschen nicht — — — aber Gott könnte es nicht aushalten, Gott zu sein, wenn er nicht manchmal über den Ernst seines Zornes und seiner Liebe hinausginge. Gibt es nicht Zweige und Ranken, die die Bewegung eines heiligen Lachens haben?"

Das Gespräch hat den Gutsherrn weit fortgeführt von den Geschehnissen des Tages.

Es gibt für ihn noch vieles anzuordnen.

Aber er kann jetzt nicht gleich zu diesen Dingen übergehen, und wenn sie noch so wichtig sind.

In seinem Innern ist alles durcheinandergeschüttelt.

War das nicht immer sein Fehler, daß er die äußere Ordnung zurückstellte, wenn sein Inneres in Bewegung war?

Die meisten Menschen fangen mit der äußeren Ordnung an, richten ihr Leben so ein, wie es vor den Vätern bestehen kann und vor Kindern und Kindeskindern. Dann, wenn im Alter noch Zeit übrig bleibt und sie nicht zu müde sind, beginnen sie, sich noch ein wenig um ihre innere Ordnung zu bekümmern.

Der Gutsherr hat es immer umgekehrt gemacht.

Jetzt steigt es plötzlich in ihm auf als ein Wunsch, nun auch die äußeren Dinge stark in die Hand zu nehmen. Fertig wird man doch nie mit der inneren Ordnung. Aber vielleicht ist sie im Gröbsten soweit hergestellt, daß in sie Maß und Richtung für die äußere könnte gelegt werden. Es sollte überhaupt nicht mehr zweierlei sein. Dann wäre es heute auch leichter gewesen, diesen verschiedenen Menschen gegenüberzustehen, die weder seine Art Gedanken, noch seine Art Gewissen haben.

Werden die Dinge, wenn wir sie in allen Einzelheiten zerlegt und durchgrübelt haben, nicht zum Schluß wieder ganz einfach?

Wie er so auf- und abgeht, summt er eine Melodie vor sich hin. Ein später Beethoven. Es überkommt ihn plötzlich eine große Sehnsucht, das zu hören. Er weiß warum. Das war ihm immer das Merkmal für ganz große Musik: wenn sie in ihrem Umrisse so einfach ist, daß sie die Uneingeweihten ebenso stark ergreift, wie die Kundigen, die den Gang jeder Stimme und jeder Harmonie bestaunen können.

Er fühlt plötzlich, daß er vor einer Wende steht.

Wohin, weiß er noch nicht.

Es geht auch nicht so ohne weiteres gerade aus und vorwärts. Das Gewesene ist wach geworden und will beachtet und erkannt sein.

Gibt es etwas im Leben, das einem angetan wird, daran man nicht selbst beteiligt wäre?

Ist das so einfach zu sagen: der hat mich bestohlen, weil er ein Dieb ist? Und ich?

Er spricht zur Schwester darüber.

„Es muß auch eine Schuld im Reichtum liegen, oder in mir — daß ich ihn unrecht verwende."

„Du? Bist du nicht immer darauf bedacht, Menschen zu helfen?"

„Das ist zu wenig.“

„Möchtest du denn wohltätig sein – so, ohne Wahl – um deiner Ruhe willen?“

Darauf antwortet der Bruder gar nicht. „Was ist überhaupt helfen? Das Starke siegt. Ich weiß von einem Künstler, dessen Erfüllung daran scheitert, daß er seine reiche, verwöhnende Jugend nicht überwinden kann. Die Gerechtigkeit ist genau ausgewogen.“

„Glaubst du daran? Wenn ich nur an die Menschen der Großstadt denke, die weder Baum noch Blume kennen, fühle ich mich namenlos bevorzugt.“

„Dann wäre ja auch mein Diener bevorzugt. Der war schon in Spanien und Ägypten, hat die Rosen an den Mauern von Toledo und hat die Herrlichkeit der Wüste gesehen. Hat ihn das bereichert? Ich sage dir: wenn jemand in einer Dachkammer der Großstadt wohnt und sieht nur einen Augenblick die Wolken an mit Sehnsucht und Liebe, so weiß er mehr von den Rosen an den Mauern Toledos und von der Herrlichkeit der Wüste, als dieser, der sie gesehen.“

Die Schwester sieht ihn eine Weile nachdenklich an. „Von dir könnte ich mir vorstellen, daß du blind wärest.“

„Ja, ich glaube auch nicht, daß die Blinden ärmer sind. Vielleicht erfahren sie alles viel deutlicher und genauer, als wir mit unsern tausendfach abgelenkten Blicken, die sich mit einem Eindruck begnügen. Wir sehen ein wenig und hören ein wenig und meinen, dann hätten wir alles. Aber wer vermag einen Menschen zu wissen? Der Klang der Stimme, das Auffallen der Füße auf dem Boden, das Bewegen und Stillhalten der Glieder – wer davon eines wirklich vernimmt, kann sich nicht irren.“

Die Schwester bemerkt plötzlich, daß die Augen des Bruders tiefer in seine unbekannte Ferne schauen. – –

Die Jungfer klopft. Der Verwalter ließe um einen Augenblick bitten.

Zum ersten Male kommt jemand anders als der Diener an die Türe. Und es überläuft den Gutsherrn mit einem frostigen Gefühl. Er hatte seinen Diener gern gehabt.

Das erfüllt ihn jetzt mit Entsetzen. Er hatte in der Meinung gelebt, der Diener sei ihm ergeben und zugetan. Und hatte ihm vertraut. Mit welchem Vertrauen! Oder – –? Hatte er sich das Vertrauen zu leicht gemacht? – – –

6

Es ist dem Gutsherrn noch ungewohnt, daß er sich wieder wohl fühlt auf seinem Besitz. Man spürt es an der Luft und hört es an den Geräuschen ringsum, wie die Befreiung aus einem bösen Bann. Das ist

der Friede. War es denn nicht der Krieg, der sich auf dieser entlegenen Scholle in einer seiner mannigfaltigen Weisen abgespielt hat?

Er geht durch die Hoftore und durch die Allee hinaus, bis das weite Land vor ihm liegt, Kornfelder mit ihrem langhin auswallenden nachgibigen Wehen, und der perlige Flimmer des Weizens.

Von den Wiesen her grüßen die Leute, die das Heu umwenden. Der Geruch kommt mit dem sanften Wind.

Der Gutsherr biegt nicht den Weg zum Walde ein. Er will das Land sehen. Bis zu den ansteigenden Linien des Horizontes: sein Land.

Wie sonderbar! Er hat es doch immer gewußt, daß es sein Land ist. Und jetzt, in diesem Augenblick, begreift er es zum erstenmal. Drüben der aufgrünende Wald — nie hat er gefühlt, daß es sein Wald ist. Und die Wiesen und Felder, die jedes Jahr mit neuem Mut ihre Früchte tragen — hatten sie ihm mehr gehört, als der große unbegreifliche Himmel darüber? Kannte er nicht an seiner leisen abendlichen Färbung den Frühling lang ehe Wiesen und Felder von ihm wußten?

Der Gutsherr kann nicht den Weg so weiter gehen wie von einem Ziel zum andern. Es ist zu überwältigend, plötzlich all den Besitz zu spüren.

Die Leute auf den Wiesen sammeln sich. In langer Reihe biegen die Gespanne in die Allee ein.

Feierabend bedeutet der stattliche Zug.

Alle haben sie für ihn gearbeitet. Und es ist ihm recht so.

Er möchte hingehen und vor ihnen stehen als der Herr, den sie sich wünschten. Wie ein König müßte der sein. Daß ihre Arbeit würde zum Jubel vor ihm.

Er fühlt plötzlich die Kraft zum Herrschen. Und er sieht über das Land hin bis zum Horizont, und es scheint ihm gut, daß es *sein* Land ist.

Es ist dem Gutsherrn zumute, als wäre er sehr schnell einen hohen Gipfel emporgeklommen. Und er sieht hin über ein Stück großer unbekannter Welt.

Der Weg war steil und gefährlich. Er kann ihn nicht zurückgehen. Aber da er die Augen aufschlägt, befindet er sich unten.

Wie war es nur möglich, da herabzukommen? Ein Sturz? — — — Einmal aber hat er dort gestanden.

Welch eine Erfüllung, den Herrscher in sich zu fühlen!

Der Gutsherr sieht in die Ferne mit dem veränderten Blick, den die Schwester wahrgenommen.

Wer vermöchte zu herrschen!

Er hatte geglaubt: lieben ist genug. Die Menschen lieben, die ihm dienen.

Eigentlich müßte es auch genug sein.

Doch in dieser Zeit der heimlichen und offenbaren Feindschaft zwischen den Menschen — wer vermöchte denn die Liebe aufzunehmen in ihrem gütigen und ihrem strengen Sinn? Es würde nur immer wieder eine neue Verwirrung entstehen — selbst durch die Liebe. Erst müßte man eine Sprache finden, um sich den andern verständlich zu machen. Eine Sprache, vielleicht ohne Worte, aber sie müßte von solcher Eindringlichkeit sein, daß die Leute sie hören mitten aus ihrer Jagd nach dem Gelde und mitten aus ihrem lauten Vergnügen heraus, das sie doch nicht froh macht.

Ohne das wäre es keine rechte Macht.

Das Herrschen müßte das Letzte sein.

Und es kommt über ihn, wie er schon früher als Knabe immer bei allem nach dem ersten Anfang gesucht. Das war ja die Qual in der Schule, daß niemand den wirklichen Anfang sagen konnte. Die Schwere ist eine Kraft, hieß es. Ja, aber was vor dieser Kraft ist, wie sie zustande kommt — danach durfte man nicht einmal fragen. Doch konnte man dadurch den ganzen Zusammenhang nie recht verstehen. Deshalb war er kein guter Schüler. Und deshalb fing er später an, zu studieren. Alles wegen des Anfangs.

Er fühlt wieder, was ihm schon dunkel aufgestiegen: daß er vor einer Wende steht. Und er sagt plötzlich laut vor sich hin: „Ich muß einmal den ersten Anfang finden."

Er hört es gleichsam, ehe er es ganz begriffen hat. Aber er weiß, daß es ein Gesetz ist, eine Forderung in ihm, die da plötzlich laut wurde. Natürlich wird man sie mit vernünftigen Gründen widerlegen, um sie zum Schweigen zu bringen.

Oder gibt es einen vernünftigen Grund dafür?

Nein. Es klingt sogar wie heller Wahnsinn.

Aber was hilft das alles, wenn man den kleinen wunden Zweifel im Innern fühlt, den man nicht herausreißen kann? Wenn man nicht alles tut, um ihn zu heilen, wächst der Tod daraus.

Es geht um Leben und Tod. Der Gutsherr ist sich jetzt ganz klar darüber. Er muß mit dem ersten Anfang beginnen. Sonst verliert er vielleicht die Kraft dazu. Er muß fort — fort aus allem, was ihn in einer trägen Gewohnheit festhält.

Hängt er wirklich gar nicht am Besitz, daß es so ein kleines wäre, ihn abzutun?

Haus und Hof — vielleicht. Aber seine Bücher — und all die freie Zeit zum Arbeiten — — —

Hatte der Diener nicht verbreitet, er wäre geizig? Wenn er nun wirklich solch eine Stelle in sich entdeckte? Dies ist die Stelle. War er doch um jeden Augenblick ängstlich gewesen, der ihm seine Arbeit kürzte. Liegt da

nicht der Grund zu all den vielen kleinen Versäumnissen, die ihn bedrückten? Die machten, daß er sich mitschuldig fühlte am Vergehen seines Dieners?

Diese Stelle muß er sich ausreißen. Es ist nichts weiter zu tun. Er fühlt eine unsägliche Erleichterung.

In diesem Augenblick ist es geschehen, daß er sich von allem entäußert hat. — — —

Er braucht es nur noch der Schwester mitzuteilen.

„Sag, geht es dir auch so, daß der Besitz dich bedrückt?"

Die Schwester sieht ihn verwundert an.

„Nein".

„Kannst du dich an deinem Besitz freuen?"

„Freuen? — Ich freue mich an Blumen und eifrigen Kindergesichtern — weil es das gibt."

Der Bruder meint es anders —: „Haus und Hof — — —"

„O ja! Mein Haus —: welche Stille! Welch ein Einigsein mit all den kleinsten Dingen!"

„Siehst du, ich kenne das nicht. Ich möchte frei sein — ganz frei und losgelöst —"

Er stößt die Worte ungeduldig heraus.

„Ich bitte dich, tue mir den größten Dienst, den ein Mensch mir jetzt tun kann: Nimm du das, was mir gehört, zu dem deinen und ziehe hier als Herrin ein."

Die Schwester ist namenlos erschrocken über den Ton seiner Stimme.

„Ja, wie —? Du willst — —?"

Es dauert lange, bis sie nur ungefähr weiß, was gemeint ist. Verwalten wolle sie ihm gern, wenn er jetzt das Verlangen spüre nach der weiten Welt.

Aber damit ist ihm ja nicht geholfen.

Die Schwester stellt ihm seine Verantwortung vor.

„Was nützest du den andern, wenn du deinem Reichtum entsagst? Du, der ihn zu verwenden versteht!"

„Ich tue es nicht für andere. Ich tue es für mich."

„Was ist nur über die Menschen gekommen! Ich weiß einen Richter, dem ließ es keine Ruhe, bis er ein eigenes Unrecht fand, um sich selbst dem Gericht auszuliefern. Einer, der es genau mit seinem Gewissen hält, kommt aus Ehrlichkeit ins Gefängnis. Einer, der den Reichtum wirklich zu nützen verstünde, entäußert sich seiner. Geht denn nicht alles dem Ende zu, wenn die Menschen an sich selbst irre werden?"

„Oder — ist das nicht vielleicht der Beginn zur Wandlung? Könnten diese Letzten nicht die Ersten sein?"

Die Schwester sieht, daß es keine Umkehr für den Bruder gibt. Und sie sagt nichts mehr. Er steht so groß und stark vor ihr.

„Ich habe all die Jahre darauf gewartet, daß ich einmal das Leben ganz dicht an mich reißen könnte. Jetzt ist es mir gelungen."

7

Die Nacht ist unvermerkt über den Gutshof gekommen. Vor den Türen der Wohnungen stehen die Leute in Gruppen. Sie können sich nicht darüber beruhigen, daß der Herr fort ist. Hatten sie nicht ein Recht auf ihn? War er nicht ihr Herr?

Die Frauen weinen in die Schürzen wie bei einem Todesfall.

Sie suchen es sich auf ihre Weise zu erklären. Er wäre schon immer so still gewesen, sagen sie. Krankheit muß es auf jeden Fall sein. Sonst läßt man doch nicht alles im Stich. Ein Gesunder ist darauf bedacht, daß er immer mehr bekommt. –

Das gnädige Fräulein sah aus wie von Wachs und hatte ganz starre Augen, als sie es sagte. Und erklären konnte sie es auch nicht. Ihre Stimme hatte aufgehört mitten im Sprechen.

Die Jungfer und die Verwalterin stehen vor der Schlafzimmertür des gnädigen Fräuleins und horchen. Es ist immer noch still. Sie sind in Sorge um sie. Seit Mittag hat sie nichts gegessen. Und das war ein richtiger Schüttelfrost gewesen, vorhin. Sie wollte sich gar nichts tun lassen – nur schlafen, sagte sie.

Und es war ein tiefgründiger Schlaf, in den sie hinabgestürzt war nach den atemlosen Erschütterungen der letzten Tage.

Sie erwacht, als der Streifen Mondlicht ihr Bett erreicht. Das ist immer so, dann kann sie nicht weiterschlafen.

Die Jungfer hat gehört, daß sie sich bewegt und wagt leise, die Tür zu öffnen. Ob sie nicht etwas zu essen bringen dürfte.

„Sie können mir ein Butterbrot in meines Bruders Arbeitszimmer stellen."

Wie sie sagt: „Meines Bruders Arbeitszimmer" durchläuft es sie kalt. Sie faßt sich mit beiden Händen an die Stirn, als müsse sie das Heimweh noch im letzten Augenblick festhalten, ehe es Macht über sie bekommt.

Dann zieht sie sich an und geht hinüber.

Dort in der Sofaecke – war das nicht ein allerbeglückendster Augenblick, da sie den Bruder so ganz nahe gefunden, so ganz zu ihr gehörig?

Auf dem Schreibtisch liegt der Bogen Papier, auf den er zuletzt geschrieben – seine Bestimmung über das Gut und allen Besitz – wie ein Testament.

Bis vor kurzem sagte sie noch bei sich: ich werde es ihm verwalten bis er wiederkommt. Aber jetzt, da sie in seine Stube tritt, weiß sie,

daß sie nicht daran glauben kann, daß er als Herr hierher zurückkehrt.

Wohin mag er gegangen sein? Er wußte es selbst nicht. Wenn er Geld brauchte, würde er schreiben. Die Schwester sollte ihm dann das Nötigste schicken. Aber nicht mehr, als er erbittet, das mußte sie versprechen.

Jetzt ist der Mond über den hohen Lindenkronen vorgekommen und steht gerade über dem Hof. Früher, als Kind, hatte man sie immer mit ihrem Mondsuchen geneckt. „Er muß mitten im Hofe stehn," sagte sie. Aber immer war er hinten am Teich und stieg so langsam. Bis er an die richtige Stelle kam, mußte sie längst zu Bett.

Die Jungfer bringt ein großes Tablett voll Abendbrot. Was hat die Verwalterin nicht alles aufgetürmt, um dem gnädigen Fräulein die Verleumdung des Dieners noch einmal recht zu beweisen.

Sie spürt auch einen großen Hunger und greift mit der Hand nach einem der halbierten Eier. Wenn man in großer Schwingung ist, haben Messer und Gabel etwas Ärgerliches. — — —

Daß wir uns doch immer noch wundern über die Geschehnisse unseres Lebens. Haben wir nicht im Grunde schon als Kind alles gewußt, wie es kommen muß? Die äußeren Bilder waren noch nicht klar, aber — wenn man es nur genau beachtet hätte: da gab es schon Augenblicke, die umfaßten die ganze Zukunft.

Sie soll einmal als kleines Kind zur Mutter gesagt haben: „Wir wollen zusammen in den Himmel gehen. Aber vorher wollen wir auch sehen, wie es in der Hölle ist."

Das war schon die Begierde nach dem ganzen Leben.

Merkwürdige Erinnerungen steigen in ihr auf.

Vor einigen Jahren sind ihr einmal die Karten gelegt worden. Sie hört noch die beteuernde Stimme und sieht den Tisch mit den ausgebreiteten Karten. „Sie liegen gut," sagte der Zigeuner. „Liebe — — o ja, viel Liebe! Allerdings, damit kommt es nicht zum Glück. Da sind wohl Männer, die Sie lieben — namentlich einer — — aber alles bleibt in der Ferne. Hier liegt das Glück! Diese Karten bedeuten Reichtum — viel Reichtum! Dann kommt wieder ein Mann — und hier einer, den Sie lieben. Aber zum Schluß liegt die Dame wieder ganz allein — von immer mehr Reichtum umgeben."

Er fand es eine gute Prophezeiung.

Damals war auch solch ein Augenblick, da das ganze zukünftige Leben anschlägt mit einem leisen, aber hörbaren Klang.

Mochte es nun aus den Karten kommen oder aus den Augen des Zigeuners — sie wußte, daß es so sein würde.

Ja der Reichtum! Ihre Freunde ärgerten sich darüber, daß sie ihn gar nicht zu nutzen verstand und so hinlebte, als hätte sie ihn nicht. Wenn sie den Reichtum gehabt hätten! Und ihre Freiheit!

Eine schwere Traurigkeit überfällt sie.

„Du kannst bis auf den Grund lieben," hatte der Bruder gesagt.

Aber sie muß allein bleiben inmitten von Reichtum.

Wenn sie sich jetzt den Tränen überantwortet, könnte es gefährlich werden. Sie fühlt einen Kampf, in dem es die letzte Kraft gilt.

Noch ist Leben!

Und das Leben war herrlicher und größer hervorgegangen aus den Schmerzen ihrer Liebe. Jedem Stern und jeder Blume hatte sie gesagt: Jetzt verstehe ich dich ganz um deinetwillen; früher warst du nur ein Bild, irgendein Bezug auf meine Liebe.

Noch ist sie vom Schmerz nicht ganz abgelöst. Aber sie fühlt die Freiheit voraus. Bald wird der starke Tag anheben. Vielleicht schon mit dem ersten Morgenwehen da draußen, wenn der Mond als eine blasse Erinnerung der Nacht über den Wald geht.

Und wie man das Wichtige noch mit dem nahen Verstorbenen teilt, denkt sie: Das muß ich dem Bruder sagen.

Sind wir nicht beide mit hineingenommen in das unendliche Strömen von Samen und Ernte?

Wir leben unser Leben so hin und vergeuden viele Tage, weil uns ein kleines Etwas noch nicht aufgegangen ist. Ein scheinbar allgemein Bekanntes, denn immer ist es um uns. Wir haben es aber noch nicht von nahe gesehen. Vielleicht erkennt man es erst im Sterben, wenn der Blick von einem großen, unheimlichen Zwischenraum aus plötzlich hellsichtig wird.

Sie nimmt die schriftliche Bestimmung des Bruders in die Hand und betrachtet sie ruhig. Es ist kein Widerstand mehr in ihr.

Sie tritt ihr Recht als Herrin an. Und sie wird gut und mit Eifer den Besitz verwalten.

Was kommt darauf an, ob unsere Wege zum Glück führen?

Sie weiß, daß es nur ein Glück gibt: zu wachsen.

Ende

Durch den hellen Sonntagmorgen einer Vorstadt geht der Wanderer, der gestern noch sein Eigentum besaß.

Seine Kleider unterscheiden ihn von den Vorübergehenden. Nicht mehr lange. Diese werden bald vertragen sein. Dann kauft er in irgendeinem billigen Laden, wo die anderen kaufen.

Er hat es gestern in der Bahn gemerkt: die Wagenklasse allein tut

es nicht. Man hat ihn noch für etwas Besonderes angesprochen. Wenn in nichts Äußerem mehr ein Unterschied ist, dann wird sein Wesen entscheiden, was er den andern gilt — ob er herrschen darf.

Müßte er dann vielleicht doch zurückkehren zu seinem Besitz?

Nein, nicht auf seiner Scholle herrschen. Ein ganz anderes, neues Herrschertum.

Er kommt über die immermehr vereinzelten Häuser hinaus und folgt der Landstraße. Wohin, weiß er noch nicht. Auch nicht, was er tun wird.

Vor allen Dingen will er zu den Menschen. Und will die Sprache finden für das, was er ihnen zu sagen hat, damit sie die Hilfe verstehen, die er für ihr Leben hat.

Vielleicht werden sie ihm schon im nächsten Gasthaus beim Mittagbrot zuhören. Vielleicht wird er arbeiten müssen, lange neben ihnen in der Fabrik, bis es möglich wird, ihnen davon zu sagen.

Wenn er es nur erst deutlich sagen kann!

Dann wird er seinen falschen, ungetreuen Diener suchen. Der hatte ihn ja nicht verstehen können, weil ihm sein Herrschen keine Macht über ihn gab.

Dann wird er beweisen, daß er recht damit hatte, ihn nicht dem Gericht zu überliefern.

Er weiß, alle werden ihn dafür schelten — man darf einen Schuldigen nicht laufen lassen.

Wartet nur, bis ich es ihm richtig sagen kann! Er soll meine Worte wie Balsam auf seine eitrigen Wunden legen, und sein Blut erneuern, daß es rein wird...

Die Landstraße führt in ein Dorf. Aus der Kirche kommen starke Orgeltöne, wenn die Tür von einem Verspäteten geöffnet wird.

Der Wandrer geht auch dort hinein. Er weiß nicht, ob die Orgeltöne ihn locken, oder ob er, seines neuen Daseins noch ungewohnt, einen Augenblick ausruhen möchte.

Der Pfarrer ist eben auf die Kanzel gestiegen. Kaum hat er die ersten Worte gesprochen, ist Gott gegenwärtig. Etwas erinnert an Großvaters Segen.

Warum habe ich das alles so gemieden? fragt sich der Wanderer.

Er hatte keinen Mut mehr gehabt, in die Kirche zu gehen und von Gott zu hören aus der unendlichen Entfernung.

Aber dieser Pfarrer mit dem guten, und doch so eindringlichen Gesicht hat Gott in sich hereingerissen, in seinen Entschluß und seinen Willen, so daß sein kleiner, kindlicher Eifer anfängt zu leuchten.

Man fühlt es, daß er die andern mehr liebt als sich selbst. An sich

selbst braucht er gar nicht mehr zu denken, weil keine leere Stelle mehr in ihm ist. Es gilt nur noch, die andern zu füllen mit Gott.

Und er wird Gott in einem jeden erkennen, wenn er seine Augen sieht.

Denn Gott ist das Echte.

Und Gott ist ein großer Mut, der ihnen das schlechte Gewissen erhellt, daß sie kommen müssen und ihre Sünden bekennen bis in die kleinsten, unmerklichen Häßlichkeiten. Denn das Bekennen ist der starke Morgenwind, der vor dem Licht einhergeht.

Man könnte verstehen, wenn dieser Prediger sich aufmachen müßte nach Afrika in die Gebirge, um es den Aussätzigen zu sagen, damit sie noch von Gott erführen, ehe ihre Qual zu Ende geht — — —

Wenn nun der Pfarrer diese Gedanken sähe? Würde er sie nicht Lästerung nennen und fragen: „Glaubst du denn, was geschrieben steht über den Ostertag? Sonst hast du kein Recht, Gott in deinen Mund zu nehmen."

Wenn sie doch einmal all das fortlassen wollten!

Sind wir nicht auch im Glauben an Gott zu weit abgekommen vom Anfang? Wir sollen all der Geschehnisse und Wunder gewiß sein und können uns doch auf den ersten Anfang des Glaubens nicht mehr besinnen. Darum ist all das andere zu schwer geworden und unbegreiflich. Und wir wandelten uns in Ungläubige und Leugner.

Wenn wir einmal den ersten Anfang suchten!

Vielleicht heißt der Anfang: Gott ist die Liebe.

Einem andern: Gott ist das Bekennen.

Einem andern: Gott ist der gute Wille.

Und mir? Gott ist das Echte.

Wenn jeder nur einmal Gott da suchen wollte, wo er ihn am stärksten fühlen kann in seinem Allerwichtigsten. Wie wollte dann Gott ganz von selbst unendlich in ihm wachsen. Und es gäbe kein Wunder mehr, weder die Menschwerdung noch irgendein Erwachen, davon geschrieben steht, das uns nicht selbstverständlicher würde, als unser eignes grobes, oberflächliches Tun.

Er muß an die Schwester denken.

Bei ihr ist Er die Freude zum Leben, die stärker ist denn alles Schicksal. —

Der Pfarrer spricht über die Ewigkeit und über das Unsterbliche.

Gestern, als er von der Schwester fortging, hatte ihn der Gedanke ergriffen, daß sie nun wohl gleich ihm ihren einsamen Weg bis zu Ende gehen würde. Und er lehnte sich dagegen auf, daß all die Kraft und Innigkeit aufhören soll. Sie müßte Kinder haben und in ihnen weiterleben.

Aber das ist eine andere Ewigkeit.

Von der weiß die Schwester auch. Sie zeigte ihm einmal im Park die Stelle, wo sie als kleines Kind, anschließend an ein Gespräch der Erwachsenen über das Sterben, vor sich hingesagt hatte: „Ich – ich – ich – –, das kann doch nicht aufhören. So ein ‚Ich' muß immer da sein."

Er selbst hatte sich mit diesem Gefühl nicht zufrieden gegeben, sondern hatte geforscht nach allen Beweisen der Wissenschaft und die Bilder und Prophezeiungen der Religionen geprüft. Aber nie, mit keinem Forschen und Denken, war er so dicht bis an die Ewigkeit herangekommen, wie in diesem Augenblick.

Das letzte Lied ist zu Ende. Die Kirche leert sich.

Er fühlt den Mittag immer größer werden um ihn.

Seligkeit und Bitternis sind im Äther nicht mehr zu unterscheiden.

Leben! Ist das nicht genug?

Einmal es begreifen in seiner ganzen Herrlichkeit! Vom ersten zaghaften Morgenklingen bis zum Brausen des Abendwindes, und dazwischen die Geheimnisse der Stille.

Ist das nicht genug?

Schafft der Künstler ein Werk, weil es ewig sein wird?

Weil er es schaffen muß.

Gibt es mehr als Erfüllung?

Tod eines Politikers

Novelle von Albert Steffen

Vor dem Bahnhof begegnete mir ein Zug streikender Munitionsarbeiter, in Lederjoppen und Wollwämsern, mit den Gebärden ihrer Arbeit. Diese Arme und Schultern waren in bestimmten Tätigkeiten stark geworden. Man wird diese Stärke noch verfluchen, mußte ich denken, obwohl die Leute ordentlich und ruhig, ohne jede Herausforderung schritten. Am Ende der Kolonne schwankte ein Zitterer in Uniform, bebend an allen Gliedern des Leibes, zuckend mit jeder Muskel des Gesichtes. Er war sehr aufgeregt, winkte und rief immerfort, aber niemand vermochte sein Stottern zu verstehen.

Ich begleitete die Schar auf dem Fußsteig bis zu einer riesengroßen Bräuhaushalle und drängte mit in den überfüllten Raum. Auf dem Podium, wo sonst eine Bauernkapelle die Bürger zu ergötzen pflegte, stand, in dichtem Rauche, vor zusammengeschichteten Notenständern, der Redner. Es war das erstemal, daß ich den berühmten Politiker erblickte. Er mochte fünfzig Jahre zählen. Das Haar hing ihm zu Seiten der mächtigen und doch sehr zierlich gemeißelten Stirn bis auf die beweglichen Schultern. Der Bart umwucherte nach überall hin ein blasses, mageres, eulenhaftes Gesicht. Die lichtempfindlichen Augen waren mit dunklen Brillengläsern bedeckt. Ich mußte mich wundern, daß aus der schmächtigen Gestalt solch blitzende und donnernde, weithin sich verbreitende Wortgewitter brachen.

Wie ich auf seine Rede lauschte, spürte ich: die Seelen derer, die im Kriege gefallen, sprachen durch ihn. Diese Toten hatten im Wahnsinn gelebt, sie hatten gehaßt und getötet, sie wandelten jetzt in der Erinnerung dessen, was sie getan, nach rückwärts, alles schauend in dem Licht, das ihnen Auge geworden. Denn Sterben ist ein Leuchten über den Lebenslandschaften. Solch ein Sonnenaufgang ihres Selbstes war ein Offenbaren, das richtete, wurde ein Zerstören des Zerstörerischen, wollte ein Gutmachen sein jedes Bösen. Je unerbittlicher die Seele sich läutert, um so unbezwinglicher wird ihr Strahlen. Dies Licht ist das süßeste Leben der Toten.

Was in den Toten lebte, ergoß sich in das Herz des Redners und gebot ihm zu sprechen: „Ich schlage vor, der ganzen Welt dieses kund zu tun: Die streikenden Arbeiter, vornehmlich der Munitionswerke, entbieten ihre brüderlichen Grüße den belgischen, französischen, englischen, italienischen, russischen und amerikanischen Arbeitern. Wir fühlen uns eins mit euch in dem Entschlusse, dem Weltkrieg sofort ein Ende zu

bereiten. Wir wollen uns nicht morden. Wir werden unsere Regierungen, die Verantwortlichen des Weltkrieges, zur Rechenschaft ziehen. Wir wollen gemeinsam den Weltfrieden erzwingen, der im Aufbau einer neuen Welt allen Menschen Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit bringt. Proletarier aller Länder vereinigt euch ..."

Der Antrag wurde angenommen.

Jener Zitterer, der zu hinterst im Saal auf einem Tische stand, in gleicher Höhe mit dem Sprecher, hob die Hände und rief: „Hoch." Wort und Gebärde dienten ihm wieder. Der Redner hatte sein Leiden von ihm genommen.

Der Streik wurde niedergeschlagen, der Führer gefangen gesetzt. Acht Monate saß er in Haft. Aber die lebensuchenden Toten bekamen Macht über die todsuchenden Lebendigen. Die Front brach zusammen. Da ward er unter dem Druck der öffentlichen Meinung wieder frei gelassen.

Es war im Spätherbst. Ich kehrte von einem Besuche in der psychiatrischen Klinik zurück, wohin einer meiner Bekannten wegen immer häufiger werdenden Selbstmordversuchen hatte hingeschafft werden müssen. Hoffnungslos war, was ich dort gesehen. Der Kranke lief, wie mir der Wärter berichtete, den ganzen Tag im Nachthemd auf dem roten Linoleumboden seiner Zelle auf und ab. Als ich eintrat, wurde er vom Arzte aufgefordert, sich ins Bett zu legen. Er tat es folgsam, um sofort wieder, automatisch, hinauszusteigen. „Ich habe," erzählte er, „meine Lebensgeschichte einem Erdarbeiter, den ich im Garten traf, gebeichtet (Kapitalistenkind, Gouvernanten- und Hauslehrererziehung, akademische Bildung, Privatdozent der Geschichte, der wegen eines Nervenleidens seinen Beruf nicht mehr ausüben kann). Dieser Mann, der einen natürlichen Verstand besitze, sagte auch, ich wäre selber schuld, heute dürfe keiner mehr schmarotzen. Und er hat recht, ich bin ein Dieb an der Gemeinschaft, ein Dieb, ein Dieb," sprach er unzählige Male, wollte meinen Trost nicht hören, wanderte hin und her, bis ihn der Arzt von neuem ins Bett zurückschickte.

Die Besuchzeit strich vorüber, ich mußte gehen. Vor der Anstalt zogen sich zwischen zwei Straßen dürftige Anlagen hin. Arme Leute saßen auf den Bänken, packten ihr Vesperbrot aus geflickten Säcken und verzehrten es stumm. Kinder spielten bei den Sandhaufen. Mir fiel heute mehr als je die Magerkeit der Gesichter und gelbliche Blässe der bloßen Beine auf.

Hier sah ich den Volksfreund zum zweiten Male, sitzend auf dem Rande eines Brunnens. Am Sockel, zu seinen Füßen, lag ein Stoß Zeitungen. Links neben ihm stand eine junge Frau und hob ihr Kind zur Röhre empor, damit es trinke. Er senkte das Blatt, das er in Händen hielt, faltete es zu einem großen Dreimaster zusammen und setzte

diesen dem Knaben auf den Kopf. Der rutschte an der Mutter hinunter, lief weg, nahm stolz Parade vor den Bettlern ab.

Einige Tage darauf fand die gewaltige, historisch gewordene Volksversammlung auf der großen Wiese statt. Hunderttausende drängten sich zusammen, so daß man kein Flecklein Erde mehr erblicken konnte. Ich schaute auf die Menge und mußte denken: „O säh man endlich ein, daß die Menschheit ein einziges Wesen ist und daß der Einzelne das Heil des Ganzen suchen muß, wenn er nicht ausgeschieden werden soll wie tote Haut. O wollte man doch über den Weltenorganismus meditieren, dann würde jedermann erfahren, wo er hingehört und seine Aufgabe findet: Im Kopf, im Herzen oder im Magen. Dann würde keiner sein, der nicht erkennte, in welchem Teil er wohnen und wirken kann. Dann würde das Auge nicht das Ohr beneiden und die Hand nicht wüten gegen den Fuß. Dann sähe jeglicher sein Tun als Gnade an. Ich dachte an meine Freunde und ordnete sie ein. In den leblosen, schmutzsammelnden Fingernägeln verkümmerten nicht wenige. Sie wollten es nicht anders. Und du, sprach ich zu mir, wo möchtest du denn sein? Wo geht deine Sehnsucht hin? – Ach die Heimat, nach der ich hinbegehre, ist die Brust, an der Johannes lag beim heiligen Abendmahle. Dem Jünger, den der Herr lieb hatte, will ich nacheifern. Daran denk ich Tag und Nacht. Ob ich klein bin oder groß, alt oder jung, geachtet oder verfemt, dies oder das tue, was liegt daran? Man sagt, ich sei ein Schuster und sicherlich, ich suche meine Schuhe so gut wie möglich zu schustern. Aber ich will im Pulsschlag der Menschheit wohnen, im Herzen dessen, der alle umfaßt..."

Wie ich so auf die wimmelnden Massen schaute, ging mir auf, daß sie als Ganzes der Lunge glichen, die hungerte.

Jetzt entdeckte ich den Volksvertreter, hoch erhoben über der Menge. Seine Worte wehten herüber. Ich spürte, sie nährten: denn sie waren heiß.

Plötzlich rotteten sich Soldaten mit roten Fahnen zusammen, stießen kurze, kräftige Rufe aus, bahnten sich eine Gasse zu dem Führer, stürmten mit ihm davon. Ich verstand, das war das Tun eines anderen Organes: eine Stoßflut frischen Blutes aus dem Herzen.

Am nächsten Tag vernahm ich, daß die Schar zu den Kasernen gezogen war, diese geöffnet und die alte Regierung gestürzt hatte.

Der Revolutionär wurde Lenker des Staates. Ich sah ihn einige Wochen später an der Spitze eines Demonstrationszuges, der veranstaltet wurde, um zu zeigen, daß man „nicht gewillt war, das Errungene preiszugeben". Hinter einem Lastauto, das mit bewaffneten Matrosen besetzt war, fuhr seine blaue Einspännerkutsche. Er stand aufrecht darin, den

Hut in der Hand und nickte nach allen Seiten. Aber die Menschen auf dem Trottoir sandten keine guten Gefühle nach ihm hin.

Frauen wandten sich ab und gingen in die Kirchen zu beten, daß er gestraft würde. Offiziere dachten: „Könnte man mit Maschinengewehren in den Zug hineinpfeffern." Bankiers: „Wenn es so weitergeht, sind wir bald nicht mehr imstand, bar zu zahlen." Beamte: „Käm doch die feindliche Besatzung und stiftete Ordnung." Krämer: „Diese Leute, die unsere Warenhäuser füllen sollten, damit wir Schiffe nach Amerika befrachten und den Austausch wiederum beginnen könnten, machen unnütze Krawalle, verführt von einem weltfremden Phantasten." Auch Arbeiter gab es, die nicht im Zuge mitgehen mochten und sich sorgten: „Was wir besitzen und anbieten können, unsere Arbeitskraft, das einzige Gut, findet bald keinen Abnehmer mehr, weil das Kapital zum Teufel geht."

Haß stieg aus der Menge und sammelte sich über dem Haupte des Staatsmannes.

Da erschien mir, auf der First der Universität, an der wir eben vorüberschritten, ein Gebilde, einem zangenartigen Gebisse ähnlich, von Drahtgewirr umstarrt: Zähne, stumpf und hohl, in Fächer abgeteilt, soweit sie nicht zerfallen und zerfault. Drinnen wimmelte es von Maden, Kerfen und Würmern. Ich strengte meine Augen an, zu sondern, was ich schaute, da schwand es wieder, ließ Ekel und Grauen zurück: Es war ein Gespenst gewesen.

Vier Tage darauf begegnete ich dem Minister auf einer Landpartie, die ich mit einigen Freunden unternahm. Wir fuhren am Morgen des dritten Tages, da wir unterwegs waren, vom Wirtshaus „Zum Löwen", wo wir logiert hatten, einen Rain hinunter. Als das Chaischen die Kurve nahm, an welcher eine alte Mühle stand, wäre es beinahe umgekippt und zwar wegen eines gewaltigen Windstoßes, der seitlich in das Plachendach des federleichten Fahrzeugs fuhr. Platzregen, die plötzlich niedergingen, schienen die Hügel zu beiden Seiten der Straße in Wasserfälle zu verwandeln. Wir glaubten, das Ackerland würde heruntergeschwemmt. Aber der Orkan legte sich so schnell wie er gekommen. Die Hänge waren zwar voller Rinnsale, aber sie liefen alle in gleicher Richtung, schmal und geordnet wie Furchen: Der Sturm hatte die Erde gepflügt.

Wir kamen mit durchnäßten Kleidern zu einer Bauernherberge und fanden, als wir das Pferd in den Stall einstellten, zu unserem Erstaunen den Staatsmann darin, der sich, wie er sagte, auf einer Forschungsreise im schwärzesten Erdteil befand. Er sprach viele helle Dinge. Aber ich hatte den Eindruck, daß er keinen Erfolg bei dem Bauer hatte, der seine Stirn in den Bauch der Kuh stemmte und ganz dem Geschäfte des Melkens hingegeben war. Mir schien sogar, als wäre der Minister selber

nicht so recht bei dem, was er redete, als horchte er mit heimlicher Wehmut auf die Symphonie der Milchstrahlen, die in den Kessel fuhren, als wollte er in dieser Melodie versinken.

Ich betrachtete die Kuh, die prächtigste, die ich je gesehen, weiß und chwarz, mit einem roten Flecken auf der Stirn und einem Euter, das nicht zu erschöpfen schien. Jedoch: das rechte Horn war abgesägt. Ich ragte: „Warum?" Der Melker versetzte mit verhaltenem Ingrimm: „Die Gefangenen, die man losgelassen hat, haben es getan." — „Was für Gefangene?" — „Franzosen."

Leise erhob sich nun der Staatsmann und verließ den Stall. Der Bauer schüttelte die Fäuste hinter ihm und knirschte: „Der ist schuld." Und in der Tat, so war es: Der Minister hatte vor kurzem ein Dekret rlassen, wonach die Lager, in denen noch Gefangene weilten, unverzüg-ch geöffnet werden sollten. Nun strichen die Schlimmsten von ihnen im and herum, stifteten Schaden, wo sie konnten.

Das Auto des Staatsmannes tutete, er fuhr in die Stadt zurück.

Nachdem er von seiner Landreise zurückgekehrt war, arbeitete er ein Schriftstück aus, worin er erklärte, daß er sein Amt als Lenker des Staates iederlege. Unmittelbar darauf fiel er einem Attentat zum Opfer. Ich ernahm die Nachricht von dem Morde auf dem Zollamt, wo ich ein ebensmittelpaket abholen wollte. Die Zöllner, die in dem schlecht gelüfteten Raum hin- und herschlurften, redeten über das Geschehnis. Sie verurteilten ie Tat, weil sie die Wirkung fürchteten, als etwas höchst Unkluges. Ich onnte mich nicht halten und rief: „Verurteilt doch die Gedanken, die den Mörder besessen."

„Schicksal", sagte einer. „Und zwar verdientes", setzte ein zweiter hinzu. ch erwiderte, schon im Gehen: „Ihr seht ihn falsch. Wenn er wäre, wie r meint, so würde er fürchterliche Rache nehmen. Sein Geist, der nicht u töten ist, fände ein Werkzeug dazu. Aber ich kenne ihn besser. Ich abe seine guten Augen und seine lichte Stirn gesehen. Ich weiß, er wird u verhindern suchen, was jetzt naht . . ."

„Aber ob es ihm gelingen wird?" dachte ich bei mir. O etwas Grauen-olles war im Anzug, das spürte ich, wie ich auf die Straße trat, das auchten mir die Züge finsterer Menschen, die sich auf allen Plätzen sammelten, cht erst zu sagen.

Ich suchte den Ort der Untat auf. Das Blut, das den Boden be-ritzt hatte, war mit Blumen bestreut. Ein Bettler, der an der Mauer hnte, verkaufte sein Bild auf Ansichtspostkarten. Durch das Blut, durch ie Blumen, durch das Bild blickte sanft der Abgeschiedene auf die Menschen, ie herandrängten. Sie kamen erregt, sie schieden stille. „Wir wollen ihn ch einmal sehen", sagten sie.

Ich schloß mich ihren Scharen an und pilgerte zum Friedhof im Osten der Stadt. Mit den Ungezählten, die dort versammelt waren, wartete ich, bis auch an mich die Reihe kam, einen letzten Blick auf den Toten zu werfen, betrachtete unterdessen die Harrenden: werktätiges Volk, ein jeder mit den Zeichen seiner Arbeit behaftet. Metallarbeiter sah ich mit Gesichtern, von Gas, Dampf und Säuren geschwärzt und gerötet, von Eisenstaub gräbt und genarbt. Gasarbeiterinnen mit grünem Haar und ockergelber Haut. Anstreicher mit grauem Bleisaum des Zahnfleisches. Maurer mit Schieferabscessen. Hadernarbeiter mit entzündeten Augenlidern. Bleiche, blutarme Heimarbeiterinnen.

Ich erriet aus jeder Krankheit das Gewerbe, das sie verursacht hatte. Alle gaben ihren Leib für die Erde. „Was entsteht aus dieser Gabe?" fragte ich mich, „für die Gebenden und für die Nehmenden? Macht sie die Gebenden gut oder schlecht? Die Nehmenden dankbar oder roh?" — Und plötzlich wurde mir gewiß: Es mußte sich entscheiden, ob aus dem Geben Opferliebe oder Rachsucht geboren würde.

Nachdem ich den Toten in seinem Papierkleid gesehen, ging ich heim und schloß mich ab. Ich empfand das Bedürfnis allein für mich zu sein. Es wurde mir zur Pflicht, an diesem Tage nichts anderes mehr als das verklärte Antlitz vor mir zu haben. Es war heiter, weise und gut. Die Lippen lächelten. Die Stirne war umschwebt von Geist. Die Augen — siehe, öffneten sich und zogen mich an, so liebevoll, ich senkte mich in sie hinein und sah mich in eine Halle, unter ungezählte Menschen, treten. Sie war überdacht von einem Kugelgewölbe, blau wie die Augen des Toten. Er war gestorben, das wußte ich, denn ich erinnerte mich. Er war lebendig, das wußte ich, denn ich schaute: — Auf einem silbernen Podium sah ich ihn stehen, umringt von Posaunenbläsern. Das waren die Seelen derer, die im Kriege gefallen.

Er aber, der Führer, blickte in die Tiefe. Dort standen die Menschen, die an seinem Leichnam defiliert waren. Sie schaufelten und hackten und förderten zuletzt ein riesiges Gebiß zu Tage. Es fing zu knirschen und zu knarren an, schoß unter fürchterlichem Achzen in die Höhe. Jeder ließ vor Angst das Werkzeug fallen.

„Helfet", rief der Führer.

Da begannen die Posaunen zu dröhnen.

Die Zähne fielen darob aus den Kiefern und zerbröckelten. Feuer loderte aus den Wurzelhöhlungen, floß über, lief fort und setzte die Dielen in Brand.

„Es ist notwendig", hörte ich den Führer, der im Rauche schon verschwimmen wollte, rufen, „daß alle auf die blaue Farbe schauen und sich in ihr vereinigen, dann wird kein Unheil geschehen."

Auf diese Worte hin hefteten sich aller Augen an das Gewölbe. Immer
venn sich ein Lid senken wollte, setzten die Posaunen mächtiger ein.

Und ich sah: Die Flammen verwandelten sich in Federn, fügten sich
u Flügeln und färbten sich violett. Ein Vogel flatterte auf. Die Töne
illten seine Brust und trugen ihn empor.

„Das ist der Phönix", rief ich und streckte meine Hände nach ihm aus.
nd er flog gradenwegs hinein.

— Ich aber fand mich wach, die gefalteten Hände auf dem Herzen,
enn dorthin hatte ich gegriffen. Dort war meine Seele, von dem Geist
es Toten verwandelt, wiederum in meinen Leib hineingegangen.

Möchte es allen so gehen wie mir, mußte ich denken, dann verwirklichte
ch die Sehnsucht des Toten, dann gelänge ihm zu verhindern, daß sich
es Satans Zähneknirschen verbündete mit Luzifers Feuer, dann flösse kein
lut mehr unter Brüdern . . .

Rundschau

Paul Goehres „Neue Religion"

von Arthur Bonus

Paul Goehre hat einen im wesentlichen schon vor dem Kriege geschriebenen „Versuch einer Religion des modernen Menschen" bei Grunow in Leipzig ausgehen lassen: „Der unbekannte Gott".

Das Buch ist schön, stellenweise hinreißend.

Wer aus der Vergangenheit Goehres auf einen besonders harten Tonfall in der Bekämpfung der Kirchenreligion gerechnet hat, wird sich angenehm enttäuscht fühlen.

Ganz gewiß ist kein Blatt vor den Mund genommen. Die ablehnende Stimmung wird mit Wucht ausgesprochen. Aber ohne eine Spur von Gehässigkeit. Es ist oft und viel von Selbsttäuschung die Rede, nie von Betrug im gewöhnlichen Sinn, von bewußter Lüge, wie das doch sonst bei den rationalistischen Kritikern der Religion – zu denen Goehre mit diesem Buche zählt – die viel und gern geübte Gewohnheit ist.

Eher ein verzeihendes Lächeln über die Torheit der immer noch viel zu „jugendlichen" Welt. „Je jünger der Mensch ist, desto ewigkeitsüchtiger ist er . . . Und alle jugendlichen Völker empfanden ebenso. Aber wir Heutigen, wir Modernen?"

Wir Alten, Uralten?

Es liegt wie ein wehmütiges Abendrot über dem Buch.

Etwas wie „Noch", „Nur" und „Nicht mehr".

Eine „Religion, die einem modernen Menschen noch möglich ist," „nur Vermutungen, nicht Wahrheit und Wirklichkeit". Eine wehmütige Rückerinnerung an „unsere Jünglingstage, da wir Zwiesprache hielten mit edlen Geistern," nun aber ist die Zeit, „wo immer größere Einsamkeit sich um uns legte."

Wir haben das ergreifende Bekenntnis eines frommen Menschen vor uns, dessen Religion sich überrannt fühlt, und der nun sucht, sucht, was er „noch" aufrecht erhalten dürfe ohne Unehrlichkeit und ohne sich einer Unehrlichkeit oder Gedankenfeigheit schämen zu müssen.

Was uns Gott „nicht mehr" ist, und was er uns „noch" sein kann, das ist der Inhalt des Buches.

Goehre geht alles durch, was frei gesonnene Pastoren getan haben, um das Christentum der modernen Kultur anzunähern.

Er schüttelt den Kopf.

Sie gehen überall nicht weit genug; denn sie lassen alle noch viel zuviel Erlebnis, zuviel Inhalt, zuviel Bestimmtheit zu, die der nächste wissenschaftliche Fortschritt umkippen kann.

Gott wirkt noch viel zuviel bei ihnen. Er ist noch viel zu lebendig. Viel zu jugendlich. Viel zu nah. Viel zu lebensrot.

O, er ist in Wirklichkeit viel ferner, viel blasser, viel nebelumhüllter. Er ist der gänzlich unbekannte Gott, dem nichts als eine große Sehnsucht unsererseits entspricht. Nichts als das, rein gar nichts. Wer mehr von ihm aussagt, lügt, ohne es zu wollen, belügt sich selbst und andere. Man weiß nichts.

Allmählich zeigt sich freilich, daß man doch immer noch recht viel weiß.

Wir wissen nicht, daß er „allmächtig" ist, sagt Goehre. Aber „wir wissen: Mensch sein heißt in Gottes Gewalt sein, denn sonst ist Menschenleben und Menschenringen zwecklos und wirr." (Und weshalb nicht? Vielleicht ist Gott selbst zwecklos und wirr: da wir doch von ihm nichts wissen!)

Wir wissen nicht, daß er „allgegenwärtig" ist. Aber „so einsam ich bin, weiß ich doch, daß auch meine Einsamkeit ein Stück des Schöpferwillens Gottes ist." (Also scheint er doch „allgegenwärtig" zu sein!)

Wir wissen nicht, daß er „allwissend" ist. Aber „ich fühle mich, wie alles Natürliche, eingeordnet in den ungeheuren Weltzusammenhang, der kein Zufall, kein Wahn, sondern ein sinnvolles Lebendiges ist."

Wir wissen nicht, daß er „ewig" ist, aber „wir Religiösen glauben, daß die Welt sein Werk ist, weil sie ohne ihn für uns undenkbar ist."

Es gibt keine „Schickung", aber, wie wir schon hörten, „Mensch sein heißt in Gottes Gewalt sein."

Auch scheint dieser Gott gar nicht so fern, sondern infam lebendig in dieser unsrer Welt, denn „alle gesunde und starke Religion drängte schon stets nach Tat. Religion, die nicht Tat ward, hatte niemals Wert. Die neue Religion aber schreit doppelt und dreifach laut nach Tat."

Wir wissen nichts, rein gar nichts, aber „alle Tat der neuen Religion ist sittliches Handeln". Und in den kultischen Formeln, die nachher vorgeschlagen werden (in einer Auseinandersetzung über einen etwaigen Kultus der „neuen Religion". Dieser ganze Schluß des Buches von Seite 129 an ist unorganisches Anhängsel. Überflüssig und peinlich unbedeutend im

Verhältnis zum Übrigen. In den Auseinandersetzungen über den neuen Kultus nicht frei von unfreiwilliger Komik, in den Aphorismen des „Ausklangs“ viel zu wenig geistvoll für diese preziöse Form. Das eigentliche Buch ist Seite 129 unten zu Ende, was danach kommt, (sollte bei einer Neuauflage fortgelassen werden), wird noch sehr viel Näheres darüber angegeben: „erfüllt von Liebe, fleckenlos in Reinheit, frei von allem Eigenwillen“. (Aber zum Teufel, woher wissen wir denn, daß die Eigensüchtigen entrechtet sind vor diesem Gott, von dem wir doch „rein gar nichts“ wissen? Vier Jahre lang hat doch ihr wirtschaftliches Handeln auf der Höhe gestanden!)

Auch braucht der moderne Mensch keine „Erlösung“. Aber „er, in allen seelischen Dingen bisher so unsicher, so zerrissen, so schwankend, so hin und her geworfen: aus der neuen Religion heraus findet er endlich die starke Gleichmäßigkeit seiner inneren Spannung und seines sittlichen Handelns“.

Zwar „der Mensch lernte, sich in diesem (wirtschaftlichen) Kampfe ganz allein auf sich zu stellen; eine Hilfe Gottes erscheint ihm nur noch als Illusion“. Aber doch kann der Anlaß seiner Ehrfurcht vor der geheimen Macht ebenso „ein Werk aus Menschenhand“ sein als „ein Stück Natur“; beides „gleich wundersam, gleich rätselvoll, gleich eng mit der starken Macht verflochten, im Grunde ihr allein entströmend, ihr Werk und Geschöpf“! (Es scheint also, daß auch diesem fernen Gott noch nicht alle wirksame Beziehung zum Menschen verboten ist. Er kann durch ihn wirken und es kommt also auf die Wachheit unsres Bewußtseins an, ob wir seine „Hilfe“ spüren oder nicht.)

Es ist demnach mit der „Gottferne“, die der eine der beiden Pole der „neuen Religion“ sein soll – der andre ist „Gottesgewißheit“ – nicht soweit her. Man möchte sie zunächst als einen Ausdruck betrachten für ein jedem heutigen Frommen ohne weiteres verständliches Bedürfnis nach Keuschheit der religiösen Aussprache. (Wir waren in den letzten Zeiten zu bekenntnisfreudig! Wir sprachen zuviel von „Erleben“, von „Ringen und Kämpfen“ und noch Intimerem; und doch wußte schon der mittelalterliche Mystiker Tauler, daß, wenn jemandem ein Erlebnis geschenkt sei, er sieben Schlösser davor legen solle.) Nur: wozu ist das Buch geschrieben? Doch eben zur Aussprache. Und auch ein Unterschied ist zwischen Zurückhaltung und Widerspruch.

So hat denn wohl die Behauptung der „Gottferne“ einen ernsthafteren Sinn. Sie vollendet den Eindruck des Buchs, ein letzter Duft zu sein aus einer ausgelaufenen Flasche, um ein Wort Eduard von Hartmanns zu gebrauchen, oder mit anderem Bilde: ein letztes Rückzugsgefecht.

Kein Hauch auch nur von „neuer Religion“!

Ein letzter Widerschein eben der Religion, deren Untergang Goehre feiert, zusammengesetzt aus Negationen bis auf einen dünnen letzten Faden, zu dessen leiser wehmütiger Verteidigung die lauten Negationen dienen.

Wie jener auf der Flucht den Hauptteil seines Goldes hinter sich warf, um einen Rest zu retten.

Auch das Kapitel von den „Voraussetzungen neuer Religion" offenbart das. Die erste dieser Voraussetzungen antwortet auf die Frage nach den Quellen der Religion. Goehre findet sie im Staunen und demgemäß den Kern der Religion in der Ehrfurcht.

Wenn ich die Bestimmtheit der Sprache mir aneignen wollte, welche Goehre liebt, wo er etwas „bewiesen" zu haben glaubt, so würde ich hier agen: ich habe längst bewiesen (in meinen Büchern), daß die Quelle der ebendigen Religion ganz wo anders fließt, ja geradezu am entgegengesetzten Pol, nämlich im lebendigen Gefühl des Ungenügens der Dinge und Verhältnisse, im Zwiespalt also von Wille und Wirklichkeit.

Weil der Mensch von jezeiten her fand: die Welt sei nicht so, wie sein Wille wollte, daß sie sei, darum schuf er aus seinem heißen und stürmenden Herzen heraus sich die Überwelt und trotzte der Wirklichkeit ins Gesicht — von jezeiten her — daß sie, die Wirklichkeit, unnatürlich sei und also nicht wirklich. Er „staunte" höchstens, daß die Wirklichkeit so frech sein onnte, sich als natürlich und wirklich auszugeben, wo doch er im tiefsten Herzen wußte, daß sie unnatürlich und unwirklich sei — denn wir wissen a und der Mensch hat es stets gewußt, daß „der Kern der Natur Menchen im Herzen" ist.

„Ehrfurcht"? Ehrfurcht vor der Wirklichkeit?

Ach nein, Ehrfurcht vor der Wirklichkeit lernte er erst, als er alt wurde, müde, greisig. Da trat die Ehrfurcht an die Stelle des „jugendlichen" Trotzes — und die hatte auch recht.

Sie hatte recht, wie eben das Alter auch recht hat.

Da wurde der Mensch müde, naturfürchtig, tatsachenfürchtig, wissenchaftfürchtig.

Darum sind alle jungen Religionen Sturmreligionen mit einem nahen und offenbaren Gott und alle alten Religionen Naturreligionen mit einem nenschenfernen unbekannten Gott.

Wie auch das alternde Heidentum den „unbekannten Gott" fand. Goehre at ihn ja von dort.

So ist die Religion, wie ich „bewiesen" habe, die Innenkraft selbst der Entwicklung.

Als solche ist sie in vielen, die es nicht wissen. In allen, die ohne Selbstucht und Ehrgeiz, die aus reinem Wollen streben.

Ja, in allen Strebenden überhaupt; denn Selbstsucht und Ehrgeiz sind nur Erklärungen, die der oberflächen- und vernunftsüchtige Mensch sich selbst gibt, um sich das Drängen und Treiben im eigenen Innern verständlich zu machen, — und die dann allerdings alles verderben.

Man mag Sache und Bewußtsein der Sache unterscheiden. Als Sache selbst, als grundloses und rastloses Höherwollen war Religion stets und überall und durch alle Stufen der aufdrängenden Tierwelt. Aber erst als Bewußtsein der Sache nennen wir sie „Religion" und nennen wir die Art, wie sie sich in der Welt ihrer geistigen Zusammenhänge einrichtet, „Weltanschauung" oder „Mythos".

Oder man mag Jugend und Alter der Religion unterscheiden. Echt und erster Hand ist Religion nur im Jugendzustand. Nur, wo sie wirklich aufdrängt, wo sie das Ungenügen der Wirklichkeit peinigend empfindet und Erlösung zu ruhigem und welteinigem Aufstieg sucht — welteinig, weil einig mit der Grundkraft der Welt, mit „Gott" — nur da ist Religion ersterhand. Aber wie als Abendrot, wie als nicht loszuwerdende Erinnerung aus ferner Jugendzeit, kann Religion warm und innig auch im Alterszustand sein. Sie ist dann Pietät und Ehrfurcht. Oder sie ist ein inneres Sichloskaufen vom Drang nach oben, oder ein Abgleiten aus dem Trieb nach oben in einen Trieb nach seitwärts in die Welt des Fertigen, die „Natur". Oder endlich ein Herausfallen aus dem ganzen Treiben. Sie ist dann Religion der Gottferne und schließlich der Gottlosheit.

Denn es gibt einen noch erwachseneren Zustand der Religion, noch unjugendlicheren, als den des unbekannten Gottes, nämlich die Religion ohne Gott, wie sie im Buddhismus vorliegt.

Da Goehre gern die endgültig gesicherte Form der Religion feststellen will — wie alle Rationalisten sich stets um das endgültig Letzte, eben das absolut „Vernünftige" bemüht haben — so müßte er zu dieser Form der Religion übergehen. Da er aber für sie persönlich noch nicht reif ist, — auch er immer noch viel zu jugendlich für das endgültig letzte Wort, — so hilft er sich mit einem tollen Gewaltstreich (den freilich andere, wie Simmel, aus ähnlichen Systemnöten vorgemacht haben):

Nämlich: „Die zweite Feststellung, die wir machen müssen, ist die, daß alle bisherige Religion Gottreligion war." — Ein Gott oder mehrere.

Halt, halt! Nicht so schnell! Soll denn die eine Hälfte der Menschheit ungehört im Orkus versinken? Die tieffromme, ernste, versunkene Religion des Buddhismus?

Nichts da! „Der Buddhismus ist überhaupt nicht Religion, sondern Verzicht auf Religion. Er verneint alles Leben, allen Wert, es zu leben, sowie alle Kräfte und Geheimnisse hinter ihm. Er verneint damit auch

die Religion, hebt sie auf, verseichtet (o!) sie in ein Gefühl widerstandslosen Geschehenlassens aller Dinge. Und also steht fest: alle bisherige Religion war Gottreligion."

Das nenne ich entschlossen! Fast jugendlich!

Wenn ich die ungefähre Hälfte aller höheren Religion für Nichtreligion erkläre, so ist allerdings nur die andere noch Religion ...

„Und also steht fest" ...

Nein, es steht gar nicht fest! Fest steht nur, daß das Dasein dieser Religion die Theorie Goehres umstößt.

Vielmehr ist Religion ohne Gott und Tat die genauest nächste Altersstufe gleich hinter der Religion des unbekannten Gottes und des Vernunfthandelns.

Erst handelt man aus Sturm und Drang und aus nächster Gottnähe, aus Gott im Herzen, und daher kommen alle großen Jugendreligionen.

Dann wird man älter und handelt aus Vernunft und Gottferne, aus Wissenschaft und Tatsachenehrfurcht – und das sind die Religionen ferner Sehnsuchtgötter und des unbekannten Gottes.

Schließlich handelt man überhaupt nicht mehr; man sucht nicht mehr den unbekannten Gott, sondern das Unbekannte überhaupt, das Unbestimmte, Unbestimmbare – Nirwana: „Ich freue mich des Sterbens nicht, | Ich freue mich des Lebens nicht, | Geduldig wart ich ab die Zeit | Gleichwie der Löhnling seinen Lohn." (Lieder der Mönche und Nonnen Gotamo Buddhas, übersetzt von Karl Eugen Neumann, S. 213.)

Die dritte Voraussetzung, die Goehre macht, ist die, daß Religion „eine besondere Art menschlicher Veranlagung und nur einem Teile der Menschen eigentümlich" sei.

Die Bedeutung, welche diese Voraussetzung (auf die Goehre so ziemlich das Hauptgewicht seiner Schrift legt) für ihn hat, erkennt man aus den Folgerungen, die er aus ihr zieht.

Denn damit, meint er, sei „die einzig unangreifbare Sicherung des Rechts auf Religion und damit der Religion selbst als einer notwendigen und gesunden Funktion des menschlichen Geisteslebens" gegeben. Ferner weiche damit der Schein des Minderwertigen von dem Religiösen jetzt und auch in Zukunft, und damit sei sie auch den modernen Menschen noch erlaubt.

Hier ist die Bedeutung der Goehreschen „neuen Religion" als vielmehr eines Rückzugsgefechts auf der Flucht mit Händen zu greifen.

Unter welchen Bedingungen, scheint er zu fragen, ist mir Religion, wie ich sie nötig habe, Gottreligion, noch erlaubt?

Jetzt sieht man näher, weshalb er dem Buddhismus den Charakter der Religion absprechen mußte. Wenn der Buddhismus Religion wäre, so

wäre offenbar er das letzte Wort. So hülfe auch die „Feststellung" von der religiösen Veranlagung des Menschen dem Verfasser rein gar nichts, er müßte dann die Gottreligion aufgeben und zum Buddhismus übergehen, der aus ähnlichen Gründen auch sehr modern zu werden anfängt.

Aber selbst diese Frage beiseite gelassen, weshalb soll denn die Lehre von der religiösen Veranlagung die Religion sichern?

Zumal vor dem Vorwurf des Minderwerten?

Es hat doch von jeher auch verbrecherische oder sonst atavistische Veranlagungen gegeben?

Und ist denn nicht auch die Dummheit eine sehr verbreitete und berechtigte Naturanlage eines großen Teils der Menschen? Und als solche offenbar haben die Väter der Sozialdemokratie die Religion betrachtet!

Die Religion war, wie Lenin nachzuweisen sucht, für Marx und Engels Privatsache nur dem Staat, nicht aber der Partei gegenüber. Von der Partei war sie vielmehr als Volksverdummung zu bekämpfen.

Ich fürchte, Goehre wird mit seinem Satz von der religiösen Veranlagung den Verdacht der Minderwertigkeit der Religion in den Kreisen, in denen er rege ist, nicht von ihr abstreifen können.

Aber auch davon abgesehen, wie denkt es sich Goehre, daß die Gottreligion in der Form des unbekannten Gottes, durch die Lehre von der religiösen Naturanlage gesichert sei?

Offenbar so: Ist 1. die Religion als Naturanlage berechtigt, 2. aber alle Religion wesentlich Gottreligion, so ist dann das wenigste, was man noch sagen kann, sozusagen das Dünnste, das vielgesuchte endgültig Letzte, der unbekannte Gott.

Deutlicher kann es nun nicht mehr werden, daß dieser unbekannte, ferne, kaum noch lebendige Gott nur die letzte Etappe auf der Flucht ist.

Die Gottheit ist hier sozusagen auf dem letzten Schritt vor dem endgültigen Verschwinden und völlig ungefährlich: „Du bist vor ihm ganz sicher. Du mußt ganz allein, ohne ihm je zu begegnen, deines Lebens Wege gehen." Bescheidener kann die Religion nicht mehr werden.

Und so mag sie ja wohl das Mitleid ihrer Verfolger finden.

Die vierte Voraussetzung ist dann, daß der Inhalt jeder Religion „durch die jeweiligen wirtschaftlichen, sozialen und geistigen Verhältnisse einer Zeit" bedingt sei.

Da haben wir denn auch die letzte These aller auf der Flucht begriffenen protestantischen Theologie: Die Versöhnung der Religion mit der Kultur.

Ich habe dieser moderntheologischen These gegenüber immer nur die lebhafteste Verachtung gefühlt. Sie war mir stets ein Zeichen dafür, daß diese „liberale Theologie" religiös nichts sei als ein Altersprodukt, und

daß wirkliche Religion, sie sei nun christliche oder andre, alte oder neue, ganz anders einzusetzen habe.

Nicht bei der Versöhnung, sondern beim Widerspruch.

Goehre sagt irgendwo, daß das Christentum erledigt sei, damit sei nicht gesagt, daß es über Nacht verschwinden werde. Als Bauernreligion werde es „noch jahrhundertelang sein Leben zu verlängern wissen."

Jawohl. Und zwar nicht nur als Bauernreligion, sondern auch in dieser letzten gebildeten Altersform, der Religion des „unbekannten Gottes".

Das Buch ist ein wehmütiges Buch. Denn es ist wehmütig, einen durch und durch frommen und dazu tapferen Menschen in der Stellung eines zu sehen, der um Abnahme von Acht und Bann bittet.

Goehre selbst freilich fühlt seine Religion nicht als letzte Ausgangsphase des liberalen Christentums, er fühlt sich vielmehr im äußersten Gegensatz zu ihm.

Das verschlägt nichts, da sein Gegensatz einerseits auf Weltanschauungsunterschieden aufbaut, die für das Wesentliche einer Religion gleichgültig sind, andrerseits auf einer völlig willkürlichen und, wie mir scheint, erweislich falschen Deutung dessen, was wesentlich wäre. (Einer Deutung, die zudem erst dem Willen entspringt, mit dem Christentum fertig zu sein.)

Dies Wesentliche nämlich sieht er beim Christentum in der Jenseitigkeit, die er ihm zuspricht.

Mich wundert, daß er nicht die harte Paradoxie bemerkt hat, die darin liegt, daß diese angebliche Jenseitsreligion die krasse Diesseitigkeit des modernen Europäers, wie er sie schildert, soll hervorgebracht haben.

Die Moderne, welche einer Jenseitsreligion entwächst, kann man in den Ländern des Buddhismus studieren, wo die Diesseitigkeit als fremder Einbruch erlebt wird.

Wann oder wo hat denn Jesus von „In-den-Himmel-kommen" gesprochen? Er hat umgekehrt verkündet, daß das Reich Gottes nahe herbeigekommen sei.

Und er hat die Seinigen beten gelehrt, wie die Christenheit noch heute betet, nicht: „bring uns in den Himmel", sondern: „Dein Reich komme" und „Dein Wille geschehe . . . bei uns auf Erden", da, wo das „tägliche Brot" gegessen wird.

So weiß auch Goehre selbst in seiner Wiedergabe der Verkündigung Jesu nur, daß jetzt „Gottes Herrschaft auf Erden" beginne, daß Gott „einziehe", daß man „schon selig" sein könne, daß Heiland sein „Gottes Wegbereiter sein" heiße, daß er den Frieden „bringe", daß Gott „seine Kraft herniedersenden" und „das Reich des Friedens aufrichten" wolle, eine „ewige Verschmelzung zwischen Diesseits und Jenseits".

Goethe hat sich von der Umbiegung täuschen lassen, welche diese Verkündigung in der späteren Lehre allerdings gefunden hat.

Der ursprüngliche Sinn hat sich trotz dieser Umbiegung im Gebiet aller abendländischen Religion so fest den Gemütern eingekeilt, daß auch die ausschweifendste Weltverleugnung auf diesem Abendlandgebiet immer die Endabzweckung auf irdisches Wirken behalten hat.

Wie denn die abendländischen Mönche Ackerbauer und Lehrer höchst weltlicher Wissenschaften wurden — ganz im Gegensatz zu den jenseitsdurstigen Mönchen der morgenländischen Religionen.

So fest ferner, daß diese Verkündigung vom Reich Gottes auf Erden und von der Gemeinde der unbedingten Brüderlichkeit als ein erregender Sauerteig in der abendländischen Gedankenwelt geblieben ist, sie von Revolution zu Revolution treibend — ganz im Gegensatz zu den Ländern des diesseitsflüchtigen Buddhismus, in denen die Revolution nur als Einfuhrartikel vorkommt.

Im Gegensatz zum Morgenland hat das Christentum von allem Anfang an eine ausgesprochene Diesseitsabzweckung gehabt.

Gerade darin hat die Gefahr gelegen, der es jetzt erliegen kann, falls es überhaupt erliegt.

Die Gefahr, daß der Mensch dem Jenseits, das heißt dem ewigen Höherdrang entfällt und im unbedingten Diesseits als Naturspezies zur Ruhe kommt.

Steht das bevor?

Bedeutet etwa die jetzige Entwicklung den Eintritt des Menschen in die Bahn, die zum Ameisenstaat führt? zum Staat der von Nietzsche gesehenen letzten Menschen, die blinzelnd das Glück erfunden haben?

Wer will es entscheiden.

Das Buch ist ein tragisches Buch.

Geschrieben aus der Stimmung heraus der Hochkultur vor dem Kriege. Aus der Stimmung: auch das letzte Geheimnis, nächstens haben wir's erwischt. Man lese den Hochgesang des ersten Kapitels auf den modernen Menschen und wie er es so herrlich weit gebracht — „ganz, ganz dicht schon liegt sein Ohr gepreßt an der Stelle, wo das allerinnerste Herz der Natur pulst und schlägt".

Und erschienen in einer Zeit und Stunde, wo diese Welt mit Krachen zusammenzuprasseln sich anschickt. Wo alle diese stolze Vernunft nicht einmal die Bürger desselben Volkes, ja nicht einmal die Glieder derselben Partei davor zurückhält, sich gegenseitig auszumorden.

Manchmal habe ich mit Kopfschütteln beim Lesen gedacht — aus dem Wissen heraus, daß die Menschenmassen der Großstadt und das agita-

-orische Treiben in ihnen die einsamsten Einsamkeiten sind —: aber weiß dieser Einsiedler noch nicht, daß seine Welt gestorben ist?

Denn das konnte man auch vor dem Kriege schon wissen — und wußten wenigstens einige.

In der Tat: mir wurde noch nie so plastisch, daß sie reif war zum Untergange und leider auch, daß wir noch nicht am Ende des Umbruchs sein können.

Diese grelle Tatsachenwelt — fehlt Goehre irgendein inneres Gelenk? Weiß er nicht, daß auch sie, auch diese unsre wissenschaftliche Kultur, eine Schöpfung ist, wie andre Kulturen es waren, nötig, so hoffen wir, um ein Organ des Menschen bis zur äußersten Schärfe auszubilden, dann aber, falls er damit den Weltzweck erreicht glaubt, zusammengeschmissen zu werden, damit das Leben wieder weitergehen könne und der Mensch, der das Werkzeug des Schöpfungswillens ist und bleiben soll, nicht vielmehr zur Naturspezies zurücksinke?

Diese Tatsachenwelt — und kein Gefühl davon, daß wir mythische Zeit leben, apokalyptische Zeit?

Und kein Gefühl davon, daß mindestens seit einem Jahrzehnt — in den Wurzeln natürlich sehr viel länger — eine ganz andere Welt heraufzublicken beginnt, eine ganz andere Welle sich aufgemacht hat? Daß — da nun einmal Goehre den modernen Menschen zum Richter darüber macht, was uns Religion „noch" sein darf (statt seine Religion entscheiden zu lassen, was ihr der moderne Mensch sein kann), daß „Seele" uns Heutigen und Modernen wieder ganz etwas anderes geworden ist, als ein „Stoffwechselprodukt"?

Genug, soll das Christentum zu Ende sein, so kann man diese sogenannte „neue Religion" getrost als seine Endphase betrachten.

Mich persönlich würde das kalt lassen. Für mich ist Religion nicht Christentum, wie Christus bekanntlich nicht hat das Christentum gründen wollen. Aber die Religion ist, wie ich glaube, nicht zu Ende — und ich noch nicht reif für die Altersphase des „unbekannten Gottes". Eher glaube ich eine Verjüngung.

Vielleicht dient die Götterdämmerung dieser Tage uns dazu.

Wie die einstige Götterdämmerung unsern Vorfahren, die, weil sie furchtlosen Herzens in sie hineinschritten, sie durchhielten, ohne zu zerbrechen, vielmehr als jugendstarke, jugendfromme Träger der neuen Entwicklung.

Zu dieser Revolution

von Rudolf Kayser

Es gibt Leute, die gestern noch der Gefühls- und Gedankenwelt des Sozialismus sehr fern, heute mit allen Schlachtrufen des Klassenkampfes gegen die „Bourgeoisie" herziehen. Im Grunde genommen ließ sie alles Wirtschaftspolitische stets kalt; die Zugehörigkeit zur bürgerlichen Gesellschaftsklasse (wenn auch nicht zu ihrer Moral und kulturpolitischen Rückständigkeit) war ihnen eine Selbstverständlichkeit, eine Tatsache der Natur. Eine Gesinnung, die so ganz und gar im Gefolge Nietzsches schritt, glaubte ja der politischen und ökonomischen Hilfskonstruktionen nicht zu bedürfen. Nietzsches heroischer Individualismus, die Verachtung jeder Massenbewegung und die Verzweiflung einer sterbenden Kultur hatten zu einem vorwiegend ästhetischen Radikalismus erzogen, der jede Gemeinschaft mit der politischen Wirklichkeit ablehnen mußte.

Die offizielle Politik, die nationalen Egoismen, die Profitgesinnung der Regierungen konnten allerdings kaum geistpolitische Anregungen geben. Nicht einmal eine nachdenkliche Opposition vermochten sie zu schaffen; ihre Gewohnheiten und ihre Sprache stammten ja aus Kasernen und Kontoren und erregten nur Gefühle des Widerwillens, aber keine sachliche Gegnerschaft. Auf der andern Seite gab es den Sozialismus. Nehmen wir als Kriterium der Geistigkeit die Unbedingtheit, das gerade Losgehen auf die Idee bei Ablehnung jedes Mittlertums, das Einspannen der Welt zwischen das subjektive Erlebnis und die metaphysische Wirklichkeit Gottes — so ist auch der bisher herrschende Sozialismus ungeistig. Er will ja nur die Überwindung des Kapitalismus durch sein dialektisches Gegenbild. An die Stelle der individualistischen Ausschweifungen des Manchestertums setzt er die Organisation der Wirtschaft, aber auch sie nur in einem Maße, das eine politisch-pädagogische Zielsetzung nicht nötig macht. Gerade der Marxismus ist ja eigentlich nur eine technische Regelung der Güterverteilung. Die Produktion selbst, die Religiosität jedes (auch des untergeordneten) Schaffens, der Umkreis seiner Möglichkeiten, Rechte und Pflichten, die Minderwertigkeit bloßen Händlertums: das sind höchstens Nebenmotive des marxistischen Denkens, aber nicht seine Kerngesinnung. Dieser Charakter des modernen Sozialismus hat bekanntlich zwiefache Gründe: 1. historische 2. die von Anfang an vorhandene Absicht, eine Massenbewegung zu entfachen.

Auf sie muß in diesem Zusammenhange eingegangen werden, um die groteske Situation mancher eiliger „Radikalen" von heute zu beleuchten.

Es ist ein Irrtum anzunehmen, daß Marxens materialistische Geschichtsphilosophie für die praktische Politik gleichgültig sei. Sie macht ja auch

das Ideelle zu einer Angelegenheit der Natur, zu nichts anderem „als das im Menschenkopf umgesetzte und übersetzte Materielle". Ganz wie der Kapitalismus gilt auch dieses sozialistische Denken allein der Praxis und der Ökonomie. Die Entwicklung der Gesellschaft erscheint ihm nur als ein naturgeschichtlicher Vorgang, der nach keinen ethischen Vorstellungen fragt. Dieser Materialismus führte zu einer maßlosen Überschätzung der politischen Mittel, zu jenem Aberglauben an die Dinge, deren bloße Verrückung im Raume — durch Wirtschaft und Organisation — uns das messianische Zeitalter bescheren soll.

Nur aus dieser materialistischen Grundstimmung heraus konnten Marx und Engels die Masse zum tragenden, zum einzigen Faktor der Geschichte machen. Nur so konnte auch die naive Konstruktion der Klassenkämpfe geschehen, die eine dialektische Spannung in das politische Werden bringt, die ihm nun und nimmer innewohnt. Die wirklichen historischen Kämpfe vollzogen sich kaum zwischen Klassen, sondern zwischen den in Individuen geborenen Ideen, den Propheten und Einsamen und jener trägen langsamen Masse, deren Gliederung nur unter einem ökonomisch-technischen Gesichtswinkel eine (und auch da noch zweifelhafte) Berechtigung hat. Alle Zerstörungen beginnen in dem Augenblick, wo das Denken eine neue geschichtliche Stufe betritt, wo die Ideen von gestern zu trockenen Konventionen, die Gebote zu Paragraphen geworden sind. Die Not einer Klasse und der naiv-eudämonistische Traum vom Paradies oder deutscher: vom Schlaraffenland — sie sind nur äußere Folge des neuen Denkens und Glaubens, der letzte Anlaß zur Verwirklichung.

Die Klassenkampftheorie war die geniale Vereinfachung eines Denkers ohne Religiosität. Sie ward das Dogma der getreuen Sozialbeamten, der Verfassungsdenker, der Politiker der Direktheit und der Fläche, der Revolutionäre des Außens. Geistig aber ist nur jene Bewegung, deren Verwirklichung in die Anstalten der Gesellschaft als letzte und äußerste Provinzen vordringt, deren Anfang und Ziel aber der Mensch ist.

Marx belädt mit aller Tragik der Schöpfung und der geistigen Universalität die Klasse, die Unterdrückten, das Proletariat, eine Sphäre, welche einen universellen Charakter durch ihre universellen Leiden besitzt und kein besonderes Recht in Anspruch nimmt, weil kein besonderes Unrecht, sondern das Unrecht schlechthin an ihr verübt wird". Also das „Recht des Stärkeren" mit umgekehrtem Vorzeichen? Sind die Unterdrückten notwendig auch die Messiasse? Muß die Befreiung von unerträglichen Ketten, von Lohnsklaverei und Elend schon zur Emanzipation der Menschheit führen? So sicher es ist, daß die revolutionäre Tat nicht durch Führer ohne Gefolge geschehen kann, so sicher ist es auch, daß Unrecht erleiden noch nicht die Berufung zum Geiste bedeutet.

Der Marxismus verwirft jede Zielstrebigkeit; er treibt keine Politik der Notwendigkeiten, sondern der materiellen Bedürfnisse; er will nicht Gerechtigkeit (die nur formal zu umschreiben ist), sondern nur Lösung aus drückenden Verhältnissen.

Nur eine solche materialistisch-psychologische Politik, die sich auf keine autonome Ethik, sondern allein auf biologische Scheinwahrheiten stützt, konnte zu der Forderung der „Diktatur des Proletariats" kommen. Ich will nicht untersuchen, ob Marx selbst diese Forderung in jenem realen Sinne meinte, wie es die russischen Dogmatiker und ihre deutschen Nachbeter ausgeben; immerhin wäre es denkbar. Augenscheinlich aber ist, daß in dieser Forderung Proletariat, Geistigkeit und Gerechtigkeit Gleichungen bilden. Was sollte denn sonst der Sinn einer geforderten Klassenherrschaft sein als jener alte aristokratische, den auch die Feudalität vertrat: daß durch irgend welche Bestimmung gerade diese Klasse zur Führung auserwählt ward? Die Feudalität berief sich auf Tradition, Geschichte und eine dienstbare Theologie. Das Proletariat beruft sich ebenfalls auf Geschichte und Tradition, die diesmal Unglück und leidvoll sind. So sehr wir bei der Feudalität solche Rechtsansprüche bekämpften, so sehr müssen wir es beim Proletariat tun. Vor allem weil wir — Sozialisten sind und jede Klasse (als Fiktion und Wirklichkeit) aufzuheben wünschen.

Diktatur des Proletariats! Noch einmal finden wir hier jene Maßnahmen und Methoden des feudal-militärischen Zeitalters, das wir endlich überwunden zu haben glauben. Da ist wieder jener Unglaube an den Menschen, der Klassen, Berufe, Betriebe, Ausbeuter und Ausgebeutete kennt und uns einreden will, daß diese Einteilungen und Mechanisierungen lebendiger Menschheit nicht ebenso gräßlich, geistlos und ungerecht sind als die bürokratischen und militärischen des bürgerlichen Zeitalters. Die Rote Armee der Sowjet-Republik, mit Dienstanweisungen, Reglements und einer Heeresverfassung, die ob ihrer praktischen Klugheit den Beifall jedes preußischen Generals finden muß, ist letzte und notwendige Konsequenz des Diktatur-Gedankens. Merkt ihr denn noch immer nicht, daß mit diesem neuen alten System die Welt nur stärker verrammelt wird als zuvor? Man rede mir nicht ein, daß dies notwendige Übergangsmaßnahmen sind, um die Befreiung des Proletariats (die wir natürlich alle wollen) zu erreichen. Man höre überhaupt auf, diese Schwindel-Vokabel „Übergang" zu gebrauchen, hinter der sich Machtgelüste, Muckerei und Schiebertum so gern verbergen und die jeder Gesinnung Heiligung und Recht verleiht. Niemand wird mich davon überzeugen können, daß die Siege blutigen Klassenkampfes dazu führen werden, Gewehre und Granaten endlich erleichtert aus den Händen zu tun. Der ist ein schlechter Psycholog, der glaubt, daß die Gewaltherrschaft einer (notwendig!) von

Ressentiments erfüllten Klasse zur klassenlosen Gesellschaft führen wird. Die Getretenen von gestern werden mit Wollust die Herren von morgen sein und durchaus sich einem schnellen Thronverzicht widersetzen.

Die politische Manifestation des Diktatur-Gedankens ist die Räte-Republik. Das Rätewesen (bekanntlich nur aus dem Mangel einer gewerkschaftlichen Organisation des russischen Proletariats geboren) erfährt hier seine staatliche Anwendung und scheint in dieser Gestalt den Partei-Revolutionären die messianische Idee unserer so maßlos ideenlosen Gegenwart zu sein. Durch die Räterepublik aber wird die größte Gefahr des kapitalistischen Jahrhunderts zur triumphierenden Wirklichkeit: die völlige Verwirtschaftung des Lebens. Nicht mehr die Gesellschaft, die mannigfaltigen Wechselbeziehungen zwischen Ich und Allgemeinheit, die sozialen und kulturellen Einrichtungen, welche diese Wechselbeziehungen schaffen, sind Inhalt des Staates, sondern: die Wirtschaft oder, wie sie sich milder und moderner jetzt nennt, die Arbeit. Alle soziologischen Begriffe werden abgeleitet vom Wirtschaftlichen, alle Politik wird der Ökonomie unterstellt, alles Leben in das Arbeits-Schema gepreßt. (Deshalb ist es nur konsequent, daß Lenin das Taylor-System in Rußland einführen will.) Sollte es aber nicht gerade unsere revolutionäre Mission sein, den Staat allmählich von der Wirtschaft zu befreien? Rudolf Steiner sieht – in sehr wertvollen Arbeiten – gerade hierin die eigentliche Aufgabe der deutschen Revolution. Die Räterepublik aber macht die Lösung dieser Aufgabe zur Unmöglichkeit.

In welcher Weise im Sowjet-System die politische Gewalt auch zustandekommen mag – durch Betriebs- oder Berufsräte – immer wird nur die durch technisch-ökonomische Kategorien erkennbare Arbeit ihre Grundlage sein. Das führt zu jener Verelendung und Uniformität des politischen Denkens, die sich schon heute allenthalben zeigt: wenn jeder Nicht-Proletarier als „Bürger" und jeder Bürger als Ausbeuter ausgeschrien wird. Als ob nicht neben der (sicherlich verächtlichen) Profitgesinnung auch anständige Werkgesinnung lebt, die Freude am Aufbau und Schaffen hat und nur aus Furcht, hierin durch die Sozialisierung gehindert zu werden, in der Individual-Wirtschaft beharrt (ein Motiv, das wahrscheinlich unrichtig, sicher aber achtbar ist). Die Räterepublik entrechtet aber jeden Unternehmer, macht ihn durch Beraubung seiner Wahlfunktionen zu einem Schädling und Verbrecher. Daß diese so mit allen politischen Flüchen beladenen Unternehmer für die nächste wirtschaftliche Zukunft gar nicht zu entbehren sind, zeigen die Erfahrungen Rußlands und Ungarns, die in vielen Betrieben zur Privatwirtschaft zurückkehren mußten.

Um allen Angriffen vorzubeugen: ich trete nicht für eine formale Demo-

kratie ein, sondern für ein Führertum der Wenigen. Wahre Demokratie besteht ja nicht im Stimmzettel, sondern in der Preisgabe aller Klassen-interessen und Egoismen zum Besten der Allgemeinheit. Führer sind nie eine Klasse, sondern die einzelnen Schöpfer, die eigentlichen Beweger der Erde und der Geschichte. Sie stehen unter keinem Zwange: weder dem der Herkunft noch dem des Ziels, wenn man unter diesem das programmatische Bild von Gesellschaft und Staat versteht. Sie haben den Glauben an den Menschen in jeder beruflichen und sozialen Vermummung. Ihre Politik ist bestimmt von diesem einen heiligen Willen: die Menschen von der Politik zu befreien. Ein solches Führertum läßt sich aber auf keinerlei „Radikalismus" ein. Keine Partei-dogmatik kann seine Marschroute festlegen, am wenigsten aber eine solche, die durch ihre extremen Forderungen und organisationellen Maßnahmen ein eigensinniges, erstarrtes Kirchentum schafft.

Wie ist es also möglich, daß auch Nicht-Marxisten heute alles Heil vom Klassenkampf erwarten? Welche Resignation oder welcher Verrat am Geiste geht hier vor sich? Es geschieht eine Mißachtung (die sich rächen wird) jener edelsten individualistisch-liberalen Tendenzen, die in das sozialistische Zeitalter hinüberzuretten, wir sehr verpflichtet sind. Mag sein, daß gegen-über einem Bürgertum, das zu kleinlich ist, um wie angeblich die Adligen des Jahres 1789 eine „Bartholomäusnacht für das Eigentum" zu veran-stalten, der Klassenkampf nicht ganz zu vermeiden ist. Muß aber darum die Klasse mit der ganzen tragischen Mission der Geistigkeit beladen werden, die bisher immer den Einzelnen vorbehalten blieb? Jene flinken deutschen Literaten, die heute die proletarische Diktatur fordern, stehen zumeist unter einem doppelten Fluch: der Traditionslosigkeit und dem Komödiantentum. Angeekelt von einem nur noch profitsüchtigen Libera-lismus, der seine alten geistigen Kräfte schamlos verleugnete, hatten sie jeden Anschluß an das öffentliche Leben verloren. Die starke Politisierung, die sich seit fast einem Jahrzehnt im deutschen Geiste vollzieht, zwingt aber Stellung zu nehmen zu den immer dringlicher werdenden Umwelt-problemen. Nur wenige fanden den Mut, aus ethischer Besinnung heraus Politik zu treiben. Die anderen halten Ausschau nach radikalen Gebärden, weil nur diese sie über die eigene Haltlosigkeit, Armut und Unkenntnis hinwegtäuschen.

So treten sie für Forderungen ein, deren materialistisch-psychologische Herkunft wir kennen. Es muß aber gerade das Wesen einer geistigen Politik sein, von allen Fragen der Bedürfnisse und Psychologie abzusehen, unbedingt zu sein, nur den Forderungen der Vernunft zu folgen. Diese Forderungen gehen weder aus Glück noch aus Leid hervor, sondern allein aus den kühlen Notwendigkeiten des Denkens. Niemals können die Kate-

gorien einer technisch-ökonomischen Politik Geltungswert für jene beanspruchen, die den Radikalismus des Geistes verfechten. Er macht bei der Revolutionierung des Staates nicht halt, sondern will die Revolutionierung des Menschen. Aber diese Besinnung auf den Menschen (eigentlich der Inhalt jeder wahren Revolution) ist eine zu stille und langsame Angelegenheit, um jene zu fesseln, die durchaus blenden und Rollen spielen wollen.

Die Parteibeamten lassen sich nur von staatlichen Postulaten beherrschen. Je mehr diese den bestehenden Zuständen widersprechen, je heftiger ihre Verwirklichung zur Zerstörung und Pausierung des öffentlichen Lebens führt, desto „radikaler" erscheinen sie ihnen. Im Grunde genommen bedeutet solcher „Radikalismus" einen unerträglichen dogmatischen Zwang, wie ihn etwa die Schriften Lenins verraten, der einem theologischen Eiferer merkwürdig ähnelt. Der Politiker des Geistes fordert immer wieder den Menschen. Der Mensch aber ist nicht beschlossen in den Ordnungen von Wirtschaft und Staat; kein Sozialismus ist imstande, seine moralisch-kulturellen Kräfte zu befreien; kein Absolutismus kann sie völlig verschütten. Alle geistigen Revolutionen vollziehen sich daher nie angesichts einer staatspolitischen Ideologie, sondern stets einer kulturellen. Es gilt, die erstarrten Formen der bisherigen Kultur zu sprengen, da sie einem neuen Schöpfertum hinderlich wurden.

So geschah die Weltrevolution im Zeitalter des Hellenismus, die am Ende des ästhetisch-wissenschaftlichen Griechentums nach der religiösen Inbrunst des Ostens verlangte. Aus ihr entstanden Christentum, Kirche und der mittelalterliche Staat. Als dann der ästhetische Mensch zum kirchlichen geworden war, die Wissenschaft zur Theologie, der Staat zum ewigen Widerstreit des Papsttums, geschah die neue Revolution von Humanismus, Renaissance und Reformation. Sie stellte Nation, Staat und Einzelne wieder auf ihre natürlich-individuellen Kräfte. Ein in allen wesentlichen Einrichtungen festgelegter neuer Staat gehörte also keineswegs zu den Forderungen dieser Revolutionen; er war erst die späte Folge des geänderten Menschen und seiner geänderten Kultur.

Wie sehr irren also jene, die alles Heil von der Diktatur des Proletariats erhoffen. Sie verzichten auf jedes ethische Schöpfertum, das nur aus der Spannung zwischen der Idee und dem Widerstand der gestrigen Kultur entsteht. Die Klassen- und Räterepublik beraubt auf jeden Fall eine Zahl von Menschen ihrer politischen Rechte, die doch nur als letzte Vertreter der kapitalistischen Wirtschaftsordnung als minderwertig erscheinen können. So wird hier der technisch-ökonomische Maßstab zur moralischen Inquisition.

Wir brauchen den endgültigen Bruch mit der psychologischen und materialistischen Weltauffassung. Die heute noch bewußt oder unbewußt

ihr folgen, sind deshalb viel eher Ausläufer der alten wie Vorläufer der neuen Welt. Erst wenn die Unfruchtbarkeit der zur Bildungslast gewordenen alten Kultur fühlbar geworden ist (ein Zustand, der scheinbar noch nicht erreicht ist), die Sehnsucht nach einer neuen als religiöse Begeisterung die Seelen durchglüht, vollzieht sich jene wirkliche Revolution, die einen neuen Menschentypus schafft und durch ihn auch neue Lebensgewohnheiten in Wirtschaft und Staat.

Die Vorträge Jakob Burckhardts

von Emil Schaeffer

„Die Anlage der Griechen ist es überhaupt, daß sie Teile und Ganzes, Besonderes und Allgemeines zu erkennen und zu benennen vermögen;" weil jene Fähigkeit von den Ahnen auf ihren spätgeborenen Enkel Jakob Burckhardt aus Basel forterbte, so könnten diese seine Worte auch als Motto über den Vorträgen hier prangen, deren frühesten ein unbekannter Privatdozent und deren letzten ein von der Sonne europäischen Ruhmes Umleuchteter gehalten hat. „Wenn Burckhardt sprach" – erzählte ein Schüler nach dem Tode des Lehrers – „sah keiner von uns zum Fenster hinaus, alle hingen wir an seinen Lippen"..., die gelesenen Vorträge aber gleichen Kulissen am Tage, die des Lichtes ermangeln, das sie mit glitzerndem Leben überrieselt; denn es sind entweder Niederschriften Anderer oder Konzepte, bestimmt, das Wort, das oft nur allzugern in die lockenden Auen der Phantasie irrlichteliert, mit harter Strenge in den Bezirk des Tatsächlichen zurückzumahnen. Oder konnte Jakob Burckhardt, der Großmeister des Stiles, genau zwei Minuten vor dem Schluß eines Vortrages den papiernen Satz gesprochen haben: „. . . Freigruppen, von welchen weiterhin die Rede sein soll" . .? Burckhardt, der ja den Schriftsteller vollständig dem Lehrer geopfert hatte, dachte niemals daran, diese Reden zu veröffentlichen, hätte ihnen so, wie sie heute vor uns liegen, gewiß das „Imprimatur" verweigert und der Herausgeber mußte wohl erst einen Kampf mit seinem Gewissen ausfechten, bevor er mit der Last eines keineswegs leichten Amtes seine Schultern bebürdete. Aber wir danken ihm

---

Jakob Burckhardt: „Vorträge 1844–1887". Im Auftrage der historischen und antiquarischen Gesellschaft zu Basel herausgegeben von Emil Dürr. Zweite Auflage, Basel 1918. Benno Schwabe & Co. Verlag.

sein Mühen; der facettierte Diamant prangt in hellerem Leuchten, aber der ungeschliffene ist darum nicht weniger ein Edelstein.

Den uns wohlvertrauten Burckhardt nun, der unser Verhältnis zur Kultur der italienischen Renaissance und zu ihrer Kunst bestimmt hat, — wir suchen ihn vergebens in diesem Buche. Keiner der vierundzwanzig Vorträge ist einem Kulturproblem der Renaissance gewidmet, keiner überhaupt einem Italiener — und um so fassungsloser blicken wir, gewöhnt an die ärmliche Gediegenheit tüchtiger Spezialforscher, auf die mit Wissensgold bis zum Rande gefüllte Schatzkammer dieses Nabobs der Gelehrsamkeit. Denn welcher Professor unserer Generation vermöchte „Über die niederländische Genremalerei" zu unterrichten und „Über Napoleon den Ersten nach den neuesten Quellen", „Über Format und Bild" ebenso gut wie „Über Byzanz im zehnten Jahrhundert", „Über die Weihgeschenke der Alten" und „die Briefe der Madame de Sevigné"? Und diese mit Bramantesker Klarheit sich aufbauenden Vorträge ruhen stets auf dem soliden Fundament reinlich erworbener Kenntnisse. Potemkinsche Dörfer der Wissenschaft hat Burckhardt, der für seine „Kultur der Renaissance" über zweitausend Qartseiten mit Exzerpten aus alten Autoren bedeckte, niemals errichtet, glitt auch niemals mit streichelnden Artistenfingern über die Oberfläche der Dinge hinweg, sondern behandelte jeglichen Gegenstand mit sachlichem, aber gänzlich unpedantischem Ernste, stellte alles, um sein Wort über Thukydides zu brauchen, „vom höchsten Gesichtspunkt dar." Man lese etwa den Vortrag „Über die Kochkunst der Alten". Der normale Professor hätte aus allerhand gastronomischen Histörchen eine Pastete zusammengerührt, der deutsche sie dann vielleicht mit der braunen Tunke zähflüssiger Gelehrsamkeit, der Franzose mit einer sauce piquante à la Rossini übergossen, beide aber wären im Anekdotischen stecken geblieben. Auch Burckhardt kannte die unterstreichende Kraft des Details und Beispiele genug bezeugen, daß er seinen großen und kleinen Kulturgemälden die Glanzlichter der Anekdote aufzusetzen wußte. Hier aber erzählt er nicht, was es beim „Gastmahl" des Plato zu essen gab und aus welchen Ingredienzien die schwarze Suppe der Spartaner bestand, sondern weil es ihn befremdet, daß die Schriftsteller des vierten Jahrhunderts mehr von Köchen berichten als von Künstlern „und eine solche Tatsache zu denjenigen gehört, welche durchaus zum Nachdenken nötigen," so bemüht er sich um „die Deutung ihrer Ursache." Überhaupt war es immer sein Streben, Virgilisch gesprochen, „rerum cognoscere causas", jenes Prinzip zu erkennen, das der Vielfältigkeit aller Kulturerscheinungen zugrunde lag. Ruhmbegier leitete die Handlungen des Renaissancemenschen, „das griechische Leben aber durchdringt" — wie er stets hervorhebt — ein „Wetteifer", der schließlich zum „Wettkampf unter Gleich-

stehenden geworden war," und „dieser Drang zur persönlichen Auszeichnung" ist es, der vom Barbaren die Hellenen scheidet, „die ersten, welche etwas sehen und sich dafür interessieren können, ohne es zu besitzen oder zu begehren." Die Sucht, die anderen zu überstrahlen, bestimmte das Verhalten der bürgerlichen Gemeinschaft, einer Polis; wie der Einzelne von ihr besessen war, lehrt ein wundervoller Essay über jenen Demetrius, den Städtebezwinger, der wie ein Enkel des Alkibiades und zugleich wie der Ahne Cesare Borgias anmutet. Beinah all' unser Wissen um diese schöngetigerte Edelbestie verdanken wir einer Biographie Plutarchs, die man lesen muß, um Jakob Burckhardt als Schriftsteller und Menschenschilderer zu würdigen. Und dann ergeht es uns wie ihm selber vor den Bildnissen Tizians: „Wir vergessen die Frage, wie der Meister aus den zerstreuten und verborgenen Zügen diese großartige Existenz möge ins Leben gerufen haben."

Als Burckhardts Niederschriften für jenes Kolleg über „Griechische Kulturgeschichte", dessen dankbarster Hörer Friedrich Nietzsche war, aus seinem Nachlasse veröffentlicht wurden, da sprach, „weil mancher leicht zu diesem Buche greifen könnte," der Geheimrat von Wilamowitz-Möllendorf „notgedrungen als Sachverständiger" aus, „daß es für die Wissenschaft nicht existiert..., weil es weder von griechischer Religion noch vom griechischen Staate zu sagen weiß, was Gehör verdiente, einfach, weil es ignoriert, was die Wissenschaft der letzten fünfzig Jahre an Urkunden, Tatsachen, Methoden und Gesichtspunkten gewonnen hat"... Philologen und Historiker mögen entscheiden, ob dieses Verdikt Rechtskraft erlangte oder nicht; jedenfalls hat es keinen Einfluß auf unser Verhältnis zu Burckhardts „Griechischer Kulturgeschichte". „Denn nicht um die Wissenschaft der Geschichte handelt es sich bei Burckhardts Vorträgen" — wie kein Geringerer als Carl Spitteler schrieb —, „sondern um viel mehr und namentlich um etwas ganz anderes, viel höheres, ganz unvergleichliches..." Niemand schlägt heute ein Werk Jakob Burckhardts auf, um seine Tatsachen-Kenntnis zu erweitern, und was uns immer aufs neue, immer stärker zu diesen Büchern treibt, ist kein Verlangen nach Wissenschaft, sondern die Lust an einer durchwegs künstlerisch gearteten Persönlichkeit. Beweis: „Die Kultur der Renaissance" wurde von Ludwig Geiger „auf der Höhe der Forschung" erhalten —, so lautet die Phrase ja wohl —? und trotzdem oder vielleicht gerade darum begehren wir so heftig einen Neudruck der ersten längst veralteten Auflage dieses Werkes; dem „Ur-Cicerone" wurde er zuteil, — aus Gründen, die alle Wissenschaftlichkeit negieren: Ein Konsortium von Fachmenschen hatte nämlich diesen Wunderbau mit Plakaten, auf denen die jüngsten For-

schungsresultate zu lesen standen, so gründlich überklebt, daß von den Intentionen des Architekten nichts mehr zu erkennen war, und wir wollten endlich einmal die ungemischte Freude an jener einzigartigen Individualität genießen, deren besondere Weise auch in diesem Buche hier die Vorträge kunstwissenschaftlichen Inhalts offenbaren.

„Unseren großen Erzieher" hat Nietzsche den älteren Freund geheißen und damit das Wesentliche über ihn gesagt. Er war ein Führer durch das Labyrinth der Historie, ein Wegweiser zur Kunst, aber niemals ein Oberlehrer der Schönheit. Seine Anhänger wurden nicht zum Glauben an die unfehlbaren Dogmen eines ästhetischen Katechismus verhalten, sondern bekamen immer nur, wie der Untertitel des „Cicerone" lautet, „Anleitung zum Genuß der Kunstwerke". An diesen das „Was" auf das schärfste vom „Wie", den Inhalt eines Dargestellten von der Form unterscheiden zu können —, diese Fähigkeit deuchte ihm Alpha und Omega jedes künstlerischen Sehens. Darum warnte er seine Hörer, die Besucher der Kunstvereins-Ausstellungen von anno dazumal, immer wieder vor triumphierenden Gotenfürsten und sterbenden Hohenstaufen, vor einer Pseudokunst, „wo das Geschichtliche sich dem Malenswerten substituiert," vor einer Genremalerei, die nicht, gleich der besten holländischen, „Existenzen schildert", sondern nur „Augenblicke festhält" und, wiederum im Gegensatz zu den Pieter de Hooch und Metsu, „ihr Glück nur noch mit dem Witz oder mit einer wohlfeilen Gemütlichkeit machen kann." Neben solchen mit eindringlicher Knappheit formulierten Sätzen, die wir so unbedenklich unterschreiben wie die Wallensteinschen Generale Illos Promemoria, stehen jedoch andere, die uns erinnern, daß ihr Verfasser im Jahre 1815 zur Welt kam. Wenn Burckhardt vor einem Kunstwerke nachsinnt, „was für Veranstaltungen der Natur und Geschichte hat es bedurft, um diesen großen primären Künstler zu bilden? Welche Heimat und Familie? Welchen Moment der Entwicklungsgeschichte seiner Stadt und Nation?" so wird einem Geschlechte, das unter „Kunstgeschichte" nur mehr die Entwicklungsgeschichte von Stilformen begreifen will, all' solches Fragen überflüssig scheinen; wenn ihm die Geschichte der Porträtmalerei „gleichbedeutend ist mit einem Überblick der Geschichte der Ähnlichkeit, des Vermögens und des Willens diese hervorzubringen," so dürften die Wortführer der jungen Generation über den antiquierten Pedanten die Achseln zucken, aber auch wir anderen geraten in Verlegenheit, wenn der Verfasser des „Cicerone" mit dem „figürlichen Reichtum an unseren öffentlichen und Privatgebäuden" paktiert, weil diese „sehr vorherrschend idealen Gestalten... als solche ein Glück für die Kunst gegenüber dem sonst vordringenden Realismus sind..." Der Akzent ruht auf dem Worte „ideal"; denn Burckhardts ästhetische Anschauungen waren jenen

Winckelmanns verwandter als den unserigen. „Die Welt hat sich gewöhnt“ — sagt er einmal —, „von dem Kunstvolk aller Kunstvölker, von den Griechen, in der Kunst die letzten Urteilssprüche anzunehmen,“ und wo der edle Kontur herrschte und rhythmische Wohlabgewogenheit der Linie, wo Harmonie waltete im Einzelnen und im Ganzen übersichtliche Klarheit der Komposition: da wähnte Burckhardt, hellenische Sonne durchbräche hyperboreisches Gewölk — und freute sich; denn ihn fröstelte im Norden der Kunst: Der Delftsche Vermeer dünkte ihm „überschätzt“, Frans Hals nur „in seiner Art groß“, unwillig wandte er sich von Peter Bruegel, der „in malerischer Beziehung meist gering, in der Komposition gleichgültig und zerfahren, in den Formen oft unerträglich roh ist,“ aber mit seiner tiefsten Antipathie, mit einer den Fanatismus streifenden Glut verfolgt er den Künstler, dessen Werk freilich die stärkste Verneinung Apollos und Raffaels, überhaupt jeglichen Südens in der Kunst bedeutet, — Rembrandt! Diesen Kampf gegen den „Abgott der genialen und nichtgenialen Schmierer und Skizzisten,“ der „sogar das Gefühl von den Grenzen des Empörenden eingebüßt hat,“ mußte Burckhardt allein bestehen und ist unterlegen; denn — Burckhardt contra Burckhardt! — „die Kunst als aktive Kraft nimmt von unseren Definitionen keine Notiz“ und wie Symbolisierung seiner Niederlage mutet es an, daß Carl Neumann, nicht ein, sondern „der“ Schüler Burckhardts, zum Apostel Paulus des Rembrandt-Evangeliums geworden ist. Ebenso inbrünstig jedoch wie Burckhardt den Holländer haßte, liebte er jenen Vlaamen, in dessen Seele Süden und Norden sich verschwisterten, der ihm „das lebendige Beispiel einer riesigen Güte der schaffenden und schenkenden Natur“ war und dem Herzen des Alternden vielleicht näher stand als Raffael, der Frühgeliebte, — Rubens! Mochte er über „erzählende Malerei“ sprechen oder von der „Allegorie in den Künsten“, oder die Stellung der Malerei zum Neuen Testament erörtern, — stets klingt alles aus in einen Hymnus auf Rubens, als auf „eine der mächtigsten und glücklichsten Persönlichkeiten, welche die Erde getragen hat.“

Wenn Burckhardt seinen „Abscheu“ vor Rembrandt sich von keinem „Kenner“ rauben lassen und „lieber mit Rubens irren als gegen ihn recht haben will,“ so kommt in solchen Subjektivismen Burckhardt, der Mensch, zu Worte, der sich, gleich dem Poeten, im allgemeinen gern hinter dem Professor versteckt. Aber kurze Sätze, — „zur Seite gesprochen,“ wie es in alten Stücken heißt —, gelegentliche Bemerkungen entriegeln dann und wann eine Pforte, die aus den Prunkhallen Burckhardtschen Geistes in die Privatgemächer seiner Seele führt! Werktätige Resigniertheit — mit diesem Paradoxon ließe sich vielleicht seine Art am besten umschreiben. Selbst als Greis mochte er nicht auf Wollen und

Wirken verzichten, aber niemals hat ein Cäsar des Wissens so demütig von seinen Leistungen gesprochen, niemals ihnen so geringe Bedeutung für Mit- und Nachwelt zuerkannt. Sein Leben war ein Kultus jener Lichtspender, deren Existenz er in fast religiöser Ehrfurcht als ein Geschenk des Himmels an die Erde empfand; zu dionysischen Naturen und den großen Schrankenlosen, die keine Sonnenbringer waren, zu den Michelangelo und Napoleon blickte er in kaltem Bewundern empor und von dem übrigen Gewimmel der Staubentstandenen dachte der konsequente Individualist nicht allzuhoch. „Es sähe der menschlichen Leidenschaft vollkommen ähnlich" –, hat er einmal gesagt und um die Mundwinkel mag es dabei gewetterleuchtet haben –, „daß auch eine stille und anspruchslose Gemeinde ausgerottet wurde, bloß, weil sie klein war und ihre Mitglieder anders als andere Leute"..., die Gegenwart deuchte ihm entgöttert; „aber je mehr die Zeit die sittlichen Triebe abstumpft," – also prophezeite er –, „um so sicherer wird der versunkene Mensch sich neue Götzen schaffen, denn etwas muß er haben, wovor er knien kann..." Trotz allem, was er gegen die Griechen vorbringen mußte, hätte er sich am glücklichsten im alten Hellas gefühlt, „wo Ämter als etwas Hohes, aber Anstellungen als etwas Banausisches galten und der Konnex zwischen Schule halten, Examen halten, Beamte anstellen vollständig fehlte, wo die Menschen noch schön waren, da sie von keiner täglichen Arbeit und Mühe wußten, weder von einer sitzenden noch von einer mit schwerer leiblichen Anstrengung verbundenen", und wo es in Homer wenigstens noch einen Dichter gegeben hat, der „jene Welt des relativen Glückes schildern konnte," die auch Goethes Traum war:

„Ein weißer Glanz ruht über Land und Meer,
Und duftend schwebt der Äther ohne Wolken."

Die Menschen kommen zur Welt – hat Pythagoras gesagt –, wie zu den großen Festversammlungen: die einen, um Geschäfte zu machen, die anderen, um an den Wettkämpfen teilzunehmen, die dritten als Zuschauende. Jakob Burckhardt machte keine Geschäfte und, wie dem älteren Cyrus, waren auch ihm Leute zuwider, die auf den Marktplätzen zusammenkamen, um einander mit falschen Eiden zu betrügen; als Nachfolger Rankes nach Berlin berufen, wären Macht und Einfluß dort sein Teil gewesen; aber er fürchtete, „an den Wettkämpfen teilnehmen" zu müssen, blieb als „Zuschauender" in Basel sitzen, in seinem Häuschen am Rhein, und schaute über die Gegenwart hinweg in Vergangenheit und Zukunft mit seiner „ätherischen, an Ariost gemahnenden Ironie", die dem tiefsten Verstehen aller Dinge die Erkenntnis ihrer Unwichtigkeit gesellt hat: „Tutto nel mondo è burla!"

Resultate

von Hanns Johst

Das tragische Wechselspiel von Weltanschauung und Geschichte, dessen problematische Abhängigkeit voneinander die Geister seiner Interpreten quält, hat in der Gegenwart eine neue, große Szene geschaffen. Alle Disziplinen des Geistes nutzen die Situation aus. Es scheint Schicksal der Geschichte zu sein, daß der Geist an Ideen schafft, wenn Übermut an Übermacht zerschlägt. Der reine Geist im Werk gekrönt, als Absolutes geglaubt — abgelesen vom Seismometer der Philosophie ergibt die Geschichte der Revolutionen; ergibt die Bestände jener Epochen, die äußerlich mehr erleben mußten als innere Orthodoxie Leben ertrug. Dieser tragische Konflikt zwischen Blut und Tradition und Geist und Zukunft füllt die heutige Szene. Dem aufklärenden Fanatismus der Ideen verfällt ein Volk, dessen Natur noch der Bindung des Autoritätsglaubens bedarf, weil es, entfesselt, den Gewinn des Geistes vernichtet. So sehr das Ethos eudämonistischen Welterfassens danach drängt, dem Volke unmittelbar alle Resultate des Geistes zu übermitteln, bleibt der Vorbehalt im Recht, daß im geistigen Leben der Weg Selbstzweck ist und alles bedeutet; das Volk aber den inneren Weg nicht nahm — des Zieles also auch nicht unmittelbar wert sein kann.

Alle Stile aller Zeiten werden durch diesen Sachverhalt auf ihre äußerste, radikalste Formel gehetzt; wildester Barock überwuchert Sehnsucht und Seele. Nach den Gesetzen der Ökonomie hat man Systeme von Spezialisten errichtet und wie am Turmbau zu Babel spricht jeder die Sprache seines segmentären Handwerkes, keiner glaubt an den Plan, nach dem er antritt; weil keiner das Ganze erschaut. Die Kunst als Ausmaß bestehender Weltgesinnung bietet in ihren Gestaltungen dafür überzeugende Beweise.

In der Folge greife ich Bücher heraus, die unterwegs sind nach neuer Gestaltung, die zäh, notwendig und sachlich zu arbeiten berufen sind am Aufbau, weil sie nicht mehr sein wollen als sie sind. Diese Bücher gehen gemeinsam, voraussetzungslos von der Tatsache ihres Erlebens aus. Die Bekenntniskraft allein vermag aber in ihrer Wirkung auf die trägere Weite des gebundenen Lebens jene Erkenntnis aufzurühren, die als Tatkraft neue Tatsachen erwirkt und gestaltet.

Die Legende, die von Peter Altenberg berichtet, daß er selbst sein Leben mit dem geliebten Schlafpulver verschüttete, um nicht aus Kriegsgewinnlershänden den Obolus schleimigen Mäzenatentums erleben zu müssen: diese Legende ist eine schöne Grabschrift für den attischen Wach-

wandler. Mit Wedekind der strengste Ethiker der Absicht, mußte seine Wandlung vollenden, ehe eine sturmgraue, ekstatische Jugend ganz anders wie er zu wissen meinte, die deutsche Welt neu zu erwirken berufen ist. Sein letztes Buch ein gerechtes Resultat der vorangegangenen Stationen und Einzelposten. Intime Begegnungen, sokratisch ausgewertet, sind Wegweiser –, plötzlich Wegweiser wie der, der an ihnen vorüberzuhetzen sich gewöhnen ließ.

Altenberg disputiert um so erregter, je mehr er selbst irgendwie fühlt, daß ihm das geliebte Leben über dem Reden zerrinnt; seine Tragik: die heimliche Scham, Schriftsteller sein zu müssen, – um vor der Welt P. A. zu werden, seine Tragikomik: das Bewußtsein mangelnder Evangelisten! Man kann nicht Sokrates und Plato in eins sein, dieses Stigma seiner Seele kennzeichnet ihn wie alle Gegenwart.

Sein letztes Buch – „Mein Lebensabend" (S. Fischer) klingt leiser, verschleierter als die ersten Rufe seines Lebens, weil sein Herz schon ein gutes Stück weiter geschritten ist, als seine Stimme trug. Die Stimme mutiert den Erregungen des Herbstes, des Alterns und des gewissen Todes gegenüber; das Herz aber, seltsam gelöst, lebt eigenwillig ohne Schrift und Schriftzeichen bereits der Gewißheit seiner Verheißung.

Emil Strauß, „Der Spiegel" (S. Fischer), der strenge, zuchtvolle Meister einer Epik, die an die lebendigen Gebilde der Tradition gelehnt eigene Sprache sich zu erzwingen wußte, nimmt die Erinnerungen seiner Bestimmung und trachtet sie einzustellen in das fließende Bild des Spiegels, wie sie die richterliche Morgenstunde zerwachter Nächte dem Träumer reicht. Aus Anekdoten erster Lichtblicke in das Gefilde wolkenüberbrauten Jungseins gestaltet sich die Komposition einer Erzählung, die das Lebensmärchen des Ahnens schildert. Musik, Italien, Ehe und Sehnsucht klingen auf im Menuett zergangener Zeit. Alle Klarheit der Wirklichkeit glänzt in den kunstvollen, edlen Brechungen der Erinnerungen seltsam wesentlich, bedeutungsvoll und irgendwie bestimmt auf.

Ist in diesem Spiegel alle Autobiographie schamhaft und wertvoll als Andeutung gegeben, so füllt sie im „Demian" des Emil Sinclair das ganze Buch (S. Fischer). Die Geschichte einer besonderen und empfindsamen Jugend ist in der seltsamen Verquickung von Autor und Objekt geboten. Die romantische Bedeutungsfülle einer erwachenden Seele entspinnt sich aus den Bedrängnissen ihrer Inkarnation. Der erste, grausame Freund, Schuld und Schicksal in einer Person, überdunkelt frühen Morgen. Elternhaus, Schule, Erde und Himmel wirbeln auf, von der gestauten Phantastik dieses jungen Menschen als Maxime gefordert, eines jungen Menschen, der wie jede tumultarische Sehnsucht sich für den Ersten und Besten nimmt. Dieser Sinclair –, von Novalis freundlich und

wehmütig gegrüßt –, will die Welt aus den Angeln heben und sein verwirrtes Herz trägt überschwer am eigenen Leben. Gefühl und Erkenntnis kämpfen noch aus der knabenhaften Distance zur Wirklichkeit heraus den dämonischen, unsterblichen Kampf allen Jungseins mit den Ideen der großen Wahrheit mannhaften Lebens. Sinclair wird vom Kriege getroffen. Die mütterliche Geliebte der Heimat küßt das Leid seiner Heimkehr. Sinclairs blaue Blume läutete im Gewitter des Feldzugs. Wohl ihm! Er wird leben, wenn der ideenerfüllte Bekenntnisdrang sich in Gestaltung zu wandeln vermag.

Trotz seiner Jugend hat Otto Zoff in dem Roman „Der Winterrock" (Georg Müller) jene Sachlichkeit, die aus der Leidenschaft einer ethischen These die überzeugende Fabel herauszuschlagen befähigt. Zoff, weich, verträumt und ohne Muskel-Bardentum, hat ein Stück Enttäuschung, ein Stück Bitternis Gedicht werden lassen, wie es Gogol im „Mantel" schrieb: der eine, der sich in das Leben warf, kommt sterbend heim, sehend und verstehend. Er friert, und sein Freund verspricht ihm den Winterrock, aber des Freundes Frau hält die Sachen streng zusammen. Ein anderer Schulkamerad ist von Beruf Seelsorger geworden, aber als Junge gekränkt bleibt er ohne Mitleid. Der eine, der wandern mußte aus der Not seines Wesens heraus, der einer Frau in der Hilflosigkeit ihrer gebärenden Wehen beistand – vor denen der Gatte floh –, dieser eine mit der Güte, mit dem fiebernden Lächeln zu dieser Welt stirbt wie er schritt: Fürst seines beseelten Einsamseins. Der Roman Zoffs ist wie eine Barke überfrachtet fast von der Last erzählender Energien. Alle Menschen sind zu Ende gezeichnet. Alle Zeichnung wiederum eingestellt in den Dienst der Komposition. Die Komposition – oft Mangel an Gesicht – ergibt sich hier endlich wieder einmal organisch als Folge des Auftaktes, dessen Abspiel sich stetig reizvoll verwirrt, steigert zur namenlosen Schwermut des Endes.

Das nächste Werk, der Roman des Ernst Weiß, „Mensch gegen Menschen" (Georg Müller) ist gleichfalls ein Werk gewichtiger Prägung. Es erhält seinen reinsten Wert durch die Tatsache, daß hier ein seines Judentums leidenschaftlich bewußter Mensch die Einstellung seines Blutes und seiner Gesinnung zur Gesellschaft, zum Kriege bekennt. Die schließliche These ideellsten Menschentums ist nicht auf verschwommenem Grunde allgemeiner Phrase erwachsen, sondern durch sauberste Quarantäne aller Eigenart gewonnen. Ernst Weiß schreit nicht manifestierlich: der Krieg ist unsittlich, sondern er gibt – wohl autobiographisch – einen Menschen, den Rasse, Beruf und Zeit, Gesellschaft und Umwelt wider die Menschen stellt. Die Intensität seiner Darstellung ermöglicht die Verallgemeinerung persönlichen Erlebens zum Lebensgesetz, zur Weltanschauung.

Sein Schrei ist jedenfalls im Gegensatz zu vielen Aktuelleren nicht Flucht, nicht unbewußte Feigheit (die sich im Schrifttum heldisch steigert zur Antithese), sondern dieser Ernst Weiß schreitet sein Erleben ab und mißt das Geschehen aller Wirklichkeit darnach aus. Es ist außerordentlich packend zu lesen, wie er vom Eros des jungen Mediziners zum Pan der Persönlichkeit vorstößt, wie er die Probleme seines Berufes im Frieden vereinzelt und persönlich sieht, um ihnen als schmerzhafte Pflicht im Kriege massenhaft und unpersönlich zu begegnen. Um den tragischen Satz vom Mensch wider Menschen zur Harmonie aufzulösen, muß der leidenschaftliche Kämpfer dieses Buches sein Leben in die zerschmetternde Umarmung eines Maschinengewehrpolypen pressen. Um erlöst zu sein, muß das Geschick dieses Menschen anonym werden, sich auflösen im uferlosen Gefühl von Vermißten.

Ist der Krieg von Weiß als unmenschlich ohne jeden Glorienschein, als eine sinnlose Maschinerie des Mordes enthüllt, so gibt Richard Dehmel einfach, anspruchslos das Kompendium seines Dienstes am Vaterland. Hingeworfene Prosa, Tagebuchblätter, erregt, müde, begeistert, widerwillig hingeschrieben für die geliebte Frau. Der Krieg? Dehmel ist Dichter; zu sehr erfüllt vom Erleben der pfingstlichen Gegenwart, um zu werten, um teleologisch, um ethisch zu postulieren; er lebt sein Erleben bis in den äußersten, übermüdeten Alltag hinein und berichtet gewissenhaft davon. Die Gegenwart in der Erwartung von Sensation wird enttäuscht, die Zukunft von diesem persönlichen, nackten Realismus, von der Wahrheit dieses geraden, steilen Manntums gewonnen. Es wird nicht unnötig gesalbadert über Recht und Unrecht, über menschlich und unmenschlich, die Tatsache des Da-Seins wird gepackt und gezwungen. Wie ein Dichter seinen Mann stellt, ist dargestellt ohne Phrasen, ohne Komplimente nach links und rechts, ohne Flucht vor der Banalität. Der Stuhlgang ist so wichtig wie das E. K. I., der Rotwein wie der Schützengraben, der erste Kuckuck wie der letzte Aufruf an das deutsche Volk. „Zwischen Volk und Menschheit" (S. Fischer) formuliert Dehmel gerechter das Erleben des großen Krieges. Er sieht nicht nur wie Weiß das Gegeneinander, er sieht ein tragisches Einander des Menschentums auch in dieser Verzerrung; er sieht nicht nur das Unmenschliche, er erfühlt das Übermenschliche in der Forderung des kriegerischen Überfalles auf die friedliche Person.

Über Dehmel hinaus, hinauf zum Ausmaß heroischer Rhythmen schreitet, schwer mit Grauen, Irrsinn und Verzweiflung belastet, der „Opfergang" (E. Reiß) Fritz von Unruhs. Hier – jung, dämonisch, chaotisch erfühlt – wird der Krieg weder These noch Antithese, hier wird er nicht Betrachtung, nicht ethische Maxime, hier bleibt er weißglühender Prometheus-

brand. Trotz allem Feuer! Grausam und dennoch wie das Leben selbst: Gerechtigkeit und aller Gerechtigkeit Hohn in eins!! Hier ist der Krieg Retorte konzentriertesten Lebens geworden. Alle Leidenschaftlichkeit des Blutes und der Seele, des Wesens und der Gesinnung, der Natur und des Geistes ist verdichtet zu diesem Abgesang eines dem Tode geweihten Chores. Dieser Kellner, dieser Komödiant, dieser Hillbrand, dieser Clemens, wie sie auch heißen mögen, was sie auch sein mögen, Söhne ihres Volkes, Menschen unserer Erde, gehen sie ihrem bestialischen Exitus entgegen mit Lachen und Weinen, mit Winken, verkrampft, unseres Wesens, unseres Leides Blutsbrüder. Sie sterben und über sie hin brüllen die entsetzlichen Wehen einer Wiedergeburt der Welt. Dieses Buch ist der Schrei aller Jugend wider den Krieg. Dieses Buches Krone aber ist: daß es über die Verzweiflung der Tatsachen die Sehnsucht und den Glauben innerer Menschenwürde zu stellen vermag. Die Erkenntnis ist heute mehr denn je Brot und Wein unseres Lebens: nicht die Verzweiflung ist tragisch, sondern der Glaube. Wahrhaft zu leiden vermag nur die Hoffnung. Pessimismus ist Lethargie und Trost, Optimismus verpflichtet!!! Von dieser großen Verpflichtung sind Dehmel und Unruh gleichermaßen erfüllt.

Herausgestellt aus den unmittelbaren Eindrücken der Gegenwart, eingesponnen in die Zelle seiner Phantasie läßt Carl Hauptmann seine Welt erstehn. Dieser Prophet, in dem sich vor der Zeit mit dem Tedeum „Krieg" die Zeit erfüllte, betritt gelobtes Land in seiner Trilogie: „Die goldnen Straßen" (Kurt Wolff). Diese goldnen Straßen führen über die Pässe des Leides und des Mitleides in das Gelände von Gleichnis und Schönheit. Alle Erde ist Seele geworden, alles Schwere Schweben. Die bucklige Kreatur Tobias Buntschuh trägt seine Sehnsucht nach Liebe durch Vater und Mutter hindurch zu dem Märchen Radiana. Auch dieses Bekenntnis noch trügt und in sein verkrümmtes Kreuz gepreßt hört er seiner fanfarenhellen Theodizee zu. Die Welt lobsingt dem Werk des Buckligen, der Bucklige, der Mensch, die Legende des Menschen bleibt Einsamkeit und weinendes Sterben.

„Gaukler Tod und Juwelier" — dieses Gedicht läßt die Leidenschaften über ein Stück ersonnene Erde spielen, als ob sie am Schein Tausender von Sternen hingen wie an seidenen Fäden so unwirklich, so zergehend, so Gesicht. Die Trilogie schließt im Orgelrausch des Domorganisten. Dieser Mensch, überdonnert von der Apokalypse seiner Berufung, erschafft die Welten der Seligkeit mit dem Verfall seines Lebens. Lessing wird an Carl Hauptmanns dramatischer Sendung die Geometrie des Aufbaus missen; der Alltag die Unterhaltung am Gegenständlichen. Und dennoch leben diese Gedichte, errafft aus der jagenden Flucht der Visionen, als Feier und Fest.

Diese Trilogie benötigt eine neue Dramaturgie, den Maßstab der Zukunft: die Liebe. Wir erlebten den Zusammenbruch der antiken, tragischen Konstruktion, die bis heute den Aufbau des deutschen Dramas trug; wir benötigen die Schöpferkraft, die aus dem Leben eine neue Bindung von der Gesetzmäßigkeit des Leides löst, um an dieser Bindung die Kristalle erneuter, deutscher Tragik anbauen zu können.

Wir erstreben die Revolution des Dramas aus dem Gefühl heraus, daß jeder Konstellation menschlichen Geschickes persönliches Schicksal, eigene Tragik werden muß, um das Volk wiederum in die Verzauberung des Theaters reißen zu können, um dem Volke diese Vielheit buntester Lebensbegegnung von Reiz und Gewinn, von Mitgefühl und Mitleid anmessen zu müssen. Wir glauben wieder an die Szene als die Geburt der Gemeinschaft durch die Entzauberung des Einzelnen, als die Geburt des Glaubens und der Sittlichkeit durch die Gemeinschaft in den Spiegelgärten der Phantasie. Die Phantasie auszurufen als Königin, Mutter, Gottheit, dazu ist Carl Hauptmann berufen. Seine wirbelnde, ziellose, sinnliche Szene wirbt; seine Träume rufen die deutsche Seele wach.

Zur Abwehr des ethischen, des sozialen und des politischen Darwinismus

von Oskar Kraus

England ist die Geburtsstätte zweier grundverschiedener „Nützlichkeitstheorien", jener Darwins und der Benthams. Darwins Lehre von dem Überleben des Nützlicheren im Kampfe ums Dasein wurde on unserer wissenschaftlichen und populären Literatur mit Begeisterung ufgenommen und alsbald in weitem Umfang zur Grundlage der Ethik, Soziologie und Politik gemacht. Die Nützlichkeitslehre Benthams und Mills dagegen, die den „größtmöglichen Nutzen der größtmöglichen Zahl" s ethisch politisches Prinzip verkündet, wurde von den tonangebenden hilosophen und der von ihr beeinflußten Öffentlichkeit als undeutsch und emein, ja „hundsgemein" (Sombart) abgelehnt, obgleich schon Leibniz nd neuerdings Beneke, Fechner und selbst Lotze durchaus ähnliches hren, ja Franz Brentano durch Abstreifung der einseitigen Lustlehre nd Erweiterung auf alle seelischen Werte den Satz, daß das Beste des eitesten Kreises vom Privatmann wie vom Staatsmann anzustreben sei, gen jeden möglichen Einwand gefeit hat.

Die biologische Lehre Darwins vom unentbehrlichen Kampfe ums

Dasein wurde, wie Norman Angell bemerkt, ein „Bestandteil des europäischen Geistes", der die Kriegsstimmung schürte — Benthams soziale, menschen- und friedensfreundliche Lehre vom allgemeinen Wohle dagegen wurde mißachtet. Der Gedanke an dieses eigentümlich gegensätzliche Schicksal der beiden Nützlichkeitsdoktrinen drängte sich mir auf, als mir vor kurzem zwei Bücher des berühmten Biologen Oskar Hertwig in die Hände kamen, die sich die Abwehr des biologischen, ethischen, sozialen und politischen Darwinismus zur Aufgabe machen. (Vergl. neben dem Buche, das die Überschrift dieses Aufsatzes als Titel führt, noch Hertwigs: Das Werden der Organismen. Eine Widerlegung von Darwins Zufallslehre. Jena 1918.)

Bekanntlich ist Darwin von der künstlichen Auslese des Züchters zu seiner Lehre von der natürlichen Zuchtwahl geführt worden. Diese beiden Auslesearten unterliegen jedoch nicht gleichen Bedenken und daher auch nicht ihre Übertragung auf das ethisch-politische Gebiet.

Die künstliche Auslese besteht darin, daß der Tier- und Pflanzenzüchter die seinen Wünschen nicht angepaßten Varietäten ausscheidet oder vernichtet (negative Selektion) und die restlichen Exemplare zur Fortpflanzung und Vererbung gelangen läßt (positive Selektion). Durch Fortsetzung dieses Vorganges entstehen „neue" Abarten. Hertwig betont nun mit Recht, daß durch solche Aussonderung, da sie nichts an den Organismen verändere, ebensowenig etwas „Neues" entstehen könne, wie wenn man Erbsen von Linsen sondere. Neues ergebe sich nur, wie bei jedem physischen Geschehen, aus der Beschaffenheit der Substanz und ihren Beziehungen zu der sich verändernden Umwelt. Auch wenn man dies zugibt, ist jedoch zu sagen, daß jene Bevölkerungspolitik, die den Gedanken der künstlichen Zuchtwahl auf den Menschen anwendet, nicht mit Hertwig schlechthin abzulehnen ist, da es von größter Bedeutung wäre, wenn man Träger krankhafter oder entarteter Erbanlagen von der Fortpflanzung ausschließen könnte und dadurch die vorhandenen relativ vollkommenern Anlagen zur ungehemmten und ausschließlichen Entfaltung gelangen ließe. Die Summe des Guten und Vorzüglichern würde dadurch zweifellos vermehrt. Darin freilich muß man Hertwig zustimmen, daß man sich bei dieser „selektionistischen Eugenik" von den Utopien eines Züchtungsstaates mit inquisitorischen Gestütsdirektoren und Marstallprinzipien fernzuhalten habe. Aber gegen Ehebegünstigungen bei gesunden Individuen, gegen Eheverbote für erblich offenkundig schwer Belastete und gegen obligatorischen ärztlichen Rat ist gewiß nichts einzuwenden. Überhaupt trifft die Bezeichnung „sozialer Darwinismus" für diese Bestrebungen eigentlich nicht zu, da sie, wie Becher bemerkt (Die Naturwissenschaften Heft 28 d. J. 1918) ohne Bezugnahme auf Darwins Hypothese der natür-

lichen Zuchtwahl erwogen werden können und von alters her (Plato!) erwogen wurden.

Die spezifisch Darwinische Hypothese ist die der natürlichen Zuchtwahl: In der Natur überleben im Daseinskampfe um die, in unzureichendem Verhältnis sich vermehrenden, Nahrungsmittel (Malthussches Gesetz) nur jene Exemplare, die durch irgendwelche der zufällig auftauchenden, noch so geringfügigen nützlichen Unterschiede einen Lebensvorteil gegenüber ihren Mitbewerbern aufweisen. Nur diese pflanzen sich schließlich fort und im Wege der Vererbung entstehen so vermöge einer unermeßlich lange fortgesetzten Anhäufung solcher kleinster, zufällig entstandener, vorteilhafter Verschiedenheiten neue Arten. So tritt denn in der Natur an Stelle der künstlichen Zuchtwahl der Kampf ums Dasein als unbewußt und in diesem Sinne zufällig auslesender Faktor.

Hertwig wendet ein, daß jener Nahrungsmangel, den Darwin seiner Hypothese zugrunde legt, wie schon Krapotkin festgestellt hat, im allgemeinen gar nicht besteht, und daß der Darwinsche Erklärungsversuch der organischen Entwicklung eine Hypothese ist, die die „Leistungen des Zufalls geradezu ins Unendliche steigert". — Nicht darum aber ist sie eine Zufallstheorie zu nennen, weil sie, wie Hertwig zu meinen scheint, im Gegensatze steht zu dem Gesetze der universellen Notwendigkeit und der Kausalität, sondern weil sie die Entwicklung und Steigerung des Organisch-Zweckmäßigen durch das Walten einsichtsloser, blinder Notwendigkeit, statt aus der vorgebildeten Ordnung der Substanz und der auf sie einwirkenden Umwelt, erklären will und auf diese Weise eine maßlose Häufung von Unwahrscheinlichkeiten zum Prinzipe macht.

Hertwig bringt in dem großen, höchst lesenswerten Werke über das „Werden der Organismen" eine Reihe diesbezüglicher Einwürfe vor, insbesondere den schon von anderen betonten Umstand, daß die Bildung und Entwicklung neuer Organe vor ihrer ersten Nutzentfaltung absolut unerklärt bleibt. Um jedoch die Frage nach der Berechtigung eines „ethischen Darwinismus" zu entscheiden, ist es meines Erachtens nicht nötig auf Einzelheiten einzugehen. Als Richtschnur für einen absoluten menschlichen Fortschritt kann der Kampf ums Dasein schon darum nicht herangezogen werden, weil, wie Darwin selbst im 4. Kapitel seiner „Entstehung der Arten" auseinandersetzt, die natürliche Zuchtwahl keineswegs gleichbedeutend ist mit „fortschreitender Entwicklung". Das den Umständen besser Angepaßte und darum Überlebende ist nicht notwendigerweise höherwertig als das minder vollkommen Angepaßte. Ja völlige Entartung, Einbuße jeder ästhetischen, intellektuellen und emotionellen Vollkommenheit wäre mit „vollkommenerer Anpassung" sehr wohl verträglich. In einer brutalen Welt kann sich nur der Brutalere siegreich behaupten.

Aber ich gehe noch weiter und sage, selbst wenn die Darwinsche Hypothese ebensogut begründet wäre, als sie tatsächlich irrig ist, wäre es ein verkehrtes Unternehmen, die Ethik auf sie zu gründen, da das, was geschehen soll, niemals aus dem, was geschehen ist und geschehen mußte, hergeleitet werden, mit anderen Worten das in sich gerechtfertigte Verhalten nicht aus dem Faktischen oder Notwendigen als solchem erkannt werden kann.

Wenn daher Hertwig sich bemüht zu zeigen, daß die christlich-humane Moral ein notwendiges Entwicklungsprodukt ist, so übersieht er gänzlich, daß ihre innere Rechtfertigung mit diesem Nachweis gar nichts zu tun hat. Hertwig bemerkt auch gar nicht, daß er mit der Frage nach dem Ursprung unserer Werterkenntnis und unseres sittlichen Wollens den Boden der Naturwissenschaft verläßt. Er scheint ohne weiteres vorauszusetzen, daß jedes Bewußtsein eine bloße Funktion der organisierten Materie ist, was vom höhern tierischen und menschlichen Seelenleben leicht als unmöglich nachgewiesen werden kann, und hält — was uns hier allein interessiert — die moralischen Gefühle des Menschen von den Instinkten der Tiere nur für gradhaft, nicht für wesenhaft verschieden. Allein ich stelle ihm sein eigenes methodisches Prinzip entgegen: „es ist grundsätzlich verkehrt, das Höhere aus dem Niedern erschöpfend verstehen zu wollen." Vererbte Instinkte und erworbene Gewohnheiten, besonders solche sozialer Art, können dem von ethischer Erkenntnis durchdrungenen Fühlen und Wollen den Weg bereiten, aber dieses ist nicht ein höherer, „verfeinerter" Grad eines blinden Triebes und instinktiven Dranges, mit dem es vielmehr gar oft in Konflikt gerät. Wie mit dem Bewußtsein sich ein überbiologisches Gebiet auftut, so haben wir es bei dem Ursprung sittlicher Erkenntnis mit „seelischen Neubildungen" zu tun. Ganz richtig sagt Hertwig, daß die Raubkatze bei ihrem Mordgeschäfte jenseits von gut und böse, recht und unrecht steht. Dann darf er aber nicht „wo sich soziale Tierverbände auszubilden beginnen" schon von Recht und Sitte sprechen wollen, denn niemand wird etwa ein gezähmtes Herdentier, weil es seine sozialen Instinkte abgelegt hat, für unsittlich oder verbrecherisch erklären. Wenn Huxley die niedern Kräfte durch das Walten der ethischen Mächte außer Kraft setzen läßt, so ist Hertwigs Widerspruch nur insofern berechtigt, als man vielleicht unzweideutiger von einem Beherrschtwerden jener durch diese reden sollte.

Franz Brentano hat in seinem Buche „Vom Ursprung sittlicher Erkenntnis" gezeigt, daß es in sich gerechtfertigte Wertungen und Bevorzugungen, richtige Gemütsakte und Willensakte gibt, die wir als solche zu erkennen vermögen. Wir haben hier eine letzte psychologische Tatsache vor uns, die genau so erst eine Ethik, die Aufstellung einer Tafel der

Werte und Übel und eines „kategorischen Imperativs“ das ist einer höchst=
verpflichtenden Norm ermöglicht, wie die Tatsache, daß es einsichtige, das
heißt in sich gerechtfertigte Urteile gibt, das Auffinden der logischen Regeln
gestattet. Mit dem Wahne, die Ethik „biologisch“ begründen zu können,
muß ein für allemal aufgeräumt werden – dann erst wird Hertwigs Ziel
erreicht und eine darwinistische Moral mit der Wurzel ausgejätet sein.

Der Grundsatz des allgemeinen Besten, also eine auf alle seelischen
Werte erweiterte Nützlichkeitslehre, gibt den richtigen Gesichtspunkt für die
Einschätzung alles sozialen Verhaltens, daher auch für die Würdigung der
Vor- und Nachteile der Arbeitsteilung, Arbeitsvereinigung und Differen=
zierung, gleichgültig, ob sich all dies, wie Hertwig nachweist, schon im
Tierreich findet oder nicht, und ob Darwin es genügend gewürdigt hat. –
Von dem Standpunkt des allgemeinen Nutzens werden aber auch die
Vor- und Nachteile des Kampfes ums Dasein zu beurteilen sein, der,
trotz der gegenteiligen Behauptung Hertwigs, auch zwischen den Gliedern
eines und desselben Staatswesens stattfindet. Wir sahen, daß er als
Fortschrittsprinzip nicht in Betracht kommt und daß, wem eine höhere
Entwicklung der Menschheit am Herzen liegt, das Prinzip des schranken=
losen Daseinskampfes verlassen muß, jenen Grundsatz des ungehemmten
Wettbewerbes, der nach Hertwigs Wort „aus der vom Manchestertum
beherrschten geistigen Atmosphäre des damaligen Englands geboren wurde“.
In der Nützlichkeitslehre **Benthams** nun finden wir – wie ich an an=
derem Orte nachgewiesen habe (Zur Theorie des Wertes. Eine Bentham=
studie. Halle 1901) – die Norm des „Laissez faire“ zugunsten der
wirtschaftlich Schwachen und Elenden durchbrochen, indem Bentham,
weit entfernt, sie mitleidslos untergehen zu lassen, dem Rechte des Be=
sitzlosen auf Eigentum den Vorzug gibt vor dem Rechte des Eigentümers
von Überflüssigem auf sein Eigentum.

Aus der Erkenntnis, daß der Kampf ums Dasein kein fortschrittver=
bürgendes Geschehen ist, folgt ohne weiters, daß auch der Krieg als eine
Form gewalttätigen Kampfes kein Mittel kultureller und konstitutioneller
Höherzüchtung sein kann. Es ist daher gewiß wahr, daß die Biologie
nichts gegen den Pazifismus beweisen kann, ja Hertwig hätte auf die
bekannten furchtbaren biologischen Nachteile hinweisen dürfen, die bei
Freund und Feind durch die Vernichtung und Schädigung der blühendsten
Jugend und Manneskraft eintreten, und die als „kontraselektorisch“ bekannt
sind. In der Richtung der Hertwigschen Gedankengänge wäre es auch
gelegen, gegen den von ihm bekämpften holländischen Kriegsphilosophen
Steinmetz zu zeigen, wie der moderne Krieg an die Stelle der nutz=
bringenden Differenzierung der kollektiven Kräfte eine uniforme Wertver=
nichtungsmaschine setzt.

„Das höchste Wohl aller Nationen zusammengenommen" hat Jeremy Bentham in seinen „Grundsätzen für ein künftiges Völkerrecht und einen dauernden Frieden" (Unter diesem Titel in der Übersetzung von Dr. C. Klatscher von mir herausgegeben und eingeleitet. Halle 1915. Vergleiche S. Saenger in „Die neue Rundschau", November 1917, Seite 1530 und folgende) als leitendes Prinzip für ein internationales Recht aufgestellt, indem er die Vorzüglichkeit der Wertsummierung als ein selbstevidentes Axiom zugrunde legte. Mit dem Summierungsprinzip und der Rücksichtnahme auf das Wohl anderer Völker ist aber bereits das Prinzip der Gerechtigkeit in die äußere Politik eingeführt und es bedarf keiner biologischen Argumente mehr, um es zu stützen und das Gewaltprinzip zu verdammen.

Unter Vermeidung der Fehler Benthams, der nur Lust als Gut, nur Unlust als Übel gelten lassen wollte und den Zusammenhang zwischen Ethik und metaphysischer Weltanschauung verkannte, hat Franz Brentano in seinem „Ursprung sittlicher Erkenntnis" als das Bereich des höchsten Gutes „die ganze unserer vernünftigen Einwirkung unterworfene Sphäre, soweit in ihr ein Gutes verwirklicht werden kann", umgrenzt. „Nicht das eigene Selbst: die Familie, die Stadt, der Staat, die ganze gegenwärtige irdische Lebewelt, ja die Zeiten ferner Zukunft können dabei in Betracht kommen. Das alles folgt aus der Summierung des Guten. Das Gute in diesen weiten Grenzen nach Möglichkeit zu fördern, das ist offenbar der richtige Lebenszweck, zu welchem jede Handlung geordnet werden soll; das ist das eine und höchste Gebot, von dem alle übrigen abhängen." –

„Der Weg von Darwin bis Nietzsche", den so viele beschritten haben, und auf dem die Verfechter einer mitleidlosen Herrenmoral über die Ethik der Nächstenliebe hinwegstampften, hat sich als ein Irrweg erwiesen; der Weg, der von Jeremy Bentham zu Franz Brentano führt, blieb wenig begangen. Aber eine Umwertung der Werte – anders als Nietzsche es ahnte – setzt ein und durch eine vernünftige Auslese wird das Prinzip „des größtmöglichen Heiles der größtmöglichen Zahl" im Kampfe ums Dasein mit dem ethischen und politischen Darwinismus den Sieg davontragen. Die beiden bedeutenden Schriften Hertwigs scheinen geeignet, diesen Prozeß zu beschleunigen, und wir begrüßen sie dankbar.

Aphrodite

von Linke Poot

Man beobachtet was man will.

Ich skeptiziere zu viel. Bin ich eine Wand, an die man sich halten kann. Es ging ein Mann im Syrerland, führt ein Kamel am Halfterband. Es genügt mir Banderillo zu sein und den Stier zu reizen. Kämpfen mit dem Toreador wirst du allein müssen.

Im Sommer zog es mich nach dem Tiergarten. Am Karpfenteich war von den Bäumen eine Unmasse Blütenblätter über das Wasser gefallen, schwamm als weißroter Schleier über den Spiegel vom Denkmal her, teilte und löste sich in der Mitte des Teiches. Ein mystisch ergreifendes Bild. So unbändig, so unglaublich reich war der Trieb, der Trieb in diesen dicken hölzernen Bäumen. So sprang diese Gewalt mit ihren eigenen Geschöpfen um: gleichgültig warf sie Millionen Leichen auf die Wasserfläche. Das warfen sie sich über die Köpfe wie ein Hemd und standen nackt da mit Stempel und Staubgefäßen.

Über unseren Köpfen, während wir für zehn Pfennig auf den Stühlen saßen, wucherte Tod und Leben.

Oktober. Die tausend kleinen Werkzeuge fliegen in der Luft herum, fallen zwischen die vermodernden Blätter, Samen. Sie sind so drollig, diese Grimassen, Masken, tolle Dinge, mit Flugapparaten versehen, von Kindern als Nasenstüber aufgesetzt. Pärchen gehen in der weich nebligen Luft, verstecken sich. Sie, sie verstecken sich. Am Abend saß ich in einer Diele. Scharfes elektrisches Licht hinter bunten Schirmen. Man trank Kaffee, kostspielige Drinks. Zwischen den Tischen wurde getanzt. Man tanzte nicht mehr die altertümlichen offenen Runden. Man drängte sich gegeneinander, aneinander, Knie gegen Knie. Sie gingen verschlungen wie eine Masse durch den Raum. Man hielt an sich. Die Blütenblätter warf man nicht ab. Die Bewegungen des Tanzes, im Begriff stehen, die Kostüme abzuwerfen und dann zurückhalten: das war der Reiz. Die blitzenden Augen, die Unermüdlichkeit der Muskeln, die heftige Atmung, die angeheizten Gesichter; man war vertieft in das Spiel. Menschliches Raffinement? Aufguß gegen die massige Konzentration der Natur. Der übrigen Natur. Tod und Liebe in den Wipfeln der Bäume. Die leckeren verschwiegenen Spiele hier. Gezähmte, polizeilich geregelte Vorlust. Und schon schreit man.

Die Damen, von denen man poetisch sagt, sie pflegen den Venusdienst, ließen sich eines Wochentagsabends von einer Loge Teutonia zu einer Versammlung nach der Chausseestraße einladen.

Ein kahler großer Biersaal. Man kam abgeschminkt. Sehr viele trugen grobe Schürzen und Marktkörbchen. Sie klagten schrecklich über die Be=

handlung in Krankenhäusern, über die Roheiten und Verkehrtheiten der polizeilichen Kontrolle. Man will sich zusammentun. Man will Unterstützungsgelder im Erkrankungsfalle, sieben Mark pro Tag.

Moralisierende Töne in der Debatte drangen nicht durch. Man saß beklommen an den gescheuerten Tischen, legte die Arme nebeneinander.

Sie werden später über einen Tarif verhandeln.

Sie werden in einen Streik eintreten.

Ich war noch ratlos und dunkel erschrocken über den Vorfall, als ich am nächsten Morgen über die Weidendammer Brücke ging. Sie ist noch immer provisorisch aus Holz gebaut. Da stand ein Mann an einem Balken und verkaufte einen Leim, der augenscheinlich grenzenlos wirkte. Er hatte vor sich ein Gestell mit einem Kasten und manipulierte mit Porzellanstücken, Lederfetzen, Glasscherben, Papier. Sein Publikum war fast so groß wie das der beiden Musiker neben ihm, des sitzenden tief gebückten Blinden mit der blauen Brille und des Kriegszitterers, die sangen und dudelten.

Hinter dem Mann mit dem Leim zeigte sich plötzlich ein blauer Schutzmann, die Pistole im gelben Gurt, schwer beleidigten Gesichts. Der darauf folgende Vorgang ist mir unverständlich: der Mann hatte einen Gewerbeschein, er sollte aber doch zur Wache, er protestierte, es gab Streit. Während des Hin und Hers begann das Publikum, auch das des Musikers, sich zu beteiligen. Ein Soldat, der auf der Schulter eine Hose trug, die stark gestohlen aussah, erklärte im Hintergrund, die Blauen fingen wieder an, den dicken Wilhelm zu spielen. Die Leute waren sich einig, der Mann könne seinen Leim verkaufen.

Zwei Männer, bald auch der Soldat mit der Hose, verlangten dringend Leim. Der Verkäufer packte mit großer Langsamkeit seinen Kasten unter den beobachtenden Blicken des Schutzmanns zusammen, jeden Glasscherben besonders abtrocknend vor den lächelnden Leuten aus der Masse. Nur ein hinkender solider Mann stand mitten dazwischen, machte ein wütendes Gesicht, wußte nicht, gegen wen er sich entladen sollte, knurrte über die Straßenhändler, alle müßten eingesteckt werden. Als ein Dirnchen, kniehoher Rock, offen und frech mit den übrigen Leuten über den Schutzmann aus der stark angestauten Menge heraus schimpfte. Wir hatten alle unsern Spaß an ihr. Es bestand Einheit zwischen ihr und der Menge, sie war das Zentrum.

Da hatte sie der Wütende gesehen. Er schnappte wie auf eine Angel zu. Wer weiß, warum er grollte. Über den schlechten Geschäftsgang, er sah leicht ramponiert aus. Vielleicht über häusliche Misere. Vielleicht hatte er Pech in der Liebe; er war verpickelt, hinkte und hatte braune Zahnstummel. Mit einer unerklärlichen Wut schmähte er die Dirne und drang handgreiflich auf die Kleine ein, die vor ihm zurückwich mit einem faden verstörten Ausdruck. Der Leimverkäufer war isoliert. Er wurde hart von dem

Schutzmann angefahren, sich zu beeilen. Mit einmal war sie ausgestoßen, das Dirnchen. Die Männer wurden leiser, sie waren uneins, unsicher. Manche lachten über das Schimpfduett. Plötzlich traten jetzt einige Herren hinzu und wiesen das Mädchen weg. Die Leute verliefen sich rascher. Sie war – abgewiesen. Plötzlich klaffte ein Riß, tiefer als zwischen Nationalfeinden. Unüberbrückbar. Eine andere Welt. Es überlief mich.

Das Mädchen trippelte ab, steckte an einem Eisenpfeiler gegen den wütenden Mann die Zunge heraus. Lief weiter. In ihre Welt.

In einer Geschichte der Hexenprozesse heißt es: es hätten sich dann die schwarzen Dominikaner auf Geheiß des Papstes darangemacht, die Inquisition nach Teufeleien, Hexenritten, Mantelfahrten, bösem Zauber über alle christlichen Länder auszudehnen. Mit einem Resultat, das sie selbst erschreckte.

Was sie aufdeckten, ohne es zu erkennen, waren die Trümmer der alten, uralten Religionen. Oft nicht einmal Trümmer, sondern niedergebeugte Vegetation. So wie eine verjagte Rasse, Zigeuner, die sich mit Kesselflicken, Wahrsagen und Diebstahl durchschlagen müssen.

Sie sind verachtet, die Dirnen und die Triebe hinter ihnen. Aber man kriegt sie nicht klein. Einige fühlen, man macht hier etwas falsch. Aber man weiß nicht, woran es liegt, wie man es ändern soll.

Sie richten sich wieder auf, kämpfen gegen den Druck. Biegen in die kapitalistische Gesellschaft ein. Armer gequälter Eros.

Sie reden nicht von Liebe, sondern von Money. Das sind gar keine Weiber. Es sind Nonnen. Es sind Objekte. Ausgestoßene.

Stille, stille. Sie haben ihre Menschnatur verloren. Schemen. Opfer. Gräßlich, was diesen geschehen ist.

Für einen Moloch. Für welchen Moloch.

Die Ehe ist heilig. Sie steht unter dem besonderen Schutz der Gesetze. Die Reinerhaltung der Familie ist Aufgabe des Staats; Artikel 119 der Verfassung. Sonst weiß das Gesetz nichts von „Liebe". Von unehelichen Kindern ist noch die Rede; Gott weiß, wo die herkommen.

In den vereinigten Staaten von Amerika ist von den sogenannten Lasterkommissionen festgestellt worden, daß besonders die verheirateten Frauen sich zu einem sehr hohen Prozentsatz einem ominösen Lebenswandel ergeben und die sogenannten fournished-rooms, drastischer bed-houses, frequentierten und zwar aus Gründen der Unterhaltung, der Vergnügungssucht, des Putzes. Es sind dieselben Vereinigten Staaten, in denen Damen das Betreten von Restaurants ohne Herrenbegleitung nicht gestattet ist. Es finden sich neben den bed-houses noch die sehr zweckmäßigen Telephonhäuser mit Sammlungen von Photographien schöner Personagen, die auf Anruf bereit stehen.

Von drüben ist auch der Fall, der schon halb vergessene, der Elsie Siegl,

der vornehmen Dame, die Besuche im Chinesenviertel der Großstadt machte. Dieses Chinesenviertel, das große Lustbad, wie Karl Kraus sagt, „der schmutzigste Winkel der Stadt, aus dem täglich treue Gattinnen und unschuldige Töchter in erneuter Schönheit zum standard ihrer sozialen Ehre emporsteigen". Dort fand man auch bei dem Kellner Leon Ling zweitausend Liebesbriefe sehr feiner Damen. Elsie Siegl kam nicht wieder zurück. „Der Chinese würgte sie mit Lust. Kein Entrinnen, die Arbeit geht im Hui, — die Knie durch Stricke unter das Kinn gezogen, das Gesicht mit ungelöschtem Kalk beworfen, so verschwand eine Leiche im großen Koffer des Chinesen."

Mehr davon. Wie dieses Leben, dieses geächtete, in die Gesellschaft hinabreicht. Unter unseren Füßen wogt.

Der Berichterstatter Kneeland rechnet tausend und mehr Zuhälter, cadets, auf Neuyork und Chicago. Sie heißen „das süße Herz" des Mädchens, sweat heart, über das er solche Gewalt hat, daß sie ihn nie verraten wird, wenn er sie noch so sehr schlägt und mißbraucht. Zutreibedienste leisten den Mädchen Theaterangestellte, Kutscher, Dienstmänner, Wahrsager, Inspektoren von Kaufhäusern. Es ist in Amerika eine allgemein bekannte Tatsache, daß sehr viele Politiker an diesen Dingen aktiv und finanziell beteiligt sind. Das Geld übrigens bleibt nicht ausschließlich in den Händen der Cadets. Es wird zur Geschäftsvergrößerung verwandt, an die diversen Zutreiber, Politiker, Madames der Häuser abgeführt.

Man spricht von einem vice trust, Laster-Trust, der Aktien ausgibt; in Manhattan auf 28 Häuser an eine Gruppe von 38 Mann. Das Bureau für Sozial-Hygiene hat festgestellt, daß unter anderm prominente Kirchenmitglieder an dem Trust beteiligt sind. Die Lasterkommission von Lancaster konstatiert, daß 1912 aus den Zügen zwischen Neuyork und Chicago 1500 junge Mädchen spurlos verschwanden.

Dies alles steht nicht unter dem Schutze der Gesetze. Es geht auch ohne Gesetz. Es gibt offenbar Gewalten, die über dem Gesetz stehen. Sie triumphieren bläkend über den gemütlichen Plunder der Bürger. Sie nehmen es wie Wasser mit ganzen Gebirgen auf.

Mut gefaßt. Dem Untier ins Auge gesehn. Herkules holte den Kerberos aus der Unterwelt. Das war noch ein Gott, der sich blicken lassen kann.

Wo ist da Moloch und wo Opfer? Den sakrosankten Moloch opfern sie selber munter und ungeniert. Hilft ihm kein Geschrei. „Die Arbeit geht im Hui."

Auf der wunderbaren und nicht zu zertrümmernden Bildsäule der Ehe liegen Schatten.

Die Gattenwahl: tausend Zufälligkeiten und Irrtümern ausgesetzt.

Die Sexualität geht dunkle wilde Wege. Der Mensch steht im Naturreich und kommt nicht heraus. Die Menschen können nicht für alles

gutsagen. Am Karpfenteich geht es auf Leben und Tod, zahm genug war es in der Diele, so oben auf.

Ich liebe den, der Unmögliches begehrt. Ich kann ihn schon lieben. Wer möchte aber die ganze Menschengeschichte zu einer Tragödie machen.

Man erfährt aus den Büchern, daß den Menschen die Begierde nach der Welt samt der sie begleitenden Lust leitet, statt der Liebe zu Gott. Das geschieht im Gegensatz zu den Verfassern dieser Bücher, welche in der Regel die Begierde zu einem schauderhaften Stil leitet samt der sie bei mir begleitenden Unlust. Ich erfahre, daß die Sünden im quantitativen und qualitativen Sinne mannigfaltig sind; es gibt sinnliche und geistige Lust. Ich erfahre ferner, die Moral strafe die Lust der bösen Handlung mit Unlust, dadurch bleibe der Mensch sittlich lebendig. Und die Sünde wird als Schuld verurteilt. Was nützt das. In Chicago sieht es anders aus. Der Himmel erbarmt sich der Menschen nicht.

Das Evangelium lehrt: daß Gott kein Gesetz sei, sondern unser Herz zur Güte bewegt. Man möchte es gerne glauben. Aber wenn man es glaubt, führt es nicht weiter — in Chicago.

Diese Hilflosigkeiten. Lauter Hilflosigkeiten. Wie die Neigung, an den Mitmenschen zu denken, die mich an die bekannten Herren erinnert, welche dauernd Aufrufe schreiben, die der andere befolgen soll. Und weil keiner von den beiden wollte, daß der andere zahle. Was die Tendenz zur Nächstenliebe anlangt, so erinnere ich daran, daß die aktivsten Nationen christliche sind. Ihre Aktivität äußerte sich in zahllosen Kriegen und in blutiger Ausdehnung über zahllose Länder und Menschenmassen. Unter schauerlicher Vernichtung von Menschenleben dehnten sich die Träger der Nächstenliebe über die Erde aus.

So also wird unser Herz zur Güte bewegt.

Mir fällt mein Religionsunterricht ein, wo wir den Lehrer fragten, ob man auch die Neger lieben solle, und wenn Leute am Nordpol wohnen, ob man die auch lieben müsse. Der arme Lehrer sagte verzweifelt: „Mein Gott, die werden sich schon ohne euch zu helfen wissen. Die sind nicht so dumm wie ihr." Es wird ihnen nichts weiter übrig bleiben, als sich selbst zu helfen. Wie es der zitierte Eros tut, der Dirnchen und Lastertrusts produziert und Millionen feierlich sanktionierter Ehen zu einem höheren Schwindel mit juristischem Hintergrund macht.

Zwang ist gut, Züchtung ist gut. Aber es muß möglich gezwungen und gezüchtet werden. Menschenmöglich. Dies Resultat hier ist gleich Null. Man hat falsch gezwungen, Falsches gezwungen, vergeblich gezwungen.

Vogelstraußpolitik ist mir zu ärmlich. „Pfui" als einziges Wort im Lexikon der Urteile ist mir zu ärmlich.

Man wird Platz schaffen müssen für viele Bildsäulen neben der Ehe.

Sonderbar, daß mir das Wort Güte einfällt; man muß schon gut sein in Rücksicht auf sich. Wer weiß, was alles in mir steckt. Einiges weiß ich schon. Du tapferer, gequälter Eros.

Ein Mann namens Hopkins fütterte junge Ratten mit möglichst reinen Nahrungsstoffen, als Eiweiß, Kasein, als Zuckerstärke und Rohrzucker, dann gereinigtes Schweinefett und Mineralsalze. Das Wachstum der jungen Tiere hörte nach kurzer Zeit auf, obwohl sie gut fraßen. Setzte er aber zwei bis drei Kubikzentimeter frische Milch zur Nahrung, also ein paar Tropfen, so gediehen sie. Dasselbe zeigte sich mit anderen natürlichen Stoffen. Es gibt Haferratten, Rübölratten, Grünkohlratten. Überall ließen geringste Zusätze dieser Stoffe die Tiere gedeihen.

Wie weit darf man die Bevorzugung reiner Gestaltungsformen der Erotik treiben, ohne den Menschen zur Verkümmerung zu bringen?

Welche Studien sind hierüber gemacht? Was wissen die Gesetzgeber aus eigenen Beobachtungen darüber auszusagen?

Im Olymp war unauslöschliches Gelächter, als man eines Tages die holde Aphrodite und Ares gefesselt in einer sehr zarten Situation fand. Hephästos, der Ehemann, der hinkende Schmied mit dem nervigen Nacken und dem haarbewachsenen Busen, führte die Götter selbst an das interessante Lager und hatte seine Genugtuung. Es ist sicher, daß Aphrodite sich nach dem Zwischenfall ruhig unter den Göttern und Menschen bewegte. Der schwarze gutmütige Gesell hat ihr nicht geschadet. Sie ist so schön wie vorher geblieben und wurde auch später in allen Tempeln angebetet.

So sang der berühmte Demokos vor den Phäaken, den Führern der langberuderten Schiffe.

Ich singe den Kampf, den höchst überflüssigen und Brechreiz erregenden, den Aphrodite später zu bestehen hatte mit einem jungen, robusten, schlecht gewachsenen Menschen, namens Ethos, der alles besser wissen wollte. Die Aphrodite war ihm zu viel in der Welt. Schreckliche Wunden schlugen sie sich gegenseitig. Tierisch in ihrer Wut und Verwahrlosung, gar nicht wiederzuerkennen, war die holdselige Aphrodite. Den Rest seiner Vernunft verlor der junge Ethos.

Der Eifer des Jünglings läßt nach. Die Weisheitszähne wachsen ihm; die Kanaille will auch nicht kuschen. Er denkt an shake hands. Ihm träumt schon, wie er unter großer Eskorte die Dame, die sich als unzweifelhafte Göttin legitimiert hat, in ihren Tempel führt. Sie kommt ihm zu guter Letzt gar nicht so übel vor. Etwas frisiert und modern bekleidet, würde sie sich gut neben ihm sehen lassen können. Er will sich Goldplomben machen lassen und zum Barbier gehen; mit französischen Witzen gedenkt er sich bei der Dame in gutes Licht zu setzen.

Viel Glück auf den Weg. Er wird gegangen werden. Unsere Urenkel und Urenkelinnen – wohl ihnen –, werden Spalier bei dem Einzug bilden.

Anmerkungen

Österreichische Erzähler

Die nette, wenn auch ein wenig verwahrloste englisch-französische Kolonie, die heute noch Österreich heißt, ist gerade im Entstehen. Was aus ihr wird, hängt vorläufig von den fremden Herren ab. Was freilich aus diesen Herren wird, hängt zum Glück wieder von anderen, stärkeren ab, die sich schon vorbereiten; wie die Dinge stehen, kann allein der internationale Sozialismus Österreich — oder wenigstens die Österreicher — retten. Vermag er es in den nächsten Jahrzehnten nicht, so erleben wir die Scheußlichkeit eines alpinen Levantinertums, das weniger schmiegsam, aber viel tückischer sein wird als die Levante selbst. Die Ansätze waren ja schon vor dem Kriege da. Sie hatten in der Habsburgerei ihre stärksten Wurzeln, und aus den Resten der Habsburgerei wollen sie sich jetzt wieder kräftig entwickeln. Karl I., unter der Schutzherrschaft der Westmächte Teilfürst der ehemals deutschen Gebiete des mitteleuropäischen Balkans: etwas dieser Art muß werden, wenn der europäische Sozialismus es nicht verhindert. Aber da dies seine Lebensfrage — wenigstens für das kommende halbe Jahrhundert — ist, wird er wohl zusehen müssen, wie er damit fertig wird. Und das wird auch entscheiden, ob es künftig noch österreichische Kultur gibt: ob das Volk dort seine eigene Luft atmen, sich selber fühlen und darstellen kann, oder ob die neulevantinische Millionenstadt, von der ehrlichen Provinz verachtet, auch geistig nur noch von Dienerei und ausländischem Trinkgeld leben wird. Und ohne die Bindung und Gipfelung in der Hauptstadt kann wohl da und dort, in Tälern, Dörfern, Kleinstädten, noch ein österreichischer Mensch, aber kaum irgendwo mehr eine sichtbar geformte österreichische Gemeinsamkeit bestehen. So oder so; das österreichische Gesicht wird in jedem Falle durchaus anders werden: entweder verblaßt, verwischt und ganz verludert oder viel reiner, kräftiger, volkhafter als bisher. Diese Kultur steht — wenn nicht vor ihrem jähen Untergang — unzweifelhaft wieder an einer wichtigen Wende zwischen zwei völlig anderen Abschnitten, wie damals am Ausgang der babenbergischen Zeit und später noch einmal, unter dem entsetzlichen Ferdinand des Dreißigjährigen Krieges. Was sie heute noch Schönes und Merkenswertes hervorbringt, ist Abklang, letztes Leuchten . . . .

Ein paar neue Romane und Erzählungen sind da. Die meisten noch satt von der besonderen österreichischen Luft, die funkelt und flirrt und so gerne nach irgendeinem Rausch schmeckt; alle mit der großen psychologischen Geberde, mit der ausgesprochenen Sehnsucht nach einem vollkommenen Stil und, ob sie es wollen oder nicht, patrizisch-aristokratisch gerichtet. Manchen steht es sehr echt, manchen gerade noch leidlich . . . Hermann Bahr ist natürlich, was er immer schon war, der Austriazissimus. Sie haben bis heute dort keinen Echteren, keinen, der so ganz aus sich selbst, aus der Wirklichkeit seines Körpers, aus den Versuchungen seines Geistes, aus den Erfahrungen und An-

fechtungen des Blutes her weiß, was österreichisch — sein sollte. Romantiker, auch wo er es nicht eingestehen will, nimmt er zu gerne das, was sein soll, für das, was ist, und baut sich in bedächtiger Freude die Österreicher seines Herzens auf; und dahinter, urböse, glitschig, tief verderbt und seelenlos, die Menschen seines Hasses. „Die Rotte Korahs" heißt dieser Roman.* Die biblische Wucht des Titels ist der großen, reinen Form und der bedeutenden Absicht angepaßt. Von den ursprünglichsten Trieben und den letzten Entscheidungen wird gehandelt. Denn sonst, wenn etwa nur die Abzeichnung einer gegenwärtigen Gesellschaft vorläge, wäre der Titel aus dem Mythologischen in das Zeitgerechte einfach so zu übersetzen: Die Schieber. Diese Menschen ohne Wurzeln und ohne Verantwortung, die Menschen des Betriebes, der ziellosen Geschäftigkeit und der seelenlosen Geschäftlichkeit, die Menschen der allzu fertigen Anpassung, der durchgreifenden Ellenbogen und der raffenden Hände, die auswärts Schielenden, die aberwitzig Gewitzten, die alles können und gar nichts müssen: diese verrät und verdammt das Buch als die eigentlichen Unmenschen und — da der österreichische Mensch in der Mitte aller Gedanken steht — als die verderblichsten Anti-Österreicher. Ja, wer genauer hinsieht, möchte fast finden, daß es für Bahr, wie er die Welt hier ansieht, nur zweierlei Menschen gibt: die Österreicher und die Schieber. Wobei freilich diese nicht nur als ein Typus unserer Wirtschaft, jene nicht als eine geographisch begrenzte Rasse zu nehmen sind. Geistige Urformen werden angezeigt. Der Österreicher, aus vielerlei Blut gemischt, an den unglaublichsten Notwendigkeiten geschmeidigt, locker in seinem Volkstum, aber fest in seinem Boden, möchte den kommenden, den innerlich befreiten, gläubig vertrauenden, heiter in sich ruhenden Menschen einer neuen, gereinigten Welt bedeuten. Und die anderen, die sind eben die Rotte Korahs, die Aufrührer gegen den Geist, die Schreier und Streber, die Nichtigen und Vernichtenswerten; irgendeinmal wird Gott auch sie in die wütend aufgekrachte Erde versinken lassen, wie jenen biblischen Haufen. Zu bemerken wäre freilich, daß nach den Worten der heiligen Schrift das Verlangen des Korah und seiner Leute – Ratsherren und Vornehme in der Gemeinde — nach religiöser Reformation ging. „Denn die ganze Gemeine ist überall heilig, und der Herr ist unter ihnen; warum erhebt ihr euch über die Gemeine des Herrn?" Sie waren also Protestanten. Und Bahr ist eifriger Katholik. War ihm diese Nebenbedeutung bewußt? Einmal wird in dem Buche geklagt, man hätte „mit jenem grandiosen Instinkt zum Bösen die Weltordnung des Mittelalters zerschlagen." Ist da gewollte Beziehung?

Ich glaube: nein. Denn eben nicht um die äußere Form und Satzung irgendwelcher Gemeinschaften geht es ihm, sondern um das innere Leben. Kein anderes Bekenntnis wird verlangt, als das Bekenntnis zu sich selbst, keine andere Echtheit als im Geist. Nur geistige Rasse wird anerkannt; sie überwinde den Zwang des Geblütes und sei die wahre, höhere Natur. Dieser Satz wird an mancherlei witzig erfundenen, fein gestuften, glänzend gewendeten Beispielen durchgesprochen. Das große Beispiel aber, das mitten in die Rotte Korah hineingreift, ist das jüdische. Gezeigt wird, wie einer aus der besten patrizisch-adeligen k. u. k. Tradition plötzlich erfährt, sein Erzeuger sei der gewaltige Allerweltsjude, der berühmte, verhaßte, beneidete Millionenschieber und Millionenschöpfer gewesen. Wer bin ich nun eigentlich? fragt sich der Sohn und kommt, durch Erlebnis, Anschauung und Zuspruch, nach einiger Erschütterung zu dem festen

* Die hier besprochenen Bücher sind im Verlag S. Fischer, Berlin erschienen.

Schluß: ich bin, der ich war! Das fremde Blut hat keine Gewalt über den Geist, den Gewöhnung, Erkenntnis und Entschluß gesichert haben. Rasse gegen Rasse: die Wesenhaften und Beständigen gegen die Macher und Mitläufer, gegen die Rotte Korah. Das ist der Sinn des Romans. Er entfaltet sich in wunderbar weisen Gesprächen, bedächtig und geräumig im Aufbau, licht und gescheit in jedem einzelnen Satz, schwer an edlem, ausgereiftem Gefühl. Und er erscheint an Gestalten voll Pracht und Prägung, die Luft um sich haben und Welt mitbringen. Mögen die Wahrheiten, die sie vortragen, noch so heftige Zweifel auf sich ziehen, sie selber sind unzweifelhaft Wahrheit. Diese kühnen Entscheidungen über Geist, Blut, Glauben und Glück, diese gefährliche, wild anklagende Verteidigung des Juden, diese romantisch unüberlegte Wut auf den ganzen Betrieb der Gegenwart mögen uns einleuchten oder nicht: mit unwiderleglicher Kraft leuchten die Menschen in ihrer wissentlichen Anmut und ihrer gewordenen Schönheit, die bunt und tief, sehr einfältig und sehr zusammengesetzt ist.

Letztes Leuchten! Denn alles das ist habsburgische Formung, ist Ausblühen einer jahrhundertealten Geschichte, die ebensosehr die Geschichte eines Hauses und eines Reiches, wie die Geschichte von Völkern war. Das Haus stürzt ein, das Reich ist zerfallen, die Völker reißen sich voneinander los, werfen mit jäher Gewalt die alte Formung ab. Um innerlich zu bleiben, was sie waren? Unmöglich! Denn nur, daß sie — trotz Neid und Haß und Verrat — doch in den großen Dingen des Schicksals eins gewesen sind, hat sie so unvergleichlich, so unverwechselbar geformt; und Neid und Haß und Verrat gehörten am Ende mit zu dieser Form. Nun tritt an ihre Stelle feindselige Fremdheit, betontes Anderssein und, wenn's gut geht, geschäftliche Freundnachbarlichkeit. Das österreichische Leben ist unwiederbringlich aus. In der großen Reihe heimischer Romane, an der Bahr nun seit zehn Jahren arbeitet, ist dieser fünfte — harmonischer und gehaltener als die anderen — wohl der letzte, der das bekannte und überlieferte Österreich noch aus dem Leben selbst spiegeln durfte. Es geht nun für immer in die Geschichte ein. Die nächste Gegenwart dort ist nationaler Sozialismus oder kosmopolitische Schiebung, Süddeutschland oder Levante ... Korahs Leute (wie Bahr sie auffaßt) stehn schon gerottet und gerüstet und warten auf den vortrefflichen Fang.

Sie haben ja dort immer einen guten Boden gehabt. In den letzten Jahrzehnten sah es ganz danach aus, als könnte — zumal auf den härteren Gebieten der Politik und der Wirtschaft — Namhaftes nur leisten, wer einen starken Korah-Tropfen in seinem Blute führt. Sehr bedeutend erscheint diese räuberische Gier der leeren Gemüter, diese instinktlos lächelnde Lust am Bösen auch in einem anderen Roman aus der jüngsten Zeit: „Die Insel der Diana" von Marta Karlweis. (Karlweis? Etwa aus der Familie des gescheiten, bedächtig heiteren C. Karlweis, der dem verstorbenen Wiener Volksstück so schöne, künstliche Denkmäler zu schaffen wußte? Irgendein verwandter Zug verbindlicher Abwehr und versöhnlicher Kritik ließe es vermuten.) Auch hier ist das bisherige Österreich in seiner glänzenden Fülle, in seiner anmutig gleitenden — scheinbar freien — Bewegtheit, mit seinem Wirrwarr von Nationen, die einander gebrauchen, aber nicht kennen, mit seinem fröhlichen Bisaufweiteres, das nun plötzlich nicht mehr weiter konnte. Auch hier eine Anklage gegen die allzu Weltlichen, gegen die immer hungrigen Ausnutzer und Zerstörer von Menschenseelen. Freilich nicht in erbittertem Fluch und in sozialem Entsetzen, wie bei Bahr, sondern karlweisisch und weiblich: mit gefühlvoller Einsicht und aus rein geschlecht-

lichem Wissen. Der Mann ist die gehetzte Gier, das Weib ist die mißbrauchte Gewährung. Keuschheit lockt und schreckt den Eroberer, reizt seine Begierde und seinen Haß. Seine Sehnsucht ist: zu sich zu kommen und Frieden zu haben, sein Schicksal ist: leer zu sein und zugrunde zu richten. Auffallend, wie das Grundgefühl der beiden Romane, dieses Verlangen nach Reinheit und Ganzheit inmitten einer aus dem Paradiese verjagten, sinnlos nach Lust und Erwerb umgetriebenen Menschheit, übereinstimmt. Bei Bahr ist es allerdings bewußter, feierlicher, großartiger. Bei der Dame dafür um so erfinderischer, überreich an Beispielen und Gegenbeispielen, Stufen und Zwischenstufen, von einer formenden Fruchtbarkeit, die mit unaufhörlichem Nachdrängen fast schon betäubt. Das wimmelt von Figuren, Belichtungen, Eigenheiten, Zügen, Strichen und Stichen. Manchmal erinnert es schon an feine weibliche Handarbeit. Im ganzen hat es doch den großen Zug, der nur aus dem großen Erlebnis kommt. Diesem Erlebnis hat die Gestalterin wohl geschlechtliche Richtung gegeben; doch die besondere Farbe seiner Tragik verrät den politischen Ursprung. Es war, vielleicht noch unbewußt, das Erlebnis eines gesellschaftlichen Übergangs. Oder eines Untergangs?

Die kulturelle Reife und Überreife, die sich hier bildhaft abspiegelt, wird in anderen Erzeugnissen der neuen österreichischen Erzählerkunst als Stil und Technik Erscheinung. Was Raoul Auernheimer in seiner reizenden Novelle „Der Geheimniskrämer" gibt, ist nicht nur Kunst der geschickten Erfindung, sondern auch Maß und Pflege im Ausdruck, Liebe zum Stoff, Üerlieferung, unaufdringliche Meisterschaft. Es ist Kultur aus einer ganz bestimmten Umwelt, eine Leistung auf vorwiegend gesellschaftlicher Grundlage. Der melancholische Witz, das zweideutige Licht über vielen Gestalten, das halb ironische Spiel mit Geheimnis und Gefahr: das sind unverkennbare Zeichen der Wiener Neuromantik, die sich jetzt verabschiedet. Mit einem Lächeln von vollendeter Liebenswürdigkeit wird hier der Abschied ausdrücklich vollzogen, wird Gefahr, Geheimnis und Melancholie dem heiteren Achselzucken preisgegeben. – Auch Paul Zifferers Rahmenerzählung „Das Feuerwerk" ist, ihrer künstlerischen Bedeutung nach, nichts anderes als ein absichtliches Hinwegschreiten über die romantischen Gewohnheiten von unlängst. Die Erfindung tritt, wenn der Zauber vorbei ist, persönlich an die Rampe, zeigt ihren unschuldigen kleinen Apparat vor und verneigt sich, für Beifall dankbar. Das führt den Schriftsteller natürlich weit von jener geschlossenen Vornehmheit Auernheimers ab. Er muß hin und her springen, er drapiert sich, er ahmt fremde Stimmen nach. Er kokettiert, er ist Journalist. Genau besehen ist seine Leistung geistreiche psychologische Berichterstattung, vermehrt und verfeinert um den verblüffenden Kniff, daß die Psychologie dann gleich über sich selbst und ihre Arbeit Bericht erstattet; sie schwatzt aus der Schule und dünkt sich dabei gewiß sehr aufrichtig und tief. Jedenfalls ist das alles höchst amüsant: als Einfall, als Stoff, als Technik, als selbstkritische Gebärde. Und durchaus wienerisch ist es; von dem anpassungsfrohen Wienertum nämlich, das keine Gefahr läuft und nicht umzubringen ist.

Willi Handl

Schöpferische Indifferenz

Schöpferische Indifferenz, Spannungsgleichgewicht der Polarität von Kräften, die miteinander Tau ziehen, einander befruchten, lieben, hassen, unzertrennlich zueinander gehören wie positive und negative Elektrizität.*

---

* S. Friedländer, Schöpferische Indifferenz, Georg Müller Verlag 1918.

Jedes Intensitätszentrum, jede Rhythmuseinheit (Stern, Mensch, Wurm, Volk) begriffen als Spannungsdifferenz, das Leben selbst Spannungsdifferenz zwischen den polaren Komponenten des (immer zwiespältigen) Individuums. Ziel nun und Zweck aller Kultur und Humanisierung der innere Ausgleich unseres Wesens, so daß jeder ein in sich vollendeter Kosmos sei, Frage und Antwort, Licht und Finsternis, Positives und Negatives in sich selber tragend, Mann und Weib zugleich, zur Selbstbefruchtung fähig und zur Selbsterlösung.

Dieses innere Gleichgewicht, das fruchtbar werden muß in der selbstherrlichen Lösung des eigenen Widerspiels, nennt Friedländer schöpferische Indifferenz.

Die uralte Ahnung Zarathustras vom doppelpoligen, spannungsvollen Aufbau der Dinge, die Ahnung, die Heraklit hatte, wenn er das Leben als einen Kampf auffaßte, die Ahnung, die wir bei Christus, Paulus, Augustin, Kalvin und Luther in ihrem Schwanken zwischen Prädestination und Willensfreiheit finden, der große Hermaphroditismus der Welt, Schillers bange Wahl zwischen Sinnenglück und Seelenfrieden, Goethes Philosophie des Ebenmaßes, des Gleichgewichts, die Antithese zwischen Optimismus und Pessimismus, mit einem Worte das allzeitliche Zentralproblem der individuellen ebenso wie der sozialen Biologie wird auf den fünfhundert Seiten dieses schönen Buches mit feinsten, kultiviertesten, zart nietzscheanisierenden, biegsam-dialektischen Stilmitteln umrankt, umspielt, mit Liebe und Ehrfurcht umtastet.

Trotzdem drängt sich mir die Frage auf: Ist diese Breite, ist dieses Werk, philosophisch-künstlerisch wie es ist, völlig berechtigt?

Es gibt nichts Grandioseres als die Pionierarbeit künstlerischer Intuitionen, welche peripherisch hinausgreifend über die Grenze unserer jeweiligen Erkenntnis, Lebenserscheinungen, die eben erst in unserer Ahnung anklingen, mit künstlerischem Symbol umwirbt, umkämpft, bis das Problem voll in unsere Geistessphäre hereingesogen ist. Dann aber im Lichtbereich unseres definierenden Vermögens wird der bisher mythenumleuchtete Naturprozeß in knappen, sozusagen maschinenbauenden Formeln ausmünzbar. Nunmehr genügen die Funktionen des gewöhnlichen Verstandes, Aufgabe des Genies wird es, über diese fest eroberten Gebiete hinaus neue Problemschichten anzubohren.

Ich wage nun die Behauptung, daß die hier von Friedländer umworbenen Probleme schon den Methoden des zweiten Stadiums erreichbar sind, und trotz der außerordentlichen Feinheit seines Werkes kann ich ihm den Vorwurf nicht ersparen, daß er aus einer gewissen nervösen Verzagtheit und künstlerischen Preziosität da mit dialektischem Gerank spielt, wo mit den heutigen Mitteln der Psychobiologie für die individuelle und soziale Erlösung der Menschheit fruchtbare und schlüssige Formeln zu finden waren. Wo man dem Menschheitsgenossen klipp und klar sagen könnte, wie er gesunder, ausgeglichener werden könnte, da ist nicht der Ort, in mystischen Formeln um des Pudels Kern herumzuevolvieren. An Stelle der schöpferischen Indifferenz hätte uns Friedländer die Biologie der Gesellschaft schreiben können; in sozialistischem Sinne oder nicht, das ist eine Frage für sich. Entscheidend ist nur, ob es tapfer und redlich aus dem eigenen Aufbau, aus der eigenen Not heraus geschieht.

Adrien Turel

Meier-Graefes neues Cézanne-Buch*

Meier-Graefe schreibt immer wieder über Cézanne. Das Problem läßt

* Julius Meier-Graefe: Cézanne und sein Kreis. München 1918. R. Piper & Co.

ihn nicht los und sein Enthusiasmus wird über dem Ringen mit dem Problem nicht geringer. Er hat Cézannes Schöpferisches noch einmal wieder mit unerhört kluger Psychologie und mit funkelnder Beredsamkeit festgehalten. Aber ich glaube nicht, daß dies schon die letzte Niederschrift Meier-Gräfes über Cézanne ist. Es wird ihm eines schönen Tages einfallen, daß er in dieser Fassung von 1918 etwas viel vorausgesetzt hat, daß er es so getan hat, als kenne der Leser dieses Buches den Inhalt seiner Cézannebücher von ehemals (das kleinere Buch bei Piper, die Kapitel in der Entwicklungsgeschichte, beide Ausgaben, den Text zur Aquarellmappe in der Marées-Gesellschaft, usw.) und der Leser kennt ihn tatsächlich ja auch. Aber ein Buch muß doch so sein, als wäre das Thema, das man behandelt, ganz neu. Meier-Graefe liebt an Manet so sehr, daß Manet, wenn er einen Herrn auf einer Bank malt, sich so anstellt, als wäre noch nie vorher ein Mann auf die Idee gekommen, sich auf eine Bank zu setzen. So, meine ich, sollten Bücher auch sein — das Ganze geben. Sein Kapitel über Cézanne und Dostojewski, das in dem früheren Buche etwas lang scheint, so umzuschreiben, wie er jetzt seine Meinung über Cézanne und Greco formuliert hat, wäre für Meier-Graefe kein allzugroßes Opfer. Wenn man denkt: „nun kommt es" und es kommt dann nur eine Bemerkung darüber, weshalb der Vergleich mit Dostojewski so günstig sei, so möchte man diesen Vergleich doch lieber erleben als auf ihn hingewiesen werden. — Wer nichts von Cézanne weiß, wird viel von diesem Buche haben, wer viel von Cézanne weiß, wird es als eine starke Bereicherung hinnehmen. Nur wer viel von Meier-Graefe weiß, freut sich auf eine endgültige Fassung, in der dann der ganze Reichtum der Erlebnisse und der Kenntnisse verarbeitet wäre. Wenn Meier-Graefe nun ein paar Jahre lang einmal nicht immer an Cézanne denkt (saerificium intellectus) und dann plötzlich an das neue Buch geht, das wird bestimmt etwas ganz Unvergleichliches und Fruchtbares.

Im Einzelnen ist zu sagen, daß die Anordnung des Oeuvres nach Perioden durchaus zutreffend erscheint, da ausdrücklich darauf hingewiesen wird, daß die vierte Periode eigentlich gar keine ausschließlich zeitliche Periode darstellt, sondern schon neben der dritten hergeht. Die „vierte" Periode, das scheint die zu sein, in der Cézanne sich am reinsten realisiert hat. Wo das Gefuhl für Raum, das Cézanne mit auf die Welt brachte, sich durchdrungen hat mit dem Gefühl für Ton, wo er, mit ursprünglich impressionistischen Mitteln, die Landschaft als einen von farbiger Luft erfüllten schattenlosen Raum malt, Raum als Tiefenform genommen, etwas, was den Impressionisten nicht am Herzen lag — Innerhalb der einzelnen Perioden kommt es nicht auf das genaue Entstehungsjahr jedes einzelnen Bildes an. In der vierten Periode, die vielleicht sogar noch weiter zurückreicht als die dritte, ist von Entwicklung von Bild zu Bild wenig zu spüren. Sicher hat Vollard, der Verfasser einer Cézanne-Biographie, furchtbar übertrieben, wenn er behauptet, Entwicklung bei Cézanne gäbe es überhaupt nicht, und die Datierung des Bildes sei weder schwer noch leicht, da sie unmöglich sei und er habe die ganze Chronologie nur nachträglich erfunden um die deutschen Käufer zufriedenzustellen. Das ist genau so blague wie das meiste in dem sehr hübschen Buch. Aber es ist heute tatsächlich wohl unmöglich, jedes Bild aufs Jahr genau zu datieren — schon weil Cézanne manchmal Jahre hindurch an ein und derselben Landschaft malte, manchmal fünf, manchmal sechs Leinwände zu demselben Motiv verbrauchend. Diese Arbeit, die verschiedenen Stadien eines Bildes zu klassieren, muß aber trotz allem einmal gemacht werden, die vielen Fassungen der Badenden, des Ravin, des Mt. St. Victoire, z. B. müssen, ihrem Grad von Realisierung nach, einmal charakterisiert werden. Das end-

gültige Buch wird also nicht nur eine Umredigierung früherer Texte sein.

Warum das jetzige übrigens „Cézanne und sein Kreis" heißt, weiß ich nicht. Einen Kreis hatte Cézanne doch gar nicht. Er ging ein Stück Weges mit Pissarro zusammen und fand Manet gräßlich. Das ist doch kein Kreis. Wenn aber der Verfasser mit „Kreis" Greco, Rubens, Poussin und Delacroix meint, so ist diese Bezeichnung für diese großen Baumeister doch ein wenig impressionistisch. Aber das ist ja gerade das Schöne an Meier-Graefe: Er sieht immer nur seinen Helden: L'eternel amoureux. Alles andere existiert nicht oder nur ganz vage, irgendwo im Gedächtnis, so zum Vergleich. Was er über Manet, ohne sich etwas Böses dabei zu denken, sagt, ist nur „vergleichsweise" zu verstehen. Wo er von Cézannes Ton-Kunst und Manets Abschaffen der Modellierung handelt, schreibt er von Manet: „Mit seiner verhältnismäßig geringen Empfindlichkeit für Tonworte war kein Ersatz zu schaffen. Seine göttliche Geschicklichkeit half ihm." Daß er wenigstens noch „verhältnismäßig" und „göttlich" schreibt, tröstet einen, wenn es auch nur der Anstand des Cavaliers ist, der über eine ehemalige Geliebte nichts Hartes sagen will. Das neue Buch soll heißen: „Cézanne". (Oder: „Manet"). Aber nicht von Etwas und seinem Kreise handeln. Bis dahin freuen wir uns dankbar dieser vorläufigen Fassung.

Das Abbildungsmaterial, sehr reichlich und in technischer Beziehung meist sehr gut, gibt dankenswerter Weise auch einen Überblick über den deutschen Cézanne-Besitz. Er ist erfreulich groß und, vor allen Dingen, bedeutsam. Man findet wenig Gleichgültiges und ich glaube, daß, trotz Pellerin, einem die Bedeutung und die Schönheit Cézannes nirgends so überwältigend entgegentritt wie in der Sammlung G. P. Reber, früher in Barmen, jetzt in München. Nimmt man dazu einige andere Sammlungen wie Oppenheim und Schmitz, Behrens und Rothermundt, die Bilder bei den drei Cassirers, bei Dr. Elias, bei S. Fischer, bei Max Liebermann, bei Woldes und Schüttes, bei Osthaus und v. d. Heydt, bei von Simolin und von Friedländer – um nur einige zu nennen –; nimmt man dann den Besitz aus dem halben Dutzend deutscher Galerien hinzu, die Cézanne haben, so ergibt sich auch für Cézanne das gleiche Bild wie für Manet: Die Deutschen haben diese Werte rechtzeitig an sich gezogen. Nicht zuletzt dank der literarischen Propaganda einiger Enthusiasten, unter denen Meier-Graefe der erste war.

E. Waldmann

Rolland, Michelangelo

I.

Er gibt in diesem Buch nicht Michelangelos Werk, keine Bewertung seiner Kunst, er gibt weder die Prinzipien eines Schaffens noch die Grenzen einer gestaltenden Kraft, er gibt weder das Wesen der Zeit, den Atem des Raumes, ihren Widerschein im lebendigen Sein ihres größten Mannes, er gibt nicht, was einer gemacht hat, sondern er gibt, was einer gewesen ist, gibt seine menschlichste Kraft, seine seelische Weite und Tiefe, die verzweigten Wurzeln einer erlebnismächtigen, gewaltigen Innerlichkeit, die im unsteten, verzweifelten Ringen — gehemmt durch Tücken von Menschen und Umständen, unterbrochen durch eigensten Zweifel — nach höchstem Ausdruck ringt und sich nie genug wird.

II.

Er geht einen grauenhaften Weg im Sturm eines blutenden Herzens, eines nimmermüden Gehirns, unter der Wucht atavistischer Empfindungen, christlichen Urgrauens; dieser Mann fühlte alle Verdammnis, der Welt zu gehören, wurde nie mit sich selber fertig und kannte nichts

als das Ringen um Erkenntnis, die zu gestalten wäre, nichts als ihre Erfüllung durch die geistige Tat; er mußte durch jeden Zweifel, jede fiebernde Qual hindurch, litt an einer zermürbenden Einsamkeit und wußte doch, daß ihm niemand genug sein konnte als er selbst, er empfand im bittersten Schmerz den Abstand zwischen Wollen und Können, Denken und Sein, Schauen und Erschaffen, den steten Zwiespalt zwischen Postulat und Handlung. Wenn er fertig schien, stand er längst wieder am Beginn — wer faßt diese grauenvolle Unzufriedenheit, diesen ewigen Hader, diese nimmermüde gestaltende Kraft, diesen steten Willen zur Handlung, um sich von sich selbst notwendig zu überzeugen — und hernach hinzugehen, zu sagen: es war nichts! und sein Werk zu zerschlagen, von neuem zu beginnen.

III.

Rolland geht scheu in ehrfürchtiger Entfernung neben dem Großen her. Es gibt nichts in der ganzen biographischen Literatur, was diesem Adel gliche. Man kennt doch jene Manier der meisten Biographen, die — nun jahrelang mit dem Leben und Sein eines Menschen mehr oder weniger vertraut — sich aufdringlich herandrängen, im Elend wie im Glück herumschnüffeln, sich am Unglück berauschen, wollüstig vergangene Freuden vergiften und sich am vergangenen Sein wie in einem Marionettentheater belustigen Es ist überflüssig zu sagen, in welcher Entfernung von diesen Menschen Rolland steht. Man bittet um Vergebung, wenn man ihn mit solcher Art in Berührung bringt.

Seht die Reinheit dieses schauenden Geistes, seine Teilnahme, seine Hingabe, laßt euch erschüttern vom leiderfüllten, gefaßten Blick, der schamhaft das geheime Zittern der Seele verbirgt, beim Betrachten des tragischen Grauens der Kompromisse eines Genies; dies Werk atmet eine Luft friedlichster Überzeugung, dieser Rolland hat vor jenem Michelangelo ein unsagbares, hohes Gefühl der Demut und Scham; es gibt kein Buch, in dem das ganze Wesen eines schaffenden Einzigen aus einer so adligen Distanz erfaßt und gedichtet wird. Diese selbstlose, menschlichste Hoheit des Geistes eines Großen vor der irdischen Göttlichkeit, der Heiligkeit eines Helden ist etwas wunderbar Starkes und herrlich Schönes. Er zögert nicht, Schwäche zu entblößen, Stärke zu verkleinern — er rechtfertigt nicht, er rechtet nicht, denn es gibt für ihn nur „ein Heldentum auf der Welt: Die Welt zu sehen, wie sie ist —, und sie zu lieben". Für ihn ist die heldische Lüge eine Feigheit, für ihn gibt es nichts hassenwerteres als den feigen Idealismus, der die Augen wegwendet von den Traurigkeiten des Lebens und den Schwächen der Seele.

Ja dieser Rolland ist heute der große Mensch dieser Welt, und seine Art wird die künftige sein.

Kurt Kersten

Verantwortlich für die Redaktion: Prof. Dr. Oskar Bie, Berlin.
Verlag von S. Fischer, Berlin. Druck von W. Drugulin in Leipzig.

Unser Weg

Die Beendigung des Krieges und der Eintritt großer politischer und wirtschaftlicher Umwälzungen legen unserer Zeitschrift eine neue programmatische Erklärung nahe.

Nach der schwersten Niederlage seiner Geschichte, der stärksten Lockerung seines politischen, wirtschaftlichen, gesellschaftlichen Gefüges, der tiefsten Erschütterung auch der geistigen Grundlage seines Daseins ist das deutsche Volk vor ungeheure Aufgaben gestellt. Überall sind unverschleierte Bilanzen zu ziehen, ist entschlossen wertlos oder schädlich Gewordenes preiszugeben, sind Ziele abzustecken, Wege zu bahnen.

Es ist, nachdem über ein Jahr der Revolution vergangen ist, offenbar geworden, daß die neue Staatsform dem Reich nur oberflächlich aufgepfropft ist. Nicht die großen Massen, nicht das Bürgertum haben schon voll die veränderte Situation erfaßt; sie haben nicht erkannt, daß die neue Form die Aufforderung enthält, sich ihrer zu bemächtigen, sich an ihr zu verändern und in sie hineinzuwachsen.

Wir werden an der uns geschenkten Republik auf das entschiedenste festhalten, den Gedanken der Demokratie auf allen Gebieten scharf vorwärts treiben und von keinem Dogma dirigiert durchformen. Echt demokratisches freiheitliches Fühlen muß dem Volk einverleibt werden, die schweren psychischen Schäden, die das alte Regime hinterlassen hat, sind zu heilen.

Die wichtigste Aufgabe, die die Revolution geschaffen hat, ist die Überwindung des bürgerlich-proletarischen Antagonismus, der die politischen, wirtschaftlichen, kulturellen Kräfte niederzieht. An dieser Überwindung werden wir versuchen, mitzuarbeiten. Wir brauchen nicht zu betonen, daß, so wenig wir eine proletarische Diktatur zur Lösung dieser Spannung herbeiwünschen, wir eine Diktatur des Bürgertums als Mittel dazu ansprechen. Wir identifizieren uns nicht mit denen, die dem Problem aus dem Wege zu gehen glauben, indem sie sich hinter die formale Demokratie

des Parlamentarismus verstecken. Die Aufgabe ist zu lösen einmal durch Hebung der Arbeiterschaft in eine Sphäre, in der sie wirklich mitzuschaffen und mitzubestimmen vermag. Dann durch Reinigung der Atmosphäre im Volk, und nicht zum mindesten im Bürgertum, durch Beseitigung der unnatürlichen Gruppierungen und Zwistigkeiten, die von einer überlebten Parteiideologie erzeugt und geschürt werden.

Im Zentrum aller unserer Bemühungen steht, die Seele unserer Zeitschrift war und ist Kultur und das Drängen auf Kultur. Wenn je ein Wirken auf breiter Grundlage für Kultur nötig war, so jetzt nach einem Krieg, der die schrankenlose Entfesselung isolierter, von der menschlichen Basis abgelöster Machttriebe darstellte. Wir können Politik, Wirtschaft, Kunst nicht als Selbständigkeiten auffassen und als Fachdisziplinen beziehungslos nebeneinandersetzen. Die Durchleuchtung aller Gedankengänge, aller geistigen Produkte mit der einen unteilbaren menschlichen Lebendigkeit, das Zurückziehen auf diesen Mutterboden liegt uns wie sonst nichts am Herzen.

Das neue aufbauende Schaffen auf allen Gebieten wird unsere Zeitschrift beobachtend, prüfend, anregend begleiten.

Für eine unserer wichtigsten kulturellen Pflichten halten wir es, nach Öffnung der Grenzen in direkte Verbindung mit dem bisher feindlichen Ausland zu treten und zu ihm in eine Fühlung zu gelangen, die lebendiger, stärker und wirksamer ist als in der Vorkriegszeit. In systematischer Weise werden wir uns die großen Linien der politischen, wirtschaftlichen, künstlerischen kulturellen Bewegungen dieser Länder aufzeichnen lassen. Der große Goethesche Gedanke der Weltliteratur soll, erweitert, intensiver als früher seine gewaltige produktive Kraft entfalten. Die geistigen Ströme des Auslandes müssen wir zu uns herüberleiten.

Wir stehen wie politisch so künstlerisch nicht im Dienst einer parteilichen Einseitigkeit und Voreingenommenheit. Das Können jeder Observanz ist uns willkommen und soll von uns gepflegt werden. Wie unsere Zeitschrift technische Dinge den Fachorganen überläßt, so will sie nicht den wichtigen Bemühungen der rein artistischen Organe vorgreifen. Wir werden mit Herzlichkeit das Arbeiten der lebenden jungen und jüngeren Generation begleiten. In sorgfältig gewählten Proben werden wir unseren Lesern ein möglichst umfassendes Bild der künstlerischen Bewegung unserer Zeit geben.

Im Ganzen: Es ist Pflicht jedes Deutschen, die Freiheit, die ihm unter den grausigsten Umständen gegeben ist, zu nutzen, damit sie ihm nicht wieder verloren geht. Wir treten mit den aufgezeichneten Anschauungen tiefer als je in das rasch vorwärts drängende aufgewühlte Leben, indem wir glauben, so der Befestigung der Freiheit zu dienen, und mit der Freiheit der Kultur.

Die deutsche Politik in Versailles

von M. J. Bonn

Die Frage nach der Schuld am Frieden wird gerade so wenig richtig beantwortet werden können, wie die Frage nach der Schuld am Kriege, wenn man hier wie dort die eigentliche Entscheidung in den Tagen sucht, a. denen die äußeren Entschlüsse gefaßt werden mußten. Die eigentliche Entscheidung über den Frieden ist nicht am 21. oder 22. Juni in Weimar gefallen. Sie ist vielmehr in den Tagen vom 29. Mai (Überreichung der deutschen Gegenvorschläge) bis zum 16. Juni (Antwort der Alliierten) in Paris getroffen worden. In diesen Tagen haben sich die Alliierten nach langen Kämpfen entschlossen, auf ihren wenig veränderten Vorschlägen zu bestehen, weil sie deren Annahme durch eine verantwortliche deutsche Regierung für sicher hielten.

Die eigentliche Verantwortung liegt daher nicht bei denjenigen, die am 21. oder 22. Juni in Weimar zur Unterzeichnung rieten, sondern bei denjenigen, die diese Überzeugung bei den Alliierten aufkommen ließen.

I

Die deutsche Delegation in Versailles mußte ohne äußere Machtmittel mit einem Gegner verhandeln, der durch den Waffenstillstand jeden Widerstand unmöglich gemacht hatte und durch den Weiterbestand der Blockade den wirtschaftlichen Druck fortsetzen und verstärken konnte. Sie konnte sich zwar darauf berufen, daß die Grundlage des Waffenstillstandes und damit auch des Friedens die vierzehn Punkte sein sollten, die in der Note vom 5. November angenommen waren. Sie mußte sich aber von Anfang an klar darüber sein, daß es sich hier nicht um eine Abmachung von der Schärfe eines privatrechtlichen Vertrages handelte, sondern nur um einige Grundsätze und deren Anwendung in bestimmten Fällen. Irgendeine Instanz, die darüber zu entscheiden hatte, ob die Anwendung dieser Grundsätze ihrem wirklichen Inhalt entsprach oder nicht, war nicht vorgesehen.

Trotz dieser Schwäche Deutschlands hatten die Gegner sichtbar Angst

vor Verhandlungen. Ihre hochfahrende Erklärung, man werde nicht verhandeln, sondern Deutschland den Friedensentwurf zur Annahme oder Ablehnung vorlegen, entsprang vielleicht bei einigen Militaristen dem Hochgefühl des Siegers. Ihr wesentlicher Grund aber war, daß der Friedensentwurf unter den größten Schwierigkeiten zustande gekommen war, indem jeder Teil schließlich seine Höchstforderungen angemeldet hatte, die dann alle in formal sehr geschickter Weise systematisiert worden waren. Jedes Zugeständnis, das gemacht werden konnte, mußte auf Kosten eines Bundesgenossen erfolgen, der selbstverständlich hierzu nicht bereit war, wenn nicht die anderen ähnliche Opfer brachten. Darin hätte die Stärke Deutschlands gelegen, wenn es zu Verhandlungen gekommen wäre. Die Alliierten wollten daher solche nur zulassen, soweit es sich um Anregungen praktischer Art handle (Note vom 10. Mai). Über die Grundsätze selbst könne nicht gesprochen werden.

Das entscheidende Moment, das für die Härte der Friedensbedingungen verantwortlich war, ist der drohende Zusammenbruch Frankreichs. Frankreich fühlte sich militärisch als Sieger; es ist wirtschaftlich mindestens so ruiniert wie wir. Seine Finanzmänner rechnen mit einem Budget von 24–26 Milliarden Franken im Jahr. Es ist sehr stark ans Ausland verschuldet. Da seine natürlichen Hilfskräfte durch die Kriegshandlungen im besetzten Gebiet zerstört worden sind, ist die völlige Nutzung derselben erst in absehbarer Zeit wieder möglich. Sooft sich die Alliierten an einer französischen Forderung stießen, wurde ihnen daher nahe gelegt, ob etwa sie den Schaden wieder gut machen wollten, wenn man ihn nicht dem deutschen Feinde auferlege?

Frankreich steht aber nicht nur vor der wirtschaftlichen Katastrophe; es befindet sich trotz des Hochgefühls des Siegers in einer tödlichen Angst. Es wird immer der Nachbar Deutschlands bleiben. Es hat infolge seiner militärischen Tapferkeit seine natürlichen Kräfte in einer Weise angespannt, daß es sich einem künftigen deutschen Ansturm nicht länger gewachsen glaubt. Die französischen Militärs denken politisch genau so militaristisch, wie die unsern es getan haben. Sie glauben nicht an ewigen Frieden und an die Wirksamkeit des Völkerbundes. Daher verlangten sie weitgehende militärische Sicherungen, wie sie der Garantievertrag mit England und Amerika darstellt; sie erstrebten die Zerstörung Deutschlands; daher die Unterstützung der Rheinbundbestrebungen. Sie suchten überdies Deutschland durch ein militärgewaltiges Großpolen als östlichen Nachbar zu flankieren, der reiche Hilfskräfte (Oberschlesien) und Verkehrswege besitzt, die von der See nicht abgeschlossen werden können (der Danziger Korridor). Dazu kam noch die Hoffnung, von Polen einen in die Milliarden gehenden Kriegszuschuß zu erhalten. Die französische Politik trug

aber ein Doppelgesicht: auf der einen Seite aus militärischen Gründen möglichst weitgehende Zerrüttung Deutschlands und Vernichtung aller deutschen Hilfskräfte; so konnte Frankreich Sicherheit erlangen. Dabei muß es aber wirtschaftlich zu Grunde gehen. Der französische Wiederaufbau ist nur möglich, wenn deutsche Arbeit, deutsches Kapital und deutsche Kriegsentschädigung Frankreich die realen Objekte zur Verfügung stellten, die es zum Aufbau braucht und die es eventuell seinen Alliierten als Unterlage verpfänden kann.

Sehr viel einfacher lag die englische Politik. Irgendwelche künstlichen Maßnahmen zur dauernden Schwächung Deutschlands brauchte England im Friedensvertrag nicht festzulegen. Es hat für lange Zeit Deutschland als Konkurrenten nirgends zu fürchten. Es könnte auch ein deutsches Kolonialreich ruhig wiedererstehen sehen. Die einzige Besorgnis, die es in dieser Beziehung hatte, war die Verwendung kolonialer Häfen für Unterseeboote. Es hat kein Interesse an einem lebensunfähigen Deutschland.

Leider aber hatte Lloyd George den Wahlkampf im Zeichen der deutschen Kriegsentschädigung geführt. Er hatte den Wählern eine solche versprochen und, da niemand gerne Steuern zahlt, insbesondere nicht die Steuern, die die Riesenbudgets nach dem Kriege erfordern, auf diese Weise eine Majorität erzielt. Die Grundlage dieser Majorität im Lande war im Abbröckeln begriffen. Sie war, da sie sich aus Konservativen und Liberalen zusammensetzt, innerlich auf die Dauer nicht aktionsfähig. Aber sie war vorhanden. Lloyd George hat in sehr geschickter Weise den Gedanken durchgeführt, Deutschland müsse für die Kriegskosten aufkommen, da es am Kriege schuld sei; ein Gedanke, der in dem Begleitbrief der Alliierten vom 16. Juni von seinem Sekretär Philipp Kerr in die Worte gefaßt ist: „Jemand muß für die Folgen des Krieges leiden. Soll es Deutschland sein oder nur die Völker, denen es Unrecht zugefügt hat?" Die naiven deutschen Flagellanten, von Läuterungsfanatikern wie Förster geführt, haben den Alliierten den höchst bequemen Zusammenhang zwischen Kriegsschuld und Bezahlung der Kriegsschuld herzustellen geholfen. (Auf diese Gefahr habe ich schon in einem „Flagellantentum" genannten Artikel der „Münchner Neuesten Nachrichten" vom 23. Dezember 1918 hingewiesen.)

Amerika endlich befand sich in einer sachlich ziemlich uninteressierten Stellung. Seine Begeisterung, eine Reform Europas an Haupt und Gliedern herbeizuführen, war bis zu einem gewissen Grad verraucht. Die amerikanischen Truppen wollten nach Hause. Präsident Wilson hatte durch seine lange Abwesenheit und durch die selbstherrlichen Methoden, mit denen er die Senatoren behandelte, sich selbst und seiner Partei große

Schwierigkeiten bereitet. Die Demokraten hatten im November die Majorität im Senat verloren. Wenn Wilson damals vor der Wahl die Abdankung des Kaisers hätte erzwingen können, so hätte er wohl mit diesem Skalp den großen politischen Erfolg errungen, den er, wie deutlich aus seinen Aussprachen zu entnehmen war, dringend benötigte. Man hat das damals in der deutschen Öffentlichkeit verneint und betont, die Abdankung bringe eine Gefahr für die Reichseinheit. Das ist gerade von Persönlichkeiten geschehen, die mit Rücksicht auf die gefährdete Reichseinheit jetzt zur Annahme der Friedensbedingungen geraten haben.

Wilson hat sich, nach allem, was man hört, in den Verhandlungen, die zur Festlegung der Friedensbedingungen führten, für eine folgerichtige Anwendung seiner Grundsätze ausgesprochen. Er ist nicht damit durchgedrungen. Lloyd George brauchte die versprochene Kriegsentschädigung, Frankreich die Wiedergutmachung, die Kriegsentschädigung und die politische Sicherung. Da die amerikanische Finanzwelt sich über den Umfang der Zerstörung in Europa sehr viel klarer war, als ein Teil der alliierten Politiker, so stand sie den französischen Finanzierungsplänen mit großer Kühle gegenüber. Wenn Amerika aber Frankreich nicht die Zahlung seiner Schulden erlassen wollte, konnte man Frankreich nur schwer zum Verzicht auf Forderungen an Deutschland bewegen. Und es war nicht leicht, im jetzigen Augenblick das amerikanische Volk zu veranlassen, durch Verzicht auf Rückzahlung gewissermaßen einen Teil der Deutschland aufzuerlegenden Kosten zu übernehmen. Dazu kam, daß Wilson den vielgestaltigen Problemen Europas gegenüber sich immer nur ein Bild aus zweiter Hand machen konnte. Er hat eine weitgehende Vorliebe für die Polen, Paderewski übte einen großen Einfluß auf ihn aus. Da keine mündlichen Verhandlungen stattfanden, konnten einseitige polnische Behauptungen von ihm nicht auf ihre Richtigkeit geprüft werden.

Das Entscheidende bei ihm aber war, daß ihn die Einzelheiten des Friedenswerkes viel weniger interessierten als der Völkerbund. Der Friede war ihm nur ein Mittel, seine Völkerbundsidee durchzuführen. Und solange ihm die Möglichkeit dieser Durchführung gegeben erschien, waren ihm die Einzelheiten verhältnismäßig unwichtig, da sie ja seiner Ansicht nach leicht abgeändert werden konnten.

Die Alliierten hatten das gemeinsame Ziel, den Frieden möglichst schnell unter Dach und Fach zu bringen. Demgegenüber waren alle einzelnen Meinungsverschiedenheiten bedeutungslos. In klarer Erkenntnis dieser Sachlage hat Graf Brockdorff Rantzau betont, er denke nicht daran, eine Politik des Divide et Impera zu unternehmen.

Nur zwei Umstände sprachen zugunsten Deutschlands: Die zahlreichen Gruppen der Idealisten, die in den verschiedenen Ländern der Alliierten vertreten waren, und die früher Wilson als ihren Führer betrachtet hatten, waren mit den Friedensbedingungen grundsätzlich nicht einverstanden. Sie waren an Zahl und an Einfluß in Frankreich schwach. Sie waren in England, trotz ihrer Wahlniederlage, sehr stark im Wachsen begriffen, sie umfaßten in Amerika sogar die Mehrheit der Nation. In England und Frankreich standen sie in der Opposition; in Amerika waren sie offiziell am Ruder. Aber Wilson, ihr Führer, hatte sie, zu ihrer größten Erbitterung, im Stich gelassen. Bestand die Möglichkeit, daß sie die alten gewalthungrigen Machtpolitiker stürzen und selbst die Regierung übernehmen konnten? Es handelte sich nicht darum, daß das in absehbarer Zeit geschehen könne. Die Frage war, ob es zeitig genug eintreten werde, um den Abschluß des Friedens zu beeinflussen?

Die alliierten Machthaber fürchteten diese Möglichkeit. Während in Deutschland jedes Kind den Friedensvertrag auf der Straße kaufen konnte, durften in den alliierten Ländern nur von der Regierung hergestellte Auszüge veröffentlicht werden. Die Zensur wachte eifrig, daß kein unbedachtes Wort gesprochen wurde. Die in Paris erscheinende amerikanische Presse, insbesondere die „Chicago Daily Tribune", wies in den kritischen Tagen vom 29. Mai bis 16. Juni in ihren Leitartikeln und Stimmungsberichten häufig große weiße Stellen auf, aus denen man die Angst des französischen Zensors vor der öffentlichen Meinung der Welt deutlich erkennen konnte. Obwohl die „Chicago Daily Tribune" ein Exemplar des Friedensvertrages nach Amerika geschmuggelt hatte, und obwohl der Senat dessen Veröffentlichung erzwang, hat die europäische Presse der Alliierten, insbesondere auch die englische Presse, die Veröffentlichung der Bedingungen erst begonnen, als feststand, daß Deutschland unterzeichnen werde. Trotz dieser Vorkehrungen hatte eine scharfe Kritik in England und in Amerika eingesetzt. Sie wurde durch die deutschen Noten im Fluß gehalten und durch die deutschen Gegenvorschläge gewaltig verstärkt. Insbesondere die Mantelnote hat einen tiefen Eindruck bei den Alliierten gemacht.

Diese sachliche Kritik der alliierten Friedensbedingungen war indes für die politische Lage nicht entscheidend. Auch die radikalsten Gegner der Regierung in Frankreich und England mußten sich sagen, daß ihre Einwendungen wirkungslos verpuffen würden, wenn diese schlechten Friedensbedingungen schnell zum Friedensschluß führten. Scharfe Kritiker der Gewaltpolitik, wie zum Beispiel General Smuts und Lord Robert Cecil, schwiegen bis nach der Unterzeichnung. Das Entscheidende

war daher, ob der Friede schnell geschlossen werden würde oder nicht. Wenn Deutschland den schlechten Frieden nicht annahm, oder wenn es die Annahme an bestimmte Bedingungen knüpfte, war ein schneller Abschluß unmöglich. Dann entstand eine neue Sachlage, vor der den Alliierten graute.

Die Pariser Presse wurde nicht müde, die Frage zu stellen: „Wird Deutschland zeichnen?" und ihren Lesern zu versichern, daß es trotz allen Bluffs zeichnen müsse. Man ließ alle diplomatischen Künste spielen, um Deutschland mit den Folgen der Nichtunterzeichnung zu erschrecken. Amerikanische Vertrauensleute warnten uns, die amerikanische Armee, die nach Hause wolle, nicht zu enttäuschen; ihre Wut werde sich gegen Deutschland kehren, das den Frieden verzögere. Und die amerikanischen Soldaten pflegten in der brutalsten Weise zu hausen, wenn ihre Leidenschaften einmal entfesselt seien. Die Erfahrungen auf den Philippinen hätten das bestätigt. Wir sollten uns das zur Warnung dienen lassen. Die Franzosen drohten mit dem Bombardement friedlicher Städte. Die erbitterte Armee werde, wenn der Friede nicht schnell komme, schlimmer in Deutschland wüten, als die Deutschen selbst in den besetzten Gebieten. Man schämte sich also nicht, offen zuzugeben, daß die moralische Überlegenheit der alliierten Kriegführung augenscheinlich nur in der mangelnden Gelegenheit, Greueltaten zu verüben, bestanden hatte.

Es ist kein Zweifel, daß es sich hierbei nicht ausschließlich um Bluff gehandelt hat, und daß unter den französischen Militärs in der Tat solche Stimmungen vorhanden waren. Mit einem Wutausbruch bei Nichtunterzeichnung war zu rechnen. Die tätlichen Angriffe auf die deutsche Delegation in Versailles am 16. Juni erklären sich zwanglos aus der Erbitterung eines vielleicht nicht völlig unorganisierten Mobs, der in der Abreise der Delegierten das Zeichen des Abbruchs der Verhandlungen sah.

Auf der anderen Seite redete man uns gut zu, es handle sich eigentlich nur um einen Präliminarfrieden, der die großen Grundlagen festlegen werde. Über die Grundsätze habe man sich in den vierzehn Punkten geeinigt, über ihre Anwendung und Auslegung werde man sich nach Abschluß des Friedens leicht verständigen. Man werde dann auf alle unsere Bedenken eingehen. Wem diese Sirenentöne nicht genügten, der wurde auf die Gefahr des Bürgerkrieges in Deutschland aufmerksam gemacht. Die Unabhängigen hätten erklärt, sie würden in den Generalstreik eintreten, wenn nicht unterzeichnet werde. Nichtunterzeichnung bedeute also Blutvergießen und Umsturz. Man werde überdies Nord und Süd trennen und Deutschland zerstückeln. Mit allen diesen Gefahren, mit Blockade, Kohlenknappheit, feindlicher Besetzung, Separationsbestrebungen mußte man in der Tat bei Nichtunterzeichnung rechnen. Man mußte

an sie denken, wenn man seine Entschlüsse faßte. In der auswärtigen Politik darf man aber nicht laut denken, weil sonst bedingte Gefahren zu unbedingten Katastrophen werden.

Alle Befürchrungen konnten sich aber nur verwirklichen, wenn die Gegner festblieben. Das mußte man von Frankreich erwarten. Auch in England gab es gewisse Kreise, — die politischen Gruppen, deren Anschauung die „Morning Post" wiedergibt, — die auf ihrem einmal angenommenen Standpunkt beharrten und die unveränderte Annahme der Friedensbedingungen schon als Prestigefrage betrachteten. Eine geschlossene Front war bei den Alliierten nur dann zu erreichen, wenn eine solche bei uns nicht vorhanden war. Militärische Handlungen in dem wehrlosen Deutschland mochten den Rachedurst einiger Militärs stillen. Sie konnten nicht das bringen, was die Alliierten brauchten, einen abgeschlossenen, unterschriebenen Friedensvertrag, unter dem einige einklagbare Unterschriften standen, der eine wirkliche Entspannung brachte. Eine militärische Okkupation konnte Deutschland furchtbare Wunden schlagen; sie konnte die Bedürfnisse der Alliierten nicht befriedigen. Die Alliierten, insbesondere Frankreich, brauchten ein zahlungskräftiges, lebensfähiges Deutschland, das sich mit ihnen zu einer Art wirtschaftlicher Teilhaberschaft zur Wiedergutmachung zusammenschloß. Die Unterstützung von Loslösungsbestrebungen war nur durch finanzielle Zugeständnisse erreichbar. Finanzielle Zugeständnisse von solchem Umfang, wie sie eine Separationsbestrebung im großen Stil verlockend gemacht hätte, konnte Frankreich nicht gewähren. Denn es steht, trotz polnischer Hoffnungen, vor dem wirtschaftlichen Zusammenbruch, wenn die deutsche Mitarbeit es nicht rettet. Die Zerstörung des deutschen Wirtschaftslebens, die Okkupation deutscher Bezirke hätte also diese französische Lebensnotwendigkeit nicht zu erfüllen vermocht.

Dazu kamen rein politisch-militärische Schwierigkeiten. Weder in England noch in Amerika wünschte man eine dauernde militärische Okkupation. Man wollte nicht zur Intervention in Deutschland gezwungen sein. Denn man weiß, daß es sehr leicht ist, in ein wehrloses Land einzumarschieren, und daß es sehr schwer ist, mit Anstand und Ehre sich aus einem solchen zurückzuziehen. Die Angst vor Intervention in Rußland zeigt das deutlich genug. Man war aber auch nicht geneigt, Frankreich allein die Okkupation Deutschlands zu überlassen, selbst wenn Frankreich dazu Kraft und Lust gehabt hätte. Man fürchtete die Opposition demokratischer Kreise, die auf die verhängnisvollen Folgen der Friedensbedingungen hingewiesen hatten, und die man durch Eintreffen ihrer Befürchtungen gestärkt hätte.

Die Frage, die die Alliierten zu entscheiden hatten, war also die: Sollte

man den Frieden in wesentlichen Punkten ändern oder sollte man festbleiben und die Folgen einer militärischen Intervention auf sich nehmen, deren Dauer sich nicht voraussehen ließ? Einzelne Kreise haben auch in England mit einer solchen gespielt. In den letzten Tagen vor der endgültigen Entscheidung hat ein Artikel der „Morning Post" einer solchen das Wort geredet („Morning Post" vom 20. Juni 1919). Den maßgebenden Kreisen Englands und Amerikas graute aber vor einer solchen Notwendigkeit (zum Beispiel „Daily News" vom 17. Juni 1919). Man mußte daher deutscherseits klar und nüchtern zum Ausdruck bringen, daß man gewillt war, eine solche über sich ergehen zu lassen, wenn keine wesentlichen Abänderungen des Friedensvertrages erzielt würden. Man durfte dann natürlich nicht bis zum letzten Augenblick hin- und herschwanken und ein verängstigtes Nein sagen, aus dem man ganz deutlich die Absicht heraushören konnte, nach vierzehn Tagen, wenn die Folgen der Blockade und des Einmarschs fühlbar geworden seien, dieses Nein in ein Ja zu verwandeln. Man mußte vielmehr den Alliierten klar zu verstehen geben, daß man ohne wichtige Abänderungen nicht unterschreiben werde, weil man weder Unmögliches versprechen könne, noch die Auslieferung deutscher Bevölkerungen an fremde Nationen zu verantworten vermöge. Man brauchte nicht mit dem Bürgerkrieg im Osten zu drohen; man mußte aber betonen, daß kein deutscher Soldat dazu gebraucht werden könne, um deutsche Bürger mit Gewalt an Polen auszuliefern. Und man mußte den Alliierten ein für allemal zu verstehen geben, daß sich kein verantwortliches deutsches Ministerium finden werde, das den Vertrag unterschreiben würde. Wenn sie auf seiner unveränderten Annahme bestehen würden, so möchten sie bekannt geben, an welchem Ort und zu welcher Zeit der Sonderzug bereit stehen solle, der den Marschall Foch und seine Kollegen nach Berlin bringen werde. Die deutsche Regierung werde die Regierungsgeschäfte nur so lange führen, bis die Beauftragten der alliierten Regierungen eingetroffen seien. Sobald genügend Kräfte vorhanden seien, um die Ordnung im Lande aufrecht zu erhalten, werde man die Reichstruppen entlassen. Es durfte sich dabei nicht um einen Bluff handeln; man mußte sich klar sein, daß man durch diese völlige Übergabe an eine fremde Regierung schwere Lasten und große Gefahren für die Einheit des Reiches auf sich nehmen würde. Sind sie größer, als diejenigen, die die Übernahme von Verpflichtungen mit sich bringt, von denen man weiß, daß man sie nicht erfüllen kann, die aber dem Gegner das Recht zu einer rechtmäßigen Exekution geben? Durch den Abschluß des Friedens ist Deutschland vor einem Einmarsch der Alliierten nur geschützt, wenn es sein möglichstes tut, um die unerfüllbaren Friedensbedingungen zu erfüllen. Das gleiche Spiel, das

Frankreich mit der Auslieferung der Kriegsgefangenen spielt, wird es im Bedarfsfall auf anderen Gebieten wiederholen: Seine Bewohner werden nicht frieren wollen und seine Arbeiter nicht feiern wollen, weil Deutschland den eingegangenen Verpflichtungen nicht genügen kann.

3

Die deutsche Politik in Versailles konnte nur Erfolg haben, wenn man die Alliierten von der ehrlichen Entschlossenheit der deutschen Regierung überzeugen konnte. Sie brauchten eine Unterschrift unter den Friedensvertrag. Die Unterschrift der Unabhängigen hätte sie nicht befriedigt, auch wenn diese zur Bildung eines Ministeriums bereit gewesen wären. Die Franzosen haben zwar seit Eisners Friedensbestrebungen mit den Unabhängigen gespielt und ihnen immer Freundlichkeiten gesagt. Sie benutzten sie, um, wenn möglich, ein Schuldgeständnis zu erpressen, mit dem man dann seine finanziellen Forderungen begründen konnte. Als Bürgen für die Erfüllung dieser Forderungen hätten sie ihnen nicht genügt. Sie brauchten unter allen Umständen eine Regierung, hinter der das deutsche Volk stand. Das Bedürfnis hierzu war so stark, daß sie noch in den letzten Tagen, als bereits die Kabinettskrisis in Weimar ausgebrochen war, sich ernsthaft mit der Frage beschäftigten, ob man Deutschland, trotz des damit verbundenen Zeitverlustes, nicht eine Frist zur Veranstaltung eines Plebiszits gewähren solle.

Diese Sachlage hat man zu Anfang in Berlin richtig eingeschätzt. Man hat die große Sitzung der Nationalversammlung gehalten und dann den üblichen Propaganda-Apparat spielen lassen, der für die republikanische Regierung in der gleichen Weise rasselte und klapperte, wie er für die oberste Heeresleitung gerasselt und geklappert hat.

Man hat sogar eine richtige nationalistische Bewegung in Fluß kommen lassen, vor der man nachher selbst erschrocken ist. Man hat die alldeutschen Elemente gerade das tun lassen, was man nicht tun durfte: man hat von bewaffnetem Widerstand geredet, der im Osten Erfolg versprechen sollte. Die Alliierten waren über die Stärke der deutschen Truppen in Polen durchaus unterrichtet. Sie wußten, daß dort ein vorübergehender örtlicher Erfolg möglich war. Sie konnten aber einen solchen jeden Tag im Westen kampflos ausgleichen. Es war daher eine verbrecherisch naive Politik, im Osten die Entscheidung des Schwertes anzurufen und im Westen auf einen kampflosen Einmarsch zu rechnen. Man stellte damit nur immer wieder die Echtheit der deutschen Friedensliebe in Frage. Man täuschte eine Macht vor, die nicht vorhanden war, und leistete so den polnischen Ansprüchen Vorschub.

Es hat wohl eine Zeit gegeben, wo man unter dem Eindruck der ersten

bolschewistischen Erfolge in Ungarn die Alliierten durch einen Zusammenschluß von Bolschewismus und Nationalismus schrecken konnte: das Affentheater der Münchner Räterepublik aber und die Weichheit der den Alliierten sehr gut bekannten deutschen Unabhängigen, die über einen bußfertigen, tränenreichen Pazifismus nicht herauskamen, hatten den Alliierten gezeigt, daß Deutschland nicht Ungarn war, schon bevor die Rumänen der ungarischen Räterepublik den ersten tödlichen Stoß versetzt hatten.

Alles Reden von neuen Kriegshandlungen war daher nutzloses Säbelgerassel, das von den Alliierten zur Ausmalung der deutschen Gefahr erfolgreich benutzt werden konnte, auch wenn sie es nur als Bluff betrachteten. Selbst die Möglichkeit einer militärischen Erhebung gegen die Regierung, die den Schmachfrieden unterschreiben würde, die in den letzten Tagen vor der Unterzeichnung bekannt gegeben wurde, wurde von den Alliierten sehr gering bewertet: wie sich gezeigt hat, mit Recht!

4

Der Ausschluß mündlicher Verhandlungen hat die Bedeutung der deutschen Delegation in Versailles wesentlich gemindert. Die Kunst der persönlichen Verhandlung, zu der ein Teil der Mitglieder ausgewählt worden war, kam nicht zur Anwendung. In gewissem Sinn war die Delegation zu einer Art Briefträger geworden. Man hat daher oft gefragt, ob es nicht zweckmäßig gewesen wäre, nach Hause zu gehen und alle Verhandlungen von dort aus zu führen. Gewiß hätte manches für diese Methode gesprochen, die es dem Reichsminister des Auswärtigen ermöglicht hätte, im Kabinett seine auswärtige Politik zu vertreten und eindeutig zur Durchführung zu bringen. Man hätte aber dadurch die Fühlung mit den Stimmungen im gegnerischen Lager verloren, die trotz aller Pallisaden vorhanden war.

In der Zeit vom 29. Mai bis zum 16. Juni hat im Lager der Alliierten ein hartnäckiger Kampf um die Frage getobt, ob die Friedensbedingungen wesentlich geändert werden sollten oder nicht. Nicht nur die englischen Liberalen und Arbeiter wollten aus prinzipiellen Gründen eine Änderung des Friedensvertrages herbeiführen. Zwei der englischen Bevollmächtigten, General Smuts und Lord Robert Cecil, waren, wie sie seitdem offen erklärt haben, mit dem Inhalt der Friedensbedingungen nicht einverstanden. Lloyd George, der eine feine Witterung für politische Unterströmungen hat, hat sich zeitweilig mit großer Energie für die Verbesserung der Friedensbedingungen eingesetzt. Dabei haben ihn gewiß Rücksichten auf die innere Politik Englands bewogen. Wenn er einen Frieden zustande brachte, der den Grundsätzen der englischen Demokratie entsprach, konnte er nicht nur zu den Grundsätzen seiner Vergangenheit

zurückkehren, sondern eine neue, geeinte radikal-demokratische Partei führen. Seine Wahlversprechungen bezüglich der Kriegsentschädigung haben ihn dabei sicher gehindert. Persönlichkeiten seines Schlages verstehen aber die Kunst, zu vergessen.

Er stieß auf den lebhaften Widerstand Clemenceaus, der weder militärische noch wirtschaftliche Zugeständnisse machen wollte und aus diesem Grunde insbesondere die Einhaltung der den Polen gemachten Zusagen erstrebte. Er wurde in England durch Blätter wie die „Morning Post" unterstützt, die sich zum Sprachrohr aller polnischen Pläne machte.

Präsident Wilson verhielt sich gegenüber jeder Änderung ablehnend. Er hatte in der Saarfrage und in der Polenfrage Zugeständnisse machen müssen, die sich mit seinen Grundsätzen schwer vereinigen ließen. Er war einen Kompromiß eingegangen, um sein höchstes Ziel, den Völkerbund, zu retten. Jetzt wollte er die einmal getroffene Entscheidung nicht mehr umstoßen. Er wollte möglichst schnell nach Hause, um sich mit seinen republikanischen Gegnern auseinanderzusetzen. Er ist sicher nicht dadurch zu größerer Nachgiebigkeit veranlaßt worden, daß man ihm von Deutschland aus, insbesondere auch von Herrn Erzberger, vor dem amerikanischen Publikum vorhielt, er sei seinen Prinzipien untreu geworden. Es ist nun einmal die Eigenheit politischer Machthaber, daß sie sich von feindlichen Ausländern nicht gerne ihren Landsleuten gegenüber angreifen lassen. Es war wohl kaum überraschend, daß der „Daily Chronicle" unter der Überschrift „Eine kalte Dusche für die Deutschen" die Nachricht brachte, Wilson habe ausdrücklich erklärt, der Entwurf stimme mit seinen Grundsätzen überein, sonst hätte er ihn nicht unterzeichnet. Diese Nachricht ist später von anderer Seite dementiert worden.

Immerhin hat Präsident Wilson seine Stellungnahme mit der Zeit insofern geändert, als er zu verstehen gab, Amerika sei an der Sache uninteressiert. Es sei völlig einverstanden, wenn England und Frankreich sich auf Abänderungen einigen könnten. Er hat dann von neuem die Ratschläge seiner Fachmänner vertreten, die insbesondere das Zugeständnis einer festbegrenzten Entschädigungssumme von erträglicher Höhe machen wollten. Der Kampf, der sich im wesentlichen zwischen den Engländern und den Franzosen abspielte — hier und da hörte man einmal etwas von den Italienern und zum Schluß sogar einmal etwas von Japan —, ist erst am 16. Juni völlig abgeschlossen worden. Die Antwort der Alliierten konnte an diesem Tage erst um sechs Uhr abends überreicht werden, obwohl sie für die Mittagsstunden versprochen worden war. Man hatte sich noch um ein Uhr entschlossen, gewisse Bestimmungen über die Verwaltung der besetzten Gebiete zu streichen. Um drei Uhr hatte man diesen Beschluß wieder umgeworfen. Mit Rücksicht auf die

Schwierigkeiten der Drucklegung mußten die Änderungen, die sich auf die Einsetzung einer Zivilverwaltung an Stelle einer Militärverwaltung in den besetzten Gebieten bezieht, als gesondertes Instrument überreicht werden, ein Zugeständnis, das auf Drängen Englands erfolgt sein soll („Daily News" vom 18. Juni 1919).

5

Es hat zeitweilig so ausgesehen, als ob uns sehr große Zugeständnisse gemacht werden sollten. Tag um Tag wurde der Termin für die Überreichung der Antwort der Alliierten auf die deutschen Gegenvorschläge verschoben, da immer wieder erneute Verhandlungen notwendig geworden waren. Ursprünglich hat man etwa den 10. Juni für die Unterzeichnung in Aussicht genommen; schließlich wurde man am 16. Juni gerade noch mit der Antwort fertig.

Der Kampf drehte sich in erster Linie um eine bessere Regelung der Ostfrage. Die Abtrennung Danzigs vom Reich und die Zerreißung Westpreußens durch den Korridor ohne Befragen der eingesessenen Bevölkerung erschienen weiten Kreisen der Alliierten als Maßnahmen, die weder dem Selbstbestimmungsrecht der Völker entsprachen, noch die Grundlagen einer vernünftigen Politik zu sein schienen. Das gleiche galt in verstärktem Maße für Oberschlesien. Man war selbstverständlich bereit, den Polen alle polnischen Gebiete zu überlassen; man wollte aber, insbesondere in England, keine neue Ordnung Europas, die England verpflichten würde, „für die künftigen Pufferstaaten zu kämpfen, die Polizei der Donau auszuüben und jederzeit bereit zu sein, die Garden auszusenden, wenn die Polen zuviel Juden morden oder wenn sie die Protestanten zu schlecht behandeln." Gegenüber der französischen Politik, die Polen aus rein militärischen Rücksichten groß, mächtig und reich machen wollte, war man in England zu weitgehenden Zugeständnissen bereit. Abgesehen von einigen Grenzregulierungen ist schließlich nur die Vornahme einer Volksabstimmung in Oberschlesien übrig geblieben.

An zweite Stelle trat die Forderung, die Deutschland aufzuerlegende Verpflichtung auf eine festbegrenzte Summe zu beschränken, deren Höhe der deutschen Leistungsfähigkeit entsprach. Für dieses Zugeständnis traten in erster Linie die amerikanischen Finanzfachmänner ein. Obwohl hier Lloyd George durch seine Wahlreden gebunden war, kamen auch in dieser Frage Stimmen der Vernunft aus dem englischen Lager. Aus englisch-konservativen Kreisen stammt der Vorschlag, man müsse Deutschland seine Schiffe belassen, da es nur durch Handel seine Schulden abtragen könne und ohne Schiffe nicht Handel zu treiben vermöge. Man hat sogar gelegentlich von der Rückgabe einer deutschen Kolonie gesprochen.

Vor allem aber herrschte in der britischen Delegation die Meinung vor, Deutschland müsse sofort in den Völkerbund aufgenommen werden. An einem bestimmten Tag war die englische Delegation fest entschlossen, dieses Zugeständnis durchzusetzen — das das ganze tückische System der wirtschaftlichen Unterscheidung über den Haufen geworfen hätte. Die Franzosen kämpften mit aller Macht dagegen. Aber noch am 8. Juni, als der Höhepunkt der Nachgiebigkeit bereits überschritten schien, befürchteten die „Times" dieses Zugeständnis.

Schließlich ist es bei der Haltung der französischen Regierung, die ein Teil der englischen Presse bitter angriff, in diesem, wie in anderen Punkten, nicht sowohl zu klar umrissenen Zugeständnissen, sondern nur zu einer mehr oder minder vagen Zusicherung gekommen.

6

Man kann das Anschwellen und Abflauen der auf Gewährung von Zugeständnissen abzielenden Strömungen Tag um Tag in der englischen Presse verfolgen. Sie behandelte am 29. Mai die deutschen Gegenvorschläge, die sie der Berliner Veröffentlichung vom 28. Mai entnommen hatte, mit verächtlicher Geringschätzung; aber schon am 31. Mai zeigt sich eine gewisse Unruhe. Die „Times" wiesen auf Bestrebungen hin, die in England auf eine Abänderung hinarbeiteten. Am 3. Juni schien die Neigung, berechtigte Zugeständnisse zu machen, gewachsen. Der Lloyd George nahestehende „Chronicle" meinte, die Ordnung der Fragen im Osten könne sehr wohl in einer Weise abgeändert werden, die den Grundsätzen der Alliierten mehr entspreche, als der ursprüngliche Entwurf. Die „Times" gaben ihrer beginnenden Nervosität Ausdruck: „Wenn bis zum 15. Juni der Friede nicht unterzeichnet sei, werden noch mehrere Monate darüber hingehen, Deutschland hat den Krieg nicht verloren, bis diese letzte Offensive zurückgeschlagen ist, und es kann den Krieg noch gewinnen, wenn sein letzter Versuch, die Feinde zu trennen, glückt." Am 6. Juni gestand die konservative englische Presse zu, daß ernsthafte Verhandlungen zur Abänderung der Friedensbedingungen unter den Alliierten im Gange seien. Der Abschluß werde sich daher verzögern. Man müsse das Publikum beruhigen. Die Unionisten interpellierten im Unterhaus, weil Gefahr zu bestehen scheine, daß Lloyd George zum Einlenken bereit sei. „Es ist Grund zu glauben vorhanden", schrieben die „Times", „daß Lloyd George in letzter Zeit geneigt ist, den Deutschen gegenüber eine weit weniger bestimmte Haltung einzunehmen, als Präsident Wilson und Monsieur Clemenceau. Wir erwarten, und unser Volk erwartet es, daß der englische Ministerpräsident bei der Behandlung des Feindes mindestens so fest bleibt, wie die beiden hauptsächlichen Bundesgenossen, die

mit ihm auf der Friedenskonferenz vertreten sind." Die liberale Presse atmete auf; die Arbeiterpartei erließ ein Manifest gegen die Friedensbedingungen.

Am 7. Juni mußte Wilson mobil gemacht werden. Gegenüber Herrn Erzbergers Versuch, die öffentliche Meinung Amerikas gegen ihn aufzuputschen, weil er die 14 Punkte preisgegeben habe, sollte er erklärt haben, er habe an seinem Programm festgehalten. Die liberalen Blätter sprachen aber davon, daß er sowohl wie Lloyd George bereit seien, in mündliche Verhandlungen einzutreten. Sie eiferten gegen den Obskurantismus des Herrn Clemenceau. Natürlich protestierten die „Times" und die „Morning Post" leidenschaftlich dagegen, daß man Zugeständnisse in grundsätzlichen Fragen mache. Im Unterhaus griff die unabhängige liberale Partei die Sache auf; im amerikanischen Senat erwachte die Opposition. Am 7. Juni sagte ein so nüchternes Blatt wie der Londoner „Statist": „Deutschland ist nicht mehr imstande zu kämpfen, aber wir haben solche Angst vor ihm, daß wir uns fürchten, ihm unsere Forderungen aufzuzwingen; und augenscheinlich, wenn es nur den Mut hat, darauf zu bestehen, so werden wir ablassen und ablassen, bis es praktisch alles erhält, worauf es besteht. Das ist ein sehr ermutigendes System — für Deutschland!" Die Krise der Alliierten war auf dem Höhepunkt. Der Pariser Korrespondent des „Daily Telegraph" meinte, die Entscheidung liege bei England; die Situation sei sehr schwierig, ein Talleyrand und ein Metternich hätte sich bis jetzt nicht gefunden: „Niemand hat hier freie Hand oder auch nur eine annähernd freie Hand." Aber die „Times" konnten bereits berichten, daß Lloyd George sich unter dem Einfluß von Wilson und Clemenceau von seiner Nachgiebigkeit erhole. Sie hatten zwar noch große Besorgnisse, insbesondere sei „die sichtbare Neigung der britischen Delegation, Deutschland in den Völkerbund aufzunehmen, ohne ernsthafte Bürgschaft seiner Reue und seines guten Glaubens zu verlangen, sicher nicht ein Punkt, der uns beruhigen kann."

Aber die eigentliche Entscheidung war bereits gefallen. Man rechnete darauf, in ein paar Tagen abzuschließen. „Es ist billig schon heute zu sagen", schrieb der „Times"-Korrespondent in Paris, „daß jedes Zugeständnis, das Deutschland gemacht werden wird, nicht in den Text hineingeschrieben wird, sondern die Form von Zusicherungen an Deutschland haben wird; man nimmt an, daß in der Zwischenzeit, zwischen der Übergabe der Antwort an Graf Brockdorff-Rantzau und dem Zeitpunkt, der für ein endgültiges Ja oder Nein bestimmt ist, es den Deutschen gestattet sein wird, jede weitere Bemerkung zu machen, die sie zu machen wünschen. Aber nach Ablauf der Frist müssen sie entweder unterzeichnen

oder die Unterzeichnung ablehnen und die Konsequenzen tragen." Man war also damals noch geneigt, in Form eines Ultimatums zu antworten, das die Tür zu weiteren Verhandlungen noch offen ließ.

Von da ab begann die Stimmung härter zu werden. Man gab jetzt offen zu, daß sich die Situation für die Deutschen verbessert habe: „Als Graf Brockdorff-Rantzau nach Versailles gekommen sei", schrieb der Korrespondent der „Times", „sei die Lage alles eher als glänzend gewesen; er habe seine Vorschläge weniger aus anderen Gründen ausgearbeitet, als um sein Gewissen zu salvieren. Dann verfaßte er ein langes Schriftstück und überreichte es den Alliierten am 29. Mai, in dem er diese Gegenvorschläge zusammenfaßte und vervollständigte. Und dann begann zur größten Überraschung der Deutschen und gegen alle ihre Hoffnungen der deutsche Himmel sich aufzuklären." Das war bereits eine retrospektive, historische Betrachtung. In wesentlichen Punkten schien die Sache entschieden und zwar gegen weitere Zugeständnisse.

7

Wie ist es nun gekommen, daß die Nachgiebigkeit der Alliierten plötzlich aufhörte? Im gegnerischen Lager sind keine neuen Kräfte wirksam geworden. Gewiß war die öffentliche Meinung über die Verzögerung der Unterzeichnung ungeduldig; das verstärkte aber die Stellung der Freunde der Abänderung und nicht die der Gegner. Denn wenn Deutschland die unveränderten Vorschläge ablehnte, wurde der endgültige Friede auf weit längere Zeit hinausgeschoben, als durch die eingehendsten Abänderungsverhandlungen.

Der Umschwung erfolgte, sowie die Alliierten zur Überzeugung gelangt waren, Deutschland werde auf jeden Fall unterzeichnen.

Dieser Glaube beruhte einmal auf der Haltung der Unabhängigen. Man wußte, daß die Regierung Angst vor ihnen hatte und wahrscheinlich nachgeben werde, um Generalstreik und Unruhen zu vermeiden, und man wußte, daß die Unabhängigen teils aus naivem Glauben an die bevorstehende Weltrevolution, teils aus Haß gegen die Regierung Ebert-Scheidemann alles tun würden, um eine Ablehnung des Friedens unmöglich zu machen. Man sprach aber auch schon vor den kritischen Tagen, ganz besonders in der Zeit vom 29. Mai bis 16. Juni, die Überzeugung aus, eine Anzahl führender Politiker, darunter Herr Erzberger, würden den Frieden unterzeichnen. In der „Morning Post" vom 31. Mai erschien folgender Bericht des Pariser Korrespondenten: „In journalistischen Kreisen hier wird berichtet, Herr Erzberger habe auf die Frage, ob es wirklich unmöglich sei, den Vertrag zu unterzeichnen, geantwortet: Wir sind verpflichtet zu behaupten, daß es unmöglich ist, sei

es auch nur aus dem Grunde, um bestimmte Abänderungen zu erzielen; es steht aber außer Frage, daß wir zeichnen müssen. Diese Bemerkung mag wahr sein oder nicht, sie bringt aber klar zum Ausdruck, wie man hier jetzt die deutsche Haltung empfindet." (Ähnlich auch der „Daily Telegraph" vom 31. Mai.) Die englische Presse war voll der giftigsten Angriffe auf Herrn Erzberger, dem sie zweideutige Politik vorwarf und den sie durch Veröffentlichung kompromittierender Schriftstücke, deren Urheberschaft ihm in keiner Weise nachgewiesen werden konnte, zum Gegenstand ihres Zornes machte. („Times" und „Morning Post" vom 2. Juni.) Sie behauptete trotzdem, er werde zeichnen. Unter dem 7. Juni ließen sich die „Times" aus Paris berichten: „Die Nachrichten, die französische Agenten erhalten haben, gehen dahin, daß einige Mitglieder der Regierung geneigt sind, den Frieden zu zeichnen, und bereit sind, eine neue Regierung zu bilden, wenn die gegenwärtige deutsche Regierung die Zeichnung verweigert. An der Spitze dieser neuen Regierung werden voraussichtlich Erzberger und Richthofen stehen..." „Graf Rantzau ist bereit zu zeichnen, wenn Abänderungen gemacht werden. Seine Stellung ist aber augenscheinlich bei seiner Regierung nicht übermäßig fest."

Der Gegensatz zwischen den Zentralstellen und der Außenvertretung, der für die deutsche Politik der Vergangenheit so verhängnisvoll gewesen ist, schien also auch in dieser Schicksalsstunde vorhanden. Die deutschen Gegenvorschläge, die in Versailles am 29. Mai nachmittags 2 Uhr überreicht wurden und noch am Abend dieses Tages nicht vollständig in den Händen der Alliierten waren, sind bereits am 28. Mai in der deutschen Presse stückweise veröffentlicht worden. Man nahm auf Seiten der Alliierten an, daß die deutsche Friedensdelegation in Versailles sich nicht in Widerspruch mit den diplomatischen Gepflogenheiten gesetzt habe. Man mußte daher aus der vorzeitigen Veröffentlichung schließen, daß entweder Berlin selbständige und mit Versailles nicht übereinstimmende Politik getrieben habe, oder daß Berlin den Kopf verloren habe. Welche Version man auch wählte, man brauchte nicht mit einer völligen Übereinstimmung zwischen Versailles und Berlin zu rechnen. Und da man an der festen Haltung der Versailler Delegation nicht zweifelte, lag der Schluß nahe, daß Berlin unsicher geworden sei.

Man kann vollkommen begreifen, daß der Stimmungsumschwung, der sich in Deutschland seit der Sitzung der Nationalversammlung am 12. Mai infolge der Agitation der Unabhängigen vollzogen hatte, manchen Politikern eine Politik der Unnachgiebigkeit aussichtslos erscheinen ließ, die früher eine solche vertreten hatten. Man kann auch durchaus verstehen,

daß vorausschauende Persönlichkeiten schon früher mit einem solchen Umschwung rechneten. Diese Überlegung hätte man für sich behalten müssen. Es kam aber kein Berichterstatter nach Versailles, der nicht von der schlechten Stimmung der Berliner Regierungskreise berichtete. Und die Presse der Alliierten war darüber mindestens so gut orientiert, wie die deutsche Friedensdelegation.

In Berlin saßen nicht nur zahlreiche Vertreter der alliierten Presse, die aus den verschiedensten Kanälen Nachrichten erhielten. Es waren auch Agenten der feindlichen Regierungen da, die mit maßgebenden Persönlichkeiten Fühlung hatten und sehr gut zu beobachten wußten. War es ein Zufall, daß einer der französischen Vertreter in Berlin gerade in den Tagen, in denen der Umschwung erfolgte, zur Berichterstattung in Paris eintraf? Ist er hingefahren, um seiner Regierung mitzuteilen, das Kabinett sei felsenfest entschlossen, den Friedensvertrag abzulehnen, die Alliierten müßten daher zwischen dem bewaffneten Einmarsch und weitgehenden Zugeständnissen wählen? Ist es nicht viel wahrscheinlicher, daß sein Bericht inhaltlich mit dem Bericht übereinstimmte, den die „Times" bereits am 7. Juni als Bericht französischer Agenten veröffentlichten, und der, wie die spätere Entwicklung gezeigt hat, in den wesentlichen Punkten den Tatsachen entsprach? In diesen Tagen ist die Konzessionsfreudigkeit, die bei den Alliierten sehr groß war, umgeschlagen. Clemenceau vermochte seine Verbündeten zu überzeugen, Deutschland werde den Entwurf auch ohne weitgehende Zugeständnisse annehmen. Diese Überzeugung, und nur diese Überzeugung war es, die die so viel versprechende Bewegung zu weiteren Zugeständnissen zum Stillstand brachte. Selbst die liberale englische Presse begann sich in das Unabänderliche zu fügen. Man konnte von den englischen Radikalen nicht gut verlangen, daß sie die deutsche Sache noch vertraten, nachdem Deutschland selbst sie aufgegeben hatte. Die Stimmung versteifte sich, die Zugeständnisse wurden gering. Es war kein Wagnis mehr für die Alliierten, Deutschland die Wahl zwischen einem nur wenig abgeänderten Vertrag und dem bewaffneten Einmarsch zu lassen.

Man darf denjenigen, die sich am 21. und 22. Juni zur Unterschrift entschlossen, keinen Vorwurf aus ihrer Handlungsweise machen. Damals handelte es sich nur noch um die zwangsläufige Liquidation einer Politik, die vierzehn Tage vorher entschieden worden war. Die eigentliche Entscheidung ist nicht damals, sondern in den Tagen zwischen dem 7. und dem 10. Juni gefallen, als die Alliierten die Überzeugung gewonnen hatten, sie könnten ihren Friedensentwurf Deutschland ohne wesentliche Änderungen aufzwingen.

Sie rechneten damit, daß im Falle der Nichtunterzeichnung die Unab-

hängigen überall einen Generalstreik organisieren würden, und daß unter Umständen darauf ein reaktionärer Gegenschlag folgen werde. Und sie erwarteten mit Bestimmtheit, daß aus Angst vor dieser Bewegung eine solche Sinnesänderung eintreten werde, daß sie die notwendigen, gewichtigen Unterschriften für den Vertrag bekommen würden.

Die deutsche Staatskunst hat beim Friedensschluß, wie im Kriege den kürzeren gezogen. Das muß festgestellt werden. Nicht um die Stellung derjenigen zu verstärken, die heute von einem Schmachfrieden reden, den sie selbst verschuldet haben. Der Friede von Versailles konnte nur ein schlechter Friede sein. Man kann nicht viereinhalb Jahre törichte Politik machen und dann einen guten Frieden bekommen, insbesondere wenn man nach der Katastrophe noch immer versucht, sich selbst und andere zu belügen. Der Friede von Versailles hätte aber wesentlich besser sein können, als er geworden ist, wenn man mehr moralischen Mut und größere innere Festigkeit gehabt hätte und das erste Gebot der politischen Klugheit geachtet hätte: In der auswärtigen Politik darf man nicht laut denken!

Wenn der Satz gilt, daß jeder wesentlichen, jeder schöpferischen Leistung, auf welchem Gebiet des Lebens es auch sein mag, ein Revoltantes innewohnt, ein Widerspruch und ein Sichauflehnen gegen herrschende Lehren und Begriffe, so wird, wem das landläufige Bild des Dichters, dessen hundertster Geburtstag herannaht, gegenwärtig und wer gewohnt ist, ihn nur als den guten alten Papa Fontane oder den preußischen Philister mit dem Ladestock im Rücken anzusehen, in seinem Werk kein dauernder Verehrung würdiges Vermächtnis erblicken, sondern nach einer neueren Scheidungsweise seine Hervorbringungen in die Gattung vermeintlicher Unterhaltungsliteratur verweisen. Es muß freilich, um kein Mißverständnis aufkommen zu lassen, hier gleich hinzugefügt werden, daß Theodor Fontane allerdings ein „historischer Mensch" gewesen ist, ehrfürchtig vor allem gegenüber den großen Mächten des historischen Geschehens. Aber sein Wesen zeigt, daß auch innerhalb der Sphäre dieses Lebensgefühls Raum für Freiheit, ja für viel Freiheit ist, zumal dann, wenn diese Einstellung gegenüber der Vergangenheit nicht die des politisch oder wirtschaftlich gebundenen, sondern die des geistigen, dichterischen Menschen ist. Dann ist sie nur eine Form edler Humanität, die auch dem Alten und Ererbten, wenn es nicht tot ist, sein Recht bewahren will, dann ist sie nicht mit Enge, sondern mit Weite des Blicks und Hoheit der Gesinnung gepaart. Auf dem Boden und im Rahmen einer geschichtlichen Grundstimmung ist Fontane ein freier, unbefangener, ein revoltanter Geist gewesen.

Um zu beweisen, daß auch er den schöpferischen, Neues zeugenden und für Neues empfänglichen Naturen zuzurechnen ist, wird man weniger seinen begeisterten Anteil an der Freiheitsbewegung der vierziger Jahre, die wie des jungen Keller so auch seine Dichterkraft beschwingt hat, als vielmehr dies anführen können, daß er zuerst in der naiven und unbekümmerten Weise des Genies die wahren, menschlich-historischen und landschaftlichen Reize der engeren Heimat entdeckt und uns gezwungen hat, diese bis dahin übersehenen und verachteten Dinge nun mit seinen Augen anzuschauen. Gerade zu einer Zeit, da Preußen zutiefst am Boden lag, der Glaube an diesen Staat nur von wenigen geteilt und die Meinung der Besten diesen Dingen gegenüber kühl oder feindselig war, hatte er den Mut, für die Höhepunkte unserer Geschichte einzutreten. Es war nur ein Zufall, daß das, was ihn ein Aperçu sehen gelehrt hatte, zusammentraf mit einer politischen Tendenz der Zeit, von der ihn sonst vieles trennte. Denn was neben schönen und ergreifenden Dingen in den Niederungen der Historie und des Lebens an Häßlichem und Engem,

an Rohem und Gemeinem sich barg, war wenig nach seinem Sinne; darüber mochte er nicht, wie das politische Prinzip verlangte, hinwegsehen oder es beschönigen. Im Gegenteil, er hatte zwar Pietät, aber nur für das, was der Pietät wert war, und sein Spott und Haß galt den kleinen und falschen Werten unseres Lebens, die ohne jede innere Berechtigung dazu Schonung und Ehrfurcht für sich forderten. Der Größe des englischen Lebens beugte er sich unbedingt, aber die ärmliche Nüchternheit der märkischen Prosa, die dürftige Beamten- und Soldatenherrlichkeit des alten Preußens konnten ihn zu keiner Bewunderung hinreißen. Dann am wenigsten, als die großen Erfolge der Bismarckschen Zeit all diesen Dingen ein Übergewicht im nationalen Leben gegeben hatten, das ihrer wahren Bedeutung nicht entsprach. Vielmehr ist er im Gegensatz zu der ungeheuren Mehrzahl der Gebildeten nie ein Anbeter des nach 1870 immer üppiger ins Kraut schießenden Borussismus', auch nie ein Anhänger ideenloser, nur dem Nutzen folgender Machtpolitik gewesen und seine scharfe Ablehnung des Bismarckschen Geistes ist von hier aus verständlich. Er ist im Alter mehr und mehr in eine Linie mit jenen Weisen gerückt, die wie Tolstoi und Bernard Shaw über aller nationalen Beschränktheit erhaben der Stimme der Menschlichkeit Gehör gegeben haben. Ebensowenig war er bereit, im Strome der ästhetischen Vorurteile seiner Zeit mitzuschwimmen, für den nur bedingten Wert von Leuten wie Julius Wolff, Wildenbruch und Gustav Freytag, die damals vergöttert wurden, hat er immer ein offenes Auge gehabt und auf der anderen Seite die ästhetisch-revoltierende Bedeutung der neueren Literaturbewegung um Ibsen und Hauptmann als einer der ersten mit treffsicherem Instinkt herausgefühlt und verkündigt. Noch am Ausgang seiner Tage und gerade da galt dem Jungen, dem Neuen, dem Zukunftsfrohen seine Teilnahme und nichts war ihm lächerlicher und verhaßter zugleich als ein Altes, das ewig leben wollte. Mit unverhohlener Freude hat er das Aufkommen der Japaner und — — — vor allem das des vierten Standes begrüßt.

Der Freiheit des betrachtenden entsprach bei ihm die Freiheit des handelnden Menschen. Wohl war er, mit starkem Gefühl für die Forderungen des Lebens und ihr Recht ausgerüstet, immer bereit, ihnen nachzugeben und mochte von Prinzipienreiterei nicht viel wissen. Er war nach eigenem Zeugnis alles andere als ein „Dollbregen" und das „Fechten, bis der Säbel bricht" seiner Natur nun einmal nicht gemäß. Doch beweist sein Verhalten in verschiedenen entscheidenden Krisen seines Lebens, beim Sturze Manteuffels, beim Ausscheiden aus der „Kreuzzeitung" und aus dem Staatsdienst, daß er kein Opportunist und Mantelhänger, kein Kleber und Streber war, vielmehr sich allein bestimmen ließ durch die Rücksicht auf sittliche Verpflichtungen, die er der Welt oder dem eigenen Ich gegen-

über hatte. Gegen sein moralisches oder ästhetisches Gewissen auch nur einen Schritt zu tun oder eine Zeile zu schreiben, wäre ihm unmöglich gewesen und vor allem war er nie bereit, die Freiheit und Selbständigkeit des dichterischen Schaffens irgendeinem Götzen dieser Welt aufzuopfern, am allerwenigsten der zweifelhaften Ehre, an der großen und, wie er fand, total verfahrenen Maschinerie, die sich Staat nennt, irgendwo mitzuarbeiten. Er, der so oft zu Unrecht als Philister verschrien ward, war in Wahrheit bei allen entscheidenden Anlässen immer das völlige Gegenbild des ängstlichen, um sein Auskommen und seine Ruhe besorgten Bourgeois', den er bitter haßte; in einer immer materieller und äußerlicher werdenden Zeit blieb er eine rein aufs Geistige gestellte Natur. Und wenn die Zustände und Persönlichkeiten, denen die Arbeit und auch die Liebe seines Lebens gegolten hat, längst der Vergessenheit anheimgefallen sein werden, wird dieser ewige Gehalt seines Wesens fortleuchten und neues Licht sich an ihm entzünden.

Ich gebe im Folgenden eine Nachlese aus seinen ungedruckten Briefen und einiges aus den Tagebüchern der späteren Jahre, wobei besonders die Eigenart seiner Einstellung gegenüber politischen und literarischen Fragen der Zeit zutage treten soll. Dem Sohne des Dichters, Herrn Friedrich Fontane in Neuruppin, gebührt für freundliche Bereitstellung des Nachlasses mein aufrichtiger Dank.

Mario Krammer

An Henriette v. Merckel

London d. 27. Dezember 56. 92 Guilfort Street.

Hochverehrte gnädige Frau.

Die letzten Tage im Jahre will ich Zeit haben und zwar Zeit für mich und alle diejenigen, die meinem Herzen nahe stehn. Wenn der Krieg mit den Nachkommen Winkelrieds darüber* ausbricht, so mag er ausbrechen; ich kann nicht der „Vertretung diesseitiger (von hier aus eigentlich jenseitiger) Interessen" jede private Herzensbeziehung zum Opfer bringen. Diese reizende dienstliche Wendung „Vertretung diesseitiger Interessen" führt mich auf Metzels** Brief an meine Frau, der mir allerdings eine Weihnachtsfreude gewesen ist. Er ist mit ebensoviel Freundlichkeit wie Feinheit, ich meine nicht diplomatische, abgefaßt und genügt mir. Ich weiß einigermaßen, wie die Glocken in den betreffenden Quartieren hängen und bemesse danach das Maß meiner Ansprüche und Erwartungen. Geld hat man nicht und

* D. h. Preußens mit der Schweiz wegen Neufchatel.

** Der Direktor des literarischen Bureaus im Staatsministerium, Fontanes Vorgesetzter. F. stand damals als Journalist im Dienste der preußischen Regierung.

rechten Einfluß auch nicht. Die Centralstelle kann aus eignen Mitteln nichts tun, die Mittel reichen dazu nicht aus und handelt es sich darum, bei andren Behörden Eingang zu finden, von diesem oder jenem Ministerium direkte Zusagen zu erhalten, so scheitern solche Versuche mal auf mal, teils weil die Leute wirklich nicht wissen, was sie aus einem machen sollen, teils weil sie auch nicht wollen. Es kann nicht anders sein. Alles was zur Presse gehört, ist wenig geliebt und viel gefürchtet. Die unteroffizierliche Mittelmäßigkeit in den Bureaux fühlt sich bedrückt durch die geistige Überlegenheit der Preßparvenus und lehnt sich gegen sie auf, so weit es geht; das trifft die letzteren unverschuldet. In den meisten Fällen aber ist die Schuld bei den Preß-Eindringlingen und allem, was ihnen ähnlich sieht; sie sind anmaßend und ängstlich zugleich, in gewissen Formalitäten unbewandert und deshalb ungeschickte Theoretiker ohne Kenntnis und ohne Würdigung des Praktischen, intriguant und ehrgeizig zum Exceß. Da hab' ich noch lange nicht die schlechtesten geschildert. Ist es zu verwundern, wenn die alte steife Bureaukratie sich nicht recht amalgamieren will, wenn sie nur so viel tut wie sie muß? Dies alles erwogen, muß man seine Erwartungen notwendig 'runter schrauben und zufrieden sein, wenn von den Vorgesetzten eine gewisse moralische Verpflichtung anerkannt wird, seiner Zeit für den Odysseus von Guilfort Street, der übrigens weder Circe's noch Calypso's kennt, eine Stätte in Ithaka zu bereiten.

Mein Weihnachtsabend war passabel. Den Tag über hatt' ich eine lange Correspondenz für die Illustrierten Monatshefte, ein neues Blatt in Braunschweig, geschrieben, machte dann im furchtbarsten Wetter meine kleinen Einkäufe und kam endlich naß und kalt bei meinem Mr. Alberts an. Zum Glück war noch niemand da und so setzt' ich mich denn an den Kamin und trocknete mich, wie man ein nasses Handtuch trocknet; meine dicken Stiefel dampften dermaßen, daß ich bald in einer Wolke von Wasserdampf saß. Nach einer halben Stunde kam man, dann wurde aufgebaut und die Liebenswürdigkeit des Wirts erzeugte eine passable Heiterkeit.

Die Familie Alberts war von 6–7 auf der Gesandtschaft, zur Bescherung, gewesen. Ich hatte auch eine Einladung erwartet, richtiger gefürchtet, denn ich hatte keine halbe Stunde Zeit übrig. Die Einladung unterblieb. So herzlich froh ich nun auf der einen Seite darüber war, so muß ich doch andrerseits zugestehn, daß es ein bißchen eigentümlich ist. Excellenz konnte nicht wissen, daß mir herzlich daran liegen mußte, nicht eingeladen zu werden…

Wenn ich sagen sollte, daß mich irgend etwas dieser Art verdrösse, so müßt' ich lügen; ich bleibe so ruhig dabei, daß mich's selber mitunter Wunder nimmt. Ich glaube, es kommt daher, daß ich, wenn ich mir selber solch Zeugniß ausstellen darf, die Fähigkeit habe, eine Situation zu begreifen, und mit einer Art von dramatischem Talent mich in die

Seele andrer hinein denken kann. Mein Lieblingssatz, der jetzt durch alle meine Briefe hindurchklingt, ist der: es kann nicht anders sein. Freilich es könnte doch anders sein, aber das wäre die Ausnahme und die darf man nicht erwarten.

Man weiß nicht, wie man sich zu mir stellen soll. Ich zweifle, daß der Gesandte meine Gedichte gelesen hat; wenn er sie gelesen hat, so zweifle ich, daß er sie versteht, das heißt, daß er ihre Schwächen erkennt und ihre Vorzüge würdigt, und drittens, wenn er sie versteht, so weiß er doch nicht, welchen Ton er mir gegenüber anschlagen soll. Die, wenn ich mich so ausdrücken darf, reservierte Vertraulichkeit, die Vertrauen erweckend entgegenkommt und doch unüberschreitbare Grenzen zieht, ist eine schwere Kunst und wenige verstehn sie zu üben. In meinem Falle kommt noch manches hinzu. Herr Alberts weiß, daß ich Apotheker gewesen bin und durch ihn der Gesandte auch. Anstatt zu sagen: „Tausendwetter der Mensch muß notwendig Talent haben, weil er Apotheker war, 14 lange Jahre, und dies und das aus sich gemacht hat", statt dessen heißt es: „er kann unmöglich was Reelles leisten, denn er ist ja eigentlich nur ein Apotheker." Die Menschen zu bekehren ist meist unmöglich, denn es gehören allerhand Gaben des Geistes und Charakters dazu, sich bekehren zu lassen; im günstigsten Fall aber bedarf es vieler Jahre dazu. Ich glaube, ich sehe ziemlich klar in diesen Sachen und mache mir weder Illusionen noch verbittere ich mich gegen Zustände und Personen. Die Hauptsache ist, die Menschen sind egoistisch und geben sich keine Mühe, auf das Wesen und die Ansprüche eines Andern einzugehn. Dies kann den Anschein von Indifferenz gegen geistige Dinge, von mangelhafter Befähigung oder von überfirnißtem Vandalismus gewinnen, aber mit — Unrecht. Es kann jemand von der Argo* keine Notiz nehmen oder er kann die unzureichendsten Urteile darüber fällen und doch ein sehr befähigter, klar blickender Mann sein. Der ganze Kreis, in dem wir stecken, verwechselt mehr oder minder die Fähigkeit, gute Verse zu machen, mit Fähigkeit überhaupt. Ich habe bei Kugler's vornehme und ausgezeichnete Leute wie halbe Esel behandeln sehn, bloß weil sie das Kunstblatt nicht hielten, Deborah ein gutes Stück nannten und die „Hermen" von Heyse noch nicht gelesen hatten. Etwas davon steckt in uns allen. Die geistreichen und Bücher-machenden Leute überschätzen wir und uns einspinnend in bestimmte Kreise, gelegentlich wie der Strauß den Kopf in den Sand steckend, merken wir nicht zur Genüge, welche Kräfte noch um uns her wirksam sind, Kräfte, die, wenn sie wollten, auch Bücher machen könnten, aber sie — wollen nicht.

Unter tausend Empfehlungen an Sie und den Gemahl Ihr ergebenster

Th. Fontane.

* Ein von Kugler herausgegebenes belletristisches Jahrbuch.

London d. 20. September 58. 52 St. Augustine Road. Camden Town.

Lieber Immermann.

Es war, wie immer, sehr freundlich und liebenswürdig von Ihnen, meinen letzten, scheinbaren Verstimmungsbrief so rasch, so heiter, so aufmunternd zu beantworten. Meinen schönsten Dank dafür. Es kann von meinem Dank nichts nehmen, daß ich mich in Wahrheit in gar keiner besondren Verstimmung befand und daß das, was Sie als eine akute Krankheit genommen haben, die durch eine humoristische Douche rasch beseitigt werden könnte, eigentlich ein chronisches Leiden ist, das unter dem Druck dieser Luft schwerlich geheilt werden wird.

Ich mache hier nur das durch, was jeder hier lebende Deutsche durchmacht, schmerzlich empfindet und schmerzlich beklagt. Verzeihen Sie mir die kleine Finte, die in der hingeworfenen Frage liegt: was würden Sie z. B. machen und wie würden Sie es verstehn, mit ihrer schlesischen Gemütsnatur sich zu diesem London zu stellen? Sie würden die Welt nicht lange auf eine Antwort warten lassen, Sie würden einfach sterben. Die märkischen Naturen sind etwas zäher, nüchterner, englischer. So bleiben sie hier wenigstens am Leben. Aber das ist auch alles. Alles, was man hier von deutschen und Berliner Landsleuten kennen lernt, ist krank, sehnsüchtig, fatiguiert, verbittert, je nach Natur- und Charakter-Anlage, aber niemand – und wenn er englische Institutionen in den Himmel erhöbe – verwächst sich mit diesem Lande und kann hier frisch, froh und thätig sein, wie er es in der Heimat war. Wir gleichen alle dem Samojeden, dem man ein köstliches Diner anrichtete und schließlich die Frage stellte: ob er etwas vermißt habe? worauf er kleinlaut antwortete: „ja, Thran". Es geht nun mal nicht ohne diesen Thran. Ich will nicht ganz leugnen, daß ich gelegentlich um einen Grad verstimmter sein mag wie mancher andre, der hier lebt, dazu aber bin ich in gewissem Grade berechtigt. Ich liebe nämlich das Land, in dem ich geboren wurde, mehr, aufrichtiger, selbstsuchtsloser als die Mehrzahl meiner hier lebenden Landsleute und fühle, bei meiner wachsenden Neigung, vaterländisches Leben künstlerisch zu gestalten (wohlverstanden, im allerkleinsten Stil), die Trennung vom Vaterlande allerdings empfindlicher als mancher andre. Das ist aber nicht die Hauptsache. Die Hauptsache bleibt das Atmen fremder Luft, das Essen fremder Speisen und das Herausgerissensein aus einer Gemeinschaft, mit der man durch tausend Wurzelfaserchen verwachsen war. Dies ist das Allgemeine, was man mit jedem in dieser britischen Fremde Lebenden teilt und was im Großen und Ganzen auf jeden denselben Einfluß übt. Arnold Ruge, Edgar Bauer, Ferdinand Freiligrath und ein Dutzend andre leben hier, aber Sie werden von keinem hören, daß er sich zu dieser oder jener Arbeit

zusammengerafft hat; sie schreiben, was sie um des lieben Brotes willen schreiben müssen, aber von der freudigen, um nicht zu sagen begeisterten Hingabe an eine Idee oder einen Stoff zu künstlerischer Behandlung, ist nicht länger mehr die Rede; grau, gleichförmig, freudlos werden die Tage abgewickelt: „zum Teufel ist der Spiritus, das Phlegma ist geblieben." So wirkt die Fremde, so wirkt England. Dies, um mich gegen den etwaigen Vorwurf besondrer Weichlichkeit und besondren Energie-Mangels möglichst zu verwehren.

Nun an dieser Stelle noch ein paar Worte über meine Stellung zum Grafen B.*, zu Metzel etc. Ich soll hier thätig sein in der englischen Presse, aber ich erhalte keine Instruktion und daß ich sie nicht erhalte, ist noch wieder das beste, denn in dem Moment, wo sie hier einträfe, würde sie schon wieder falsch geworden sein. Immer von der Hand in den Mund. Vielleicht ist das die Politik der Neuzeit, die auch Richelieu adoptieren würde; nur thun, was der Augenblick gebieterisch fordert, kein Fechten für weite und große Ziele, nur immer für die Existenz. Ich würde mich noch unwohler darin fühlen, wenn ich irgend ein Gebiet sähe, wo es besser wäre. In poetischen Dingen z. B. ist es so traurig, daß, wenn man mich fragte, was ich vorzöge: „Preistragödieen zu schreiben oder Leitartikel" ich ohne Besinnen für das letztre stimmen würde. Nur zum allerkleinsten Teil ist dies ein Hieb gegen Paul**; ich finde sein Stück — und zwar aus Mangel an Nerv und Muskel, wiewohl die Anlage, das Verstandeswerk, gut ist — allerdings völlig verunglückt, aber ich habe nicht den Mut irgendwen dafür verantwortlich zu machen; wir alle tragen die Schuld, die Zeit ist so ledern, so öde, so leer, Krieg, Omar und das Niederbrennen alexandrinischer Bibliotheken — die eignen unsterblichen Werke mit eingeschlossen — sind so nötig, daß man den einzelnen nicht hart beurteilen darf, der ein schwindsüchtiges Theaterstück schreibt. Unsre ganze Zeit kommt mir vor wie Pauls „Romulus", einer der gottvoll-gelungensten Lehrer höherer Töchterschulen, die je gezeichnet worden sind. Ich komme in meinem nächsten Briefe auf das ganze Stück zurück. Die Welt seufzt nach großen Taten, wie ausgedörrtes Land nach Regen. Diese Taten brauchen nicht bloß Taten des Schwertes zu sein, aber es scheint mir, daß die blutige Pflugschar erst wieder über die Erde gehen muß, eh eine neue große Ernte reifen kann. Es war immer so und unter allen Schafsköpfen sind die die größten, die da glauben, daß Art von Art läßt und daß die „happy family", wo Maus und Katze in einem Käfig zusammenspielen, das Bild der Zukunftsmenschheit sei. Es wird wieder donnern und blitzen

* Graf Bernstorff, der preußische Gesandte.
** Heyse.

und zwar ganz gehörig. Wer jetzt thätig sein will innerhalb künstlerischen Lebens, der lerne sich bescheiden, der sei liebevoll thätig im Kleinen und Einzelnen, der pflege und forsche mehr, als daß er strebe und zu den Wolken fliege. Die Zeit giebt einer harmlosen Taube nicht Zeit, ihren Flügelschlag zur Kraft eines Adlers auszubilden. Nur wer ein fix und fertiger Adler, wenn auch ein junger ist, der versuch' es, vielleicht ist er es, auf den wir warten, denn wer mag sagen, von wannen wir das Heil zu erwarten haben? Es ist wahrhaftig manches da, was einen an die Zeiten des „Herodes" (ich meine den wirklichen) erinnern könnte. Da wären wir glücklich bei Lepel* angelangt. Aber auch über ihn schreib' ich erst das nächste Mal. Er doktort inzwischen Ghaselen zusammen und glaubt, daß er der Kreuzzeitung eins gewischt hat, wenn er 7 oder 14 mal auf Kaperei (oder ein ähnliches Wort, ich hab' es vergessen) gereimt hat. O, Unschuld. Ich bin nicht zufrieden hier mit meinem Leben und wünschte tausenderlei anders, das aber segne ich und stimmt mich zum herzlichsten Dank gegen mein Geschick, daß ich aus dem heraus bin, was ich mit einem Wort das „Theodor Stormsche" nennen möchte, aus dem Wahn, daß Husum oder Heiligenstadt oder meiner Großmutter alter Uhrkasten die Welt sei. Es steckt Poesie darin, aber noch vielmehr Selbstsucht und Beschränktheit. Die Erkenntnis bezahlt man teuer, aber zuletzt doch nie zu teuer.

Tausend Grüße an Frau Gemahlin; wie immer Ihr Lafontaine.

An Dr. Hermann Kletke

Hochgeehrter Herr Doktor. Berlin 13. Novemb. 72.

Direktor Bonitz — meine klassische Bildung erheblich überschätzend und ohne Ahnung davon, daß ich beim Optativ stecken geblieben bin — schickt mir die einliegende Karte zum „Ajax". Ich bin froh, wenn ich ihn deutsch verstehe. Bitte, treffen Sie unter den Gelehrten der Vossin eine Auswahl; — ich würde Sie mit der ganzen Sache weiter gar nicht inkommodieren, wenn ich nicht dächte, daß die Vossin, als halbe Nachbarin vom grauen Kloster, vielleicht ein Uebriges thun muß.

Ihr aufrichtig ergebenster Th. Fontane.

An Emilie Zöllner

Teuerste Freundin. Berlin 7. Oktober 75.

Seit Sonntag bedrückt es mich, Ihnen für die große Mühe, die Sie mit dem Hauben-Gedicht hatten, nicht gedankt zu haben. Heute war nun die Gelegenheit da, aber das Gorgo-Haupt an der Tür („Sprech-

* Ein Freund Fontanes, der an einem Drama „Herodes" arbeitete.

stunde von 5 bis 6") hat auch Sie entsetzt und zurückgeschreckt. So denn endlich schriftlich ein ergebenstes „küß die Hand".

Sonst geht alles seinen Weg. Milachen* war heute bei Ss., wo jetzt unter Donnern und Fluchen fromme Vorbereitungen für die Trauung, als da sind Auswahl von Kirchenliedern, Gesangbuchsprüchen rc., in Szene gesetzt werden. Heinrich, mir graut vor Dir. Alles Schwindel und Bourgeois-Egoismus, der 24 Stunden lang auf den Namen Jesu Christi schwört. „Ach, ich bin des Treibens müde."

Morgen „Der Feind im Hause"! die Anschauung, daß er sich vor allem als Feind des Schauspielhauses herausstellen werde, scheint zu schwinden; nicht nur ist der Dichter guter Hoffnung, sondern auch die Schauspieler erwarten einen Erfolg. „Einige glauben an Gott, andre nicht; die Wahrheit wird wie immer in der Mitte liegen" – so eröffnete ein alter Professor sein Colleg; ich schließe mit diesem Weisheitsspruch.

Mit dem Gatten geht es hoffentlich gut.

Wie immer Ihr ergebenster Noel.

An Friedrich Stephany

Hochgeehrter Herr und Freund. Berlin 9. Dez. 83.

Herzl. Dank für Ihre freundl. u. sehr interessanten Zeilen. Ich könnte, die Bitternisse meines Herzens ausschüttend, mit einer ganzen Welt voll Grimm u. Anklage dabei secundieren, aber ich mag Sie nicht in eine Correspondence verwickeln u. dann – was hilft es? Das entscheidende Wort haben Sie schon gesprochen: „jeder wird so gut u. so schlecht behandelt, wie er's verdient." Dem Einzelnen gegenüber mag es nicht immer ganz zutreffen, aber Gesamtheiten gegenüber gewiß. Sechste Großmacht! Ja, so könnte es sein, mehr noch, es ist so, trotz der Pariaschaft, in der das Ganze wie der Einzelne nach wie vor beharrt; aber wie kleinstaatlich schwach sind wir doch zugleich in unsrer Großmachtstellung. Wir sind Karl Moor oder meinetwegen auch der Mahdi. Furcht ist da, aber nicht Respekt, u. der letzte Steueroffiziant gilt im offiziellen Preußen mehr als wir, die wir einfach „catilinarische" Existenzen sind. Als ich vor jetzt grade 33 Jahren zur offiziellen Presse gehörte (unter Manteuffel), war es mir beständig fühlbar, daß sich die Ministerial-Boten für ganz andre Kerle hielten als uns, die wir doch ein „literarisches Bureau" bildeten. Als „kleine Beamte" Zeitungen holen, war ein anständigerer Dienst als unsre Zeitungen lesen oder machen. Und viel besser wird es seitdem auch nicht geworden sein. „Es ist eine Thränenwelt" sagt ein Schuster in Jul. Wolff's neustem Roman. Ihr Th. F.

---

* Fontanes Frau.

An Georg Friedländer

Krummhübel 26. Juni 85.

Gegen 9½ war ich zu Hause; die langweiligste Partie war das Dorf, wo ich 50 mal Guten Abend sagen mußte, was selbst für meine Höflichkeit zu viel ist. Ich las dann noch Zeitung u. Nord u. Süd. Wildenbruch hat wieder einen furchtbaren Vers gesündigt, der helle Blödsinn, u. dieser Mann behauptet, der wiedererstandene Heinrich von Kleist zu sein. Wenn Kleist nieste, fiel im Verhältniß zu W. ein himmlischer Regen auf die Erde. Das tollste ist, daß das Publikum ihm gläubig folgt. Und dann wundert man sich, daß die Sudanesen dem Mahdi nachlaufen.

Ihr Th. F.

An Georg Friedländer

Hochgeehrter Herr. Krummhübel 5. Juli. 85.

Es ist die höchste Zeit, daß ich mich für den schönen Abend bei Ihnen bedanke, den ich Ihrer Vermittlung verdanke. Nachträglich darf ich ja gestehn, daß ich einen kleinen horror vor diesem Eingeführtwerden hatte. „Noch ein Prinz mehr auf Deinem Lebenswege." So meine Betrachtung. Aber es verlief alles anders, u. so gesellschaftsmüde ich nicht nur redensartlich, sondern in Wirklichkeit bin, so froh u. glücklich bin ich, diesen überaus reizenden Prinzen-Abend erlebt zu haben. Frage ich mich, was es denn nun eigentlich war, was dem Beisammensein einen solchen aparten Charme lieh, so ist es, wenn mich nicht alles täuscht, die seltne Natürlichkeit, Liebenswürdigkeit u. Herzensgüte, die das prinzliche Paar auszeichnet, ihn vielleicht noch mehr als sie. C'est le ton, qui fait la musique. Wenn der Eindruck, den ich gemacht habe, nur halb der ist, den ich empfing, so will ich zufrieden sein. Alles in dem Hause wirkt behaglich, der Aufbau, die Herrichtung, alles deckt sich mit dem Wesen seiner Bewohner. Daß ich in der Julius Wolff-Frage so sehr oppositionell war, wird man mir verziehn haben; ich kenn ihn zu gut u. bin meiner Sache zu sicher. Ich kann mich nicht irren. Wie schon hundertfältig (denn bei der Popularität des Mannes wird ja beständig von ihm gesprochen) kam mir, auch am Mittwoch wieder, auf der Heimfahrt die Frage: „bist Du nicht zu weit gegangen? kannst Du verantworten, was Du gesagt hast?" Aber, Gott sei Dank, meine bestimmte Antwort lautet: „ja". Ws. beide Romane (dicke Bücher) habe ich von Anfang bis Ende gelesen, seine Feuilleton's u. Tischreden kenn ich, seinem Auftreten in künstlerischen u. literarischen Kreisen bin ich gefolgt, ich darf sagen: ich kenn ihn u. weiß, daß er unsagbar unbedeutend ist. Ein unsagbar unbedeutender Mensch kann aber keine 2 bändige große Dichtung schreiben u. noch dazu einen „Tannhäuser". Unmöglich. Ihr Th. F.

An Georg Friedländer

Hochgeehrter Herr. Berlin, 3. April 87.

Es lag ohnehin in meiner Absicht, heute an Sie zu schreiben; nun kam Ihr Brief u. wurde mir ein neuer Sporn. Sie konnten mir nichts Interessanteres schreiben, aber auch nichts Traurigeres. Lebe ich oder träume ich, leben wir unter Wilhelm I oder unter Friedrich Wilhelm I, unter Moltke oder unter dem alten Dessauer, haben wir eben bei Sedan oder blos bei Malplaquet gesiegt, sind wir in den Händen von Werbe-Offizieren oder im Schutze freiheitlicher, uns unser Recht u. unsre Würde garantierender Gesetze? Ja, die Sache liegt so, daß Sie persönlich unter den Werbe-Offizieren besser dran gewesen wären! Im Ganzen leben wir in einer forschen u. großen Zeit u. ich danke Gott täglich, daß ich nicht blos 1837, wo der Pegelstand am niedrigsten war, sondern auch noch 1887 erlebt habe; wir sind aus dem Elend der Armuth u. Polizeiwirthschaft heraus, alles gut, aber neben unsrer neuen Größe läuft eine Kleinheit, eine Enge u. Unfreiheit her, die die verachtete Stillstands- u. Polizeiperiode der 20er u. 30er Jahre nicht gekannt hat. Besonders die militärische Welt überschlägt sich; es ist der verwöhnte Sohn im Hause, der, weil er am besten reiten u. tanzen kann, sich unter Zustimmung der Eltern alles erlauben darf. Der Rest der Welt, wenn er eine eigne Meinung haben will, ist nur dazu da, gescholten und verdächtigt, unter allen Umständen aber angepumpt zu werden. Von dieser militärischen Welt gilt in gesteigertem Maße das, was von der ganzen Zeit gilt: im Ganzen glänzend, im Einzelnen jämmerlich. Dabei mehren sich die Zeichen innerlichen Verfalls: Selbstsucht u. rücksichtslosestes Streberthum sind an die Stelle feinen Ehrgefühls u. vornehmer Milde getreten u. während in den Herzen Rohheit u. destruktive Ideen Fortschritte machen, zeigt sich nach außen hin ein todter, bei uns nie dagewesener Byzantinismus. Dabei wird die Jugend immer fachmäßig dummer, dem Hammel, der vorspringt, springen die andren nach u. an die Stelle selbstständigen Denkens ist Salamanderreiben u. Nachplapperei getreten. Früher wurden Dinge „Mode", die nur der eine mitmachte, der andre nicht, jetzt hetzt ein Schlagwort oder gar eine „Parole" die Menschen mit der Macht einer Epidemie, der sich der Einzelne kaum entziehen kann u. die so lange dauert, bis ein bestimmter Theil der Gesellschaft „ausgeseucht" ist. Aber schon ist eine neue Epidemie da u. bemächtigt sich eines neuen Bruchtheils der Gesellschaft . . . Im Uebrigen wünsche ich Ihnen endliche Beilegung dieser unerquicklichen, trübseligen Sache.

Ihr Th. F.

An Mathilde von Rohr

Berlin, 19. 4. 87.

Mein gnädigstes Fräulein!

W. Hertz wird mir zwar schon zuvorgekommen sein und Ihnen ein „Cecile"-Exemplar geschickt haben, aber auch eines aus des Verfassers, ihres dankbaren alten Freundes, Hand soll nicht fehlen. Möge die Geschichte leidlich Gnade vor Ihren Augen finden; moralisch ist sie, denn sie predigt den Satz: „sitzt man erst mal drin, gleichviel ob durch eigene Schuld oder unglückliche Constellation, so kommt man nicht mehr heraus. Es wird nichts vergessen."

Frau und Tochter empfehlen sich Ihnen; in vorzüglicher Ergebenheit

Th. Fontane.

An Karl Zöllner

Krummhübel, Brotbaude, d. 3. August 88.

Mein lieber Chevalier.

Friedel erzählt in seinem letzten Briefe von einer Begrüßung mit Onkel Zöllner und seitdem sind – hier im Gebirge wenigstens – Tage angebrochen, die jede Entfernung vom heimischen Ofen als ein Wagnis erscheinen lassen. Wir hier sitzen schon 3 mal 24 Stunden fest in der Brotbaude, heizen und sprengen mit Ozogen, weil die Luft jenen bekannten Keller- und Stallcharakter hat, der nur auf freien Bergen und in klimatischen Kurörtern angetroffen wird. Ohne Boston, das seitens der Damen von 4½ an bis Schlafenszeit gespielt wird, wäre „Tante Witte" mit Familienanhang wohl schon wieder abgereist. Einziger Trost: es ist überall so oder am Meer oder an Quellen, die man bibbernd 6 Uhr früh trinken muß, noch schlimmer. Wir leben hier zu 8 und üben uns in der Kunst der Umgänglichkeit, was dem einen leichter, dem andern schwerer wird. Ich habe hier arbeiten wollen, bin aber über ein bischen Korrekturlesen noch nicht recht hinausgekommen. Zum Teil ist das Wetter Schuld, zum Teil die Tag-Einteilung; wenn man bis 10½ Kaffee trinkt und nach einem Schinkenfrühstück um 12 sich um 1 zu Tische setzt, so hat man nicht viel Arbeitszeit. Kämen die Zeitungen früher, so hätte man gar keine (Arbeitszeit) und so wird das Pech, daß der Krummhübler Briefträger erst nach 5 Uhr Abends hier oben eintrifft, zu einer Art Segen für mich. Pietsch hat sehr hübsch aus Petersburg berichtet; für einen Schriftsteller am hübschesten in dem Punkt, daß er an einer Legion von Beispielen zeigt, wie Preßleute, im Gegensatz zu dem in dieser Beziehung entsetzlichen „offiziellen Preußen", in andern Ländern, speziell aber in Rußland, behandelt werden. Ich werde diesen Wechsel der Dinge nicht mehr erleben, aber ausbleiben kann er nicht. – In Berichten aus Kissingen

geschieht auch unsres kleinen großen* sehr oft Erwähnung und er hat den Triumph, sich ganz als eine Art Fürstlichkeit behandelt zu sehn. Dennoch mischt sich in alle diese Huldigungen etwas hinein, was ihn verdrießen muß, das er aber wohl selbst verschuldet. Er behandelt sich zu feierlich, was doch immer mißlich ist. Kaiser Friedrich war doch ein Kaiser und vorher ein Kronprinz und Sieger, aber auf diese Allüren verzichtete er.

Bis zum 10. sind wir hier noch zusammen, dann treten wir einen geordneten Rückzug an. Mete und ich werden wohl am längsten aushalten, weil wir am wenigsten uns einbilden, „ohne Komfort", der meist keiner ist, nicht leben zu können.

Empfiehl mich meiner hochverehrten Freundin, zu deren bevorstehendem Geburtstage ich mit meinen Glückwünschen antreten werde.

Bis dahin wie immer Dein alter Noel.

An O. F. Gensichen

Teuerster Doktor. Berlin, 13. September 88.

Anbei mit bestem Dank die Wildenbruch'schen Gedichte zurück, von denen ich mir nun selbst ein Exemplar anschaffen werde. Ich nehme nicht Anstand zu bekennen, daß ich ihn unterschätzt habe. Ein Gedicht, das ich, außer den von Ihnen notierten, rein zufällig auch noch gelesen habe: „Trost in Hoffnungslosigkeit" hat einen starken Eindruck auf mich gemacht, fast mich gerührt. So spricht ein Dichter. Ich bezweifle darnach nicht, daß ich noch andre finden werde, die meine Meinung zu Gunsten W.'s ändern werden. Was ich bisher von ihm kannte, war erbärmlich, alles patriotisches Blech und nicht einmal blank geputzt.

Die von Ihnen freundlichst notierten erscheinen mir sehr verschiedenwertig. „Werthers Lotte" ist sehr hübsch und so verhaßt mir dieser Goethegötzenkultus, der hier in dem Wort „Gott" in die Erscheinung tritt, so zieh ich doch meine Bedenken von neulich zurück. Jung-Edward und Jung-Olaf haben 'was, sind aber doch sehr anfechtbar. Der aus dem Bauch oder Schoß aufsteigende Mond ist mir zu echt in der Volksliedschaft. Über die andren: Homer, Odysseus letzter Teil, Grab des Kyros und Hexenlied muß ich 2 Tage mit Ihnen sprechen. Griff famos und überall Talent und Schönheiten, aber er ist ein Mann, der Kritik nie gekannt hat, ohne die es bekanntlich nicht geht.

In vorzüglicher Ergebenheit Th. Fontane.

An Frau Stephany

Hochgeehrte Frau u. Freundin. Zillerthal i. Riesengeb., 22. Aug. 92.

Wir haben verhältnißmäßig lange nichts von Ihnen gehört und nehmen

---

* Menzel.

es als ein gutes Zeichen. Sind Sie in Borkum oder still in der Breiten-Straße? Wir hoffen das Erstre, denn Berlin bei 30 Grad und mehr ist nicht schön und nicht förderlich für einen Reconvalescenten. Wo sind Lessings, im Meseberger Schloß oder ist er wenigstens auf ein paar Wochen in die Welt hinaus? Ich glaube es kaum; das Interesse für die Zeitung wird ihn in Berlin festhalten. Und vielleicht ist solch „Dienst", der uns unser Verhalten vorschreibt, unser Bestes. Entgegengesetzten Falls (mein Fall) brüten wir nur tagaus tagein über unsrem Unglücks-Ei. Es hilft zu nichts und nimmt einem den letzten Rest von Freudigkeit. Meine Frau hält hier tapfer bei mir aus, meine Tochter reist heute Abend ab, um in Pommern bei befreundeten Personen etwas Auffrischung zu suchen. Mit besten Wünschen für Ihr und der Ihrigen Wohl, in vorzügl. Ergebenheit Th. Fontane.

An Friedrich Stephany

Hochgeehrter Herr u. Freund. Berlin, 30. Mai 94.

Das Manuskript ist eben abgeschickt und ich komme 24 Stunden früher, als ich annahm, in die angenehme Lage, Ihren liebenswürdigen Brief beantworten zu können.

Ich beginne vom Schluß aus.

Sie wollen Ihren Urlaub fortan in 2 Hälften nehmen — ein Entschluß, zu dem ich, nach an mir selbst gemachten Erfahrungen, nur gratulieren kann. Meine schönsten Urlaubszeiten habe ich bei der Kreuz-Zeitung gehabt, wo ich ihn wochenweise nahm. Der gute lederne Beutner mit seinen Plieraugen und seinem verkaterten und verluckenwaldeten (er war Bürgermeistersſohn aus Luckenwalde) Ecce homo-Gesicht rechnete mir diese Bescheidenheit hoch an, es war aber gar keine Bescheidenheit, ich machte ein brillantes Geschäft dabei und erholte mich 4 mal im Lauf eines Sommers, nicht von der Arbeit, aber doch von der Langenweile des Dienstes. Denn eigentlich that ich nichts, ich saß nur meine Zeit ab und war bei den regelmäßigen Festlichkeiten immer der am wenigsten befisselte. In jenen freien Wochen aber bereiste ich die Mark und meine „Wanderungen" sind in jener Zeit entstanden. Man erholt sich auch in 8 Tagen eben so gut als in 4 Wochen oder gar in 6. Sechs Wochen an einer Stelle sind meist langweilig.

Ich freue mich, daß Sie Ihr Töchterlein mithaben; im Ganzen ist die Frau immer besser, überhaupt (wenn man's nicht zu schlecht getroffen hat) das Beste; so vorübergehend hat aber doch das Jugendelement seinen Vorzug; man sieht alles heller.

Was Sie mir über Quidde schrieben, hat mich sehr interessiert; natürlich liegt es so, wie Sie's auffassen. Es ist eine wissenschaftliche Arbeit, kein

Pasquill; aber die Frage bleibt doch wohl offen: hatte er erst den Kaiser oder erst den Caligula? Übrigens entsinne ich mich ähnlicher Vorgänge aus den 40er Jahren her: Nero, Tiberius, Karl Stuart; einer der Minister war Strafford, doch weiß ich nicht welcher, denn sie waren alle viel zu dünn, um Strafford zu sein.

Die Vossin hat mich in den letzten 8 Tagen 3 mal in eine große literarische Aufregung gebracht und zwar durch 3 Schriftsteller-„Eingesandts", von denen es schwer zu sagen ist, welchem der Preis gebührt. Jede großartig. Erst Hopfen, dann Pietsch, heute Rud. Menger. An Unverschämtheit und schnödstem Undank steht Hopfen natürlich obenan, – er ist auf diesem Gebiet hors concours, an Eitelkeit und Lächerlichkeit ist Pietsch Fahnenträger, „der Komik eine Gasse"; im peinlich Bedrücklichem schießt Menger den Vogel ab. Wenn ich dergleichen lese, kräftigt sich mein Entschluß: „immer hübsch stille sein." Es bleibt uns nichts übrig, als die Würfel zu nehmen wie sie fallen. Unser aller Leben ist, bei gelegentlich eingestreutem Freundlichen, eine Kette von Kränkungen; jeder sieht sich in einer ihm zunächst unbegreiflichen Weise zurückgesetzt und vielfach ist auch wirklich die Frage berechtigt: „warum siegt der und nicht ich?" Es hat immer Mitstrebende gegeben, die, unberühmt bleibend, eben so gut hätten Berühmtheiten werden können. Es gibt keine andre Antwort darauf, als „es hat nicht sollen sein." Warum habe ich keinen Onkel beerbt, warum habe ich nicht in der Lotterie gewonnen, warum habe ich für meine Gedichte vom alten Zieten etc. etc. 50 Mark eingenommen, während Julius Wolff für viel Gleichgültigeres und Talentloseres 50000 M. eingenommen hat? Bei dem Einen fallen die Würfel auf 0, bei dem Andern auf 6; es gibt keine andre Rettung als sich unterwerfen und nach unten zu sehn, statt nach oben. Wahrscheinlich ist „Otto III." ein gutes Stück, viel viel besser als Wildenbruchs „Karolinger", die grundschlecht sind; aber Menger erreicht mit seiner Versicherung nichts, als ein mitleidiges Lächeln. Resignation ist schwer, und doch, übt man sie nicht, so wird das Leben noch schwerer. Und Hopfen, dieser Sanspareil! Wenn ich mir denke, daß ich über diesen schrecklichen Mann geschrieben und dann diesen Dank geerntet hätte! Mit herzlichen Wünschen für Ihr Wohlergehn und dankenden Empfehlungen von meiner Frau, wie immer

Ihr ergebenster Th. Fontane.

An Karl Zöllner

Teuerster Chevalier. 18. September 94. Dienstag.

Ich schicke Dir hier 2 Ausschnitte aus der guten Vossin, die Dich nicht viel weniger interessieren werden als die „Posener in Varzin" und der Japanersieg bei Ping Yang.

Das über die Kunstausstellung Gesagte hat es „in sich"; es sagt mehr, als es zu sagen scheint; es ist mehr ein politischer als ein Kunst-Artikel. Im Übrigen gibt es einem Gefühl Ausdruck, das ich beständig habe: wir marschieren nicht mehr an der Tête Deutschlands oder vielleicht haben wir es uns überhaupt nur eingebildet.

Der Japanersieg hat mich entzückt, trotzdem ich sagen kann: „ich kenne ihm nich, ich kenne ihr nich." Aber ich habe einen Haß gegen alles Alte, das sich einbildet, ein Ewiges zu sein.

Herzliche Grüße. Wie immer Dein alter Th. F.

An Karl Eggers

Theuerster Senator. Berlin 7. Juni 95.

In den letzten Tagen habe ich mich in einem Kapitel mit Kugler, Heyse und Ihrem Bruder Friedrich [Für die Autobiographie. Von Zwanzig bis Dreißig] beschäftigt, bei der Gelegenheit auch wieder durchgelesen, was Seidel über den alten Freund sagt (in „Von Perlin bis Berlin"). Es ist alles sehr hübsch und wohl verdient. Nur finde ich, daß er ihn als Dichter überschätzt, so geschickt ausgewählt die Stellen sind, um den Beweis zu führen. Die ganze Frage hat mich sehr ernsthaft beschäftigt, und das Endresultat war eine bis zum Ängstlichen gesteigerte Überzeugung, nicht bloß von der Schwierigkeit, sondern auch von der außerordentlichen Unsicherheit alles menschlichen Urtheils, gleichviel auf welchem Gebiet. Diese Schlußwendung richtet sich aber, in diesem speziellen Falle, viel mehr gegen mich, als gegen Seidel. Wie immer Ihr herzlich ergebenster Th. Fontane.

An Karl Zöllner

Teuerster Chevalier. Karlsbad 31. August 95. Silberne Kanne.

Gestern Nachmittag hörte ich bei Pupp ein Musikstück von Kücken „Ave Maria", das mir ganz besonders gefiel, und mit Alt-Mecklenburg, das dabei vor mir aufstieg, erschienst auch Du. Hoffentlich hast Du während der schönen Augusttage auch gute Tage gehabt, gesättigt von dem weisesten aller Sprüche: „der Mensch denkt, Gott lenkt." Ich kenne noch eine Umschreibung dieses schönen Spruches, die ich meiner hochverehrten Freundin zurufen möchte:

„Sorg', aber sorge nicht zu viel,
Es kommt doch, wie's Gott haben will'..."

Man kann sich von dem ganzen Herkömmlichkeitsbast nicht genug emanzipieren. Das Wort von einer immer nötiger werdenden „Umwertung" aller unsrer Vorstellungen ist das Bedeutendste, was Nietzsche ausgesprochen hat.

Wir leben hier im alten Stiebel weiter: Mühl- und Marktbrunnen, Kipfelfrühstück, Posthof, Schönbrunn, Jägerhaus, alte Geschichten von Freund F., die mich aber – wie die Lucaeschen – auch zum 7ten Male immer wieder amüsieren, galizische Juden, Vossische Zeitung und ein aus Preißelbeerenkompott und Gießhübler bestehendes Abendbrot –, so vergehen die Tage. Betrachtungen über Antisemitismus, mal so mal so, füllen die Pausen aus. Übermorgen soll auch hier „Sedan" gefeiert werden, ohne 80000 Meter Guirlanden und ohne Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche. Die alten, um ihres Namens willen so viel angefochtenen Gensdarmentürme kommen immer mehr zu Ehren.

Die Frau grüßt herzlich. Lebe wohl. Empfiehl mich.

Wie immer Dein alter Noel.

An J. V. Widmann

Hochgeehrter Herr. Berlin 19. Novb. 95.

Herzlichen Dank für Ihre Besprechung. Sie werden aus eigener Erfahrung wissen, daß einem die Kritiker die liebsten sind, die das betonen, worauf es einem beim Schreiben angekommen ist. Es geht das, für einen leidlich vernünftigen Menschen, weit über das bloße Lob hinaus, das, wenn nicht Leben drin ist, überhaupt sehr leicht langweilig wird. Ich habe das diesmal reichlich erfahren. Obenan in Schrecknis stehen die, die einem die ganze Geschichte noch mal erzählen und nur gerade das weglassen, worauf es einem angekommen ist. Sie sind der Erste, der auf das Spukhaus und den Chinesen hinweist; ich begreife nicht, wie man daran vorbeisehen kann, denn erstlich ist dieser Spuk, so bilde ich mir wenigstens ein, an und für sich interessant und zweitens, wie Sie hervorgehoben haben, steht die Sache nicht zum Spaß da, sondern ist ein Drehpunkt für die ganze Geschichte. Was mich ganz besonders gefreut hat, ist, daß Sie dem armen Innstetten so schön gerecht werden. Eine reizende Dame hier, die ich ganz besonders liebe und verehre, sagte mir: „ja, Effi; aber Innstetten ist ein „Ekel". Und ähnlich urtheilen alle. Für den Schriftsteller in mir kann es gleichgültig sein, ob Innstetten, der nicht notwendig zu gefallen braucht, als famoser Kerl oder als „Ekel" empfunden wird, als Mensch aber macht mich die Sache stutzig. Hängt das mit etwas Schönem im Menschen – und namentlich im Frauenherzen – zusammen, oder zeigt es, wie schwach es mit den Moralitäten steht, so daß jeder froh ist, wenn er einem „Etwas" begegnet, das er nur nicht den Muth hatte, auf die eigenen Schultern zu nehmen.

Nochmals besten Dank. In vorzügl. Ergebenheit

Th. Fontane.

An Karl Eggers

Theuerster Senator. Berlin 3. Januar 96.

Seien Sie herzlichst bedankt, daß Sie Klein-Emmas Brief – über den ich mich außerordentlich gefreut –, mit so liebenswürdigen Zeilen begleitet haben. Ja, man konnte sich in diesen Weihnachtstagen vor mir (bez. Friedel) kaum retten und als ich eines Tages las, „daß es nur noch drei große Männer in Deutschland gäbe: Bismarck, Menzel und Fontane" –, da wurde mir doch unheimlich. Es muß notwendig ein Rückschlag kommen und wie mir Pietsch an meinem Geburtstag erzählte (als Geburtstagsgeschenk freilich etwas sonderbar), daß das „Daheim" einen Artikel vorbereitete, drin ich mehr oder weniger als alter Esel dargestellt würde, erkannte ich so was von göttlicher Gerechtigkeit.

Empfehlen Sie mich Frau Gemahlin angelegentlichst. Wie immer Ihr Th. Fontane.

An Julius Rodenberg

Hochgeehrter Herr. Berlin 5. März 96.

Besten Dank für die zwei Karten. Sie kennen aber auch alle Welt, was mir riesig imponiert; ich, als alter Berliner, komm nicht entfernt dagegen an.

Ja, mit Bernhardi!* mich betrübt es doch geradezu zu sehr, um was sich die gebildete Menschheit alles kümmert und dann wieder – nicht kümmert. Wie's mit Verdy war, so mit Bernhardi. Neulich war an einer sehr gebildeten Stelle von Verdy's Aufzeichnungen die Rede; weil alle „gebildet" waren, hatten es alle gelesen, aber sie waren enttäuscht und fast geneigt, es „unpassend" zu finden. Unsre ganze Culturstufe ist kolossal niedrig; es fehlt nicht bloß das feinere Verständniß (das möchte gehn), es fehlt auch der natürliche Sinn für die Dinge. Was das Historische angeht, so steht es da noch schlimmer als auf dem Gebiete des Künstlerischen.

In vorzüglicher Ergebenheit. Th. F.

An Karl Eggers

Theuerster Senator. Berlin 4. Januar 97.

Ihr lieber Brief war mir eine große Freude, beinah eine Rettung. Ein Geburtstag ist immer eine wahre Abladestelle von Gemeinplätzen, deren einzelner schon gefährlich werden kann, während die Masse was geradezu Tödtliches hat. Diesen erstickenden englischen Erbsennebel durch-

* Bezieht sich wohl auf des Historikers Theodor v. B. Lebenserinnerungen, die aus dessen Nachlaß seit 1893 herausgegeben wurden. Über die Feldzugserinnerungen des Generals v. Verdy s. Briefe II, 2, 355 f.

drangen Sie wie Phöbus Apollo. „Vernunft fängt wieder an zu sprechen" und mehr als Vernunft Humor. In diesem Punkte sind Sie ein mustergültiger Repräsentant Ihres Landes*, das anderweitig viel auf dem Kerbholz hat, aber „in this line" allen andern deutschen Stämmen überlegen ist. Besonders den angrenzenden ledernen Märkern, die dafür (ganz ernsthaft gesprochen) alle die Tugenden der Ledernheit haben.

Unter Empfehlungen von Haus zu Haus, wie immer Ihr

Th. Fontane.

An Martha Fontane

Meine liebe Mete. Sonntag den 20. Dezember 1897.

Besprich doch, wenn es Dir passend scheint, mit unsrer theuren Frau Sternheim einen Festtagstheaterabend (eventuell dritter, vierter, fünfter Feiertag) für Ida und Anna. Natürlich „Versunkene Glocke"; sie müssen doch was davon haben, daß sie mit zur Literatur gehören. Ida kennt ja schon das Neuste und Größte: „Die Geschichte vom kleinen Ei". Mama wird schwerlich dagegen sein. Ich bin sehr für solche kleinen Extras, bei denen man auch persönlich gut fährt. Denn nachdem Schlenther gesprochen, ist es interessant, auch Ida und Anna zu hören. Werden sie mit dem Schluß des 4. Akts (Rückkehr zu „Muttern") oder mit dem des 5. Akts (Rückkehr zur roten Hexe) sympathisieren? Vielleicht mit beiden, was auch was für sich hat. Empfiehl mich allerseits.

Dein alter Papa.

An Frau Sternheim

Hochverehrte gnädigste Frau. Undatiert; aus einem Badeort.

Herzlichste Glückwünsche auch von mir, der ich hier Eines in voller Reinheit genieße: die Thatsache, daß ich statt der Preußen Menschen sehe. Freilich, die mannigfachen Bukowiner lassen das Wort „in voller Reinheit" in einem etwas komischen Licht erscheinen. Wie immer, gnädigste Frau, in vorzüglicher Ergebenheit. Th. F.

An Paul Linsemann

Karlsbad 17. Aug. 98. Stadt Moskau.

Seien Sie, hochgeehrter Herr, allerschönstens bedankt für Ihre freundlichen Worte über mich in der H. Bahr'schen „Zeit". Sie haben, in Ihrer Güte, das Möglichste gethan, mich bei den Donaubrüdern einzuführen und noch weiter südöstlich — denn ach, Prof. Lasson hatte recht, als er mir mal zwischen Berlin und Steglitz sagte: „ein wirkliches Inter-

---

* Mecklenburg.

esse für deutsche Literatur hat nur die Karl Emil Franzos-Gegend" — wird es Ihnen auch glücken; aber den richtigen Wiener werden Sie für mich leider nicht erobern. „Leider" -- ist vielleicht falsch. Denn ich bin so unwienerisch, daß diese Nicht-Eroberungen mir beinah schmeicheln. Dazu kommt noch: alle Eroberungen gehen von einem bestimmten festen Punkt aus und wenn es denkbar wäre, daß mich die Rixdorfer morgen zu ihrem Nationalheiligen machten und zu mir wallfahrteten, so würde ich, nach 10 Jahren, von Rixdorf aus die Welt erobert haben. So muß es sich anderweit zusammenläppern und dazu ist jeder „Posten" von Belang. Sie werden hoffentlich nicht Undank aus dieser Ulkerei herauslesen. Es liegt sehr anders.

Wie immer Ihr aufrichtig ergebenster Th. F.

Aus Theodor Fontanes Tagebüchern

1874

Ende Februar oder Anfang März stirbt mein alter Hesekiel; er wird auf dem Matthäikirchhof begraben, ohne daß sich Hof, Adel, Militär um ihren Verherrlicher par excellence gekümmert hätten. Ein schlimmes Zeichen für beide Teile. Man soll des Guten nicht zu viel tun, auch nicht in der Loyalität und im Preußentum. Die „lieben blauen Jungen" waren alle ausgeblieben.

1878

Mit dem ersten Januar fand sich auch wieder die französische Schauspielertruppe ein und dieselbe Mühsal begann wie im vorigen Jahre. Diesmal aber erhielt ich zwei Billette und war in der angenehmen Lage, meine Frau, die das französische Theater liebt, mitnehmen zu können. Ich fing auch an, dabei zu lernen, nicht sprachlich, sondern literarisch Es wird mir immer klarer, daß wir die gesamte französische Produktion auf literarischem Gebiet überschätzen. Die Mache, das eigentliche Können, ist beneidenswert; aber das äußerliche Können ist nicht das Höchste. Das Höchste kommt von oben. Es ist ein Geschenk der Götter und man hat es oder hat es nicht. Die Franzosen in der ungeheuren Mehrzahl ihrer von aller Welt bewunderten Produktionen haben es ganz entschieden nicht; in all diesen Stücken und Romanen ist nichts Bleibendes, es fehlt der große Inhalt, das, dessen sich die Nationen als eines unveräußerlichen Schatzes bewußt wird.

6. Januar 1881

Am Abend liest mir Emilie den Anfang von G. Kellers neuester Novelle „Das Sinngedicht" vor. Originell, sorglich, im einzelnen auch schön und

bedeutend, aber doch sonderbar komponiert (romantisch willkürlich) und mitunter gezwungen und unfein, so zum Beispiel die Geschichte, die das schöne Fräulein von der „Waldhornstochter" erzählt. Es ist nicht humoristisch genug und wirkt im Munde einer jungen und klugen Dame beinahe häßlich.

10. Januar

Bleibtreu macht mir Mitteilungen über Manteuffels Statthalterschaft und schildert die Indignation aller in Straßburg lebenden deutschen Elemente. Dennoch halte ich Manteuffels Verfahren für richtiger als das von Herzog, selbst dann noch, wenn es auch nichts hilft. Denn das altpreußische Kommißverfahren, das nüchtern überhebliche Dekretieren vom grünen Tisch her ist das Traurigste, was es gibt und schadet, von der Frage größeren oder kleineren momentanen Vorteils ganz abgesehen, unserer Weltreputation. Es ist das, wodurch wir die Menschen so unsympathisch berühren.

21. Januar

Gelesen: Julius Wolffs „Tannhäuser". Erneute Veranlassung dazu gab mir eine sehr lobende Kritik Felix Dahns über den Tannhäuser im Magazin für die Literatur des Auslands. O du Deutschland! Dahn war immer ein Haselant und Phraseur. Aber auch andere. Deutschland ist entweder verdreht oder ich. Ich weiß übrigens genau, wer von uns beiden dieses Vorzugs genießt. Aber daß wir so herunter wären, habe ich doch nicht geglaubt.

22. Januar

Am Abend in der Friedrich-Wilhelm-Stadt, um Haase in einem kleinen französischen Lustspiel „Eine kleine Gefälligkeit" und in Kotzebues vieraktigem „Die beiden Klingsberg" zu sehen. In dem elenden französischen Machwerk, das in der Übersetzung wahrscheinlich noch elender geworden ist, gab er einen Advokaten Dr. Holm. Es war nicht viel damit. Das Stück auch zu dumm. Als Graf Klingsberg ist er meisterhaft, unübertrefflich. Aber es bedurfte auch solchen Spieles, um sich überhaupt zu erfreuen. Das Stück, so gewiß man die geschickte Hand eines Routiniers darin erkennt, ist doch ebenso faul und verlobbert wie irgend was modern Französisches, ja es ist viel schlimmer als die Mehrzahl der sogenannten Ehebruchskomödien. In der Tat, die Franzosen haben ganz recht, wenn sie beständig darauf hinweisen, daß wir nur roher und rüpelhafter, aber keineswegs sittlicher sind. Schon die Schluderweise, mit der der deutsche Biedermeier an die Arbeit geht, deutet darauf hin, daß es ganz faul mit ihm steht. Ein feiner gearteter Mensch kann nicht schludern; es ist ihm so widerwärtig, wie sich verunreinigen.

16. Februar

Emilie liest mir ein paar Kapitel aus Freitags „Aus einer kleinen Stadt" vor. Es ist alles gut, anständig, gebildet und fleißig und mitunter auch von einer das Herz treffenden Schlichtheit; im ganzen genommen aber ist es trocken und ledern und mehr historische Korrektur- als Dichter-Arbeit.

18. Februar

Gelesen: Bismarcks Rede gegen Camphausen. Ich zähle diese Rede resp. Abfertigung zu seinen glänzendsten Leistungen. Und gewiß hat er im wesentlichen recht. Solche Leute zweiten Ranges, höchstens zweiten Ranges, müssen mit solchem Riesen nicht anbinden wollen, am wenigsten wenn sie fühlen oder doch wenigstens fühlen sollten, hinter sehr berechtigten Ansprüchen zurückgeblieben zu sein.

26. Februar

Einzugstag des jungen Brautpaares: Prinz Wilhelm von Preußen und Prinzessin Auguste Viktoria von Schleswig Holstein. Von früh an alles auf den Beinen. Ich ruhig zu Hause geblieben und gearbeitet. Am Abend zwei Stunden in die Stadt, um die Herrlichkeiten zu sehen. Die Fortschritte gegen früher, selbst noch mit dem 70ger Einzuge verglichen, sind kolossal. Namentlich erschien mir alles, was seitens der Architekten geschehen ist, wieder sehr bemerkenswert; alles schön, reich, vornehm und namentlich alles Schwerfällige glücklich vermieden. Was Skulptur und Malerei getan, schien mir unbedeutend. Ein überaus glücklicher Gedanke war die Erleuchtung der winterlich entlaubten Boskets auf dem Wilhelmsplatz durch rote bengalische Flammen, so daß jene wie feurige Büsche wirkten. Alles, was arrangiert war, war gut, aber das, was der Sache doch erst Leben gibt, war ledern. Ich meine das Volk. Hunderttausende drängten sich durch die Straßen, aber ein paar ganz gemeine Schimpfwörter und drei Betrunkene abgerechnet, habe ich nichts poetisches erlebt. Die Betrunkenen erquickten mich ordentlich. Sie fielen doch wenigstens aus dem Rahmen polizeilicher Regelung heraus. Kein Witz, keine Komik, keine Heiterkeit, nur eine stupid wirkende, au fond gelangweilte Masse, die sich von Straße zu Straße schob. Einen besonders traurigen Anblick gewährte die Akademie der Künste. Wo war da die Kunst!

27. Februar

Gelesen: Die letzten Kapitel von Freytags „Aus einer kleinen Stadt". Es ist doch ein sehr sonderbares und zugleich ein sehr mittelmäßiges Buch. Ledern, trocken im höchsten Grade. Er behandelt die Geschichte von anno

6 bis anno 48 etwa so wie wenn er davon ausginge: Omar kommt und verbrennt alle Bücher. Nur „Aus einer kleinen Stadt" wird gerettet. Und nun ist die Nachwelt in der angenehmen Lage, aus Freytags übriggebliebenem Roman ein Bild jener Zeit zu gewinnen. Es wirkt alles wie auf fernste Zukunft berechnet und dadurch prätenziös und wenig angenehm. Allem fehlt die freudige Unbefangenheit, die Lust an der Sache selbst, alles ist herausgeklügelt und dient einem doktrinären Zweck. Infolge davon pulst kein Leben in dem Buch. An manchen Stellen ist es trefflich, an anderen ganz schwach und beinahe albern. Ganz unausreichend sind die Schlußkapitel. Einzelnes in dem Roman ist schön, aber es steht in keinem Verhältnis zu der Masse von Stroh und Langerweile. Ganz ausgezeichnet finde ich als Zeitbild das erste Kapitel; außerdem finden sich noch fünf, sechs Stellen über das Buch hin zerstreut, wo mal eine Situationsschilderung rührt. Es sind das einzelne Körner; der Rest ist Häcksel. Alles was Liebesscene sein will, aller Humor und aller Dialog stehen auf schwächsten Füßen. Der ganze Kerl — die Journalisten und den ersten Band von „Soll und Haben" abgerechnet — ist doch nur ein Lederschneider, noch viel lederner als Gutzkow, der aber, als unerträglicher Phraseur, seine kleinen Vorzüge wieder in Schatten stellt.

23. Mai

Emilie liest mir den Schluß der Kellerschen Novellen (Gesamttitel „Das Sinngedicht") vor. Es ist sehr schwer, über diese Novellen zu sprechen. Ist es eine höchste oder doch feinste Aufgabe, einem in kluger, eigenartiger und beständig durch geistreiche Sentenzen und Einzelschönheiten gewürzten, nie ins Triviale fallenden Weise etwas vorzuplaudern, so daß einem schließlich im ganzen doch ein Wohlgefühl und im einzelnen ein Gedanke, ein Bild in der Seele bleibt, — ist dies höchste Aufgabe, so kann man diese Dinge nicht hoch genug stellen. Es ist auch in der Tat etwas durchaus Superiores darin, das gerade, was der Alltagsmensch nicht kann, nicht einmal zu können wagt. Ich bin mir aber doch nicht sicher, ob das Vorgeschilderte die Aufgaben sind, die man sich stellen soll. Eine exakte, natürlich in ihrer Art auch den Meister verratende Schilderung des wirklichen Lebens, das Auftretenlassen wirklicher Menschen und ihrer Schicksale, scheint mir doch das Höhere zu sein. Ein echtes ganzes Kunstwerk kann ohne Wahrheit nicht bestehen und das Willkürliche, das Launenhafte, so reizvoll, so geistreich, so überlegen es auftreten mag, tritt doch dahinter zurück. Ich weiß wohl, daß auch das Maß der Kunst in diesen Kellerschen Sachen sehr groß ist und daß sich der sehr irren würde, der etwa glaubte, ihm diese Launen und Einfälle bequem nachmachen zu können, im Gegenteil, all dies ist wenigen gegeben

und ist auch für diese gerade noch schwer genug, ist aber doch die Schwierigkeit der Künstelei. Und vor dieser hat man sich in der Kunst zu hüten.

8. November

Am Abend in Putlitz „Idealisten". Ein sehr schwaches Stück, in Hoffnung auf Tantième zusammengeschmaddert: Deutsches Haus, deutsche Familie, deutsche Idealität, 1870, Gravelotte, Deutschland Deutschland über alles und zwei lederne Liebespaare, c'est tout. Und solch Mann glaubt ganz ernsthaft, er vertrete die bessere sittlichere Seite deutscher Kunst. Dann bin ich für Unsittlichkeit und Schweinerei.

28. Dezember

Emilie liest mir eine neue Erzählung Wilhelm Raabes vor: „Fabian und Sebastian". Ganz Raabe; glänzend und geschmacklos, tief und öde.

9. Dezember 1882

Ich mußte gegen 7 Uhr ins Schauspielhaus, wo Wildenbruchs „Opfer um Opfer" gegeben wurde. An Unwahrheit, Willkür, Unsinn die Steigerung von „Harold". Armer Stümper, der sich einbildet, in Heinrich von Kleists Sattel weiter reiten zu können. Den Sattel hat er vielleicht, aber nicht das Pferd.

Jerusalem

von Alfred Kerr

1

Ägyptenland liegt hinter mir. Ja, ich fühle, daß ich vom Geschlecht der Schwärmer bin. Daß man sich verblutet und veratmet und verschwelgt; daß man die Seele zurückgibt mit lebendem Bewußtsein, nicht erst nach dem Tod, sondern schrittweis und vor Seligkeit, diese Welt umfassend und verlassend.

2

Am Donnerstag dem 16ten April 1903 früh um sieben ein Viertel Uhr Palästinas Küste gesehn. Ich stehe ganz still auf einem fremden Schiff, das Port Said gestern verließ. Die Tränen steigen mir auf.

Es ist eine bergige Küste; schön im Morgenduft.

Dort hebt sich das Land der Juden.

(Nein, die Berge liegen dahinter, die Küste selbst ist eben. Weit hinter der Küste das Hochland von Judäa, — das sind diese Berge.)

3

Jaffa ist mehr Orient als Smyrna; mehr als Konstantinopel; mehr als Kairo; mehr als Algier.

Schwarzbraune Morgenlandsmenschen. Weißer Turban über dunkler Haut. Karawanen.

Sarazenenenkel. Irgendeine schwere Plempe, ziseliert, gebogen; mag eine rostig-feine Klinge drin sein. Kauernde Menschen, rauchende, dominospielende. (Nicht Bazare für Europäer, sondern die Händler sind unter sich.) Und wieder Kamele.

Das ist der Orient. Kreuzfahrer nahmen orientalische Sitten an? Man wird gewiß dazu verlockt.

Zwischendurch hör' ich schwäbisch reden; die Schwäble reden auch fließend arabisch; wie mag es klinge'? Nicht unbehaglich.

Vorher im Boot: reisender Handwerksmeister; auch schwäbisch; nicht ohne bescheidnen Wohlstand — und Reisemut nebst Anteil für Dinge der Heiligen Schrift.

4

Ein Jude, blond, vierzigjährig, schlank, mit zwei Kindern an der Hand, wies mir den Weg. Ohne Batschisch.

Im Gesicht edleres, ernstes Menschentum. Sie waren hergezogen, um in der Nähe des Tals Josaphat zu sterben, — um gleich da zu sein, wenn die Posaune zum Jüngsten Gericht ruft.

Eine schöne alte Frau, von der ich dann Auskunft erbitte, fragt am Schluß, wohin ich von Jaffa wolle. Nach Jerusalem.

Sie sagt mit einer wissenden Menscheninnigkeit, wie Juden sie manchmal wunderbar haben: „Nach Jerusalem? Geihn Se zu gesünd!“ Ein inniger Akzent auf jeder Silbe.

Sie gibt sorglich noch eine Auskunft und spricht, wie für sich: „Wozü ä krümmer Weg we'nme kann geihn ä gleichen Weg?“ Mit gefaßter, friedsam gewordener Weisheit; wie bei so vielen ihres Urvolks.

5

Herr Blanckertz, ein freundlicher Mann. Kneipe. Ich suche Films. „Vielleicht,“ sagt er zuletzt, „bei einem Juden, Rabinowitz.“ Es lag ein Aber darin. Eine männliche Daja. Ich ließ durchblicken, daß es auch ein Feueranbeter sein darf, wenn er Films habe.

— —

6

Gelobtes Land. Selige Gelände zwischen Jaffa und Jerusalem, wenn man das Meer verlassen hat.

Palmen. Ein süßester, stärkster Duft von Orangeblüten; alles, alles blüht weiß in frischem Grün. Frische der Orangengärten; fruchtbar, hold. O Palmen und Orangenblüten im April.

Kanaan ist lieblicher als Ägypten, das gelbliche Lehmreich.

Ich sah die Ebene Saron. Dahinter Bergketten, blauende, des alten Schicksalslandes. Ja, es ist hold; ich wußte nicht, daß es Saron war, und fand es hold.

Dickstämmig-alter Olivenwald! Eine Meile lang, eine Meile breit. Räumige Kakteen; Berberfeigen. Ein Ölwald — und steht wie auf Ackererde.

Weiße, gelbe Blumen. Feigenbäume, von saftstrahlender Frühlingsfrische, leuchtend.

Ein reiches Land; ein Weideland.

Frühland, Frühlingsland! Ernstes Land und Schönheitsland!

Mit mancher weißgebauten Ortschaft. Mit Kuppeln, Brunnen, Gräbern, zerfallenen Toren.

Nah das blaue Mittelmeer — und die Berge Judas. Düfte, Reichtum — und steinige Wucht.

— —

Ernstes Land und Schönheitsland. Frühland! Frühlingsland! Judenland!

7

Springende Eselsfüllen. Grautiere, darauf Menschen seitlich sitzen — dieser Eselritt (der Esel vorn oft geführt) erinnert an die „Flucht

aus Ägypten", die man allzu häufig gemalt fand. Am Feldrain Kamele.

Ein betagtes Dorf der Pelischtim – der Philister.

Nahm von spielenden Kindern einen Blumenstrauß. Es ist in dem Dorfe Der-Abân. Der Strauß hängt heute noch an meiner Wand, nach sechzehn Jahren, in Deutschland.

Die Blumen der Philister leben lange. Der-Abân hieß das Dorf.

8

Das Land riecht wie ein einziger Strauß von starken Feldblumen.

Ich sehe den Bach Sorek. Das ist Dalilas Heimat.

Über dem Bach Sorek liegt die Simsonshöhle. Zehntausend Ziegen haben darin Platz. Hoch über dem Sorek öffnet sich das Felsenloch für zehntausend Ziegen – und einen Kämpfer-Bock.

9

Ich sah bei Bethar die Bergfeste, wo Barkochba, der Sternensohn genannt, Aufruhr trug wider das Raubtier Rom.

Simson und Barkochba stehn mir am Eingang des Ahnenlandes: Aufrecht-Verwegene; Nackengewaltige.

Gleichnisbilder für das wundersam ungebeugteste Volk.

Verbrannt, gemartert, erschlagen, geknechtet – dennoch untötbar. Juden.

10

Zweitausend Jahre danach dürfen sie, lange von Bestien umsperrt, endlich über die Mauer klettern. Sie springen aber, die Herrlichen, die Stehaufmänner, nicht schüchtern senkrecht hinab – sondern fliegen gleich vom Rand in die vorderste Reihe. Nach Moses, Hillel, Christus kommt Spinoza, Karl Marx. Die schaffen die zwei großen Bewegungen.

Juden. Sie sind, jeden Wirrglauben belächelnd, auch den ihren, im Verstande die Allerfreiesten. Die Allerfernsten von jedem Lichtschwund. Dies alte Volk ist das neueste – nach zweitausend Jahren.

Sie haben alle Scheiterhaufen überwährt. Sie haben allen Seelenschlächtern getrotzt. Und wuchten die Welt vorwärts – nach zweitausend Jahren.

(Sie haben alle Scheiterhaufen überwährt. Sie haben allen Seelenschlächtern getrotzt. Und wuchten die Welt vorwärts – nach zweitausend Jahren.)

11

Simson, Barkochba ... Vettern! Eure Pfote!

— —

Der erste Abend, ein Weg auf den Ölberg zu. Dämmer. Nach kurzer Frist Nacht.

Ich fühle mich etwas gefangen von dem galiläischen Schmeichler — obschon ich abwehre. Simson! Barkochba! . . . Nein, auch Du, gepfählter Itzig; sanfter Reb Joschua. Die Juden nennen Dich „Thole" — das ist: der Gehenkte.

Lieber, lieber, gehenkter Antimilitarist. Stehst immerhin meinem Herzen auch nah. Doch mit peinlichem Unterstrom.

13

In meinem Absteighaus wohnt ein Pastor, das Gesicht breitgescheuert; mit der Frau, die eine Art Käppchen, Haube, als Zeichen der Sanftmut trägt; und mit zwei artigen, nach rückwärts gekämmten Mädeln, — dieser Pastor tritt im Gastzimmer zuerst hinter seinen Stuhl und betet einen gesäääǵneten Spruch. Er sieht aus wie ein hart erbarmungsloser Knecht; sie wie ein Versehen. Dann futtern sie den Pensionsfraß gesäääǵnet . . .

Aber nein. Später wirken sie ganz annehmbar; nur mit einem Feinheitsdefekt.

Diese Wallung in mir ist wohl die Wut: weil ich so oft in der Zwischenzeit auf den Holzstoß geschleppt, geblendet, geglüht, gevierteilt worden bin, — seit mich das Geschick aus dem von Engeln bewachten Sonnenschloß hinaustrug in das Norderland. Dort hieß ich noch David.

. . . Zuletzt wirken die Pastorsleute nicht mehr widerstrebend, nur anders.

Ich bin ja nach den Martern der Jahrtausende heut auch heiter geworden. Und schlage die Harfe; wie keiner sie schlug seitdem. Weiß hebräisch nicht zehn Worte. Dennoch klingt in mir der Klang: der gedrängten Symmetrie; der Väterschaft; Gottes.

Ich bin heiter geworden. Ich wuchte, heiter, die Welt vorwärts.

14

Die Stadt ist stumm, heilig, dunkel.

In dem Absteighaus erzählt am Nachbartisch ein Kerl, brüllenden Gelächters, von einer Kneipe, vorgeblich in Chemnitz, wo Messer und Gabeln angekettet sind, Suppe mit der Spritze eingeschänkt und, falls einer nicht bezahlt, — huipft! — wieder zurück in die Spritze gezogen wird. Der Tisch lacht zum Wackeln.

Die Stadt ist dunkel, heilig, stumm.

15

Auf der Fahrt von Jaffa setzt sich der Bahnvorsteher, französisch sprechender Türke, zu mir, — erzählt lachend von den schandbaren Gewohnheiten der Gäste. Die Christen prügeln einander blutig, um jeden Platz an geweihtem Ort. Sie wirken, sagt er, mit schmierigsten Mitteln, gehässig.

(Im deutschen Reisebuch steht: „So ist die Verachtung, mit welcher der gläubige Jude und der Mohammedaner auf den Christen herabschaut, eine nur zu wohlverdiente.")

Der chef du train, ein riesenstarker Mann, erwähnt le feu sacré, das in der Grabeskirche vom Himmel fallen soll; noch nicht der albernste Schwindel. Wenn sich ein Jude hinwage, töten sie ihn, zerreißen ihn. „Das heißt", sagt er, „einen ansässigen Juden, man erkennt ihn an seinen tire-bouchons, den Pfropfenzieherlocken, den Peies." Er spricht vom Fanatismus der Mohammedaner auf dem Tempelplatz.

Ich strecke mich; rede von der Pyramidenkletterei. Nachher immer nur vier Stunden Schlaf.

Er meint: „Aber das haben Sie für Ihr Leben; das hat man bloß einmal im Leben!"

Er setzt hinzu: „Ich war in meiner Jugend in Frankreich." (Aha, denk' ich.) Er fügt bei: „Ich werde das auch nicht vergessen."

16

. . . .

Herrlicher Wein wächst in diesem Land.

Ich trinke roten Bethlehemer am ersten Abend. Was für ein voll zehrendes Südfeuer. (O Sonnenwein, o Sonnenwein, Du leuchtest mir ins Herz hinein.)

Ich denke heut vom Rheinwein, daß man ihn bloß bei großer Hitze trinken kann.

Wie ungerecht. Er schmeckt am Rhein hold und lieb.

. . . Bin zuletzt im Gastzimmer der einzige Jude (eine Gazellen-Araberin, europäisch gekleidet, hat sich entfernt) und denke mir, wenn ich die Tischgäste drüben ansehe:

Habt Ihr . . . eine Ahnung von dem Innigkeitsasiaten Jesus!

Habt Ihr . . . eine Ahnung von dem Begriff Jerusalem!

Macht lauter spitze Kirchen hin; entweest einen großen Ort; haut Euch — Habt Ihr . . . eine Ahnung!

17

Dann: Gegen Hiob ist jener Griechen-Prometheus ein Kaffer.

Hiob war der Seelen-Prometheus — nicht bloß der Lausbuben-Prometheus.

Habt Ihr . . . eine Ahnung.

18

Jerusalem nachts, unter klarem Sternhimmel. Frische Höhenluft, felsige Stadt. (Bergstadt zwischen zwei Meeren!)

Wundersam feierlich dies Dunkel, — — — der galiläische Schmeichler steht vor mir, stärker als ich will. In der Sternennacht. Nicht der edelste von den Juden: bloß der bekannteste. Eine Aufregungsgestalt wegen seines Todes. Heut noch ein Zankapfel . . . für Sorglose. Mildester Revolutionär. Die Nacht gebiert ihn wieder. In dieser Stille ist er gewandelt.

(Eben läutet es kirchlich, näh — — alles ist vorbei.)

19

Ich möchte heut nicht zu Hause sein unter diesen Menschen Asiens — doch bin ich zu Haus unter diesem Himmel.

Ich fühle mich bei meinen großen Vätern voll Hingebung, den Weltahnen. Erschüttert, beglückt in ihrer Nähe.

Ein schönes Klima hat meine vergangene Heimat.

Lind; aber Bergluft.

Nachts (wie eine Legendenerscheinung, doch ist es Wirklichkeit) gehn die Leute mit einem Licht, mit Laternen in der Hand. Alles liegt in Höhenfinsternis.

Bergluft; Sterne; Dunkel; Fels; Tal und Anhöhe.

Seltsamer, unsterblicher, schweigend großer Glanz.

Eine Jüdin wankt im Dunkel durch die Stadt, weint, sucht einen „Söllner" (Soldaten) zur Hilfe; sie ist irrsinnig.

. . . Still immer die Stadt, dunkle Sternenstadt, mit Zinnen und Tiefen, man erwartet das Wunder. Es hat hier sein können. Die Verzückung liegt nah und die Hoffnung auf das Unerhörte.

Ein schönes Klima hat meine vergangene Heimat.

20

Später. Die Hunde heulen, bellen, machen Streifzüge. Alles scheint sich in den Häusern zu halten, man geht fast scheu und rasch, rasch durch die Straßen.

21

— —

Vor dem Einschlafen denk ich, nach Europa fliegend:

Der Beitrag an neuer Kraft, den Ihr, Juden, mit Eurer Stärke liefert, wird verwischt; vertuscht; unter andren Firmen verbucht; weggehaßt; weggelogen.

Man nennt Euch, um Euch zu schmähen. Man nennt Euch, um ein dunkles Gegenstück zu haben für die sonnig-wonnig-verwaschene Mehrheit, Mehrheit, Mehrheit, – das ist es. Beim Anzengruber sagt eine Gestalt etwa: „Gestern ham's mich im Gasthaus verprügelt." Einer fragt: „Warum?" Antwort: „Weil's mehr woar'n!" Dies wundervolle Wort ist auf die Juden„frage" die ganze Antwort. Weil's mehr sind.

22

Das Bild des Ariers wird hergestellt (von seinen kotzigsten Schriftstellern) bloß aus den Zügen der Allerbesten. Sie tun, als ob sämtliche so wären. Aber das Bild des Juden wird hergestellt aus den Zügen der Allerschlechtesten.

Feigheit der Mehrzahl. Der Arier ist in diesem Bild grundehrlich, tapfer, aufrecht. (Nachtrag: nicht etwa so tapfer wie Wilhelm von Amerongen, so ehrlich wie Ludendorff – sondern schlechtweg tapfer und ehrlich). Der Jude hingegen ist in diesem Bild, nach dem Muster der Schlechtesten, gaunerisch, erbärmlich. Dieser Kühne, Rückgratstarke gilt als feig!

Erbärmlich seid Ihr, feige, lügnerische Mehrheitsbande, Mißbraucher zahlenmäßigen Vorteils. Ich spreche von den kotzigsten der Schriftsteller.

Bereitschaft zum Tod im Gemetzel? Die Neger sind körperlich tapferer als die tapfersten „Arier".

23

Wenn die Wirtsvölker sich ihrer Tugenden knallig rühmen, gilt Gleiches bei Juden als „taktlose Frechheit". Ich will diese Frechheit begehn. Ich will diese Gerechtigkeit begehn.

Juden! seid Ihr logisch, nennt man Euch gemütlos; habt Ihr jedoch Gemüt, nennt man Euch weichlich. Seid Ihr befangengemacht, nennt man Euch ungewandt; seid Ihr jedoch gewandt, nennt man Euch oberflächlich. Habt Ihr Charakterstärke, nennt man sie Eigensinn. Seid Ihr weltbessernd, nennt man Euch zersetzend . . . Dieser ganze Schwindel deshalb, weil Ihr eine Kleinzahl seid. (Und weil Ihr jemand seid.)

24

Was aus Euch singt, ist: Daseinsdrang der Verscharrten und Wiederhochkommenden.

Köstlich großes Lebenswunder, verleiblicht in diesem Stammbaumvolk: die Macht zu dauern. Tiefe, zähe Urgewalt. Eigenbrödler der Menschheitsgeschichte. Die Härtesten wie die Lindesten; mit Shylocks und Heilanden. Juden!

25

. . . Ein schönes Klima. Lange her, daß ich von hier weg bin. Aber heilig lebt Erinnerung bis zum letzten Atemzug.

So wie einstens, wenn ich nach wieder drei Jahrtausenden im Leib eines großen himalayischen Harfenspielers wiederkehre (Schleudern gibt es da nicht mehr, bloß noch Harfen), – so wie dann das Erinnern an dies gewesene Deutschland, meine andre verschollene, mir ins Blut gewachsene Heimat, fortleben wird in der neuen Hülle, bis zum letzten Atemzug.

So wahr mir ein Herz in der Brust schlägt.

(Ich würde, morgen nach Amerika verpflanzt, mein Deutschtum nicht vor die Köter schmettern, – was der aufrecht-herzenstreue Blondäng tut.)

So dacht' ich – und schlief ein, zu Jerusalem.

26

. . . .

Nach dem Ölberg eines Morgens geritten.

Eine Himmelfahrtskapelle gehört hier den Moslim. Ich sehe weit über das Land – auf die weiße Stadt Jeruschalajim.

Dann ging' ich zu einer russischen Kirchensiedlung. Hätte gern von hier einen Blick hinab. Ein übellaunig-tückischer Pope will mich tiefer nicht hineinlassen. Ich bleib' ihm auf den Fersen; Sprachunkenntnis vorgeschützt; geh' nicht vom Fleck. Wütend über die Entschlossenheit eilt er vor mir her in den Bienengarten, der infame Popen-Kerl, damit man gestochen wird. Ich werde von einer Biene gestochen. Immerhin seh' ich das Tote Meer (und den Bienengarten des Schufts).

Absonderlich der Blick auf dies Blau des Toten Meers in der Tiefe. Jerusalem schwebt über diesem Meer so hoch wie der Brocken.

Ich sehe vom Ölberg den Tempelplatz.

27

Im Garten Gethsemane (es soll die alte Stätte wirklich sein) wachsen Ölbäume, uralt, riesendick, zerberstend. Außerhalb des Gartens weiden Ziegen. War es dort, wo Judas Jesum küßte? Hat er ihn geküßt? Hat er gelebt? Ziegen fressen sich dort voll.

. . . Vorher war ich durch die via dolorosa gegangen. Tafeln; Inschriften; an einer Stelle: „Jesum apprehendit et flagellavit“. Die Wilden haben hier überall Jahrmarktsdenkmäler in Buntheit hergekaffert. (Die Innigkeit lebt im hohen, adlig-letzten Ernste der Juden an der Klagemauer. Doch wird auch da gebettelt. O Menschen, Menschen.)

28

Die steinige Hochstadt Jerusalem hat nicht Straßen: sondern Gebirgssteinwege von Mauern umsäumt.

In Sacklumpen gehn viele daher, nur gegen die Sonne geschützt.

29

In Gethsemane war es ein Franziskaner, der mich herumführte. Himmlischer Morgen – im friedvollen Gärtle.

Es war ein Italiener. Ich fragte (nachdem ich einmal am Kodak heimlich geknipst): „Ist es verboten, den Garten Gethsemane zu photographieren?" Er hatte das Knipsen nicht bemerkt und sprach: „Ja. Eigentlich ist es verboten. Die Oberen wollen es nicht. Aber wenn man schon eine so weite Reise gemacht hat, um diesen Ort zu sehn, – warum soll man ihn nicht photographieren dürfen? nicht wahr?" Er sah etwas habgierig aus und fügte zu: „Ich . . . will es Ihnen erlauben!"

Es war ein Italiener. Das Ferkel.

30

Ich photographierte den Garten Gethsemane.

31

Nach einer Weile (zu dem Franziskaner): „Da oben – ist das die fromme russische Siedelung?" Er sagt rasch: „Ja, aber es gibt nichts, nichts, nichts bei ihnen zu sehn. O gehn Sie nicht erst hin!"

Er war ein Christ.

32

. . . .

Ich habe die Klagemauer mit meiner Hand berührt. Mit meiner Stirn berührt.

Quadern, hohe, zeitzerfressen-gewaltige sind es.

Wie Bäuerinnen sehn die ebräischen Frauen davor aus. Absonderlicher Klang erschüttert das Herz: ein Frauenweinen; tiefes Schluchzen. Sie kamen von weit. Erzalte Männer, gütig-bärtiger Schlag, Augenbrauen wie eine weiße Bürste. Manche Greise haben das Haupt umhüllt mit Tüchern. Mäntel von rotem Samt. Manche stehn in violettsamtenem Sabbatmantel. Knaben mit rundem schwarzem Judenhut.

Mauer der wehesten, über diesen Stern Erde schwellenden Sehnsucht. Ich habe sie mit meiner Stirn berührt.

33

Sie beten dort:

„Wegen des Palastes, der wüste liegt, – sitzen wir einsam und

weinen." Dann: „Wegen der Mauern, die zerrissen sind, — sitzen wir einsam und weinen." Dann: „Wegen der Priester, die gestrauchelt haben, — sitzen wir einsam und weinen."

Zuletzt aber: „Möge Friede und Wonne einkehren in Zion — und der Zweig Jesse aufsprossen zu Jerusalem."

Aus meinem Herzen klingt es tausend-tausendmal: „Möge Friede und Wonne einkehren in Zion."

34

Schnorrer sind auch dabei; o Lumpenzeug; der Schlag soll Euch treffen am schönsten Jonteff; Menschen, Menschen! Ich gebe mein Geld weg. Greise prügeln sich, weil der eine was bekommen hat, der andre nicht. Ein Schutzmann trennt sie.

Aber das Frauenweinen, tiefes, fassungsloses Schluchzen bricht hindurch.

Manche sammeln Geld in der Mitte. Einer führt den andren zum Sammeln. „Sennor!" rufen sie, wenn sie betteln; Sephardimjuden. Die Aschkenasim haben runde Pelzmützen, Samt in der Mitte. Das sind die Reste eines Volks.

35

Nein: das sind die weicheren Außenseiter eines die Menschheit vorwärtswuchtenden Stammes.

36

Hört auf zu klagen — Ihr dürft es heut.

Simson und Barkochba, Ihr werdet wiederum erschlagen von Philistern und Machtviechern, — doch Ihr steht auf!

Heilig-wilde Lebenskraft. Ihr wirkt heute nicht für ein Volk: sondern für Alle.

Auferstehung aller Menschheit.

Wegen der Priester, die davongejagt sind, — sitzen wir hoffend, nicht mehr einsam, und jauchzen.

37

Jauchzen!

38

— —

Sprache des Felsenlands am Südmeer — durch die Welt bist du gegangen; gipfelnd in mir.

Musik der scharfen, unverwaschenen, der baumeisterlichen Symmetriesprache; gipfelnd in mir.

39

Ich höre Christus mauscheln. (Ihr hört es nicht.) Weil meine Schriften, die singend-gedrungensten in deutscher Sprache seit ihrem Bestand, — weil meine Schriften selber mauscheln, in, sozusagen, steingeschnittenem Tonfall.

Blumenhaft und felsfest.

Schlankgewogen und falkenjäh. Ihr hört die Hälfte. Wißt Ihr was vom Tonfall des Alten Testaments — den ich verpreußt habe?

Christus hat den Satz: „Wenn Dich Dein Auge ärgert, reiß es aus" sicherlich so gesagt: „Wenn Dich Dein Auge ärgert" — Pause; eingeschobenes unhörbares „Nun?"; nochmals unhörbar: „Nun?"; Schluß der Pause; fortfahren mit verändertem, plötzlich erleuchtetem, doch nur leise triumphierendem Tonfall: „Reiß es aus!" (als ob jemand sagte: das ist doch sehr einfach).

Oskar Wilde, darin ein Esel, läßt Christum griechisch parlieren. Wird ihm was. Gemauschelt hat er! Das ist: blitzhaft-unterscheidlich gesprochen.

Hört Ihr es jetzt?

„Wenn Dich Dein Auge ärgert, — — — reiß' es aus!!"

40

Selig bleiben die Abende dieser Bergstadt. Verzaubert sind die Sternennächte Jeruschalajims.

41

— —

Es gibt hier Deutsche, die nach Emmaus fahren (oder reiten — aber zurück reiten sie nicht mehr) und sich sternhagelvollsaufen. Ich kann da nicht rechten; der Wein ist gut.

Ich kaufte heut ein Bethlehemsgewand für meine ferne deutsche Geliebte.

O Land voll himmlischen Weins. Damit ist so Vieles gesagt.

Es gibt, nochmals, Deutsche, die nach Emmaus gehn und sich dort besaufen. Meine Verzeihung haben sie.

42

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Abends (nach sechs) auf Zion spazieren gegangen. Bathseba!

(Es lag mir im Blut, wenn später der Bengel Salomo, den die blonde Hethiterschickse mir gebar, sich tausend Weiber angeschafft hat.)

Bathseba!

Ich wandere von Zion weiter. Sind keine Straßen in Jerusalem; sind Felswege zwischen Mauern.

43

Bei der Anzündung des „heiligen Feuers" in der Grabeskirche. Kawassen mit Peitschen. Gendarmerie mit Peitschen. Fremde Bauerngesichter. Die Wilden. Ein Flammenmeer. Unerhörtes Schauspiel. Der Pfaffe schließt sich ein, wenn er das Feuer vom Himmel holt. Kaffern-dicker Schwindel. Die ganze Nacht haben sie mit Sack und Pack in der Kirche gelagert, von Vögten bewacht, damit sie einander nicht zerfleischen, wo der Erlöser schläft. (Und er schläft nicht einmal hier.)

Wenn der priesterliche Gauner die Flamme vom Himmel geholt hat in seinem Klosett: dann rasen Läufer, so ihre Fackeln daran entzünden, hundeflink durch den Raum. Geheul. Die christlichen Wilden betupfen sich mit den Flammen der Fackel. Weiber, vor dem Kalben, berühren den Bauch damit.

Ja, wie ich nach Jericho zog, füllten sie die Straßen. Zu Jerusalem schliefen sie nachts in der Kirche, warfen dem Pfaffen lebenslänglich Gespartes in die Kralle: dafür eingetragen zu sein in ein Buch, empfohlen der Huld besonderer Kräfte. Das heilige Land stank nach ihnen. Den Wilden.

44

Um dies heilige Grab (wo er nicht liegt) haben Kreuzfahrer, das ist: fromme Bemänteler der schäbigsten Raubgier, ganze Blutflüsse rinnen lassen. Schlächtereien getätigt — jahrhundertelang. (Die Juden erläuterten mittlerweil' und begründeten das Sittengesetz; förderten mit edel-spitzester Gymnastik den Geist; trieben Verkehr mit Gütern immerhin — — statt plumpster Menschenschlachtung. Abseitiges Adelsvolk.)

Teile der mit Blut vermolochten Schwindelkirche gehören den Papstgläubigen, Teile den Griechischkatholischen, Teile den Armeniern. Teile den Kopten. Die Lampen, die Galerien — alles genau als Eigentum verteilt. Manches durch Raub erlangt; manches durch Abkauf. (Durch Abkauf!)

45

. . . .

Der Tempelplatz, arabisch Harem esch Scherîf, ist nicht nur an Jerusalem das Größte.

Sondern vermutlich der heiterste, lichtherrlichste, mit Kuppeln zauberisch-feierlichste Platz dieses Erdballs.

Nicht so sehr erhaben. Sondern großmütig und lieblich und sonnenvoll ... und doch erhaben.

Einen Altar hat hier jemand, namens David, einstens errichtet ...; einen Tempel und Palast Herr Salomo — (welcher Schelómoh hieß).

Es ist noch der alte Platz. Des Allerheiligsten. Auch des Holdest-Hellen.

Strahl des Frühlandes!

Gänge führten einst aus dem Tempelraum zum Schloß. Christus ist hier gewandelt. Es reckt sich der Felsendom unsterblich-ernst in blaue Südluft — mit jenem Fels mitten drin, worauf der „schem" nicht lesbar geschrieben steht: Gottes unaussprechlicher Name.

(Die Juden glauben es schwerlich; aber die guten Moslim.)

Der Stein selbst aber ist noch aus den Tagen des Harfenspieler-Königs; der Opferstein. Das Morgenland hält solche Urstätten zähe fest. Es ist offenbar wirklich der Stein Davids.

Innen arabische Traumfenster, dem Blick ein Eden.

46

Teile von Schelómohs Burg. Säulen. Wölbungen. Hier lagen seine Ställe. Andenken an Leuchter.

O Tempelstatt. O himmlische Omarmoschee. Daneben die kleinere El Aksa.

Doch der Platz ist das Schönste. Mit unterirdischen Brunnen. Mit Brunnen und Becken im Licht. Mit grünen und schwarzen Bäumen dazwischen auf weißem Grund. Über allem Sonne. Blau. Goldluft. Morgenreiche Schönheit.

47

Platz des Allerheiligsten. Platz des Allerholdesten. Platz der Menschenrast.

48

Bin heute zu den Königsgräbern geritten. Die Frau des moslimischen Wächters kriecht mit mir unten hinein. Eine Frau? Ist recht. Hier schläft ja auch eine Frau; eine Königin, eine syrische. War zum Judentum übergetreten mit dem Sohn. Hatte zu Jerusalem eine Zeitlang ihr Palais. Helene von Adiabene hieß sie — und war, diese Helena, gewiß inniger und inhaltsvoller als die Kuh, welche der Paris entführt hat.

49

Ein Blinder in Lumpen ging durch die Gassen zuvor und tastete mit dem Stecken seinen Weg.

— —

50

Drunten liegt das Tal Josaphat. Besät, die bescheidenen Höhen und Tiefen, mit Jugendgräbern. Gegenüber mohammedanische Gräber.

Drunten liegt das Tal Josaphat... Stätte des Weltgerichts. Die

Posaune wird schallen. Jesus wird hier sitzen, auf der andren Seite Mohammed, – für die Toten, je nach der Konfession; denn a Ordnung muß sein.

Die Toten stehn auf; müssen über ein Seil gehn. Die Frommen von Engeln beschirmt, die Sünder purzeln in den Weltenabtritt. (Ich würde balancieren; wird schon gehn.)

51

Moslimgräber; Judengräber; den Hügel hinab.

Jenseits der Glaubens-Enge haben sie was Über-Einigendes gefunden. Katholiken und Protestanten würden das nie.

52

Ja, Israels Kinder schlafen hier. Mancher hat sich für das wandersatte Herz einen Friedensort erwählt:

Jeruschalajim, Jeruschalajim.

53

Fuhr heute nach Bethlehem. Mit einem freundlichen baltischen Pastor, Herrn Hansen, aus der Nähe von Riga.

Die Mädchen und Frauen in Bethlehem sind schön. Sehr marielich.

Entzückender Gottesdienst päpstlicher Lateiner mit italienischer Opernmusik. Unvergeßbar: ein halbes Hundert kleiner Himmelsbräute. Mädelchen von elf und zwölf Jahren, wie Hochzeiterinnen mit Schleier und festlichem Gewand. Schwarzäugige, süße, stille Bälger. Fromm in der Haltung italienischer Kindernönnchen; ohne Tücke; ohne Schulmädelspott; junge Katholikinnen: so stehn sie weiß-schleirig in der betagten Kirche.

Sonst zu Bethlehem wieder der gleiche Betrug. Die Geburtskapelle mit Lampen im Keller. Es heißt amtlich:

„Die Römischkatholischen konnten sich durch Intervention Napoleons III. ...“ Dann: „Die Griechischkatholischen verstanden es bei Anlaß einer Restauration, sich in den Besitz der Kirche zu setzen.“

Die Sakristei römisch-katholisch; das Taufbecken griechisch-katholisch; der Altar armenisch-katholisch. Von den Lampen der (falschen) Geburtsgrotte gehören vier den römischen Katholiken, sechs den griechischen, fünf den Armeniern. Christen.

... Aber die Himmelsbräute waren unauslöschbar, da sie, einen Meter hoch, in langen Schleiergewändern sangen.

54

Der Bethlehemwein ist zehrender, bezaubernder, sonnenvoller als Jerusalems Trauben.

55

Rahel war hübsch und schön," sagt das Alte Testament. Rahel ist Schönheit.

Ich sah nicht weit von dem Orte Bethlehem das Grab der Rahel. Zweifelhaft, ob sie eben auf diesem Fleck bestattet wurde; wahrscheinlich nicht. Aber das Land ist . . . Rahelsland. Ihre Stätte liegt am Straßenweg, rechts. Wird von Juden, Arabern, Christen gleich geliebt. Man erfährt, daß die Beduinen ihre Toten dorthin bringen – zu Rahels Grab.

Die Moslim haben eine kleine Kuppel erbaut. Auf der andren Seite des Wegs ist ein Brunnen. Die Kamele ziehen zwischendurch, zwischen Brunnen und Grab. Am Grab ein paar Bäume . . . Urbäume.

Hier schied Rahel von der Erde; bei der Geburt des Kindes Benjamin. Hier nahm die Schönheit Abschied. Hier wurde sie eingescharrt.

Und von hier, im Tod, übt sie die holdeste Weltherrschaft, nun seit drei Jahrtausenden.

56

. . . .

Heut in der Frühe nach Jericho. Mit dem livländischen Pastor Hansen. (Ein guter Kamerad, – aber: ich war nicht allein.)

Über das Hochland von Judäa. Unerhörtes! Auf dem judäischen Hochland bohren sich Trichter, entsetzlich verlassene Steintrichter in die Tiefe. Schauerlich. Ein Bluthügel mit rotem Gestein zuvor. Einsame Starrheit. Wildes Schweigen. Hünenhafte Stein-Öde. Verstummte Schluchtwüste.

Haben wirklich den Elias hier die Raben gefüttert?

Mitten in der Trichterwand eine Höhle des Grauens. In der Höhle liegt ein Kloster. Sie nennen das, die Wilden, Strafkloster. (Ein Begriff: wenn ein Priesterling was ausgefressen hat, muß er seine Frömmigkeit zwangsweis in diese heilige Gegend pflanzen.)

Der furchtbare, das Blut verscheuchende Trichter heißt Wâdi el-Kelt.

Alles menschenleer. Das Land der Juden ist hier finster und übergewaltig. Hat Reb Jochanaan, der Täufer, von wildem Honig in dieser Stein-Wüstenei und von Heuschrecken in der brennenden Fels-Ödnis gelebt? Bevor er zum Palaste des Herodes ging, – dessen Schloß hier weiter abwärts gestanden hat nach dem Paradies der Ebene hin?

(Damals war es ein Paradies; mit Balsamgärten und Palmen. Christus brach von hier auf, das letzte Mal vielleicht erquickt, zu dem letzten, dem endgültigen, dem tödlichen Gastspiel in Jerusalem.)

57

Heut wächst hier unten in des Jordans Ebene nur der Balsambaum von Gilead. Es wächst in diesem Ebenental, das einvierteltausend

Meter unter dem Mittelmeer glüht, (und Jerusalem, wißt Ihr noch, schwebt in Brockens Höhe darüber) – es wächst hier furchtbares Dorngesträuch; schauerlich: ganze Dornbäume.

Daneben freilich duftet süßer, schwerer als hunderttausend Veilchenwiesen ein fremder, behexter, trunkenmachender Akanthus; umwerfend. Von tollem Ruch, von afrikanischer Holdheit. Ein Quell rinnt. Seltsame Vögel jüdeln im Abendgesträuch.

Tagsüber Dörrbrand. Der Wein in den Flaschen staut sich, scheint zu verdicken.

Störche. Schakale. Sykomoren. Bananen.

58

– –

Ich schwamm im Toten Meer.

Bin vormals in der Griechensee geschwommen. Manchen schönsten Julitag im Nordersalz flüsternder Friesen. Im Atlantischen Wasser... Doch dieses Meer gibt es nur einmal.

Wer nicht schwimmen könnte, muß doch hier schwimmen. Nichts und niemand vermag leicht unterzutauchen. Öldicke Flut. Wenn man herauskommt, sitzt sie noch am Körper. Die befühlende Hand stockt und haftet. Niemand und nichts kann plätschernd-rasch unter die Fläche des Rätsels dringen. Dieses Meer gibt es nur einmal.

Salzmeer nannten es meine Väter. Zusammengedrängtes Salz. Tief unter dem Mittelmeer sinnt es. In sich gerichtetes Meer. Es braucht keinen Fisch.

Das gibt es nur einmal.

59

Der Jordan ist wie die Spree bei Treptow. Bloß gelber, trüber, schmaler. Eindruckslos. Dazu durch das fromme Gebade der Moskowiter verdreckt.

60

. . . .

Als über Jericho die Nacht gesunken ist, sitz ich mit meinem guten Reisekameraden für heut, dem baltischen Pastor, unter der Sykomore. Sie ist hochmächtig; alt. Wir strecken uns. Er spricht von seinem Wochentag in Livland. Erzählt langsam; geht gemächlich ins Einzelne. Er möchte nicht ins Deutsche Räich übersiedeln: weil man im Baltenland ein so bräites Leben führen kann. Anheimelnd-behaglicher Gesell. Der deutsche Käiser Wilhelm der Zwäite ist ihm zu äitel. Der Pastor beschräibt seiner Mutter diese Räise brieflich.

Ein guter Kumpan.

Die Sterne sind über dem Sykomorenbaum. Um Jericho wachen die Judäerberge. Von ihnen kommt jetzt knochenkühlender Tau.

Ein Schakal heult. Wir sprechen und schweigen. Wir sprechen von Deutschland.

Ein lang im Erinnern haftender Abend.

61

Nebenan (ist es die Wohnstatt eines Schmieds? eines Ochsentreibers?) eine seltsame Beleuchtung wie in einer Krippe. Hell und Dunkel auf unvollständig sichtbaren Gestalten.

Eine ganze „heilige Familie". Man sieht sie bloß reden. Einer hält im Halb-Lichtschein einen Hammel an den Beinen. Gebell ferner Hunde.

Vom Garten strömt es durch die Luft: Akanthus vom Nil; das duftet nicht mehr wie eine gelbe Blüte; sondern wie eine hold besprengte Frau in Frankreich; listigste, betäubendste Mischung.

Verschwendung an Oleandergebüsch. Sternblinken.

Kinderstimmig heulen fern die Schakale.

Bis in die Nacht sitzen wir; gehn dann halb abwesend zu Bett.

62

. . . .

In der Frühe leuchten rötlich die Berge Judäas. Der Karantelberg, wo der Versucher dem Reb Joschua genaht sein soll, trägt oben eine Mauer; ein griechisches Kloster drangeklebt. Einsamkeit. Morgenlicht.

Frisches Gold.

63

In Jerusalem wieder und wieder auf den Tempelplatz mit dem Kawassen. Herrlichstes und Höchstes. (Nein, das Höchste dieses Landes ist ja nicht sein sichtbar Herrliches.)

Oftmals durch die Stadt gegangen. Wanderungen in der Nähe. Wieder durch das Josaphattal. Zu Absaloms Grab. Ölberg. Prophetengräber; dort herumgekrochen. Zurück um die ganze Stadtmauer, am Hinnom-Tal vorbei, bis zum Jaffa-Tor. Täglich lange Wanderungen.

64

— —

Zu Pferde, früh um sechs, nach en-Nebi Samwil, allein mit einem arabischen Pferdeknecht. Das Grab Samuels.

Gilt Juden, Christen, Moslim heilig.

Auf Höhenrücken sind einsam Dromedare. Der Weg steigt. Dies ist die hohe Warte Mizpa. Ich sehe von dort ins Land. Jeruschalajim; die blauen Berge hinter dem Jordan. Ich sehe bis zum Mittelmeer.

Unten schläft der Königsmacher. Der Königskritiker ... „Samuel sprach zu Saul: Du hast des Herrn Wort verworfen, und der Herr hat Dich auch verworfen, daß Du nicht König seiest über Israel." Abgesetzt.

Einmal muß er selber dran glauben: „Und Samuel starb ..." Da heißt es: „Und das ganze Israel versammelte sich, und trugen Leids um ihn ..."

65

Arabische Kinder hielten den Steigbügel, als ich wieder aufsaß. Herrlich über Geröll geritten. Die Quelle Ain Karim; Oliven, Zypressen, Wein.

Holdes, ernstes, anmutstiefes, rührend großes Land.

Nach heißem Ritt wieder in Jerusalem. Zum wievielten Mal auf den Klageplatz! In die Aschkenasimsynagoge von einem Sephardimknaben geführt. Er spricht französisch – kann sich zu einem Aschkenasimjüngling, als ich ihn bitte, nicht hebräisch ausdrücken.

Alle Juden wirken hier still und geweiht. Nicht so orientalisch wie die Orientchristen. Sie machen einen innerlichen, ernsten Eindruck.

Sie wollen, wie ich höre, den Boden beackern – weil es dieser, dieser, dieser Boden ihrer Sehnsucht ist, und fleißig sein.

66

Sie haben etwas an die Seele Packendes in ihrer letzten Heiligung Ich möchte sie segnen, wenn ich das könnte. Doch ich habe nichts, nichts, nichts mit ihnen gemein.

Ich liebe die starken Juden – nicht die frommen.

67

Nicht Landleute – sondern Vorwärtswuchter. (Ich liebe, letzten Endes, die gehaßten Juden – nicht die gebilligten Juden.)

68

Nachts Fieber – vielleicht weil das Wasser auf dem heißen Ritt nicht ordentlich abgekocht war. Vielleicht zu viel Palästinawein getrunken.

Der Gedanke an Typhus und Tod, hier, ist schrecklich. Ich will (in allen meinen Nachtphantasien, während ich koze wie ein Waldesel) – ich will nicht hier sterben.

Feststellen, was ist!

Ich möchte (so war mir in dieser Nacht zu Mut) lieber in Deutschland bestattet sein, lieber in Frankreichs Luft schlafen bei Paris als, wenn ich ehrlich sein will, im Tale Josaphat.

69

Als ich zum ersten Mal einstens aus Frankreich heimkam, ging ich, am Abend war es, ans Klavier; spielte Schumann (aus Zwickau); spielte Beethoven; Akkorde, Pausen, Schweigungen, Stillen, Fragen, Rufe dieses L. van Beethoven, – und wußte, daß ich ein Deutscher bin.

Ich hab' auch in Jeruschalajim gewußt: daß ich ein Deutscher bin. Und daß wunderbar das Schicksal mit mir spielt, weil es, nach drei Jahrtausenden, vom Davidsschloß mich hinübertrug in ein Klängereich, ein mittelsommerliches; aus der tiefsten Urglut unsres Sterns zu einem nördlichen Edelvolk mit versponnener Musik; in das unsterblich dahinklingende, jetzo von mir geliebte Deutschland.

70

Trotzdem soll jeder feige Vertusch-, Verkriech-, Versteckjude die Gicht kriegen, Knollen im Popo, und zerspringen.

71

... Noch einmal sah ich, voll innerster Zuneigung, über den vom Schicksal geweihten fernen Erdfleck, auf den ich in der Mitte des Lebens gekommen war: Josaphat.

Im Letzten erschüttert bleibt man hier.

Verborgener Friedglanz der Seligen.

Sie ruhten aus, gen Morgen ihr Blick. In ruhereichem Ernst lagen die Gräber verstummter, doch ragender Jisroelsöhne.

Scholem aleechum. Friede sei mit Euch.

Ich gedachte noch einmal ihrer hohen Art; ihrer von Bestien verleumdeten Menschlichkeit; ihrer adlig-wehrhaften Inbrunst. Verbrannt, erschlagen, – ewig untötbar.

Und mein Herz kniete nieder.

72

– –

Von Jerusalem zurück nach Jaffa. Am nächsten Morgen Ankunft (mit dem russischen Schiff „Korniloff") in Port Said.

In Port Said früh am Tage Kampf des christlichen Kaffeewirts mit einem Araber; Prügelei; alle schlagen auf den Araber los, – nachher kommt der freche Wirt mit einem Beamten auf die Bahn, um von mir

in zwei Zeilen ein Zeugnis gegen den Araber zu haben; ich sage voll Empörung, daß der christliche Wirt die ganze Schuld hat, dem Araber sei Unrecht geschehn; ein katholischer Franzose bei mir bestätigt es entrüstet, der Christ zieht mit eingezogenem Schweif ab . . .

Das Zeugnis eines einzigen Europäers genügt hier, einen der Moslim zur Verurteilung zu bringen.

73

Warmer Wüstenwind. Heiße Luft, aber bewegt. Es ist wie die Berührung mit einem holden Menschenleib.

Am nächsten Tag wieder in Kairo. Früh auf den Mokkatam geritten. Merkwürdiger Wüstenritt zum versteinerten Wald.

Kairo: eleganteste der von mir kennengelernten Städte. Kutschen, Duftgewänder, Perlen, Fächer. Wimmelnde Üppigkeit um den Esbekijegarten. Fremdentrubel.

Kaffeehäuser. Lärm.

74

— —

Abseits liegt, gen Morgen am Meer, fromm-versunken, ein Land.

Mit Jeruschalajim, der Bergstadt zwischen Meeren. Heiligstes Land.

Fern verblaßt nun der Körperling und Bauer Simson.

Barkochba jedoch, als welcher um die Freiheit rang, lebt. Rahel, die holde Braut Jakofs lebt. Mirjam lebt, die stille Mutter des Heilandbochers. Wir alle leben.

75

O Land voll Zitronenduft.

Steinig und strahlend. Furchtbar und lieblich.

. . . Felsland und Sonnenland. Trotzland und Leuchtland. Wüstenland und Brunnenland. Kämpferland und Rahelsland.

Judenland. Seelenland.

Klingsors letzter Sommer

von Hermann Hesse

Vorbemerkung

Den letzten Sommer seines Lebens brachte der Maler Klingsor, im Alter von zweiundvierzig Jahren, in jenen südlichen Gegenden in der Nähe von Pampambio, Kareno und Laguno hin, die er schon in früheren Jahren geliebt und oft besucht hatte. Dort entstanden seine letzten Bilder, jene freien Paraphrasen zu den Formen der Erscheinungswelt, jene seltsamen, leuchtenden und doch stillen, traumstillen Bilder mit den gebogenen Bäumen und pflanzenhaften Häusern, welche von den Kennern denen seiner „klassischen" Zeit vorgezogen werden. Seine Palette zeigte damals nur noch wenige, sehr leuchtende Farben: Kadmium gelb und rot, Veronesergrün, Emerald, Kobalt, Kobaltviolett, französischer Zinnober, Geraniumlack und helles Eilido-Rot.

Die Nachricht von Klingsors Tode erschreckte seine Freunde im Spätherbst. Manche seiner Briefe hatten Vorahnungen oder Todeswünsche enthalten. Hieraus mag das Gerücht entstanden sein, er habe sich selbst das Leben genommen. Andre Gerüchte, wie sie eben einem umstrittenen Namen anfliegen, sind kaum weniger haltlos als jenes. Viele behaupten, Klingsor sei schon seit Monaten geisteskrank gewesen, und ein wenig einsichtiger Kunstschriftsteller hat versucht, das Verblüffende und Ekstatische in seinen letzten Bildern aus diesem angeblichen Wahnsinn zu erklären! Mehr Grund als diese Redereien hat die anekdotenreiche Sage von Klingsors Neigung zum Trunk. Diese Neigung war bei ihm vorhanden, und niemand nannte sie offenherziger mit Namen als er selbst. Er hat zu gewissen Zeiten, und so auch in den letzten Monaten seines Lebens, nicht nur Freude an häufigem Pokulieren gehabt, sondern auch den Weinrausch bewußt als Betäubung seiner Schmerzen und einer oft schwer erträglichen Schwermut gesucht. Li Tai Pe, der Dichter der tiefsten Trinklieder, war sein Liebling, und im Rausche nannte er oft sich selbst Li Tai Pe und einen seiner Freunde Thu Fu.

Seine Werke leben fort, und nicht minder lebt, im kleinen Kreis seiner Nächsten, die Legende seines Lebens und jenes letzten Sommers weiter.

Klingsor

Ein leidenschaftlicher und raschlebiger Sommer war angebrochen. Die heißen Tage, so lang sie waren, loderten weg wie brennende Fahnen, den kurzen schwülen Mondnächten folgten kurze schwüle Regennächte, wie Träume schnell und mit Bildern überfüllt fieberten die glänzenden Wochen dahin.

Klingsor stand nach Mitternacht, von einem Nachtgang heimgekehrt, auf dem schmalen Steinbalkon seines Arbeitszimmers. Unter ihm sank tief und schwindelnd der alte Terrassengarten hinab, ein tief durchschattetes Gewühl dichter Baumwipfel, Palmen, Zedern, Kastanien, Judasbaum, Blutbuche, Eukalyptus, durchklettert von Schlingpflanzen, Lianen, Glyzinen. Über der Baumschwärze schimmerten blaßspiegelnd die großen blechernen Blätter der Sommermagnolien, riesige schneeweiße Blüten dazwischen halbgeschlossen, groß wie Menschenköpfe, bleich wie Mond und Elfenbein, von denen durchdringend und beschwingt ein inniger Zitronengeruch herüberkam. Aus unbestimmter Ferne her mit müden Schwingen kam Musik geflogen, vielleicht eine Gitarre, vielleicht ein Klavier, nicht zu unterscheiden. In den Geflügelhöfen schrie plötzlich ein Pfau auf, zwei- und dreimal, und durchriß die waldige Nacht mit dem kurzen, bösen und hölzernen Ton seiner gepeinigten Stimme, wie wenn das Leid aller Tierwelt ungeschlacht und schrill aus der Tiefe schelte. Sternlicht floß durch das Waldtal, hoch und verlassen blickte eine weiße Kapelle aus dem endlosen Walde, verzaubert und alt. See, Berge und Himmel flossen in der Ferne ineinander.

Klingsor stand auf dem Balkon, im Hemde, die nackten Arme auf die Eisenbrüstung gestützt, und las halb unmutig, mit heißen Augen, die Schrift der Sterne auf dem bleichen Himmel und der milden Lichter auf dem schwarzen klumpigen Gewölk der Bäume. Der Pfau erinnerte ihn. Ja, es war wieder Nacht, spät, und man hätte nun schlafen sollen, unbedingt und um jeden Preis. Vielleicht, wenn man eine Reihe von Nächten wirklich schlafen würde, sechs oder acht Stunden richtig schlafen, so würde man sich erholen können, so würden die Augen wieder gehorsam und geduldig sein, und das Herz ruhiger, und die Schläfen ohne Schmerzen. Aber dann war dieser Sommer vorüber, dieser tolle flackernde Sommertraum, und mit ihm tausend ungetrunkene Becher verschüttet, tausend ungesehene Liebesblicke gebrochen, tausend unwiederbringliche Bilder ungesehen erloschen!

Er legte die Stirn und die schmerzenden Augen auf die kühle Eisenbrüstung, das erfrischte für einen Augenblick. In einem Jahr vielleicht, oder früher, waren diese Augen blind, und das Feuer in seinem Herzen gelöscht. Nein, kein Mensch konnte dies flammende Leben lang ertragen, auch nicht er, auch nicht Klingsor, der zehn Leben hatte. Niemand konnte eine lange Zeit hindurch Tag und Nacht alle seine Lichter, alle seine Vulkane brennen haben, niemand konnte mehr als eine kurze Zeit lang Tag und Nacht in Flammen stehen, jeden Tag viele Stunden glühender Arbeit, jede Nacht viele Stunden glühender Gedanken, immerzu genießend, immerzu schaffend, immerzu in allen Sinnen und Nerven hell und über-

wach wie ein Schloß, hinter dessen sämtlichen Fenstern Tag für Tag Musik erschallt, Nacht für Nacht tausend Kerzen funkeln. Es wird zu Ende gehen, schon ist viel Kraft vertan, viel Augenlicht verbrannt, viel Leben hingeblutet.

Plötzlich lachte er, und reckte sich auf. Ihm fiel ein: oft schon hatte er so empfunden, oft schon so gedacht, so gefürchtet. In allen guten, fruchtbaren, glühenden Zeiten seines Lebens, auch in der Jugend schon, hatte er so gelebt, hatte seine Kerze an beiden Enden brennen gehabt, mit einem bald jubelnden, bald schluchzenden Gefühl von rasender Verschwendung, von Verbrennen, mit einer verzweifelten Gier, den Becher ganz zu leeren, und mit einer tiefen, verheimlichten Angst vor dem Ende. Oft schon hatte er so gelebt, oft schon den Becher geleert, oft schon lichterloh gebrannt. Zuweilen war das Ende sanft gewesen, wie ein tiefer bewußtloser Winterschlaf. Zuweilen auch war es schrecklich gewesen, unsinnige Verwüstung, unleidliche Schmerzen, Ärzte, trauriger Verzicht, Triumph der Schwäche. Und allerdings war von Mal zu Mal das Ende einer Glutzeit schlimmer geworden, trauriger, vernichtender. Aber immer war auch das überlebt worden, und nach Wochen oder Monaten, nach Qual oder Betäubung war die Auferstehung gekommen, neuer Brand, neuer Ausbruch der unterirdischen Feuer, neue glühendere Werke, neuer glänzender Lebensrausch. So war es gewesen, und die Zeiten der Qual und des Versagens, die elenden Zwischenzeiten waren vergessen worden und untergesunken. Es war gut so. Es würde gehen, wie es oft gegangen war.

Lächelnd dachte er an Gina, die er heut abend gesehen hatte, mit der auf dem ganzen nächtlichen Heimweg seine zärtlichen Gedanken gespielt hatten. Wie war dies Mädchen schön und warm in seiner noch unerfahrenen und ängstlichen Glut! Spielend und zärtlich sagte er vor sich hin, als flüstere er ihr wieder ins Ohr: „Gina! Gina! Cara Gina! Carina Gina! Bella Gina!"

Er trat ins Zimmer zurück und drehte das Licht wieder an. Aus einem kleinen wirren Bücherhaufen zog er einen roten Band Gedichte; ein Vers war ihm eingefallen, ein Stück eines Verses, der ihm unsäglich schön und liebevoll schien. Er suchte lange, bis er ihn fand:

Laß mich nicht so der Nacht, dem Schmerze,
Du Allerliebstes, du mein Mondgesicht!
O du mein Phosphor, meine Kerze,
Du meine Sonne, du mein Licht!

Tief genießend schlürfte er den dunkeln Wein dieser Worte. Wie schön, wie innig und zauberhaft war das: O du mein Phosphor! Und: Du mein Mondgesicht!

Lächelnd ging er vor den hohen Fenstern auf und ab, sprach die Verse, rief sie der fernen Gina zu: „O du mein Mondgesicht!" und seine Stimme wurde dunkel vor Zärtlichkeit.

Dann schloß er die Mappe auf, die er nach dem langen Arbeitstage noch den ganzen Abend mit sich getragen hatte. Er öffnete das Skizzenbuch, das kleine, sein liebstes, und suchte die letzten Blätter, die von gestern und heute, auf. Da war der Bergkegel mit den tiefen Felsenschatten; er hatte ihn ganz nahe an ein Fratzengesicht heran modelliert, er schien zu schreien, der Berg, vor Schmerz zu klaffen. Da war der kleine Steinbrunnen, halbrund im Berghang, der gemauerte Bogen schwarz mit Schatten gefüllt, ein blühender Granatbaum drüber blutig blühend. Alles nur für ihn zu lesen, nur Geheimschrift für ihn selbst, eilige gierige Notiz des Augenblicks, rasch herangerissene Erinnerung an jeden Augenblick, in dem Natur und Herz neu und laut zusammenklangen. Und jetzt die größern Farbskizzen, weiße Blätter mit leuchtenden Farbflächen in Wasserfarben: die rote Villa im Gehölz, feurig glühend wie ein Rubin auf grünem Sammet, und die eiserne Brücke bei Castiglia, rot auf blaugrünem Berg, der violette Damm daneben, die rosige Straße. Weiter: Der Schlot der Ziegelei, rote Rakete vor kühlhellem Baumgrün, blauer Wegweiser, hellvioletter Himmel mit der dicken wie gewalzten Wolke. Dies Blatt war gut, das konnte bleiben. Um die Stalleinfahrt war es schade, das Rotbraun vor dem stählernen Himmel war richtig, das sprach und klang; aber es war nur halb fertig, die Sonne hatte ihm aufs Blatt geschienen und wahnsinnige Augenschmerzen gemacht. Er hatte nachher lange das Gesicht in einem Bach gebadet. Nun, das Braunrot vor dem bösen metallenen Blau war da, das war gut, das war um keine kleine Tönung, um keine kleinste Schwingung gefälscht oder mißglückt. Ohne caput mortuum hätte man das nicht herausbekommen. Hier, auf diesem Gebiet lagen die Geheimnisse. Die Formen der Natur, ihr Oben und Unten, ihr Dick und Dünn konnte verschoben werden, man konnte auf alle die biederen Mittel verzichten, mit denen die Natur nachgeahmt wird. Auch die Farben konnte man fälschen, gewiß, man konnte sie steigern, dämpfen, übersetzen, auf hundert Arten. Aber wenn man mit Farbe ein Stück Natur umdichten wollte, so kam es darauf an, daß die paar Farben genau, haargenau in gleichem Verhältnis, in der gleichen Spannung zueinander standen wie in der Natur. Hier blieb man abhängig, hier blieb man Naturalist, einstweilen, auch wenn man statt grau Orange und statt schwarz Krapplack nahm

Also, ein Tag war wieder vertan, und der Ertrag spärlich. Das Blatt mit dem Fabrikschlot, und der rotblaue Klang auf dem andern Blatt, und vielleicht die Skizze mit dem Brunnen. Wenn morgen bedeckter

Himmel war, ging er nach Carabbina; dort war die Halle mit den Wäscherinnen. Vielleicht regnete es auch wieder einmal, dann blieb er zu Haus und fing das Bachbild in Öl an. Und jetzt zu Bett! Es war wieder ein Uhr vorbei.

Im Schlafzimmer riß er das Hemd ab, goß sich Wasser über die Schultern, daß es auf dem roten Steinboden klatschte, sprang ins hohe Bett und löschte das Licht. Durchs Fenster sah der blasse Monte Salute herein, tausendmal hatte Klingsor vom Bett aus seine Formen abgelesen. Ein Eulenruf aus der Waldschlucht tief und hohl, wie Schlaf, wie Vergessen.

Er schloß die Augen und dachte an Gina, und an die Halle mit den Wäscherinnen. Gott im Himmel, so viel tausend Dinge warteten, so viel tausend Becher standen eingeschenkt! Kein Ding auf der Erde, das man nicht hätte malen müssen! Keine Frau in der Welt, die man nicht hätte lieben müssen! Warum gab es Zeit! Warum immer nur dies idiotische Nacheinander, und kein brausendes, sättigendes Zugleich? Warum lag er jetzt wieder allein im Bett, wie ein Witwer, wie ein Greis? Das ganze kurze Leben hindurch konnte man genießen, konnte man schaffen, aber man sang immer nur Lied um Lied, nie klang die ganze volle Symphonie mit allen hundert Stimmen und Instrumenten zugleich.

Vor langer Zeit, im Alter von zwölf Jahren, war er Klingsor mit den zehn Leben gewesen. Es gab da bei den Knaben ein Räuberspiel, und jeder von den Räubern hatte zehn Leben, von denen er jedesmal eines verlor, wenn er vom Verfolger mit der Hand oder mit dem Wurfspeer berührt wurde. Mit sechs, mit drei, mit einem einzigen Leben konnte man noch davonkommen und sich befreien, erst mit dem zehnten war alles verloren. Er aber, Klingsor, hatte seinen Stolz darein gesetzt, sich mit allen, allen seinen zehn Leben durchzuschlagen, und es für eine Schande erklärt, wenn er mit neun, mit sieben davonkam. So war er als Knabe gewesen, in jener unglaublichen Zeit, wo nichts auf der Welt unmöglich, nichts auf der Welt schwierig war, wo alle Klingsor liebten, wo Klingsor allen befahl, wo alles Klingsor gehörte. Und so hatte er es weiter getrieben, und immer mit zehn Leben gelebt. Und wenn auch nie die Sättigung, niemals die volle brausende Symphonie zu erreichen war – einstimmig und arm war sein Lied doch nicht gewesen, immer doch hatte er ein paar Saiten mehr auf seinem Spiel gehabt als andere, ein paar Eisen mehr im Feuer, ein paar Taler mehr im Sack, ein paar Rosse mehr am Wagen! Gott sei Dank!

Wie klang die dunkle Gartenstille voll und durchpulst herein, wie Atem einer schlafenden Frau! Wie schrie der Pfau! Wie brannte das Feuer in der Brust, wie schlug das Herz, und schrie, und litt, und jubelte,

und blutete! Es war doch ein guter Sommer hier oben in Castagnetta, herrlich wohnte er in seiner alten noblen Ruine, herrlich blickte er auf die raupigen Rücken der hundert Kastanienwälder hinab, schön war es, je und je aus dieser edlen alten Wald- und Schloßwelt gierig hinab zu steigen und das farbige frohe Spielzeug drunten anzuschauen und in seiner guten frohen Grellheit zu malen: die Fabrik, die Eisenbahn, den blauen Trammwagen, die Plakatsäule am Quai, die stolzierenden Pfauen, Weiber, Priester, Automobile. Und wie schön und peinigend und unbegreiflich war dies Gefühl in seiner Brust, diese Liebe und flackernde Gier nach jedem bunten Band und Fetzen des Lebens, dieser süße wilde Zwang zu schauen und zu gestalten, und doch zugleich heimlich, unter dünnen Decken, das innige Wissen von der Kindlichkeit und Vergeblichkeit all seines Tuns!

Fiebernd schmolz die kurze Sommernacht hinweg, Dampf stieg aus der grünen Taltiefe, in hunderttausend Bäumen kochte der Saft, hunderttausend Träume quollen in Klingsors leichtem Schlummer auf, seine Seele schritt durch den Spiegelsaal seines Lebens, wo alle Bilder vervielfacht und jedesmal mit neuem Gesicht und neuer Bedeutung sich begegneten und neue Verbindungen eingingen, als würde ein Sternhimmel im Würfelbecher durcheinander geschüttelt.

Ein Traumbild unter den vielen entzückte und erschütterte ihn: Er lag in einem Walde und hatte ein Weib mit rotem Haar auf seinem Schoß, und eine Schwarze lag an seiner Schulter, und eine andere kniete neben ihm, hielt seine Hand und küßte seine Finger, und überall und rundum waren Frauen und Mädchen, manche noch Kinder, mit dünnen hohen Beinen, manche in voller Blüte, manche reif und mit den Zeichen des Wissens und der Ermüdung in den zuckenden Gesichtern, und alle liebten ihn, und alle wollten von ihm geliebt sein. Da brach Krieg und Flamme zwischen den Weibern aus, da griff die Rote mit rasender Hand in das Haar der Schwarzen, und riß sie daran zu Boden, und ward selber hinabgerissen, und alle stürzten sich aufeinander, jede schrie, jede riß, jede biß, jede tat Weh, jede litt Weh, Gelächter, Wutschrei und Schmerzgeheul klang ineinander verwickelt und verknotet, Blut floß überall, Krallen schlugen blutig in feistes Fleisch.

Mit einem Gefühl von Weh und Beklemmung erwachte Klingsor für Minuten, weit offen starrten seine Augen nach dem lichten Loch in der Wand. Noch standen die Gesichter der rasenden Weiber vor seinem Blick, und viele von ihnen kannte und nannte er mit Namen: Nina, Hermine, Elisabeth, Gina, Edith, Bertha, und sagte mit heiserer Stimme, noch aus dem Traum heraus: „Kinder, hört auf! Ihr lügt ja, ihr lügt mich ja an; nicht euch müsset ihr zerreißen, sondern mich, mich!"

Louis der Grausame war vom Himmel gefallen, plötzlich war er da, Klingsors alter Freund, der Reisende, der Unberechenbare, der in der Eisenbahn wohnte und dessen Atelier sein Rucksack war. Gute Stunden tropften vom Himmel dieser Tage, gute Winde wehten. Sie malten gemeinsam, auf dem Ölberg und in Cartago.

„Ob diese ganze Malerei eigentlich einen Wert hat?" sagte Louis auf dem Ölberg, nackt im Grase liegend, den Rücken rot von der Sonne. „Man malt doch bloß faute de mieux, mein Lieber. Hättest du immer das Mädchen auf dem Schoß, das dir gerade gefällt, und die Suppe im Teller, nach der heute dein Sinn steht, du würdest dich nicht mit dem wahnsinnigen Kinderspiel plagen. Die Natur hat zehntausend Farben, und wir haben uns in den Kopf gesetzt, die Skala auf zwanzig zu reduzieren. Das ist die Malerei. Zufrieden ist man nie, und muß noch die Kritiker ernähren helfen. Hingegen eine gute Marseiller Fischsuppe, caro mio, und ein kleiner lauer Burgunder dazu, und nachher ein Mailänder Schnitzel, zum Dessert Birnen und einen Gorgonzola, und ein türkischer Kaffee — das sind Realitäten, mein Herr, das sind Werte! Wie ißt man schlecht in eurem Palästina hier! Ach Gott, ich wollte, ich wär' in einem Kirschbaum, und die Kirschen wüchsen mir ins Maul, und grade über mir auf der Leiter stünde das braune heftige Mädchen, dem wir heut früh begegnet sind. Klingsor, gib das Malen auf! Ich lade dich zu einem guten Essen in Laguno ein, es wird bald Zeit."

„Gilt es?" fragte Klingsor blinzelnd.

„Es gilt. Ich muß nur vorher noch schnell an den Bahnhof. Nämlich, offen gestanden, ich habe einer Freundin telegraphiert, daß ich am Sterben sei, sie kann um elf Uhr da sein."

Lachend riß Klingsor die begonnene Studie vom Brett.

„Recht hast du, Junge. Gehen wir nach Laguno! Zieh dein Hemd an, Luigi. Die Sitten hier sind von großer Unschuld, aber nackt kannst du leider nicht in die Stadt gehen."

Sie gingen ins Städtchen, sie gingen zum Bahnhof, eine schöne Frau kam an, sie aßen schön und gut in einem Restaurant, und Klingsor, der dies in seinen ländlichen Monaten ganz vergessen hatte, war erstaunt, daß es alle diese Dinge noch gab, diese lieben heiteren Dinge: Forellen, Lachsschinken, Spargeln, Chablis, Walliser Dôle, Benediktiner.

Nach dem Essen fuhren sie, alle drei, in der Seilbahn durch die steile Stadt hinauf, quer durch die Häuser, an Fenstern und hängenden Gärten vorüber, es war sehr hübsch, sie blieben sitzen und fuhren wieder hinab, und noch einmal hinauf und hinab. Sonderbar schön und seltsam war

die Welt, sehr farbig, etwas fragwürdig, etwas unwahrscheinlich, jedoch wunderschön. Klingsor nur war ein wenig befangen, er trug Kaltblütigkeit zur Schau, wollte sich nicht in Luigis schöne Freundin verlieben. Sie gingen nochmals in ein Café, sie gingen in den leeren mittäglichen Park, legten sich am Wasser unter die Riesenbäume. Vieles sahen sie, was hätte gemalt werden müssen: rote edelsteinerne Häuser in tiefem Grün, Schlangenbäume und Perückenbäume, blau und braun berostet.

„Du hast sehr liebe und lustige Sachen gemalt, Luigi," sagte Klingsor, „die ich alle sehr liebe: Fahnenstangen, Clowns, Zirkusse. Aber das Liebste von allem ist mir ein Fleck auf deinem nächtlichen Karussellbild. Weißt du, da weht über dem violetten Gezelt und fern von all den Lichtern hoch oben in der Nacht eine kühle kleine Fahne, hellrosa, so schön, so kühl, so einsam, so scheußlich einsam! Das ist wie ein Gedicht von Li Tai Pe oder von Paul Verlaine. In dieser kleinen, dummen Rosafahne ist alles Weh und alle Resignation der Welt, und auch noch alles gute Lachen über Weh und Resignation. Daß du dieses Fähnchen gemalt hast, damit ist dein Leben gerechtfertigt, ich rechne es dir hoch an, das Fähnchen."

„Ja, ich weiß, daß du es gern hast."

„Du selber hast es auch gern. Schau, wenn du nicht einige solche Sachen gemalt hättest, dann würden alle guten Essen und Weine und Weiber und Cafés dir nichts helfen, du wärest ein armer Teufel. So aber bist du ein reicher Teufel, und bist ein Kerl, den man lieb hat. Sieh, Luigi, ich denke oft wie du: unsre ganze Kunst ist bloß ein Ersatz, ein mühsamer und zehnmal zu teuer bezahlter Ersatz für versäumtes Leben, versäumte Tierheit, versäumte Liebe. Aber es ist doch nicht so. Es ist ganz anders. Man überschätzt das Sinnliche, wenn man das Geistige nur als einen Notersatz für fehlendes Sinnliches ansieht. Das Sinnliche ist um kein Haar mehr wert als der Geist, so wenig wie umgekehrt. Es ist alles eins, es ist alles gleich gut. Ob du ein Weib umarmst oder ein Gedicht machst, ist dasselbe. Wenn nur die Hauptsache da ist, die Liebe, das Brennen, das Ergriffensein, dann ist es einerlei, ob du Mönch auf dem Berge Athos bist oder Lebemann in Paris."

Louis blickte langsam aus den spöttischen Augen herüber. „Junge, brich dir man keene Verzierungen ab!"

Mit der schönen Frau durchstreiften sie die Gegend. Im Sehen waren sie beide stark, das konnten sie. Im Umkreis der paar Städtchen und Dörfer sahen sie Rom, sahen Japan, sahen die Südsee, und zerstörten die Illusionen wieder mit spielendem Finger; ihre Laune zündete Sterne am Himmel an und löschte sie wieder aus. Durch die üppigen Nächte ließen sie ihre Leuchtkugeln steigen; die Welt war Seifenblase, war Oper, war froher Unsinn.

Louis, der Vogel, schwebte auf seinem Fahrrad durch die Hügelgegend, war da und dort, während Klingsor malte. Manche Tage opferte Klingsor, dann saß er wieder verbissen draußen und arbeitete. Louis wollte nicht arbeiten. Louis war plötzlich abgereist, samt der Freundin, schrieb eine Karte aus weiter Ferne. Plötzlich war er wieder da, als Klingsor ihn schon verloren gegeben hatte, stand im Strohhut und offnen Hemde vor der Tür, als wäre er nie weggewesen. Noch einmal sog Klingsor aus dem süßesten Becher seiner Jugendzeit den Trank der Freundschaft. Viele Freunde hatte er, viele liebten ihn, vielen hatte er gegeben, vielen sein rasches Herz geöffnet, aber nur zwei von den Freunden hörten auch in diesem Sommer noch den alten Herzensruf von seinen Lippen: Louis der Maler, und der Dichter Hermann, genannt Thu Fu.

An manchen Tagen saß Louis im Feld auf seinem Malstuhl, im Birnbaumschatten, im Pflaumenbaumschatten, und malte nicht. Er saß und dachte, und hielt Papier auf das Malbrett geheftet, und schrieb, schrieb viel, schrieb viele Briefe. Sind Menschen glücklich, die so viele Briefe schreiben? Er schrieb angestrengt, Louis, der Sorglose, sein Blick hing eine Stunde lang peinlich am Papier. Viel Verschwiegenes trieb ihn um. Klingsor liebte ihn dafür.

Anders tat Klingsor. Er konnte nicht schweigen. Er konnte sein Herz nicht verbergen. Von den heimlichen Leiden seines Lebens, von denen wenige wußten, ließ er doch die Nächsten wissen. Oft litt er an Angst, an Schwermut, oft lag er im Schacht der Finsternis gefangen, Schatten aus seinem früheren Leben fielen zu Zeiten übergroß in seine Tage und machten sie schwarz. Dann tat es ihm wohl, Luigis Gesicht zu sehen. Dann klagte er ihm zuweilen.

Louis aber sah diese Schwächen nicht gerne. Sie quälten ihn, sie forderten Mitleid. Klingsor gewöhnte sich daran, dem Freund sein Herz zu zeigen, und begriff zu spät, daß er ihn damit verliere.

Wieder begann Louis von Abreise zu sprechen. Klingsor wußte, nun würde er ihn noch für Tage halten können, für drei, für fünf; plötzlich aber würde er ihm den gepackten Koffer zeigen und abreisen, um lange Zeit nicht wieder zu kommen. Wie war das Leben kurz, wie unwiederbringlich war alles! Den einzigen seiner Freunde, der seine Kunst ganz verstand, dessen eigene Kunst der seinen nah und ebenbürtig war, diesen einzigen hatte er nun erschreckt und belästigt, ihn verstimmt und abgekühlt, bloß aus dummer Schwäche und Bequemlichkeit, bloß aus dem kindlichen und unanständigen Bedürfnis, einem Freund gegenüber sich keine Mühe geben zu müssen, keine Geheimnisse vor ihm zu hüten, keine Haltung vor ihm zu bewahren. Wie dumm, wie knabenhaft war das gewesen! So strafte sich Klingsor, zu spät.

Den letzten Tag wanderten sie zusammen durch die goldenen Täler, Louis war sehr guter Laune, Abreise war Lebensluft für sein Vogelherz. Klingsor machte mit, sie hatten wieder den alten, leichten, spielenden und spöttischen Ton gefunden, und ließen ihn nimmer los. Abends saßen sie im Garten des Wirtshauses. Fische ließen sie sich backen, Reis mit Pilzen kochen, und gossen Maraschino über Pfirsiche.

„Wohin reisest du morgen?“ fragte Klingsor.

„Ich weiß nicht.“

„Fährst du zu der schönen Frau?“

„Ja. Vielleicht. Wer kann das wissen? Frage nicht so viel. Wir wollen jetzt, zum Schluß, noch einen guten Weißwein trinken. Ich bin für Neuenburger.“

Sie tranken; plötzlich rief Louis: „Es ist schon gut, daß ich abreise, alter Seehund. Manchmal, wenn ich so neben dir sitze, zum Beispiel jetzt, fällt mir plötzlich etwas Dummes ein. Es fällt mir ein, daß jetzt da die zwei Maler sitzen, die unser gutes Vaterland hat, und dann habe ich ein scheußliches Gefühl in den Knien, wie wenn wir beide aus Bronze wären und Hand in Hand auf einem Denkmal stehen müßten, weißt du, so wie der Goethe und der Schiller. Die können schließlich auch nichts dafür, daß sie ewig dastehen und einander an der Bronzehand halten müssen, und daß sie uns allmählich so fatal und verhaßt geworden sind. Vielleicht waren sie ganz feine Kerle und reizende Burschen, vom Schiller habe ich früher einmal ein Stück gelesen, das war direkt hübsch. Und doch ist jetzt das aus ihm geworden, daß er ein berühmtes Vieh ist, und neben seinem siamesischen Zwilling stehen muß, Gipskopf neben Gipskopf, und daß man ihre gesammelten Werke herumstehen sieht und sie in den Schulen erklärt. Es ist schauderhaft. Denke dir, ein Professor in hundert Jahren, wie er den Gymnasiasten predigt: Klingsor, geboren 1877, und sein Zeitgenosse Louis, genannt der Vielfraß, Erneuerer der Malerei, Befreiung vom Naturalismus der Farbe, bei näherer Betrachtung zerfällt dies Künstlerpaar in drei deutlich unterscheidbare Perioden! Lieber komme ich noch heut unter eine Lokomotive.“

„Gescheiter wäre es, es kämen alle Professoren darunter.“

„So große Lokomotiven gibt es nicht. Du weißt, wie kleinlich unsre Technik ist.“

Schon kamen Sterne herauf. Plötzlich stieß Louis sein Glas an das des Freundes.

„So, wir wollen anstoßen und austrinken. Dann setze ich mich auf mein Rad und adieu. Nur keinen langen Abschied! Der Wirt ist bezahlt. Prosit, Klingsor!“

Sie stießen an, sie tranken aus, im Garten stieg Louis aufs Zweirad,

schwang den Hut, war fort. Nacht, Sterne. Louis war in China. Louis war eine Legende.

Klingsor lächelte traurig. Wie liebte er diesen Zugvogel! Lange stand er im Kies des Wirtsgartens, sah die leere Straße hinab.

Der Kareno-Tag

Zusammen mit den Freunden aus Barengo, und mit Agosto und Ersilia, unternahm Klingsor die Fußreise nach Kareno. Sie sanken in der Morgenstunde, zwischen den stark duftenden Spiräen und umzittert von den noch betauten Spinngeweben der Waldränder, durch den steilen warmen Wald hinab in das Tal von Pampambio, wo vom Sommertag betäubt an der gelben Straße grelle gelbe Häuser schliefen, vornübergeneigt und halbtot, und am versiegten Bach die weißen metallenen Weiden hingen mit schweren Flügeln über den goldenen Wiesen. Farbig schwamm die Karawane der Freunde auf der rosigen Straße durch das dampfende Talgrün: die Männer weiß und gelb in Leinen und Seide, die Frauen weiß und rosa, der herrliche veronesergrüne Sonnenschirm Ersilias funkelte wie ein Kleinod im Zauberring.

Melancholisch klagte der Doktor, mit der menschenfreundlichen Stimme: „Es ist ein Jammer, Klingsor, Ihre wunderbaren Aquarelle werden in zehn Jahren alle weiß sein; diese Farben, die Sie bevorzugen, halten alle nicht."

Klingsor: „Ja, und was noch schlimmer ist: Ihre schönen braunen Haare, Doktor, werden in zehn Jahren alle grau sein, und eine kleine Weile später liegen unsere hübschen frohen Knochen irgendwo in einem Loch in der Erde, leider auch Ihre so schönen und gesunden Knochen, Ersilia. Kinder, wir wollen nicht so spät im Leben noch anfangen vernünftig zu werden. Hermann, wie spricht Li Tai Pe?"

Hermann der Dichter blieb stehen und sprach:

Das Leben vergeht wie ein Blitzstrahl,
Dessen Glanz kaum so lange währt, daß man ihn sehen kann.
Wenn die Erde und der Himmel ewig unbeweglich stehen,
Wie rasch fliegt die wechselnde Zeit über das Antlitz der Menschen.
O du, der du beim vollen Becher sitzest und nicht trinkst,
O sage mir, auf wen wartest du noch?

„Nein", sagte Klingsor, „ich meine den andern Vers, mit Reimen, von den Haaren, die am Morgen noch dunkel waren –"

Hermann sagte alsbald den Vers:

Noch am Morgen glänzten deine Haare wie schwarze Seide,
Abend hat schon Schnee auf sie getan,
Wer nicht will, daß er lebendigen Leibes sterbend leide,
Schwinge den Becher und fordre den Mond als Kumpan!

Klingsor lachte laut, mit seiner etwas heiseren Stimme.

„Braver Li Tai Pe! Er hatte Ahnungen, er wußte allerlei. Auch wir wissen allerlei, er ist unser alter kluger Bruder. Dieser trunkene Tag würde ihm gefallen, es ist gerade so ein Tag, an dessen Abend es schön wäre, den Tod Li Tai Pes zu sterben, im Boot auf dem stillen Fluß. Ihr werdet sehen, alles wird heute wunderbar sein."

„Was war das für ein Tod, den Li Tai Pe auf dem Fluß gestorben ist?" fragte die Malerin.

Aber Ersilia unterbrach, mit ihrer guten tiefen Stimme: „Nein, jetzt höret auf! Wer noch ein Wort von Tod und Sterben sagt, den habe ich nicht mehr lieb. Finisca adesso, brutto Klingsor!"

Klingsor kam lachend zur ihr herüber: „Wie haben Sie recht, bambina! Wenn ich noch ein Wort vom Sterben sage, dürfen Sie mir mit dem Sonnenschirm in beide Augen stoßen. Aber im Ernst, es ist heut wunderbar, liebe Menschen! Ein Vogel singt heut, der ist ein Märchenvogel, ich hab' ihn schon am Morgen gehört. Ein Wind geht heut, der ist ein Märchenwind, das himmlische Kind, der weckt die schlafenden Prinzessinnen auf und schüttelt den Verstand aus den Köpfen. Heut blüht eine Blume, die ist eine Märchenblume, die ist blau und blüht nur einmal im Leben, und wer sie pflückt, der hat die Seligkeit."

„Meint er etwas damit?" fragte Ersilia den Doktor. Klingsor hörte es.

„Ich meine damit: Dieser Tag kommt niemals wieder, und wer ihn nicht ißt und trinkt und schmeckt und riecht, dem wird er in aller Ewigkeit kein zweites Mal angeboten. Niemals wieder wird die Sonne so scheinen wie heut, sie hat eine Konstellation am Himmel, eine Verbindung mit Jupiter, mit mir, mit Agosto und Ersilia und uns allen, die kommt nie, niemals wieder, nicht in tausend Jahren. Darum möchte ich jetzt, weil das Glück bringt, ein wenig an Ihrer linken Seite gehen, und Ihren smaragdenen Sonnenschirm tragen, in seinem Licht wird mein Schädel aussehen wie ein Opal. Sie aber müssen auch mittun, und müssen ein Lied singen, eines von Ihren schönsten."

Er nahm Ersilias Arm, sein scharfes Gesicht tauchte weich in den blaugrünen Schatten des Schirmes, in den er verliebt war und dessen grellsüße Farbe ihn entzückte.

Ersilia fing zu singen an:

Il mio papa non vole,
Ch' io spos' un bersaglier! –

Stimmen schlossen sich an, man schritt singend bis zum Walde und in den Wald hinein, bis die Steigung zu groß wurde, der Weg führte wie eine Leiter steil bergan durch die Farnkräuter den großen Berg empor.

„Wie wundervoll gradlinig ist dieses Lied!" lobte Klingsor. „Der

Papa ist gegen die Liebenden, wie er es immer ist. Sie nehmen ein Messer, das gut schneidet, und machen den Papa tot. Weg ist er. Sie machen es in der Nacht, niemand sieht sie als der Mond, der verrät sie nicht, und die Sterne, die sind stumm, und der liebe Gott, der wird ihnen schon verzeihen. Wie schön und aufrichtig ist das! Ein heutiger Dichter würde dafür gesteinigt werden."

Man klomm im durchsonnten spielenden Kastanienschatten den engen Bergweg hinan. Wenn Klingsor aufblickte, sah er vor seinem Gesicht die dünnen Waden der Malerin rosig aus durchsichtigen Strümpfen scheinen. Sah er zurück, so wölbte sich über dem schwarzen Negerkopf Ersilias der Türkis des Sonnenschirmes. Darunter war sie violett in Seide, die einzige Dunkle unter allen Figuren.

Bei einem Bauernhaus blau und orange lagen gefallene grüne Sommeräpfel in der Wiese, kühl und sauer, von denen probierten sie. Die Malerin erzählte schwärmend von einem Ausflug auf der Seine, in Paris, einst, vor dem Kriege. Ja, Paris, und das selige Damals!

„Das kommt nicht wieder. Nie mehr."

„Es soll auch nicht", rief der Maler heftig und schüttelte grimmig den scharfen Sperberkopf. „Nichts soll wiederkommen! Wozu denn? Was sind das für Kinderwünsche! Der Krieg hat alles, was vorher war, zu einem Paradies umgemalt, auch das Dümmste, auch das Entbehrlichste. Gut so, es war schön in Paris, und schön in Rom, und schön in Arles. Aber ist es heut und hier weniger schön? Das Paradies ist nicht Paris, und nicht die Friedenszeit, das Paradies ist hier, da oben liegt es auf dem Berg, und in einer Stunde sind wir mitten drin, und sind die Schächer, zu denen gesagt wird: Heute wirst du mit mir im Paradiese sein."

Sie brachen aus dem durchsprenkelten Schatten des Waldpfades auf die offene breite Fahrstraße hinaus, die führte licht und heiß in großen Spiralen zur Höhe. Klingsor, die Augen mit der dunkelgrünen Brille geschützt, ging als letzter und blieb oft zurück, um die Figuren sich bewegen und ihre farbigen Konstellationen zu sehen. Er hatte nichts zum Arbeiten mitgenommen, absichtlich, nicht einmal das kleine Notizbuch, und stand doch hundertmal still, bewegt von Bildern. Einsam stand seine hagere Gestalt, weiß auf der rötlichen Straße, am Rand des Akaziengehölzes. Sommer hauchte heiß über den Berg, Licht floß senkrecht herab, Farbe dampfte hundertfältig aus der Tiefe herauf. Über die nächsten Berge, die grün und rot mit weißen Dörfern aufklangen, schauten bläuliche Bergzüge, und lichter und blauer dahinter neue und neue Züge, und ganz fein und unwirklich die kristallnen Spitzen von Schneebergen. Über dem Wald von Akazien und Kastanien trat freier und mächtiger

der Felsrücken und höckrige Gipfel des Salute hervor, lila und hellviolett. Schöner als alles waren die Menschen, wie Blumen standen sie im Licht unterm Grün, wie ein riesiger Skarabäus leuchtete der smaragdne Sonnenschirm, Ersilias schwarzes Haar darunter, die weiße schlanke Malerin, mit rosigem Gesicht, und alle andern. Klingsor trank sie mit durstigem Auge, seine Gedanken aber waren bei Gina. Erst in einer Woche konnte er sie wieder sehen, sie saß in einem Büro in der Stadt und schrieb auf der Maschine, selten nur glückte es, daß er sie sah, und nie allein. Und sie liebte er, gerade sie, die nichts von ihm wußte, die ihn nicht kannte, nicht verstand, für die er nur ein seltner seltsamer Vogel, ein fremder berühmter Maler war. Wie seltsam war das, daß gerade an ihr sein Verlangen hängen blieb, daß kein anderer Liebesbecher ihm genügte. Er war es nicht gewohnt, lange Wege um eine Frau zu gehen. Um Gina ging er sie, um eine Stunde neben ihr zu sein, ihre schlanken kleinen Finger zu halten, seinen Schuh unter ihren zu schieben, einen schnellen Kuß auf ihren Nacken zu drücken. Er sann darüber nach, sich selbst ein drolliges Rätsel. War dies schon die Wende? Schon das Alter? War es nur das, nur der Johannistrieb des Vierzigjährigen zur Zwanzigjährigen?

Der Bergrücken war erreicht, und jenseits brach eine neue Welt dem Blick entgegen: hoch und unwirklich der Monte Gennaro, aufgebaut aus lauter steilen spitzen Pyramiden und Kegeln, die Sonne schräg dahinter, jedes Plateau emailglänzend auf tief violetten Schatten schwimmend. Zwischen dort und hier die flimmernde Luft, und unendlich tief verloren der schmale blaue Seearm, kühl hinter grünen Waldflammen ruhend.

Ein winziges Dorf auf dem Berggrat: ein Herrschaftsgut mit kleinem Wohnhaus, vier, fünf andere Häuser, steinern, blau und rosig bemalt, eine Kapelle, ein Brunnen, Kirschbäume. Die Gesellschaft hielt in der Sonne am Brunnen, Klingsor ging weiter, durch einen Torbogen in ein schattiges Gehöft, drei bläuliche Häuser standen hoch, mit wenig kleinen Fenstern, Gras und Geröll dazwischen, eine Ziege, Brennesseln. Ein Kind lief vor ihm fort, er lockte es, zog Schokolade aus der Tasche. Es hielt, er fing es ein, streichelte und fütterte es, es war scheu und schön, ein kleines schwarzes Mädchen, erschrockene schwarze Tieraugen, schlanke nackte Beine braun und glänzend. „Wo wohnt ihr?" fragte er, sie lief zur nächsten Tür, die in dem Häusergeklüft sich öffnete. Aus einem finstern Steinraum wie aus Höhlen der Urzeit trat ein Weib, die Mutter, auch sie nahm Schokolade. Aus schmutzigen Kleidern stieg der braune Hals, ein festes breites Gesicht, sonnverbrannt und schön, breiter voller Mund, großes Auge, roher süßer Liebreiz, Geschlecht und Mutter-

schaft sprach breit und still aus großen asiatischen Zügen. Er neigte sich verführend zu ihr, sie wich lächelnd aus, schob das Kind zwischen sich und ihn. Er ging weiter, zu einer Wiederkehr entschlossen. Diese Frau wollte er malen, oder ihr Geliebter sein, sei es nur eine Stunde lang. Sie war alles: Mutter, Kind, Geliebte, Tier, Madonna.

Langsam kehrte er zur Gesellschaft zurück, das Herz voll von Träumen. Auf der Mauer des Gutes, dessen Wohnhaus leer und geschlossen schien, waren alte rauhe Kanonenkugeln befestigt, eine launische Treppe führte durch Gebüsch zu einem Hain und Hügel, zu oberst ein Denkmal, da stand barock und einsam eine Büste, Kostüm Wallenstein, Locken, gewellter Spitzbart. Spuk und Phantastik umglühte den Berg, im gleißenden Mittagslicht, Wunderliches lag auf der Lauer, auf eine andere, ferne Tonart war die Welt gestimmt. Klingsor trank am Brunnen, ein Segelfalter flog her und sog an den verspritzten Tropfen auf dem kalksteinernen Brunnenrand.

Dem Grat nach führte die Bergstraße weiter, unter Kastanien, unter Nußbäumen, sonnig, schattig. An einer Biegung eine Wegkapelle, alt und gelb, in der Nische verblichene alte Bilder, ein Heiligenkopf engelsüß und kindlich, ein Stück Gewand rot und braun, der Rest verbröckelt. Klingsor liebte alte Bilder sehr, wenn sie ihm ungesucht entgegen kamen, er liebte solche Fresken, er liebte die Wiederkehr dieser schönen Werke zum Staub und zur Erde.

Wieder Bäume, Reben, heiße Straße blendend, wieder eine Biegung: Da war das Ziel, plötzlich, unverhofft: ein dunkler Torgang, eine große hohe Kirche aus rotem Stein, froh und selbstbewußt in den Himmel hinan geschmettert, ein Platz voll Sonne, Staub und Frieden, rot verbrannter Rasen, der unterm Fuße brach, Mittagslicht von grellen Wänden zurückgeworfen, eine Säule, eine Figur darauf, unsichtbar vor Sonnenschwall, eine Steinbrüstung um weiten Platz über blauer Unendlichkeit. Dahinter das Dorf, Kareno, uralt, eng, finster, sarazenisch, düstere Steinhöhlen unter verblichen braunem Ziegelstein, Gassen bedrückend traumschmal und voll Finsternis, kleine Plätze plötzlich in weißer Sonne aufschreiend, Afrika und Nagasaki, darüber der Wald, darunter der blaue Absturz, weiße fette satte Wolken oben.

„Es ist komisch", sagte Klingsor, „wie lange man braucht, bis man sich in der Welt ein bißchen auskennt! Als ich einmal nach Asien fuhr, vor Jahren, kam ich im Schnellzug in der Nacht sechs Kilometer von hier vorbei gefahren, oder zehn, und wußte nichts. Ich fuhr nach Asien, und es war damals sehr notwendig, daß ich es tat. Aber alles, was ich dort fand, das finde ich heute auch hier: Urwald, Hitze, schöne fremde Menschen ohne Nerven, Sonne, Heiligtümer. Man braucht so lang,

bis man lernt, an einem einzigen Tage drei Erdteile zu besuchen. Hier sind sie. Willkommen, Indien! Willkommen, Afrika! Willkommen, Japan!"

Die Freunde kannten eine junge Dame, die hier oben hauste, und Klingsor freute sich auf den Besuch bei der Unbekannten sehr. Er nannte sie die Königin der Gebirge, so hatte eine geheimnisvolle morgenländische Erzählung in den Büchern seiner Knabenjahre geheißen.

Erwartungsvoll brach die Karawane durch die blaue Schattenschlucht der Gassen, kein Mensch, kein Laut, kein Huhn, kein Hund. Aber im Halbschatten eines Fensterbogens sah Klingsor lautlos eine Gestalt stehen, ein schönes Mädchen, schwarzäugig, rotes Kopftuch um schwarzes Haar. Ihr Blick, still nach den Fremden lauernd, traf den seinen, einen langen Atemzug lang schauten sie, Mann und Mädchen, sich in die Augen, voll und ernst, zwei fremde Welten einen Augenblick lang einander nah. Dann lächelten sich beide kurz und innig den ewigen Gruß der Geschlechter zu, die alte, süße, gierige Feindschaft, und mit einem Schritt um die Kante des Hauses war der fremde Mann hinweg geflossen, und lag in des Mädchens Truhe, Bild bei vielen Bildern, Traum bei vielen Träumen. In Klingsors nie ersättigtem Herzen stach der kleine Stachel, einen Augenblick zögerte er und dachte umzukehren, Agosto rief ihn, Ersilia fing zu singen an, eine Schattenmauer schwand hinweg und ein kleiner greller Platz mit zwei gelben Palästen lag still und blendend im verzauberten Mittag, schmale steinerne Balkone, geschlossene Läden, herrliche Bühne für den ersten Akt einer Oper.

„Ankunft in Damaskus", rief der Doktor. „Wo wohnt Fatme, die Perle unter den Frauen?"

Antwort kam überraschend aus dem kleineren Palast. Aus der kühlen Schwärze hinter der halbgeschlossenen Balkontür sprang ein seltsamer Ton, noch einer, und zehnmal der gleiche, dann die Oktave dazu, zehnmal – ein Flügel, der gestimmt wurde, ein singender Flügel voller Töne mitten in Damaskus.

Hier mußte es sein, hier wohnte sie. Das Haus schien aber ohne Tor zu sein, nur rosig gelbe Mauer mit zwei Balkonen, darüber am Verputz des Giebels eine alte Malerei: Blumen blau und rot, und ein Papagei. Eine gemalte Tür hätte hier sein müssen, und wenn man dreimal an sie pochte und den Schlüssel Salomonis dazu sprach, ging die gemalte Pforte auf, und den Wanderer empfing der Duft von persischen Ölen, hinter Schleiern thronte hoch die Königin der Gebirge. Sklavinnen kauerten auf den Stufen zu ihren Füßen, der gemalte Papagei flog kreischend auf die Schulter der Herrin.

Sie fanden eine winzige Tür in einer Nebengasse, eine heftige Glocke,

teuflischer Mechanismus, schrillte böse auf, eng wie eine Leiter führte eine steile Treppe empor. Unausdenklich, wie der Flügel in dies Haus gekommen war. Durchs Fenster? Durchs Dach?

Ein großer schwarzer Hund kam gestürzt, ein kleiner blonder Löwe ihm nach, großer Lärm, die Stiege klapperte, hinten sang der Flügel elfmal den gleichen Ton. Aus einem rosig getünchten Raum quoll sanftsüßes Licht, Türen schlugen. War da ein Papagei?

Plötzlich stand die Königin der Gebirge da, schlanke elastische Blüte, straff und federnd, ganz in Rot, brennende Flamme, Bildnis der Jugend. Vor Klingsors Auge stoben hundert geliebte Bilder hinweg, und das neue sprang strahlend auf. Er wußte sofort, daß er sie malen würde, nicht nach der Natur, sondern den Strahl in ihr, den er empfangen hatte, das Gedicht, den holden herben Klang: Jugend, Rot, Blond, Amazone. Er würde sie ansehen, eine Stunde lang, vielleicht mehrere Stunden lang. Er würde sie gehen sehen, sitzen sehen, lachen sehen, vielleicht tanzen sehen, vielleicht singen hören. Der Tag war gekrönt, der Tag hatte seinen Sinn gefunden. Was weiter dazu kommen mochte, war Geschenk, war Überfluß. Immer war es so: das Erlebnis kam nie allein, immer flogen ihm Vögel voraus, immer gingen ihm Boten und Vorzeichen voran, der mütterlich asiatische Tierblick unter jener Türe, die schwarze Dorfschöne im Fenster, dies und das.

Eine Sekunde lang empfand er aufzuckend: „Wäre ich zehn Jahre jünger, zehn kurze Jahre, so könnte diese mich haben, mich fangen, mich um den Finger wickeln! Nein, du bist zu jung, du kleine rote Königin, du bist zu jung für den alten Zauberer Klingsor! Er wird dich bewundern, er wird dich auswendig lernen, er wird dich malen, er wird das Lied deiner Jugend für immer aufzeichnen; aber er wird keine Wallfahrt um dich tun, keine Leiter nach dir steigen, keinen Mord um dich begehen und kein Ständchen vor deinem hübschen Balkon bringen. Nein, leider wird er dies alles nicht tun, der alte Maler Klingsor, das alte Schaf. Er wird dich nicht lieben, er wird nicht den Blick nach dir werfen, den er nach der Asiatin, den er nach der Schwarzen im Fenster warf, die vielleicht keinen Tag jünger ist als du. Für sie ist er nicht zu alt, nur für dich, Königin der Gebirge, rote Blume am Berg. Für dich, Steinnelke, ist er zu alt. Für dich genügt die Liebe nicht, die Klingsor zwischen einem Tag voll Arbeit und einem Abend voll Rotwein zu verschenken hat. Desto besser wird mein Auge dich trinken, schlanke Rakete, und von dir wissen, wenn du mir lang erloschen bist."

Durch Räume mit Steinböden und offenen Bogen kam man in einen Saal, wo barocke wilde Stuckfiguren über hohen Türen empor flackerten und rundum auf dunklem gemalten Fries Delphine, weiße Rosse und rosenrote Amoretten durch ein dicht bevölkertes Sagenmeer schwammen.

Ein paar Stühle, und am Boden die Teile des zerlegten Flügels, sonst war nichts in dem großen Raum, aber zwei verlockende Türen führten auf die zwei kleinen Balkone über dem strahlenden Opernplatz hinaus, und gegenüber über Eck brüsteten sich die Balkone des Nachbarpalastes, auch sie mit Bildern bemalt, dort schwamm ein roter feister Kardinal wie ein Goldfisch in der Sonne.

Man ging nicht wieder fort. Im Saale wurden Vorräte ausgepackt und ein Tisch gedeckt, Wein kam, seltener Weißwein aus dem Norden, Schlüssel für Heere von Erinnerungen. Der Klavierstimmer hatte die Flucht ergriffen, der zerstückte Flügel schwieg. Nachdenklich starrte Klingsor in das entblößte Saitengedärme, dann tat er leise den Deckel zu. Seine Augen schmerzten, aber in seinem Herzen sang der Sommertag, sang die sarazenische Mutter, sang blau und schwellend der Traum von Kareno. Er aß, und stieß mit seinem Glase an Gläser, er sprach hell und froh, und hinter all dem arbeitete der Apparat in seiner Werkstatt, sein Blick war um die Steinnelke, um die Feuerblume ringsum wie das Wasser um den Fisch, ein fleißiger Chronist saß in seinem Gehirn und schrieb Formen, Rhythmen, Bewegungen genau wie in ehernen Zahlensäulen auf.

Gespräch und Gelächter füllten den leeren Saal. Klug und gütig lachte der Doktor, tief und freundlich Ersilia, stark und unterirdisch Agosto, vogelleicht die Malerin, klug sprach der Dichter, spaßhaft sprach Klingsor, beobachtend und ein wenig scheu ging die rote Königin unter ihren Gästen, Delphinen und Rossen umher, war hier und dort, stand am Flügel, kauerte auf einem Kissen, schnitt Brot, schenkte Wein mit unerfahrener Mädchenhand. Freude scholl im kühlen Saal, Augen glänzten schwarz und blau, vor den lichten hohen Balkontüren lag starr der blendende Mittag auf Wache.

Hell floß der edle Wein in die Gläser, holder Gegensatz zum einfachen kalten Mahl. Hell floß der rote Schein vom Kleid der Königin durch den hohen Saal, hell und wachsam folgten ihm die Blicke aller Männer. Sie verschwand, kam wieder und hatte ein grünes Brusttuch umgebunden. Sie verschwand, kam wieder und hatte ein blaues Kopftuch umgebunden.

Nach Tische ermüdet und gesättigt brach man fröhlich auf, in den Wald, legte sich in Gras und Moos, Sonnenschirme leuchteten, unter Strohhüten glühten Gesichter, gleißend brannte der Sonnenhimmel. Die Königin der Gebirge lag rot im grünen Gras, hell stieg ihr feiner Hals aus der Flamme, satt und belebt saß ihr hoher Schuh am schlanken Fuß. Klingsor, ihr nahe, las sie, studierte sie, füllte sich mit ihr, wie er als Knabe die Zaubergeschichte von der Königin der Gebirge gelesen und sich mit ihr erfüllt hatte. Man ruhte, man schlummerte, man plauderte, man kämpfte mit Ameisen, glaubte Schlangen zu hören, stachliche Kastanienschalen blieben

in Frauenhaaren hängen. Man dachte an abwesende Freunde, die in diese Stunde gepaßt hätten, es waren nicht viele. Louis der Grausame wurde herbeigesehnt, Klingsors Freund, der Maler der Karusselle und Zirkusse, sein phantastischer Geist schwebte nah über der Runde.

Der Nachmittag ging hin, wie ein Jahr im Paradiese. Beim Abschied wurde viel gelacht, Klingsor nahm alles in seinem Herzen mit: die Königin, den Wald, den Palast und Delphinensaal, die beiden Hunde, den Papagei.

Im Bergabwandern zwischen den Freunden überkam ihn allmählich die frohe und hingerissene Laune, die er nur an den seltenen Tagen kannte, an denen er freiwillig die Arbeit hatte ruhen lassen. Hand in Hand mit Ersilia, mit Hermann, mit der Malerin tanzte er die besonnte Straße hinab, stimmte Lieder an, ergötzte sich kindlich an Witzen und Wortspielen, lachte hingegeben. Er rannte den andern voraus und versteckte sich in einen Hinterhalt, um sie zu erschrecken.

So rasch man ging, die Sonne ging rascher, schon bei Palazetto sank sie hinter den Berg, und unten im Tale war es schon Abend. Sie hatten den Weg verfehlt und waren zu tief gestiegen, man war hungrig und müde und mußte die Pläne aufgeben, die man für den Abend gesponnen hatte: Spaziergang durchs Korn nach Barengo, Fischessen im Wirtshaus des Seedorfes.

„Liebe Leute," sagte Klingsor, der sich auf eine Mauer am Wege gesetzt hatte, „unsre Pläne waren ja sehr schön, und ein gutes Abendessen bei den Fischern oder im Monte d'oro würde gewiß mich dankbar finden. Aber wir kommen nicht mehr so weit, ich wenigstens nicht. Ich bin müde, und ich habe Hunger. Ich gehe von hier aus keinen Schritt mehr weiter als bis zum nächsten Grotto, der gewiß nicht weit ist. Dort gibt es Wein, und Brot, das genügt. Wer kommt mit?"

Sie kamen alle. Der Grotto wurde gefunden, im steilen Bergwald auf schmaler Terrasse standen Steinbänke und Tische im Baumdunkel, aus dem Felsenkeller brachte der Wirt den kühlen Wein, Brot war da. Nun saß man schweigend und essend, froh, endlich zu sitzen. Hinter den hohen Baumstämmen erlosch der Tag, der blaue Berg wurde schwarz, die rote Straße wurde weiß, man hörte unten auf der nächtlichen Straße einen Wagen fahren und einen Hund bellen, da und dort gingen am Himmel Sterne und an der Erde Lichter auf, nicht voneinander zu unterscheiden.

Glücklich saß Klingsor, ruhte, sah in die Nacht, füllte sich langsam mit Schwarzbrot, leerte still die bläulichen Tassen mit Wein. Gesättigt fing er wieder zu plaudern und zu singen an, schaukelte sich im Takt der Lieder, spielte mit den Frauen, witterte im Duft ihrer Haare. Der Wein schien ihm gut. Alter Verführer, redete er leicht die Vorschläge zum Weitergehen nieder, trank Wein, schenkte Wein ein, stieß zärtlich an, ließ neuen Wein

kommen. Langsam stiegen aus den irdenen bläulichen Tassen, Sinnbild der Vergänglichkeit, die bunten Zauber, wandelten die Welt, färbten Stern und Licht.

Hoch saßen sie in schwebender Schaukel überm Abgrund der Welt und Nacht, Vögel in goldenem Käfig, ohne Heimat, ohne Schwere, den Sternen gegenüber. Sie sangen, die Vögel, sangen exotische Lieder, sie phantasierten aus berauschten Herzen in die Nacht, in den Himmel, in den Wald, in das fragwürdige, bezauberte Weltall hinein. Antwort kam von Stern und Mond, von Baum und Gebirg, Goethe saß da und Hafis, heiß duftete Ägypten und innig Griechenland herauf, Mozart lächelte, Hugo Wolf spielte den Flügel in der irren Nacht.

Lärm krachte erschreckend auf, Licht blitzte knallend: unter ihnen mitten durch das Herz der Erde flog mit hundert blendenden Lichtfenstern ein Eisenbahnzug in den Berg und in die Nacht hinein, oben vom Himmel her läuteten Glocken einer unsichtbaren Kirche. Lauernd stieg der halbe Mond über den Tisch, blickte spiegelnd in den dunkeln Wein, riß Mund und Auge einer Frau aus der Finsternis, lächelte, stieg weiter, sang den Sternen zu. Der Geist Louis des Grausamen hockte auf einer Bank, einsam, schrieb Briefe.

Klingsor, König der Nacht, hohe Krone im Haar, rückgelehnt auf steinernem Sitz, dirigierte den Tanz der Welt, gab den Takt an, rief den Mond hervor, ließ die Eisenbahn verschwinden. Fort war sie, wie ein Sternbild übern Rand des Himmels fällt. Wo war die Königin der Gebirge? Klang nicht ein Flügel im Wald, bellte nicht fern der kleine mißtrauische Löwe? Hatte sie nicht eben noch ein blaues Kopftuch getragen? Halloh, alte Welt, trage Sorge, daß du nicht zusammenfällst! Hierher, Wald! Dorthin, schwarzes Gebirg! Im Takt bleiben! Sterne, wie seid ihr blau und rot, wie im Volkslied: „deine roten Augen und dein blauer Mund!"

Malen war schön, Malen war ein schönes, ein liebes Spiel für brave Kinder. Anders war es, größer und wuchtiger, die Sterne zu dirigieren, Takt des eigenen Blutes, Farbenkreise der eigenen Netzhaut in die Welt hinein fortzusetzen, Schwebungen der eigenen Seele ausschwingen zu lassen im Wind der Nacht. Weg mit dir, schwarzer Berg! Sei Wolke, fliege nach Persien, regne über Uganda! Her mit dir, Geist Shakespeares, sing uns dein besoffenes Narrenlied vom Regen, der regnet jeglichen Tag!

Klingsor küßte eine kleine Frauenhand, er lehnte sich an eine wohlig atmende Frauenbrust. Ein Fuß unterm Tische spielte mit seinem. Er wußte nicht, wessen Hand oder wessen Fuß, er spürte Zärtlichkeit um sich, fühlte alten Zauber neu und dankbar: er war noch jung, es war noch weit vom Ende, noch ging Strahlung und Verlockung von ihm aus, noch liebten sie ihn, die guten ängstlichen Weibchen, noch zählten sie auf ihn.

Er blühte höher auf. Mit leiser, singender Stimme begann er zu erzählen, ein ungeheures Epos, die Geschichte einer Liebe, oder eigentlich einer Reise nach der Südsee, wo er in Begleitung von Gauguin und Robinson die Papageieninsel entdeckt und den Freistaat der glückseligen Inseln begründet hatte. Wie hatten die tausend Papageien im Abendlicht gefunkelt, wie hatten ihre blauen Schwänze sich in der grünen Bucht gespiegelt! Ihr Geschrei, und das hundertstimmige Geschrei der großen Affen hatte ihn wie ein Donner begrüßt, ihn, Klingsor, als er seinen Freistaat ausrief. Dem weißen Kakadu hatte er die Bildung eines Kabinetts aufgetragen, und mit dem mürrischen Nashornvogel hatte er Palmwein aus schweren Kokosbechern getrunken. O Mond von damals, Mond der seligen Nächte, Mond über der Pfahlhütte im Schilf! Sie hieß Kül Kalüa, die braune scheue Prinzessin, schlank und langgliedrig schritt sie im Pisanggehölz, honigglänzend unterm saftigen Dach der Riesenblätter, Rehauge im sanften Gesicht, Katzenglut im starken biegsamen Rücken, Katzensprung im federnden Knöchel und sehnigen Bein. Kül Kalüa, Kind, Urglut und Kinderunschuld des heiligen Südostens, tausend Nächte lagst du an Klingsors Brust, und jede war neu, jede war inniger, war holder als alle gewesenen. O Fest des Erdgeistes, wo die Jungfern der Papageieninsel vor dem Gotte tanzten!

Über Insel, Robinson und Klingsor, über Geschichte und Zuhörer wölbte sich die weiß gestirnte Nacht, zärtlich schwoll der Berg wie ein sanfter atmender Bauch und Busen unter den Bäumen und Häusern und Füßen der Menschen, im Eilschritt tanzte fiebernd der feuchte Mond über die Himmelshalbkugel, von den Sternen im wilden schweigenden Tanz verfolgt. Ketten von Sternen waren aufgereiht, gleißende Schnur der Drahtseilbahn zum Paradiese. Urwald dunkelte mütterlich, Schlamm der Urwelt duftete Verfall und Zeugung, Schlange kroch und Krokodil, ohne Ufer ergoß sich der Strom der Gestaltungen.

„Ich werde doch wieder malen," sagte Klingsor, „schon morgen. Aber nicht mehr diese Häuser und Leute und Bäume. Ich male Krokodile und Seesterne, Drachen und Purpurschlangen, und alles im Werden, alles in der Wandlung, voll Sehnsucht, Mensch zu werden, voll Sehnsucht, Stern zu werden, voll Geburt, voll Verwesung, voll Gott und Tod."

Mitten durch seine leisen Worte und durch die aufgewühlte trunkne Stunde klang tief und klar Ersilias Stimme, still sang sie das Lied vom bel mazzo di fiori vor sich hin, Friede strömte von ihrem Liede aus, Klingsor hörte es wie von einer fernen schwimmenden Insel über Meere von Zeit und Einsamkeit herüber. Er drehte seine leere Weintasse um, er schenkte nimmer ein. Er hörte zu. Ein Kind sang. Eine Mutter

sang. War man nun ein verirrter und verruchter Kerl, im Schlamm der Welt gebadet, ein Strolch und Luder, oder war man ein kleines dummes Kind?

„Sora Ersilia," sagte er mit Ehrerbietung, „du bist unser guter Stern."

Durch steilen finstern Wald bergan, an Zweig und Wurzel geklammert, quoll man hinweg, den Heimweg suchend. Lichter Waldrand ward erreicht, Feld geentert, schmaler Weg im Maisfeld atmete Nacht und Heimkehr, Mondblick im spiegelnden Blatt des Maises, Rebenreihen schräg entfliehend. Nun sang Klingsor, leise, mit der etwas heiseren Stimme, sang leise und viel, deutsch und malayisch, mit Worten und ohne Worte. Im leisen Gesang strömte er gestaute Fülle aus, wie eine braune Mauer am Abend gesammeltes Tageslicht ausstrahlt.

Hier nahm einer der Freunde Abschied, und dort einer, schwand im Rebenschatten auf kleinem Pfad dahin. Jeder ging, jeder war für sich, suchte Heimkehr, war allein unterm Himmel. Eine Frau küßte Klingsor zur guten Nacht, brennend sog ihr Mund an seinem. Weg rollten sie, weg schmolzen sie, alle. Als Klingsor allein die Treppe zu seiner Wohnung erstieg, sang er noch immer. Er besang und lobte Gott und sich selbst, er pries Li Tai Pe und pries den guten Wein von Pampambio. Wie ein Götze ruhte er auf Wolken der Bejahung.

„Inwendig," sang er, „bin ich wie eine Kugel von Gold, wie die Kuppel eines Domes, man kniet darin, man betet, Gold strahlt von der Wand, auf altem Bilde blutet der Heiland, blutet das Herz der Maria. Wir bluten auch, wir Anderen, wir Irregegangenen, wir Sterne und Kometen, sieben und vierzehn Schwerter gehn durch unsre selige Brust. Ich liebe dich, blonde und schwarze Frau, ich liebe alle, auch die Philister; ihr seid arme Teufel wie ich, ihr seid arme Kinder und fehlgeratene Halbgötter wie der betrunkne Klingsor. Sei mir gegrüßt, geliebtes Leben! Sei mir gegrüßt, geliebter Tod!"

Klingsor an Edith

Lieber Stern am Sommerhimmel!

Wie hast Du mir gut und wahr geschrieben, und wie ruft Deine Liebe mir schmerzlich zu, wie ewiges Leid, wie ewiger Vorwurf. Aber Du bist auf gutem Wege, wenn Du mir, wenn Du Dir selbst jede Empfindung des Herzens eingestehst. Nur nenne keine Empfindung klein, keine Empfindung unwürdig! Gut, sehr gut ist jede, auch der Haß, auch der Neid, auch die Eifersucht, auch die Grausamkeit. Von nichts andrem leben wir als von unsern armen, schönen, herrlichen Gefühlen, und jedes, dem wir unrecht tun, ist ein Stern, den wir auslöschen.

Ob ich Gina liebe, weiß ich nicht. Ich zweifle sehr daran. Ich würde kein Opfer für sie bringen. Ich weiß nicht, ob ich überhaupt lieben kann. Ich kann begehren, und kann mich in andern Menschen suchen, nach Echo aushorchen, nach einem Spiegel verlangen, kann Lust suchen, und alles das kann wie Liebe aussehen.

Wir gehen beide, Du und ich, im selben Irrgarten, im Garten unsrer Gefühle, die in dieser üblen Welt zu kurz gekommen sind, und wir nehmen dafür, jeder nach seiner Art, Rache an dieser bösen Welt. Wir wollen aber einer des andern Träume bestehen lassen, weil wir wissen, wie rot und süß der Wein der Träume schmeckt.

Klarheit über ihre Gefühle und über die „Tragweite" und Folgen ihrer Handlungen haben nur die guten, gesicherten Menschen, die an das Leben glauben und keinen Schritt tun, den sie nicht auch morgen und übermorgen werden billigen können. Ich habe nicht das Glück, zu ihnen zu zählen, und ich fühle und handle so, wie einer, der nicht an morgen glaubt und jeden Tag für den letzten ansieht.

Liebe schlanke Frau, ich versuche ohne Glück meine Gedanken auszudrücken. Ausgedrückte Gedanken sind immer so tot! Lassen wir sie leben! Ich fühle tief und dankbar, wie Du mich verstehst, wie etwas in Dir mir verwandt ist. Wie das im Buch des Lebens zu buchen sei, ob unsre Gefühle Liebe, Wollust, Dankbarkeit, Mitleid, ob sie mütterlich oder kindlich sind, das weiß ich nicht. Oft sehe ich jede Frau an wie ein alter gewiegter Wüstling, und oft wie ein kleiner Knabe. Oft hat die keuscheste Frau für mich die größte Verlockung, oft die üppigste. Alles ist schön, alles ist heilig, alles ist unendlich gut, was ich lieben darf. Warum, wie lange, in welchem Grad, das ist nicht zu messen.

Ich liebe nicht Dich allein, das weißt Du, ich liebe auch nicht Gina allein, ich werde morgen und übermorgen andre Bilder lieben, andre Bilder malen. Bereuen aber werde ich keine Liebe, die ich je gefühlt, und keine Weisheit oder Dummheit, die ich ihretwegen begangen. Dich liebe ich vielleicht, weil Du mir ähnlich bist. Andre liebe ich, weil sie so anders sind als ich.

Es ist spät in der Nacht, der Mond steht überm Salute. Wie lacht das Leben, wie lacht der Tod!

Wirf den dummen Brief ins Feuer, und wirf ins Feuer

Deinen Klingsor.

Die Musik des Untergangs

Der letzte Tag des Juli war gekommen, Klingsors Lieblingsmonat, die hohe Festzeit Li Tai Pe's, war verblüht, kam nimmer wieder, Sonnenblumen schrien im Garten golden ins Blau empor. Zusammen

mit dem treuen Thu Fu pilgerte Klingsor an diesem Tage durch eine Gegend, die er liebte: verbrannte Vorstädte, staubige Straßen unter hoher Allee, rot und orange bemalte Hütten am sandigen Ufer, Lastwagen und Ladeplätze der Schiffe, lange violette Mauern, farbiges armes Volk. Am Abend dieses Tages saß er am Rand einer Vorstadt im Staube und malte die farbigen Zelte und Wagen eines Karussells, am Straßenbord auf kahlem, versengtem Anger saß er hingekauert, angesogen von den starken Farben der Zelte. Tief biß er sich fest im verschossenen Lila einer Zeltborte, im freudigen Grün und Rot der schwerfälligen Wohnwagen, in den blauweiß gestrichnen Gerüststangen. Grimmig wühlte er im Cadmium, wild im süßkühlen Kobalt, zog die verfließenden Striche Krapplack durch den gelb und grünen Himmel. Noch eine Stunde, o weniger, dann war Schluß, die Nacht kam, und morgen begann schon der August, der brennende Fiebermonat, der so viel Todesfurcht und Bangnis in seine glühenden Becher mischt. Die Sense war geschärft, die Tage neigten sich, der Tod lachte versteckt im bräunenden Laub. Klinge hell und schmettre, Cadmium! Prahle laut, üppiger Krapplack! Lache grell, Zitrongelb! Her mit dir, tiefblauer Berg der Ferne! An mein Herz ihr, staubgrüne matte Bäume! Wie seid ihr müd, wie laßt ihr ergebene fromme Äste sinken! Ich trinke euch, ich schlucke, ich fresse euch, holde Erscheinungen! Ich täusche euch Dauer und Unsterblichkeit vor, ich, der Vergänglichste, der Ungläubigste, der Traurigste, der mehr als ihr alle an der Angst vor dem Tode leidet. Juli ist verbrannt, August wird schnell verbrannt sein, plötzlich fröstelt uns aus gelbem Laub am betauten Morgen das große Gespenst entgegen. Plötzlich fegt November über den Wald. Plötzlich lacht das große Gespenst, plötzlich friert uns das Herz, plötzlich fällt uns das liebe rosige Fleisch von den Knochen, in der Wüste heult der Schakal, heiser singt sein verfluchtes Lied der Aasgeier. Ein verfluchtes Blatt der Großstadt bringt mein Bild, und darunter steht: „Vortrefflicher Maler, Expressionist, großer Kolorist, starb am 16. dieses Monats."

Voll Haß riß er eine Furche Pariserblau unter den grünen Zigeunerwagen. Voll Erbitterung schlug er die Kante Chromgelb auf die Prellsteine. Voll tiefer Verzweiflung setzte er Zinnober in einen ausgesparten Fleck, vertilgte das fordernde Weiß, kämpfte blutend um Fortbauer, schrie hellgrün und neapelgelb zum unerbittlichen Gott. Stöhnend warf er mehr Blau in das fade Staubgrün, flehend zündete er innigere Lichter im Abendhimmel an. Die kleine Palette voll reiner, unvermischter Farben von hellster Leuchtkraft, sie war sein Trost, sein Turm, sein Arsenal, sein Gebetbuch, seine Kanone, aus der er nach dem bösen Tode schoß. Purpur war Leugnung des Todes, Zinnober war Verhöhnen der Verwesung.

Gut war sein Arsenal, glänzend stand seine kleine tapfere Truppe, strahlend läuteten die raschen Schüsse seiner Kanonen auf. Es half ja nichts, alles Schießen war ja vergebens, aber Schießen war doch gut, war Glück und Trost, war noch Leben, war noch Triumphieren.

Thu Fu war gegangen, einen Freund zu besuchen, der dort zwischen Fabrik und Ladeplatz seine Zauberburg bewohnte. Nun kam er, und brachte ihn mit, den armenischen Sterndeuter.

Klingsor, mit dem Bilde fertig, atmete tief auf, als er die beiden Gesichter bei sich sah, das blonde gute Haar Thu Fu's, den schwarzen Bart und den mit weißen Zähnen lächelnden Mund des Magiers. Und da kam mit ihnen auch der Schatten, der lange, dunkle, mit den weit zurückgeflohenen Augen in den tiefen Höhlen. Willkommen auch du, Schatten, lieber Kerl!

„Weißt du, was für ein Tag heut ist?" fragte Klingsor seinen Freund.

„Der letzte Juli, ich weiß."

„Ich stellte heut ein Horoskop," sagte der Armenier, „und da sah ich, daß dieser Abend mir etwas bringen wird. Saturn steht umheimlich, Mars neutral, Jupiter dominiert. Li Tai Pe, sind Sie nicht ein Juli-Kind?"

„Ich bin am 2. Juli geboren."

„Ich dachte es. Ihre Sterne stehen verwirrt, Freund, nur Sie selbst könnten sie deuten. Fruchtbarkeit umgibt Sie wie eine Wolke, die nahe am Bersten ist. Seltsam stehen Ihre Sterne, Klingsor, Sie müssen es fühlen."

Li packte sein Gerät zusammen. Erloschen war die Welt, die er gemalt hatte, erloschen der gelb und grüne Himmel, ertrunken die blaue helle Fahne, ermordet und verwelkt das schöne Gelb. Er war hungrig und durstig, die Kehle hing ihm voll Staub.

„Freunde," sagte er herzlich, „wir wollen diesen Abend beisammen bleiben. Wir werden nicht mehr zusammen sein, wir alle vier, ich lese das nicht aus den Sternen, es steht mir im Herzen geschrieben. Mein Julimond ist vorüber, dunkel glühn seine letzten Stunden, in der Tiefe ruft die große Mutter. Nie war die Welt so schön, nie war ein Bild von mir so schön, Wetterleuchten zuckt, Musik des Untergangs ist angestimmt. Wir wollen sie mitsingen, die süße bange Musik, wir wollen hier beisammen bleiben und Wein trinken und Brot essen."

Neben dem Karussell, dessen Zelt eben abgedeckt und für den Abend gerüstet wurde, standen einige Tische unter Bäumen, eine hinkende Magd ging ab und zu, ein kleines Wirtshaus lag im Schatten. Hier blieben sie und saßen am Brettertisch, Brot wurde gebracht und Wein in die irdenen Schalen geschenkt, unter den Bäumen glommen Lichter auf,

drüben begann die Orgel des Karussells zu erdröhnen, heftig warf sie ihre bröckelnde gelle Musik in den Abend.

„Dreihundert Becher will ich heute leeren," rief Li Tai Pe, und stieß mit dem Schatten an. „Sei gegrüßt, Schatten, standhafter Zinnsoldat! Seid gegrüßt, Freunde! Seid gegrüßt, elektrische Lichter, Bogenlampen und funkelnde Pailletten am Karussell! O daß Louis da wäre, der flüchtige Vogel! Vielleicht ist er uns schon vorausgeflogen in den Himmel. Vielleicht auch kommt er morgen wieder, der alte Schakal, und findet uns nicht mehr, und lacht, und pflanzt Bogenlampen und Fahnenstangen auf unser Grab."

Still ging der Magier und holte neuen Wein, froh lächelten seine weißen Zähne aus dem roten Mund.

„Schwermut," sagte er mit einem Blick zu Klingsor hinüber, „ist eine Sache, die man nicht mit sich tragen sollte. Es ist so leicht – es ist das Werk einer Stunde, einer kurzen intensiven Stunde mit zusammengebissenen Zähnen, dann ist man mit der Schwermut für immer fertig."

Klingsor sah aufmerksam auf seinen Mund, auf die hellen klaren Zähne, welche einst in einer glühenden Stunde die Schwermut erwürgt und totgebissen hatten. War auch ihm möglich, was dem Sterndeuter möglich gewesen war? O kurzer süßer Blick in ferne Gärten: Leben ohne Angst, Leben ohne Schwermut! Er wußte, diese Gärten waren ihm unerreichbar. Er wußte, ihm war anderes bestimmt, anders blickte zu ihm Saturn herüber, andre Lieder wollte Gott auf seinen Saiten spielen.

„Jeder hat seine Sterne," sagte Klingsor langsam, „jeder hat seinen Glauben. Ich glaube nur an Eines: an den Untergang. Wir fahren in einem Wagen überm Abgrund, und die Pferde sind scheu geworden. Wir stehen im Untergang, wir alle, wir müssen sterben, wir müssen wieder geboren werden, die große Wende ist für uns gekommen. Es ist überall das Gleiche: der große Krieg, die große Wandlung in der Kunst, der große Zusammenbruch der Staaten des Westens. Bei uns im alten Europa ist alles das gestorben, was bei uns gut und unser eigen war; unsre schöne Vernunft ist Irrsinn geworden, unser Geld ist Papier, unsre Maschinen können bloß noch schießen und explodieren, unsre Kunst ist Selbstmord. Wir gehen unter, Freunde, so ist es uns bestimmt, die Tonart Tsing Tse ist angestimmt."

Der Armenier schenkte Wein ein.

„Wie Sie wollen," sagte er. „Man kann Ja sagen, und man kann Nein sagen, das ist nur Kinderspiel. Untergang ist etwas, das nicht existiert. Damit Untergang oder Aufgang wäre, müßte es Unten und Oben geben. Unten und Oben aber gibt es nicht, das lebt nur im Gehirn

des Menschen, in der Heimat der Täuschungen. Alle Gegensätze sind Täuschungen: Weiß und Schwarz ist Täuschung, Tod und Leben ist Täuschung, Gut und Böse ist Täuschung. Es ist das Werk einer Stunde, einer glühenden Stunde mit zusammengebissenen Zähnen, dann hat man das Reich der Täuschungen überwunden."

Klingsor hörte seiner guten Stimme zu.

„Ich spreche von uns," gab er Antwort, „ich spreche von Europa, von unsrem alten Europa, das zweitausend Jahre lang das Gehirn der Welt zu sein glaubte. Dies geht unter. Meinst du, Magier, ich kenne dich nicht? Du bist ein Bote aus dem Osten, ein Bote auch an mich, vielleicht ein Spion, vielleicht ein verkleideter Feldherr. Du bist hier, weil hier das Ende beginnt, weil du hier Untergang witterst. Aber wir gehen gerne unter, du, wir sterben gerne, wir wehren uns nicht."

„Du kannst auch sagen: gerne werden wir geboren," lachte der Asiate. „Dir scheint es Untergang, mir scheint es vielleicht Geburt. Beides ist Täuschung. Der Mensch, der an die Erde glaubt als an die feststehende Scheibe unterm Himmel, der sieht und glaubt Aufgang und Untergang – und alle, fast alle Menschen glauben an diese feste Scheibe! Die Sterne selbst wissen kein Auf und Unter."

„Sind nicht Sterne untergegangen?" rief Thu Fu.

„Für uns, für unsre Augen."

Er schenkte die Tassen voll, immer machte er den Schenken, immer war er dienstfertig, und lächelte dazu. Er ging mit dem leeren Kruge weg, neuen Wein zu holen. Schmetternd schrie die Karussellmusik.

„Gehen wir hinüber, es ist so schön," bat Thu Fu, und sie gingen hin, standen an der bemalten Barriere, sahen im stechenden Glanz der Pailletten und Spiegel das Karussell im Kreise wüten, hundert Kinder mit den Augen gierig am Glanze hängen. Einen Augenblick fühlte Klingsor tief und lachend das Urtümliche und Negerhafte dieser kreiselnden Maschine, dieser mechanischen Musik, dieser grellen wilden Bilder und Farben, Spiegel und irrsinnigen Schmucksäulen, alles trug Züge von Medizinmann und Schamane, von Zauber und uralter Rattenfängerei, und der ganze wilde wüste Glanz war im Grund nichts andres als der zuckende Glanz des Blechlöffels, den der Hecht für ein Fischlein hält und an dem man ihn herauszieht.

Alle Kinder mußten Karussell fahren. Allen Kindern gab Thu Fu Geld, alle Kinder lud der Schatten ein. In Knäueln umgaben sie die Schenkenden, hingen sich an, flehten, dankten. Ein schönes blondes Mädchen, zwölfjährig, dem gaben sie alle, sie fuhr jede Runde. Im Lichterglanz wehte hold der kurze Rock um ihre schönen Knabenbeine. Ein Knabe weinte. Knaben schlugen sich. Peitschend knallten zur Orgel die

Tschinellen, gossen Feuer in den Takt, Opium in den Wein. Lange standen die Vier im Getümmel.

Wieder saßen sie dann unterm Baume, in die Tassen goß der Armenier den Wein, schürte Untergang, lächelte hell.

„Dreihundert Becher wollen wir heute leeren," sang Klingsor; sein verbrannter Schädel glühte gelb, laut schallte sein Gelächter hin; Schwermut kniete, ein Riese, auf seinem zuckenden Herzen. Er stieß an, er pries den Untergang, das Sterbenwollen, die Tonart Tsing Tse. Brausend erscholl die Karussellmusik. Aber innen im Herzen saß Angst, das Herz wollte nicht sterben, daß Herz haßte den Tod.

Plötzlich klirrte eine zweite Musik wütend in die Nacht, schrill, hitzig, aus dem Hause her. Im Erdgeschoß, neben dem Kamin, dessen Gesimse voll schön geordneter Weinflaschen stand, knallte ein Maschinenklavier los, Maschinengewehr, wild, scheltend, überstürzt. Leid schrie aus verstimmten Tönen, Rhythmus bog mit schwerer Dampfwalze stöhnende Dissonanzen nieder. Volk war da, Licht, Lärm, Burschen tanzten und Mädchen, auch die hinkende Magd, auch Thu Fu. Er tanzte mit dem blonden kleinen Mädchen, Klingsor sah zu, leicht und hold wehte ihr kurzes Sommerkleid um die dünnen schönen Beine, freundlich lächelte Thu Fu's Gesicht, voll Liebe. An der Kaminecke saßen die andern, vom Garten hereingekommen, nah bei der Musik, mitten im Lärm. Klingsor sah Töne, hörte Farben. Der Magier nahm Flaschen vom Kamin, öffnete, schenkte ein. Hell stand sein Lächeln auf dem braunen klugen Gesicht. Furchtbar donnerte die Musik im niedern Saal. In die Reihe der alten Flaschen überm Kamin brach der Armenier langsam eine Bresche, wie ein Tempelräuber Kelch um Kelch die Geräte eines Altars wegnimmt.

„Du bist ein großer Künstler," flüsterte der Sterndeuter Klingsor zu, indem er seine Tasse füllte. „Du bist einer der größten Künstler dieser Zeit. Du hast das Recht, dich Li Tai Pe zu nennen. Aber du bist, Li Tai, du bist ein gehetzter, armer, ein gepeinigter und angstvoller Mensch. Du hast die Musik des Untergangs angestimmt, du sitzest singend in deinem brennenden Haus, das du selber angezündet hast, und es ist dir nicht wohl dabei, Li Tai Pe, auch wenn du jeden Tag dreihundert Becher leerst und mit dem Monde anstößt. Es ist dir nicht wohl dabei, es ist dir sehr weh dabei, Sänger des Untergangs, willst du nicht innehalten? Willst du nicht leben? Willst du nicht fortdauern?"

Klingsor trank und flüsterte mit seiner etwas heisern Stimme zurück: „Kann man denn Schicksal wenden? Gibt es denn Freiheit des Wollens? Kannst denn du, Sterndeuter, meine Sterne anders lenken?"

„Nicht lenken, nur deuten kann ich sie. Lenken kannst nur du dich selbst. Es gibt Freiheit des Wollens. Sie heißt Magie."

„Warum soll ich Magie treiben, wenn ich Kunst treiben kann? Ist Kunst nicht ebenso gut?"

„Alles ist gut. Nichts ist gut. Magie hebt Täuschungen auf. Magie hebt jene schlimmste Täuschung auf, die wir ‚Zeit' heißen."

„Tut das Kunst nicht auch?"

„Sie versucht es. Ist dein gemalter Juli, den du in deinen Mappen hast, dir genug? Hast du Zeit aufgehoben? Bist du ohne Angst vor dem Herbst, vor dem Winter?"

Klingsor seufzte und schwieg, schweigend trank er, schweigend füllte der Magier seine Tasse. Irrsinnig tobte die entfesselte Klaviermaschine, zwischen den Tanzenden schwebte engelhaft Thu Fu's Gesicht. Der Juli war zu Ende.

Klingsor spielte mit den leeren Flaschen auf dem Tische, ordnete sie im Kreise.

„Dies sind unsere Kanonen," rief er, „mit diesen Kanonen schießen wir die Zeit kaput, den Tod kaput, das Elend kaput. Auch mit Farben habe ich auf den Tod geschossen, mit dem feurigen Grün, mit dem knallenden Zinnober, mit dem süßen Geraniumlack. Oft habe ich ihn auf den Schädel getroffen, Weiß und Blau habe ich ihm ins Auge gejagt. Oft habe ich ihn in die Flucht geschlagen. Noch oft werde ich ihn treffen, ihn besiegen, ihn überlisten. Seht den Armenier, wieder öffnet er eine alte Flasche, und die eingeschlossene Sonne vergangener Sommer schießt uns ins Blut. Auch der Armenier hilft uns, auf den Tod zu schießen, auch der Armenier weiß keine andere Waffe gegen den Tod."

Der Magier brach Brot und aß.

„Gegen den Tod brauche ich keine Waffe, weil es keinen Tod gibt. Es gibt aber Eines: Angst vor dem Tode. Die kann man heilen, gegen die gibt es eine Waffe. Es ist die Sache einer Stunde, die Angst zu überwinden. Aber Li Tai Pe will nicht. Li liebt ja den Tod, er liebt ja seine Angst vor dem Tode, seine Schwermut, sein Elend, nur die Angst hat ihn ja all das gelehrt, was er kann und wofür wir ihn lieben."

Spöttisch stieß er an, seine Zähne blitzten, immer heiterer ward sein Gesicht, Leid schien ihm fremd. Niemand gab Antwort. Klingsor schoß mit der Weinkanone gegen den Tod. Groß stand der Tod vor den offenen Türen des Saales, der von Menschen, Wein und Tanzmusik geschwollen war. Groß stand der Tod vor den Türen, leise rüttelte er am schwarzen Akazienbaum, finster stand er im Garten auf der Lauer. Alles war draußen voll Tod, voll von Tod, nur hier im engen schallenden Saal ward noch gekämpft, ward noch herrlich und tapfer gekämpft gegen den schwarzen Belagerer, der nah durch die Fenster greinte.

Spöttisch blickte der Magier über den Tisch, spöttisch schenkte er die Schalen voll. Viele Schalen schon hatte Klingsor zerbrochen, neue hatte er ihm gegeben. Viel hatte auch der Armenier getrunken, aber aufrecht saß er wie Klingsor.

„Laß uns trinken, Li," höhnte er leise. „Du liebst ja den Tod, gerne willst du ja untergehen, gerne den Tod sterben. Sagtest du nicht so, oder habe ich mich getäuscht – oder hast du mich und dich selber am Ende getäuscht? Laß uns trinken, Li, laß uns untergehen!"

Zorn quoll in Klingsor empor. Auf stand er, stand aufrecht und hoch, der alte Sperber mit dem scharfen Kopf, spie in den Wein, zerschmiß seine volle Tasse am Boden. Weithin spritzte der rote Wein in den Saal, die Freunde wurden bleich, fremde Menschen lachten.

Aber schweigend und lächelnd holte der Magier eine neue Tasse, schenkte sie lächelnd voll, bot sie lächelnd Li Tai an. Da lächelte Li, da lächelte auch er. Über sein verzerrtes Gesicht lief das Lächeln wie Mondlicht.

„Kinder," rief er, „laßt diesen Fremdling reden! Er weiß viel, der alte Fuchs, er kommt aus einem versteckten und tiefen Bau. Er weiß viel, aber er versteht uns nicht. Er ist zu alt, um Kinder zu verstehen. Er ist zu weise, um Narren zu verstehen. Wir, wir Sterbenden, wissen mehr vom Tode als er. Wir sind Menschen, nicht Sterne. Seht da meine Hand, die eine kleine blaue Schale voll Wein hält! Sie kann viel, diese Hand, diese braune Hand. Sie hat mit vielen Pinseln gemalt, sie hat neue Stücke der Welt aus dem Finstern gerissen und vor die Augen der Menschen gestellt. Diese braune Hand hat viele Frauen unterm Kinn gestreichelt, und hat viele Mädchen verführt, viel ist sie geküßt worden, Tränen sind auf sie gefallen, ein Gedicht hat Thu Fu auf sie gedichtet. Diese liebe Hand, Freunde, wird bald voll Erde und voll Maden sein, keiner von euch würde sie mehr anrühren. Wohl, eben darum liebe ich sie. Ich liebe meine Hand, ich liebe meine Augen, ich liebe meinen weißen, zärtlichen Bauch, ich liebe sie mit Bedauern und mit Spott, und mit großer Zärtlichkeit, weil sie alle so bald verwelken und verfaulen müssen. Schatten du, dunkler Freund, alter Zinnsoldat auf dem Grabe Andersens, auch dir ergeht es so, lieber Kerl! Stoß mit mir an, unsre lieben Glieder und Eingeweide sollen leben!"

Sie stießen an, dunkel lächelte der Schatten aus seinen tiefen Höhlenaugen – und plötzlich ging etwas durch den Saal, wie ein Wind, wie ein Geist. Verstummt war unversehens die Musik, plötzlich, wie erloschen, weggeflossen waren die Tänzer, von der Nacht verschlungen, und die Hälfte der Lichter war verlöscht. Klingsor blickte nach den schwarzen Türen. Draußen stand der Tod. Er sah ihn stehen. Er roch ihn. Wie Regentropfen in Landstraßenstaub, so roch der Tod.

Da rückte Li die Schale von sich weg, stieß den Stuhl von sich und ging langsam aus dem Saal, in den dunkeln Garten hinaus und fort, im Finstern, Wetterleuchten überm Haupt, allein. Schwer lag ihm das Herz in der Brust, wie der Stein auf einem Grab.

Abend im August

Im sinkenden Abend kam Klingsor – er hatte den Nachmittag in Sonne und Wind bei Manuzzo und Veglia gemalt – sehr müde im Wald über Veglia zu einem kleinen, schlafenden Canvetto. Es gelang ihm, eine greise Wirtsfrau herbeizurufen, sie brachte ihm eine irdene Tasse voll Wein, er setzte sich auf einen Nußbaumstumpf vor der Tür und packte den Rucksack aus, fand noch ein Stück Käse und einige Pflaumen darin, und hielt sein Nachtmahl. Die alte Frau saß dabei, weiß, gebückt und zahnlos, und erzählte mit faltig arbeitendem Halse und stillgewordenen alten Augen vom Leben ihres Weilers und ihrer Familie, vom Krieg und der Teurung und vom Stand der Felder, von Wein und Milch und was sie kosten, von gestorbenen Enkeln und ausgewanderten Söhnen; alle Lebenszeiten und Sternbilder dieses kleinen Bauernlebens lagen klar und freundlich ausgebreitet, rauh in dürftiger Schönheit, voll Freude und Sorge, voll Angst und Leben. Klingsor aß, trank, ruhte, hörte zu, fragte nach Kindern und Vieh, Pfarrer und Bischof, lobte freundlich den ärmlichen Wein, bot eine letzte Pflaume an, gab die Hand, wünschte eine glückliche Nacht und stieg, am Stock und mit dem Sack beschwert, langsam in den lichten Wald bergaufwärts, dem Nachtlager entgegen.

Es war die spätgoldene Stunde, noch glühte Licht des Tages überall, doch gewann der Mond schon Schimmer, und erste Fledermäuse schwammen in der grünen Flimmerluft. Ein Waldrand stand sanft im letzten Licht, helle Kastanienstämme vor schwarzem Schatten, eine gelbe Hütte strahlte leise das eingesogene Tageslicht von sich, sanftglühend wie ein gelber Topas, rosenrot und violett führten die kleinen Wege durch Wiesen, Reben und Wald, da und dort schon ein gelber Akazienzweig, der Westhimmel golden und grün über sammetblauen Bergen.

O jetzt noch arbeiten zu können, in der letzten, verzauberten Viertelstunde des reifen Sommertages, der nie wieder kam! Wie namenlos schön war alles jetzt, wie ruhig, gut und spendend, wie voll von Gott!

Klingsor setzte sich ins kühle Gras, griff mechanisch nach dem Bleistift und ließ die Hand lächelnd wieder sinken. Er war todmüde. Seine Finger betasteten das trockene Gras, die trockne mürbe Erde. Wie lange noch, dann war dies liebe erregende Spiel vorbei! Wie lange noch, dann hatte man Hand und Mund und Augen voll Erde! Thu Fu hatte ihm dieser

Tage ein Gedicht gesandt, dessen erinnerte er sich und sagte es langsam vor sich hin:

Vom Baum des Lebens fällt
Mir Blatt um Blatt.
O taumelbunte Welt,
Wie machst du satt,
Wie machst du satt und müd,
Wie machst du trunken!
Was heut noch glüht,
Ist bald versunken.
Bald klirrt der Wind
Über mein braunes Grab,
Über das kleine Kind
Beugt sich die Mutter herab.
Ihre Augen will ich wiedersehn,
Ihr Blick ist mein Stern,
Alles andre mag gehn und verwehn,
Alles stirbt, alles stirbt gern;
Nur die ewige Mutter bleibt,
Von der wir kamen.
Ihr spielender Finger schreibt
In die flüchtige Luft unsre Namen.

Nun, es war gut so. Wie viele hatte Klingsor noch von seinen zehn Leben? Drei? Zwei? Mehr als eines war es immer noch, immer noch mehr als ein braves, gewöhnliches Allerwelts- und Bürgerleben. Und viel hatte er getan, viel gesehen, viel Papier und Leinwand bemalt, viele Herzen in Liebe und Haß erregt, in Kunst und Leben viel Ärgernis und frischen Wind in die Welt gebracht. Viel Frauen hatte er geliebt, viele Traditionen und Heiligtümer zerstört, viel neue Dinge gewagt. Viele volle Becher hatte er leergesogen, viel Tage und Sternennächte geatmet, unter vielen Sonnen gebrannt, in vielen Wassern geschwommen. Nun saß er hier, in Italien oder Indien oder China, der Sommerwind stieß launisch in die Kastanienkronen, gut und vollkommen war die Welt. Es war gleichgültig, ob er noch hundert Bilder malte oder zehn, ob er noch zwanzig Sommer lebte oder einen. Müde war er geworden, müde. Alles stirbt, alles stirbt gern. Braver Thu Fu!

Es war Zeit, nach Hause zu kommen. Er würde ins Zimmer wanken, vom Wind durch die Balkontür empfangen. Er würde Licht machen, und seine Skizzen auspacken. Das Walddinnere mit dem vielen Chromgelb und Chinesischblau war vielleicht gut, es würde einmal ein Bild geben. Auf denn, es war Zeit.

Er blieb dennoch sitzen, den Wind im Haar, in der wehenden, beschmierten Leinenjacke, Lächeln und Weh im abendlichen Herzen. Weich und schlaff wehte der Wind, weich und lautlos taumelten die Fledermäuse

im erlöschenden Himmel. Alles stirbt, alles stirbt gern. Nur die ewige Mutter bleibt.

Er konnte auch hier schlafen, wenigstens eine Stunde, es war ja warm. Er legte den Kopf auf den Rucksack und sah in den Himmel. Wie ist die Welt schön, wie macht sie satt und müd!

Schritte kamen den Berg herab, kräftig auf losen hölzernen Sohlen. Zwischen den Farren und Ginstern erschien eine Gestalt, eine Frau, schon waren die Farben ihrer Kleider nicht mehr zu erkennen. Sie kam näher, in gesundem, gleichmäßigem Tritt. Klingsor sprang auf und rief guten Abend. Sie erschrak ein wenig und blieb einen Augenblick stehen. Er sah ihr ins Gesicht. Er kannte sie, er wußte nicht, woher. Sie war hübsch und dunkel, hell blitzten ihre schönen, festen Zähne.

„Sieh da!" rief er, und gab ihr die Hand. Er spürte, daß ihn etwas mit dieser Frau verband, irgend eine kleine Erinnerung. „Kennt man sich noch?"

„Madonna! Ihr seid ja der Maler von Castagnetta! Habt Ihr mich noch gekannt?"

Ja, jetzt wußte er. Sie war eine Bauernfrau vom Taverne-Tal, bei ihrem Hause hatte er einst, in der schon so schattentiefen und verwirrten Vergangenheit dieses Sommers, einige Stunden gemalt, hatte Wasser an ihrem Brunnen geschöpft, eine Stunde im Schatten des Feigenbaumes geschlummert, und zum Schluß einen Becher Wein und einen Kuß von ihr bekommen.

„Ihr seid nie mehr wiedergekommen," klagte sie. „Ihr hattet es mir doch so sehr versprochen."

Mutwille und Herausforderung klang in ihrer tiefen Stimme. Klingsor wurde lebendig.

„Ecco, desto besser, daß du nun zu mir gekommen bist! Was für ein Glück ich habe, grade jetzt, wo ich so allein und traurig war!"

„Traurig? Machet mir nichts vor, Herr, Ihr seid ein Spaßmacher, kein Wort darf man Euch glauben. Na, ich muß aber weiter."

„O, dann begleite ich dich."

„Es ist nicht Euer Weg, und ist auch nicht nötig. Was soll mir passieren?"

„Dir nichts, aber mir. Wie leicht könnte einer kommen, und dir gefallen, und ginge mit dir, und küßte deinen lieben Mund, und deinen Hals, und deine schöne Brust, ein andrer statt meiner. Nein, das darf nicht sein."

Er hatte die Hand um ihren Nacken gelegt und ließ sie nicht mehr los.

„Stern, mein kleiner! Schatz! Meine kleine süße Pflaume! Beiß mich, sonst esse ich dich."

Er küßte sie, die sich lachend zurückbog, auf den offnen, starken Mund, zwischen Sträuben und Widerreden gab sie nach, küßte wieder, schüttelte den Kopf, lachte, suchte sich freizumachen. Er hielt sie an sich gezogen, seinen Mund auf ihrem, seine Hand auf ihre Brust, ihr Haar roch wie Sommer, nach Heu, Ginster, Farnkraut, Brombeeren. Einen Augenblick tief Atem schöpfend, bog er den Kopf zurück, da sah er am verglühten Himmel klein und weiß den ersten Stern aufgegangen. Die Frau schwieg, ihr Gesicht war ernst geworden, sie seufzte, sie legte ihre Hand auf seine und drückte sie fester um ihre Brust. Er bückte sich sanft, drückte ihr den Arm in die Kniekehlen, die nicht widerstrebten, und bettete sie ins Gras.

„Hast du mich lieb?" fragte sie wie ein kleines Mädchen. „Povera me!"

Sie tranken den Becher, Wind strich über ihr Haar und nahm ihren Atem mit.

Ehe sie Abschied nahmen, suchte er im Rucksack, in seinen Rocktaschen, ob er ihr nichts zu schenken habe, fand eine kleine silberne Taschendose, noch halb voll von Zigarettentabak, die leerte er aus und gab sie ihr.

„Nein, kein Geschenk, gewiß nicht!" versicherte er. „Nur ein Andenken, daß du mich nicht vergißt."

„Ich vergesse dich nicht," sagte sie. Und: „Kommst du wieder?"

Er wurde traurig. Langsam küßte er sie auf beide Augen.

„Ich komme wieder," sagte er.

Noch eine Weile hörte er, regungslos stehend, ihre Schritte auf den Holzsohlen bergabwärts klingen, über den Wiesengrund, durch den Wald, auf Erde, auf Fels, auf Laub, auf Wurzeln. Nun war sie fort. Schwarz stand der Wald in der Nacht, lau strich der Wind über die erloschene Erde. Irgend etwas, vielleicht ein Pilz, vielleicht ein welkes Farnkraut, roch scharf und bitter nach Herbst.

Klingsor konnte sich nicht zur Heimkehr entschließen. Wozu jetzt den Berg hinaufsteigen, wozu in seine Zimmer zu all den Bildern gehen? Er streckte sich ins Gras und lag und sah die Sterne an, schlief endlich ein und schlief, bis spät in der Nacht ein Tierschrei oder ein Windstoß oder die Kühle des Taus ihn erweckte. Dann stieg er nach Castagnetta hinauf, fand sein Haus, seine Tür, seine Zimmer. Briefe lagen da und Blumen, es war Freundesbesuch dagewesen.

So müde er war, er packte doch, nach der alten zähen Gewöhnung, in aller Nacht noch seine Sachen aus und sah beim Lampenlicht die Skizzenblätter des Tages an. Das Waldinnere war schön, Gekräut und Gestein im lichtdurchzuckten Schatten glänzte kühl und köstlich wie eine Schatzkammer. Es war richtig gewesen, daß er nur mit Chromgelb, Orange und Blau gearbeitet und das Zinnobergrün weggelassen hatte. Lange sah er das Blatt an.

Aber wozu? Wozu alle die Blätter voll Farbe? Wozu all die Mühe,

l der Schweiß, all die kurze, trunkene Schaffenslust? Gab es Erlösung? ab es Ruhe? Gab es Frieden?

Erschöpft sank er, kaum entkleidet, ins Bett, löschte das Licht, suchte ch Schlaf und summte leise die Verse Thu Fus vor sich hin:

Bald klirrt der Wind
Über mein braunes Grab.

Klingsor schreibt an Louis den Grausamen

Caro Luigi! Lange hat man Deine Stimme nicht mehr gehört. Lebst Du noch am Lichte? Nagt schon der Geier Dein Gebein?

Hast Du einmal mit einer Stricknadel in einer stehengebliebenen Wand- ır gestochert? Ich tat es einmal, und habe es erlebt, daß plötzlich der eufel in das Werk fuhr und die ganze vorhandene Zeit abrasselte, die eiger machten Wettrennen ums Zifferblatt, mit einem unheimlichen Ge- usch drehten sie sich wahnsinnig fort, prestissimo, bis ebenso plötzlich alles schnappte und die Uhr den Geist aufgab. Genau so ist es zur Zeit hier i uns: Sonne und Mond rennen gehetzt wie Amokläufer über den Himmel, e Tage jagen sich, die Zeit läuft einem davon, wie durch ein Loch im Sack. offentlich wird auch das Ende dann ein plötzliches sein, und diese be- unkene Welt untergehen, statt wieder in ein bürgerliches Tempo zu fallen.

Die Tage über bin ich zu sehr beschäftigt, als daß ich etwas denken nnte (wie wahnsinnig komisch das übrigens klingt, wenn man einen lchen sogenannten „Satz" einmal laut vor sich hin sagt: „als daß ich vas denken könnte"!) Aber am Abend fehlst Du mir oft. Ich sitze nn meistens irgendwo im Wald in einem der vielen Keller und trinke n beliebten Rotwein, der zwar meistens nicht gut ist, aber doch auch is Leben tragen hilft und den Schlaf befördert. Einige Male bin ich gar am Tisch im Grotto eingeschlafen und habe unter dem Grinsen r Eingeborenen bewiesen, daß es mit meiner Neurasthenie doch nicht so hlimm stehen kann. Manchmal sind Freunde und Mädchen dabei, und an übt seine Finger am Plastizin weiblicher Glieder, und spricht über Hüte ıd Absätze und die Kunst. Manchmal glückt es, daß eine gute Tempe- tur erreicht wird, dann schreien und lachen wir die ganze Nacht und die ute freuen sich, daß Klingsor so ein lustiger Bruder ist. Es gibt hier eine hr hübsche Frau, die jedesmal, wenn ich sie sehe, heftig nach Dir fragt.

Die Kunst, die wir beide treiben, hängt, wie ein Professor sagen würde, ıch immer zu eng am Gegenstand (wäre fein als Bilderrätsel darzu- ellen). Wir malen immer noch, wenn auch mit etwas freier Handschrift ıd für den Bourgeois aufregend genug, die Dinge der „Wirklichkeit", lenschen, Bäume, Jahrmärkte, Eisenbahnen, Landschaften. Darin fügen ir uns noch einer Konvention. „Wirklich" nennt ja der Bürger die

Dinge, die von allen oder doch vielen ähnlich wahrgenommen und beschrieben werden. Ich habe im Sinn, sobald dieser Sommer herum ist, eine Zeitlang nur noch Phantasien zu malen, namentlich Träume. Es wird darin zum Teil auch nach Deinem Sinn zugehen, nämlich wahnsinnig lustig und überraschend, etwa so wie in den Geschichten Collofinos des Hasenjägers vom Kölner Dom. Wenn ich auch fühle, daß der Boden unter mir etwas dünn geworden ist, und wenn ich auch im ganzen mich wenig nach weiteren Jahren und Taten sehne, ich möchte doch immerhin noch einige heftige Raketen dieser Welt in den Rachen jagen. Ein Bilderkäufer schrieb mir kürzlich, er sehe mit Bewunderung, wie ich in meinen neuesten Arbeiten eine zweite Jugend erlebe. Etwas daran ist ja richtig. Zu malen habe ich eigentlich erst dies Jahr recht angefangen, scheint mir. Aber es ist weniger ein Frühling, was ich da erlebe, als eine Explosion. Erstaunlich, wie viel Dynamit in mir noch steckt; aber Dynamit läßt sich schlecht im Sparherd brennen.

Lieber Louis, schon oft habe ich mich im Stillen darüber gefreut, daß wir zwei alten Wüstlinge im Grunde so rührend schamhaft sind und einander lieber die Gläser an den Kopf schmeißen, als etwas von unsern Gefühlen gegeneinander merken zu lassen. Möge es so bleiben, alter Igel!

Wir haben dieser Tage in jenem Grotto bei Barengo ein Fest mit Brot und Wein gefeiert, herrlich klang unser Gesang im hohen Wald in der Mitternacht, die alten römischen Lieder. Man braucht so wenig zum Glück, wenn man älter wird und an den Füßen zu frieren beginnt: acht bis zehn Stunden Arbeit im Tag, einen Liter Piemonteser, ein halbes Pfund Brot, eine Virginia, ein paar Freundinnen, und allerdings Wärme und gutes Wetter. Die haben wir, die Sonne funktioniert prachtvoll, mein Schädel ist verbrannt wie der einer Mumie.

An manchen Tagen habe ich das Gefühl, mein Leben und Arbeiten beginne eben erst, manchmal aber kommt es mir vor, ich habe achtzig Jahre schwer gearbeitet und habe bald einen Anspruch auf Ruhe und Feierabend. Jeder kommt einmal an ein Ende, mein Louis, auch ich, auch Du. Weiß Gott, was ich Dir da schreibe, man sieht, daß ich etwas unwohl bin. Es sind wohl Hypochondrien, ich habe viel Augenschmerzen, und manchmal verfolgt mich die Erinnerung an eine Abhandlung über Netzhautablösung, die ich vor Jahren gelesen habe.

Wenn ich durch meine Balkontüre hinunter sehe, die Du kennst, dann wird mir klar, daß wir noch eine gute Weile fleißig sein müssen. Die Welt ist unsäglich schön und mannigfaltig, durch diese grüne hohe Tür läutet sie Tag und Nacht zu mir herauf, und schreit, und fordert, und immer wieder renne ich hinaus, und reiße ein Stück davon an mich, ein winziges Stück. Die grüne Gegend hier ist durch den trocknen Sommer

jetzt wunderbar licht und rötlich geworden, ich hätte nie gedacht, daß ich wieder zu Englischrot und Siena greifen würde. Dann steht der ganze Herbst bevor, Stoppelfelder, Weinlese, Maisernte, rote Wälder. Ich werde das alles noch einmal mitmachen, Tag für Tag, und noch einige hundert Studien malen. Dann aber, das fühle ich, werde ich den Weg nach Innen gehen und noch einmal, wie ich es als junger Kerl eine Weile tat, ganz aus der Erinnerung und Phantasie malen, Gedichte machen und Träume spinnen. Auch das muß sein.

Ein großer Pariser Maler, den ein junger Künstler um Ratschläge bat, hat ihm gesagt: „Junger Mann, wenn Sie ein Maler werden wollen, so vergessen Sie nicht, daß man vor allem gut essen muß. Zweitens ist die Verdauung wichtig, sorgen Sie für einen regelmäßigen Stuhlgang! Und drittens: halten Sie sich stets eine hübsche kleine Freundin!" Ja, man sollte meinen, diese Anfänge der Kunst habe ich gelernt und es könne mir hierin eigentlich kaum fehlen. Aber dies Jahr, es ist verflucht, stimmt es bei mir auch in diesen einfachen Dingen nicht mehr recht. Ich esse wenig und schlecht, oft ganze Tage nur Brot, ich habe zu Zeiten mit dem Magen zu tun (ich sage dir: das Unnützeste, was man zu tun haben kann!), und ich habe auch keine richtige kleine Freundin, sondern habe mit vier, fünf Frauen zu tun und bin ebensooft erschöpft wie hungrig. Es fehlt etwas am Uhrwerk, und seit ich mit der Nadel hineingestochen habe, läuft es zwar wieder, aber rasch wie der Satan, und rasselt so unvertraut dabei. Wie einfach ist das Leben, wenn man gesund ist! Du hast noch nie einen so langen Brief von mir bekommen, außer vielleicht damals in der Zeit, wo wir über die Palette disputierten. Ich will aufhören, es geht gegen fünf Uhr, das schöne Licht fängt an. Sei gegrüßt von Deinem Klingsor.

Nachschrift!

Ich erinnere mich, daß Du ein kleines Bild von mir gern hattest, das am meisten chinesische, das ich gemacht habe, mit der Hütte, dem roten Weg, den veronesergrünen Zackenbäumen und der fernen Spielzeugstadt im Hintergrund. Ich kann es jetzt nicht schicken, weiß auch nicht, wo Du bist. Aber es gehört Dir, das möchte ich Dir für alle Fälle sagen.

Klingsor schickt seinem Freunde Thu Fu ein Gedicht

(Aus den Tagen, in welchen er an seinem Selbstbildnis malte)

Trunken sitz ich des Nachts im durchwehten Gehölz,
An den klagenden Zweigen hat Herbst genagt,
Murmelnd läuft in den Keller,
Meine leere Flasche zu füllen, der Wirt.

Morgen, morgen haut mir der bleiche Tod
Seine klirrende Sense ins rote Fleisch,

Lange schon auf der Lauer
Weiß ich ihn liegen, den falschen Hund.

Ihn zu höhnen, sing ich die halbe Nacht,
Lalle mein trunkenes Lied in den müden Wald;
Seiner Drohung zu spotten
Ist meines Liedes und meines Trinkens Sinn.

Vieles tat und erlitt ich, Wandrer auf langem Weg,
Nun am Abend sitz ich, trinke und warte bang,
Bis die blitzende Sichel
Mir das Haupt vom zuckenden Herzen trennt.

Das Selbstbildnis

In den ersten Septembertagen, nach vielen Wochen einer ungewöhnlichen trocknen Sonnenglut, gab es einige Regentage. In diesen Tagen malte Klingsor, in dem hochfenstrigen Saal seines Palazzos in Castagnetta, sein Selbstporträt, das jetzt in Frankfurt hängt.

Dies furchtbare und doch so zauberhaft schöne Bild, sein letztes ganz zu Ende geführtes Werk, steht am Ende der Arbeit jenes Sommers, am Ende einer unerhört glühenden, rasenden Arbeitszeit, als deren Gipfel und Krönung. Vielen ist es aufgefallen, daß jeder, der Klingsor kannte, ihn auf diesem Bilde sofort und unfehlbar wiedererkannte, obwohl niemals ein Bildnis sich so weit von jeder naturalistischen Ähnlichkeit entfernte.

Wie alle späteren Werke Klingsors, so kann man auch dies Selbstbildnis aus den verschiedensten Standpunkten betrachten. Für manche, zumal solche, die den Maler nicht kannten, ist das Bild vor allem ein Farbenkonzert, ein wunderbar gestimmter, trotz aller heftigen Buntheit still und edel wirkender Teppich. Andre sehen darin einen letzten kühnen, ja verzweifelten Versuch zur Befreiung vom Gegenständlichen: ein Antlitz wie eine Landschaft gemalt, Haare an Laub und Baumrinde erinnernd, Augenhöhlen wie Felsspalten – sie sagen, dies Bild erinnere an die Natur nur so wie mancher Bergrücken an ein Menschengesicht, mancher Baumast an Hände und Beine erinnert, nur von ferne her, nur gleichnishaft. Viele aber sehen im Gegenteil gerade in diesem Werk nur den Gegenstand, das Gesicht Klingsors, von ihm selbst mit unerbittlicher Psychologie zerlegt und gedeutet, eine riesige Konfession, ein rücksichtsloses, schreiendes, rührendes, erschreckendes Bekenntnis. Noch andere, und darunter einige seiner erbittertsten Gegner, sehen in diesem Bildnis lediglich ein Produkt und Zeichen von Klingsors angeblichem Wahnsinn. Sie vergleichen den Kopf des Bildes mit dem naturalistisch gesehenen Original, mit Photographieen, und finden in den Deformationen und Übertreibungen der Formen negerhafte, entartete, atavistische, tierische Züge. Manche von diesen halten sich

auch über das Götzenhafte und Phantastische dieses Bildes auf, sehen eine Art von monomanischer Selbstanbetung darin, eine Blasphemie und Selbstverherrlichung, eine Art von religiösem Größenwahn. Alle diese Arten der Betrachtung sind möglich, und noch viele andere.

Während der Tage, die er an diesem Bilde malte, ging Klingsor nicht aus, außer des Nachts zum Wein, aß nur Brot und Obst, das ihm die Hauswirtin brachte, blieb unrasiert und sah mit den unter der verbrannten Stirn tief eingesunkenen Augen in dieser Verwahrlosung in der Tat erschreckend aus. Er malte sitzend und auswendig, nur von Zeit zu Zeit, fast nur in den Arbeitspausen, ging er zu dem großen, altmodischen, mit Rosenranken bemalten Spiegel an der Nordwand, streckte den Kopf vor, riß die Augen auf, schnitt Gesichter.

Viele, viele Gesichter sah er hinter dem Klingsor-Gesicht im großen Spiegel zwischen den dummen Rosenranken, viele Gesichter malte er in sein Bild hinein: Kindergesichter süß und erstaunt, Jünglingsschläfen voll Traum und Glut, spöttische Trinkeraugen, Lippen eines Dürstenden, eines Verfolgten, eines Leidenden, eines Suchenden, eines Wüstlings, eines enfant perdu. Den Kopf aber baute er majestätisch und brutal, einen Urwaldgötzen, einen in sich verliebten, eifersüchtigen Jehova, einen Popanz, vor dem man Erstlinge und Jungfrauen opfert. Dies waren einige seiner Gesichter. Ein andres war das des Verfallenden, des Greisen, des Untergehenden, des mit seinem Untergang Einverstandenen: Moos wuchs auf seinem Schädel, schief standen die alten Zähne, Risse durchzogen die welke Haut und in den Rissen stand Schorf und Schimmel. Das ist es, was einige Freunde an dem Bilde besonders lieben. Sie sagen: es ist der Mensch, ecce homo, der müde, gierige, wilde, kindliche und raffinierte Mensch unsrer späten Zeit, der sterbende, sterbenwollende Europamensch: von jeder Sehnsucht verfeinert, von jedem Laster krank, vom Wissen um seinen Untergang enthusiastisch beseelt, zu jedem Fortschritt bereit, zu jedem Rückschritt reif, ganz Glut und auch ganz Müdigkeit, dem Schicksal und dem Schmerz ergeben wie der Morphinist dem Gift, vereinsamt, ausgehöhlt uralt, Faust zugleich und Karamasow, Tier und Weiser, ganz entblößt, ganz ohne Ehrgeiz, ganz nackt, voll von Kinderangst vor dem Tode und voll von müder Bereitschaft, ihn zu sterben.

Und noch weiter, noch tiefer hinter all diesen Gesichtern schliefen fernere, tiefere, ältere Gesichter, vormenschliche, tierische, pflanzliche, steinerne, so als erinnere sich der letzte Mensch auf Erden im Augenblick vor dem Tode nochmals traumschnell an alle Gestaltungen seiner Vorzeit und Weltenjugend.

In diesen rasend gespannten Tagen lebte Klingsor wie ein Ekstatiker. Nachts füllte er sich schwer mit Wein, und stand dann, die Kerze in der Hand, vor dem alten Spiegel, betrachtete das Gesicht im Glas, das

schwermütig grinsende Gesicht des Säufers. Den einen Abend hatte er eine Geliebte bei sich, auf dem Diwan im Studio, und während er sie nackt an sich gedrückt hielt, starrte er über ihre Schulter weg in den Spiegel, sah neben ihrem aufgelösten Haar sein verzerrtes Gesicht, voll Wollust und voll Ekel vor der Wollust, mit geröteten Augen. Er hieß sie morgen wieder kommen, aber Grauen hatte sie gefaßt, sie kam nicht wieder.

Nachts schlief er wenig. Oft erwachte er aus angstvollen Träumen, Schweiß im Gesicht, wild und lebensmüde, und sprang doch alsbald auf, starrte in den Schrankspiegel, las die wüste Landschaft dieser verstörten Züge ab, düster, haßvoll, oder lächelnd, wie schadenfroh. Er hatte einen Traum, in dem sah er sich selbst, wie er gefoltert wurde, in die Augen wurden Nägel geschlagen, die Nase mit Haken aufgerissen; und er zeichnete dies gefolterte Gesicht, mit den Nägeln in den Augen, mit Kohle auf einen Buchdeckel, der ihm zur Hand lag; wir fanden das seltsame Blatt nach seinem Tode. Von einem Anfall von Gesichtsneuralgieen befallen, hing er krumm über die Lehne eines Stuhles, lachte und schrie vor Pein, und hielt sein entstelltes Gesicht vor das Glas des Spiegels, betrachtete die Zuckungen, verhöhnte die Tränen.

Und nicht sein Gesicht allein, oder seine tausend Gesichter, malte er auf dies Bild, nicht bloß seine Augen und Lippen, die leidvolle Talschlucht des Mundes, den gespaltenen Felsen der Stirn, die wurzelhaften Hände, die zuckenden Finger, den Hohn des Verstandes, den Tod im Auge. Er malte, in seiner eigenwilligen, überfüllten, gedrängten und zuckenden Pinselschrift, sein Leben dazu, seine Liebe, seinen Glauben, seine Verzweiflung. Scharen nackter Frauen malte er mit, im Sturm vorbeigetrieben wie Vögel, Schlachtopfer vor dem Götzen Klingsor, und einen Jüngling mit dem Gesicht des Selbstmörders, ferne Tempel und Wälder, einen alten bärtigen Gott mächtig und dumm, eine Frauenbrust vom Dolch gespalten, Schmetterlinge mit Gesichtern auf den Flügeln, und zu hinterst im Bilde, am Rande des Chaos den Tod, ein graues Gespenst, der mit einem Speer, klein wie eine Nadel, in das Gehirn des gemalten Klingsor stach.

Wenn er stundenlang gemalt hatte, trieb Unruhe ihn auf, rastlos lief er und flackernd durch seine Zimmer, die Türen wehten hinter ihm, riß Flaschen aus dem Schrank, riß Bücher aus den Schäften, Teppiche von den Tischen, lag lesend am Boden, lehnte sich tief atmend aus den Fenstern, suchte alte Zeichnungen und Photographien und füllte Böden und Tische und Betten und Stühle aller Zimmer mit Papieren, Bildern, Büchern, Briefen an. Alles wehte wirr und traurig durch einander, wenn der Regenwind durch die Fenster kam. Er fand sein Kinderbildnis unter alten Sachen, Lichtbild aus seinem vierten Jahr, in einem weißen Sommeranzug, unterm weißlich hellblonden Haar ein süßtrotziges Knabengesicht. Er fand die

Bilder seiner Eltern, Photographien von Jugendgeliebten. Alles beschäftigte, reizte, spannte, quälte ihn, riß ihn hin und her, alles riß er an sich, warf es wieder hin, bis er wieder davon zuckte, über seiner Holztafel hing und weiter malte. Tiefer zog er die Furchen durch das Geklüft seines Bildnisses, breiter baute er den Tempel seines Lebens auf, mächtiger sprach er die Ewigkeit jedes Daseins aus, schluchzender seine Vergänglichkeit, holder sein lächelndes Gleichnis, höhnischer seine Verurteilung zur Verwesung. Dann sprang er wieder auf, gejagter Hirsch, und lief den Trab des Gefangenen durch seine Zimmer. Freude durchzuckte ihn und tiefe Schöpfungswonne wie ein feuchtes frohlockendes Gewitter, bis Schmerz ihn wieder zu Boden warf und ihm die Scherben seines Lebens und seiner Kunst ins Gesicht schmiß. Er betete vor seinem Bild, und er spie es an. Er war irrsinnig, wie jeder Schöpfer irrsinnig ist. Aber er tat im Irrsinn des Schaffens unfehlbar klug wie ein Nachtwandler alles, was sein Werk förderte. Er fühlte gläubig, daß in diesem grausamen Kampf um sein Bildnis nicht nur Geschick und Rechenschaft eines Einzelnen sich vollziehe, sondern Menschliches, sondern Allgemeines, Notwendiges. Er fühlte, nun stand er wieder vor einer Aufgabe, vor einem Schicksal, und alle vorhergegangene Angst und Flucht und aller Rausch und Taumel war nur Angst und Flucht vor dieser seiner Aufgabe gewesen. Nun gab es nicht Angst noch Flucht mehr, nur noch Vorwärts, nur noch Hieb und Stich, Sieg und Untergang. Er siegte, und er ging unter, und litt, und lachte, und biß sich durch, tötete und starb, gebar und wurde geboren.

Ein französischer Maler wollte ihn besuchen, die Wirtin führte ihn ins Vorzimmer, Unordnung und Schmutz grinste im überfüllten Raum. Klingsor kam, Farbe an den Ärmeln, Farbe im Gesicht, grau, unrasiert, mit langen Schritten rannte er durch den Raum. Der Fremde brachte Grüße aus Paris und Genf, sprach seine Verehrung aus. Klingsor ging auf und ab, schien nicht zu hören. Verlegen schwieg der Gast und begann sich zurück zu ziehen, da trat Klingsor zu ihm, legte ihm die farbenbedeckte Hand auf die Schulter, sah ihm nah ins Auge. „Danke," sagte er langsam, mühsam, „danke, lieber Freund. Ich arbeite, ich kann nicht sprechen. Man spricht zu viel, immer. Seien Sie mir nicht böse, und grüßen Sie mir meine Freunde, sagen Sie ihnen, daß ich sie liebe." Und verschwand wieder ins andre Zimmer.

Das fertige Bild stellte er, am Ende dieser gepeitschten Tage, in die unbenützte leere Küche und schloß sie ab. Er hat es nie gezeigt. Dann nahm er Veronal und schlief einen Tag und eine Nacht hindurch. Dann wusch er sich, rasierte sich, legte neue Wäsche und Kleider an, fuhr zur Stadt und kaufte Obst und Zigaretten, um sie Gina zu schenken.

Hymne an den Tod

Immer voran! Immer voran, Tod, mein Trommler!
Aus Sargdeckeln will ich mir einen Tanzboden zimmern,
Und mit Knochen peitschen auf ausgespannte Menschenhaut.

Bruder! Genosse! Mit dem ich über die Schlachtfelder der Erde ging,
Wie vertraut grüßt mich Geschlürf deiner Schritte.
Oftmals belauschte ich dich, wenn du das Knie auf die Brust setztest, ließest den Atem ausgehen, langsam, zögernd,
Und preßtest die Wunde, bis das Gesicht von Gewittern blaute, und das Herz vergaß seinen Schlag.

Umschlinge meine Hüften, Tänzer, mit deinen schlenkernden Armen!
Von deiner Lippe tauen mir bittere Gifte. Fühle: ich kostete alle Schmerzen der Welt.
Aus mir schreit die Qual von hundert Verbannten;
Von den Hungerlagern erhebe ich mich, das Antlitz überschwemmt von Fieber, Seuchen durchbrausen mich.
Ich trage den zerschnittenen Hals von Ermordeten, Geschwüre blühen auf meinem Leibe auf, o Elephantiasis, meine Füße sind breit wie ein Turm!
Ich kenne deine Larve, du Schauspieler, der mich in tausend Masken ergötzt, brausender Karneval.
Wo du auf deiner gebogenen Rippe flötest, da verlassen die Greise zitternd ihr Erdenbette,
Die Jünglinge mit gespaltener Stirn erheben sich aus den Laufgräben und die jungen Mädchen reiben wollüstig ihre Schenkel.
Herauf mit dir aus dem Grabe, alte Mutter, und sammle dein klappriges Gebein!
Schürze die Knie, verfaulte Dirne, reißt nicht die Taste eurer Zehen unwiderstehliche Musik?

Rührender wirble dein Lied! Mische es zart mit dem sanften Hauch der Entschwebten,
Mit Seufzern von Aufgehängten, mit rasenden Agonien und der erbarmungslosen Qual der Zerquetschten.
Mische es süß mit dem Wimmern von Neugeborenen, mit dem spitzen Achzen von Schwangeren,

Geschrei von Geiern in den Lüften, Klavizimbeln von Rabenschnäbeln und der gelben Orgie deiner Gerüche.
Dir ist die Erde untertan. Dir gehören die Völker und beten dich an.
Dir folgen namenlose Leichenzüge der Stadt und die verschleimten Heere Ertrunkener.
Aus Granatlöchern entsteigen sie, verschütteten Unterständen, sie entrollen den Barrikaden des Aufruhrs.
Sibirien klirrt von Erfrorenen; aus dem Sande der Sahara erheben sie sich und suchen ihren Unterkiefer, den die Schakale zerbissen haben.
Afrika zuckt in Krämpfen. Asien, verreckend, streckt dir die Zunge aus. Europa zerfleischt sich.
Dreihundert Millionen Tote tanzen zu deinem Takt.
Jauchzend von Aas und Verwesung entleibt sich die Erde.

Tod! Eroberer! Befreier der Menschheit!
Schließen wir einen Bund! Auszurotten diese Geschlechter des Kummers,
Niederzutreten diese Länder der Eitelkeit, der blinden Verdammnis,
Dich zu verehren neige ich mich, ewiger Demokrat!
Da schreitest du hin, vergittert von den Blicken der Armen, von Verzweiflung umtaumelt. Gewaltigster der Zeit! Sieger der Stunde!
Also küsse ich dich, zu schlafen in deinen starken Armen — — —
O nun wogt es herauf, die große Musik, Schreie von Müttern, Gram, Ekel und letztes Erbrechen,
Auf Blutmeeren wiege ich mich, Sturmfluten von Tränen, Orkanen von Menschenleibern,
Umrauscht von Flüchen, in einer Wolke von Pest — tanzen wir, himmlischer Leichenbeschäler, in die schwarze Unendlichkeit!

Armin T. Wegner

Profile

Profile sah ich abendlich, sah ich an glänzenden Morgen, sah ich scharf und bronzen in Cafes, wie unsagbare Träume, hellartig und himmlisch, fast überirdisch, von ambrosischem Schmelz,
Profile wie Rehe, wie mexikanische Götter, gelb und unheimlich, wie Rätsel, geheimnisvoll, von kolossalen Krankheiten verwuchert, durchzogen, entstellt,
Profile, in denen die Sünde lag, in denen alles war: Abgrund und Demut, Feuer, uralte prächtige Städte, Jagden, farbige Welt,

Andere dunkler, schrecklich verzogen, von dämonischer Häßlichkeit, von Brandmalen umfegt, fahl, mongolisch, umlagert von sibirischem Pelz.

Profile von semitischem Oval, flächig, fremdartig, exotisch, manches in sternloser Nacht, wo es herauswuchs wie ein Schnitt ekstatisch aus Holz, von fesselndem Umriß, bizarr und sehr kühn,
Aus Kabaretts, unter schmalen Laternen, theatralisch, in Pose, von jungen Göttern, von Dandys, von Frauen auch, aber nur weicher, von südlichen Schauspielern, nördlichen Hetären,
Russischen Gesichtern weißer wie Wachs, solche, die zerdacht waren von gewaltiger Arbeit, zergrübelt von Schopenhauerischen Philosophien, von Seusescher Mystik, von Heliand, von arabischen Mären,
Aber andere wie altspanischer Samt, hochmütig und weichlich, geschweift, von heimlichen Lastern berührt, Profile, in die das Blut schoß, rothaarig, schamhaft, in hektischem Glüh'n.

Scharfe stiegen empor um die Mitternacht, königlich, klar, gemacht zum Verführen, zu ewiger Hingabe, zu verworrener Leidenschaft, zu sklavischer Unterworfenheit,
Stiegen empor allein, verwaist, edel geprägt, mit den Spuren uralter Leiden, vergeistigt, verklärt, geborene Christuse,
Mit brennenden Lippen, aus denen Güte sang, geläuterte Weisheit, die zu den Kindern sprachen im Straßengewühl, demütig, ergriffen, entrückt.

Profile blühten von Mädchen, irgendwoher, vertrieben, gepeinigt vom Blut, unruhig und zuckend, melancholisch und traurig von den Wanderungen durch die Städte der Nacht,
Solche ganz schmal, zerbrechlich, schamhaft, wie venezianisches Glas durchsichtig, sensibel, ganz weit,
Aber dämonische auch, von zermalmender Häßlichkeit, zerrissen, verzogen, finster und teuflisch, von fanatischem Glanz, entsetzlichen Anblicks, mit höhnischem Grinsen, versteinert, eiskalt wie das Haupt der Meduse,
Aber auch solche! gigantisch, zerfressen von innerem Feuer, zertrümmert, durchpflügt von unheimlichen Furchen, halbtrunken, irrsinnig, von Wahnsinn umbrütet und furchtbar verrückt.

Anton Schnack

Nacht in der Landschaft

Um sie gelagert abendlich, dabei gesehn zehntausend Sterne, gläsern, wie gesät, verstreut weit in den Bogen Nacht,
Der aufstieg ungeheuer schwarz, im Osten etwas grün; dabei sehr großen Vogelflug, in grauer Linie, rauschend, dunkel, schwer
Über die Wipfel, aufgejagt im Wind. Wer stieß mich an, wer rief mich auf, wer goß in mich das Meer
Von Irrsinn, Fieber, Feuer, Gier, Gewaltsamkeit, wer wühlte wild mein Blut, wer spannte meine Schenkel, wer hatte mich gemacht
Zum Tier, zum tollen, dem im Schlund ein Dunkles lag, ein Schrei, ein riesenhafter? Um sie gelagert so:
In Sommerlandschaft, Weichheit, Samt, den diese Nacht verlor, tief im August, Gewitter voll, gewaltig, schrecklich, aufgerissen, feuerloh,
Die weiter gingen westlich, über Wald und Wuchs, hinrollend, dumpf, schwermütig, violett verzerrt.
Dies alles lag umher: Der Grillensang, der Schrei der alten Vögel, Donner, Glut, ein Licht, das einer spät entzündete auf einem Herd,
Und sie, gespannt in Schwarz, ein Königliches, Fürstliches, ein Leib, ein Degen, schmal, gebogen, heiß,
Aus Zartheit, Glanz und silberhaftem Schein, ein Marmor, edel ausgehauen, göttlich, klar wie Schneehinfall, wie Schönheit, Tau, verschüttet,
Wie Wein aus Spanien, wie Duft aus Südseestrom, wie Blau und Abend, und darum lag ich Tier, ich Dunkelheit, ich Feuer, Schwüle, Sud,
Daß ich fast aufstieg, sehr rot, geschnellt, gewaltig zuckend, dumpf im Trieb der Kraft und schrie dies: Fleisch, Entblößung, Nacktheit, weiß,
Daß ich davor lag, satanisch, glänzend, mit großem Auge, irr, geweitet, spitz, daß ich verbogen, rätselhaft zerrüttet,
Die Nacht im Angesicht und Rauch im Nacken, Sterne, Feuer, Vogelzeug im Wind, wie einen Geisyr über sie hinstürzen ließ mein Blut.

Anton Schnack

Der Vorübergehende

Fremd flackern dir Häuser. Du bist
entfernt. Dein Kleid, müde Fahne,
hängt vom hölzernen Körper. Pfosten. Um dich
schlagen die Winde. Dein Herz ist fort.

Phantom. An den Wänden verspülst du!
Niemand sieht dich. Die Wagen
knarren durch dich hindurch. Laterne
schattet ein wenig nur, da sie dich durchstößt.

Wo ist dein Angesicht? Unbekannter!
Stein in die Mauern eingelassen. Einer
unter den Hunderten. Fetzen
Erde, ein welkes Bündel Laub.

In trüben Wellen am abendlichen Kanal
regt sich dein Wort. Abendröte, violettes Gitter,
quillt. Daran verschwebst du ganz!
Du bist nicht . . . Bist nicht gewesen.

Walter Rheiner

Der Baum

Baum! Strahlende Hand aus der Erden Grab!
Aus mystischem Schoß kündest du wirres Signal.
Bruder Baum, Sohn unserer braunen Mutter,
steig auf! Sei da wie wir! Auf wende die Stirn!

Aus den Tiefen gebrochen wir alle. Entzündet
vom magischen Licht, das uns rief. Mit dir,
Bruder Baum, baun wir uns auf. Wir sind
stumme Flamme gleich dir. Hier entsprossen. Firmamentenhin!

Gen die Himmel Starrendes! Wirf dich hinauf!
Lockre dies ferne Steingewölbe! Beblüh das Harte!
Zieh es herab! Breite es hin, fließendes,
süßeres Land, drin die Sterne kreisen,

nah um der Menschen Haupt. Und Sonne, Licht-Bad,
elektrische Strömung zaubere die Körper neu.
Da töne der Arm, da klinge die Brust. Auge
werf helle Fontänen in der Brüder Gefäß.

Baum! Unsre Sehnsucht! Magnet! Lebens Turm!

Walter Rheiner

Der Tag

Und wiederum entquoll ein Tag
dem alten qualzerrißnen Schoß der Nacht –
und hat sich gleich daran gemacht
mit Hottehü! und Peitschenschlag

durch alle Straßen zu rumoren,
bis sich das Uhrwerk wieder dreht
und alles seine Wege geht;
dann räkelt er sich traumverloren

und wälzt sich ohne Ziel und Sinn
und faul und grau, ganz überflüssig
und seiner selber überdrüssig
über die feuchten Dächer hin;

und sehnt sich nach der Nacht zurück,
in der er weich und brunnentief
sein Nichtsein selig weiterschlief,
und sehnt sich nach der Nacht zurück

den ganzen Tag, den langen Tag
sehnt er sich nach der Nacht zurück,
nach ihrem daunenweichen Glück
und unhörbaren Stundenschlag.

Gustav Sack

Rundschau

Epilog zu Palestrina

von Oskar Bie

Ich ringe mit meinem Urteil. Alle Leute sagten, der zweite Akt, das Tridentiner Konzil, fiele heraus. Ich las den Klavierauszug und entgegnete in mir: warum? Warum darf man nicht einen zweiten Akt schreiben, der der Kontrapunkt des ersten und dritten ist? Dort die Einsamkeit des gegen die Welt mißtrauischen Künstlers, hier die Vielsamkeit der gegen den Künstler mißtrauischen Welt. Die Extreme, einander vor das Gesicht gestellt. Ein schneller Sinfoniesatz zwischen zwei langsamen, kaum thematisch verbunden. Es war noch nie so da in der Oper, aber in diesem Falle war es eben das erstemal. Ich sagte mir das alles aus Opposition gegen die Leute, denen etwas Ungewohntes immer gleich herausfällt, die das Antimusikalische für unmusikalisch, ein Parlament für unkomponierbar, den erlebten Kontrast für mißlungenen Effekt erklären, überhaupt die sich auf dieselbe Stufe stellen mit diesen Kunstignoranten von Trient: Palestrina sei für sie da. Sie sollen es einmal ordentlich bekommen im zweiten Akt: reden von der Kunst, als sei sie ein Geschäft, vom Schöpferischen, als sei es Kontorarbeit, vom Geistigen, als könne die Folter es erzwingen. Apotheose des Banausentums, der falsche, wenn auch tausendmal beteuerte heilige Geist gegen den wahren, uneingestandenen, ungewollten des Künstlers. So kontrapunktierte ich im Lesen den zweiten Akt und unterstützte ihn mit kollegialem Handschlag. Ich war nicht in München, ich suchte gleichgesinnte Artikel für diese Blätter bei Walter, bei Schillings, sie schrieben nicht, ich schrieb schnell eine Anmerkung, damit Pfitzners Ehre wenigstens genannt sei. Kaum erschien sie, traf aus heiterm Himmel, ungeahnt, um so heißer willkommen Thomas Manns berühmt gewordener Aufsatz über diese Oper ein. Sie schlug in Manns unpolitische Stimmung genau so ein, wie Eichendorffs „Taugenichts". Mann sammelte Apostel aus der alten Literatur und modernen Musik. Palestrina wurde das Sinnbild des

ethischen, unbefangenen, für sich und aus sich schaffenden, reinen, echten, deutschen Künstlers, Trient wurde das Sinnbild der Politik, der geschäftigen und geschäftlichen, unethischen, unpersönlichen, undeutschen. Ja, schrie ich mit, verfluchte Politik, Sinnbild alles mir Feindlichen, Unsympathischen, Störenden, Aufgedrungenen, Beruflichen, Hemmenden, Lähmenden, schon nicht mehr Sinnbild, sondern selbstgefühlte, unter Foltern hingenommene Wirklichkeit, dein Götzentum ist mir dieser zweite Akt, deine Unmusikalität ist hier Musik geworden, wie alles Musik werden kann, die Straße, das Amt, das Büro, die fremden Menschen, der Druck des Lebensunterhalts – alles, wenn ich es mir nur zur Musik mache, zum Kontrapunkt gegen meine eigene, eigentliche Melodie, der dazu ausersehen ist, sie zu harmonisieren, zu verschönen. Warum nicht? Später sah ich, daß irgendein Wesen konservativer Modernität, mehr oder weniger national zugespitzt, die Naturen von Mann und Pfitzner einander verband, beim Dichter offener und freier, weil sein Instrument unmittelbar redet, beim Musiker verschlossener und enger, weil er sich symbolisch verständlich macht. Ich sog an beiden Quellen und zog mich auf die Kunst zurück, womit ich in ein drittes Reich alle Probleme hinüberrettete. Die Frage wurde: hat Pfitzner nur gewollt oder auch gekonnt? Ich war schließlich Kritiker genug, um nicht durch bloße Sympathie mich blenden zu lassen, Musiker genug, Dramaturg genug. Es war nicht leicht, auf verschlungenen Wegen über mehrmaliges Hören und Zeitungsschreiben endlich auf den Punkt zu kommen. Ich redete mir manches ein, weil ich das Symbol lieb hatte, die Weltanschauung teilte, das Problem verteidigen konnte, kurz weil ich in dem Zustand des Dichters Pfitzner, noch nicht des Musikers Pfitzner war. Es lag eine gewisse schadenfrohe Lust darin, die Sache mit dem Werk zu verwechseln und es als Titel für manche tief erlebte Selbstverteidigung zu nehmen, unter der Blume einer Oper, die ja selbst so selbsterlebt war. Als ich das Manko fühlte, die Nichtkongruenz mir langsam eingestand, versuchte ich sie zuerst auf die Musik, dann auf das Drama zu schieben und beobachtete in mir, der hier ja nur der Typ eines ringenden Mitschöpfers war, so interessante Konfusionen, wie sie noch nie ein Fall mir zeigte, auch noch nie einer verdient hat. Es war keine Stoffoper, wie bei Strauß, keine Klangoper, wie bei Schreker, es war endlich mal wieder eine Bekenntnisoper, und es bedurfte einer ebenso gewaltsamen, als würdigen Anstrengung, aus dem Bekenner den Kritiker, weniger schroff ausgedrückt, aus dem Mitfühlenden den Mitarbeitenden zu befreien. Haufen von Korrekturen waren und sind die Zeugen dieser Schlacht, Blutzeugen, gottlob endlich wieder einmal einer Blutsache, Blut des Schöpfers, Blut des Bruders, Blut des Kritikers, der an einer wundervollen Materie gelernt hat aus

der Eitelkeit der Bespiegelungen den Triumph seiner Wahrheit durchzusetzen. Das ist mein Palestrina.

Mein Palestrina sagt: es genügt nicht, die Welt und den Künstler in getrennten Abschnitten gegenüberzustellen, das Leben und diese Bühne verlangt ihren Zusammenstoß, ihre Durchdringung und Auseinandersetzung, ihren Kampf und den Sieg des Künstlers im Ringen mit dem Feind. Mein Palestrina sagt: erst angesichts seiner Umwelt wird der Künstler uns ein Held, ein Überwinder, eine Seele. Das ist die Forderung der Musik, daß wir von ihm aus die Stationen seiner Schöpfung und seiner Widerstände erleben, positiv und negativ, wie wir den Stolzing gegen die Meistersinger erleben. Musik verlangt seelische Bindung, Tonalität der Ereignisse, Zentripetie der Beziehungen. Bühne ist nicht Symphonie, sie war es schon lange genug, hier ist sie am Ende, an der Auflösung, an der Selbstteilung. Wagner richtete es an, er hielt es noch in der symphonischen Hand. Nachfolger schwärmten schon aus Angst für den Einakter. Hier ist es der Bühne entfallen und ins Orchester zurückgesunken. Es ist wahrhaft letzte Romantik, Romantik selbst in der knorrigen, verbohrten, eigensinnigen, polemischen, deutschen Kunst, die sich verliert, indem sie entgegenstellt, sich spaltet, indem sie sich behauptet.

Der zweite Akt hätte den Zusammenstoß Palestrinas mit dem Konzil bringen müssen. Daß er vom Dichter Pfitzner statt dessen ins Gefängnis geworfen wird, aus dem ihn nur seine Messe befreit, ist Hinterbühnentechnik. Es hätte irgendwie eine Aufführung oder Aufführungswirkung der Messe vor dem Volk des Konzils stattfinden müssen, um diesen Teil auf das Konto Palestrinas hinüberschreiben zu können. Der Anfang, die hübsche Traubenszene von Borromeo und Novagerio, dann der Zusammenstoß, das Geschwätz der Leute, der Streit um den Wert, Palestrinas Sieg. Ich weiß, daß darüber beraten worden ist, es hätte irgendwie gelingen müssen. Theater brauchte es noch lange nicht zu werden, aber Bühne, Leben, Beziehung, nicht nackter Gegensatz. Jetzt hat Pfitzner den Akt mit einer Fülle historischer Beobachtungen beschwert, die sich um so breiter ergehen, als sie sich vom Thema Palestrina entfernen. Es ist eine zweite Oper geworden, musikalisch in vielen Dingen sehr geglückt, aber je glücklicher, desto mehr schlägt sie Palestrina nieder. Es gibt niemanden, der sich im dritten Akt, dem leise abfallenden, wieder der Welt und der Seele Palestrinas ganz nähern könnte. Im Schauspiel ginge es, weil die zentrale Bindung nicht so vorhanden ist, Bild nach Bild, die der Begriff verbindet. Die Musik aber ist Feindin des Begriffs und Verwalterin eines geschlossenen seelischen Bezirks, den sie nicht ungestraft verläßt.

Solcher zweite Akt hätte auch den dritten anders bestrahlt. Der erste

konnte bleiben: Aufrollung des Konfliktes zwischen Borromeo und Palestrina, der Monolog des Widerwillens, die mahnende Erscheinung der alten Meister, die Komposition als Eingebung der Engel und meinetwegen der Morgen des glockenläutenden Roms. Aber der dritte Akt hätte die Hingabe Borromeos an den Genius, die jetzt in Eile vorüberrauscht, als tiefe innere Erschütterung ausbreiten können, man hätte sich den Papst erspart und man hätte mit dem einsam und resigniert zurückbleibenden Palestrina ganz anders gefühlt, wenn man seinen Kampf und Sieg von ihm aus, von der Musik her, nicht vom Text erlebt hätte. Die drei Akte wären eine dramatische Symphonie statt Orchestersymphonie geworden, ich möchte sagen geblieben, wie sie es einst in des Verfassers erster Vision waren: Schöpfung wider Willen, Sieg des Genius, Einsamkeit erst recht nach dem Siege. Ein Kalvarienberg der Seele des Künstlers. Und nun kommt uns die Frage: ist es jetzt nicht viel mehr Theater, als wenn es so Bühne geworden wäre?

Wir dürfen von diesem Werk so sprechen, weil es trotz allem, trotz diesem und anderem, trotz Längen, Überbürdungen, Schwächen uns in einer bestimmten Weise ans Herz gewachsen ist, in der Reinheit seines Kerns, in der Vornehmheit seiner Musik, in dem Edelmut seiner Gesinnung, in der Sprache vieler Textstellen, in der außerordentlichen Schönheit der Meistererscheinungsensembles, in der berauschenden Glorie der sich entzündenden Engelsmesse. „In dir, Pierluigi, ist noch ein hellstes Licht", ist in Worten und Tönen, ein süßer, melancholischer Archaismus, einzig in unserer Literatur. Die innerliche Mischung alter und neuer Musik, die Wiedererkennung cinquecentistischen Stils aus den Wandlungen unserer Harmonien, diese Gleichsetzung der Geschichte und Gegenwart ist das musikalische Erlebnis. Nur als Zeichen der inneren Beteiligung klingt sie uns an, nur als Lyrik des ersten und dritten Aktes, nicht als Oper des zweiten. Wir verstehen den Lyriker, der eine Legende schrieb. Wir erkennen die Zersetzung des zweiten Aktes. Es ist keine Legende mehr. Der zweite Akt wurde nicht Schicksal Palestrinas, aber Pfitzners.

Das ist der Fall dieser Oper. Ich habe seine Psychologie, beim Verfasser, beim Mitkämpfer, beim Beurteiler ehrlich festzustellen versucht, weil ich seit langem kein so gutes Beispiel fand für die merkwürdigen Wechselbeziehungen von Oper und Leben, die mich und uns alle mehr interessieren, als Lob, Tadel oder Philologie.

Private Lyrik

von Oskar Loerke

Es wird geklagt, unsre Lyrik wirke nicht weit, sei von Literaten gemacht, von Literaten beachtet, sie erbe sich durch Inzucht in Fachkreisen fort. Diese Tatsache brauchte nicht ohne weiteres etwas gegen die Dichter auszusagen, sie könnte ebensogut gegen die Nichtdichter sprechen. Gerade ein großes Kunstwerk verändert die Welt nicht leicht und rasch, und man nennt es darum gern weltfremd. Alfred Mombert wird es wissen. Von ihm ist eben im Insel-Verlag ein gewaltiges Buch erschienen: „Der Held der Erde". Es wird zunächst etwa von denen gelesen werden, die den Dichter bisher lasen; man kann nicht sofort darüber reden. Und es ist natürlich allezeit so gewesen, daß ein bedeutendes literarisches Werk zunächst in der Enge wirkte, um dann in sein extensives und intensives Schicksal hineinzuwachsen. Ich spreche nicht von den Komödien und Tragödien dieses Schicksals, nur davon, daß die Wirkung vieler Dichtungen privat bleibt, gleichviel, ob sie wenigen bekannt werden oder ob die Zeitungen und Salons vor ihnen radschlagen.

Oft hört man das Urteil, neben Goethes großen und gültigen Gedichten ständen zahlreich die leeren und leichten Verschen, mit denen uns unerbittliche Verehrer unnütz nachstellten. Man müsse mit dem Eingeständnis ihrer Gleichgültigkeit der Wahrheit zollen. Wie verhält es sich mit jenen Nebenwerken? Manche sind Maskenzauber, bare Hausfeierlichkeit, andre nichts als anmutige Aufmerksamkeiten, gereimte Feststellungen, persönliche Briefzeilen, Gefechte zwischen Form und Witz ohne Ziel, andre kleiden eine kleine Residenz in Weltmannstum. Das ist wahr, aber alle diese Gelegenheitsstrophen sind erfüllt vom Sinn für das Richtige, wie Goethe (nicht in Beziehung auf sich selbst) einen Ursinn seines Lebens nennt. Es handelt sich für diesen Sinn nicht nur darum, zu wissen, daß ein Pfund nicht anderthalb oder zwei sind, ein Mittwoch kein Sonntag, ein amouröses Abenteuer keine Liebe, eine Hofdame kein Konsistorialrat. Es kann sich dabei auch um die Metamorphose der Pflanze und die Entdeckung des Zwischenkieferknochens handeln, um orphische Erkenntnis. So angesehen, gleicht das eine Goethesche Gedicht wohl einem gepreßten Moosblatt, das nächste einer Riesenpappel, aber der größere Raum in der Welt und das größere Aufsehen darin entscheidet nicht die biologische Wertfrage, sondern vertieft sie nur, indem sie die ethische aufhebt oder in ihr aufgeht. — Ich rede damit keinem Krimskrams das Wort. Ich werfe zehn Bände Rückert beiseite und behalte einen oder zwei. Dieser Reimar Freimund reimte bei jeder Gelegenheit, ist daher bald zu breit, bald zu laut, bald zu konventionell, bald zu unkonventionell, für eine Kirmes zu tiefsinnig, für

einen Psalm zu künstlich, er pflanzte Eichensamen in eine Spaltpilzkultur und sperrte Löwen in eine Mausefalle. Goethe hob, indem er mit seiner Kunst zuweilen dem Privaten diente, das Private auf, mag eine Reihe seiner Kasualverse heut auch abgestorben und abgetan sein.

Viele neue Versbücher wirken privat, obwohl und indem sie das Private ängstlich meiden. Ich denke nicht an das Dilettantische, nicht an den glatten Durchschnitt, sondern an Achtbares und Wertvolles. Es fordert, als müßte das so sein, eine Ergänzung aus irgendeiner Sympathie. Diese Bücher handeln dabei häufig von letzten Dingen, rufen häufig Gott an. Ihr Ergebnis ist jedoch nicht ein frageloses Mitgefühl im Leser — das wäre Gefühl der Rätselhaftigkeit unseres Lebens überhaupt —, sondern günstigenfalls die ernste und willige Anerkennung, ja Bewunderung und Verehrung der reinen Person ihrer Verfasser. Man würde sie wahrscheinlich noch höher schätzen, sie Freunden rühmen, ihre Schwächen übersehen, wenn einem die Verfasser persönlich bekannt wären. Ein solches Buch aus dem mir zufällig vorliegenden Material sind die „Gedichte" von Regina Ullmann (Insel-Verlag, Leipzig). Es steht darin folgender Gedichtanfang: „Du willst dem Geschicke zuvorkommen, seinen majestätischen Lauf voreilig unterbrechen, willst dein Leben von dir werfen, wie man Warenballen aus einem Schiff wirft, nur weil man befürchtet und abschätzt, daß es sie nicht mehr zu halten vermag, bis es das Land erblickt." Der kritisch kalte Verstand fragt: warum sind das Verse? warum gerade sieben Verse? Er behält Muße, so zu fragen, und nicht bloß wegen der tatsächlichen Entgleisung. Er stößt oft an, findet ein Satzgefüge zu umständlich für den feinen trockenen Seelenton, den es zurückläßt, zu preziös für eine mystische Klarheit, und es endigt — merkwürdige Freiwilligkeit! — schließlich in ehrlichem Dank. Ich war Zuhörer, mußte aber manchmal auch Publikum sein.

In andren Fällen tritt die für die Wirksamkeit notwendige Ergänzung fast unwillkürlich ein: die Verfasser haben einen Zeitwillen mit den Nerven geschmeckt, einen literarischen, einen politischen Auftrieb, und die allgemeine Aura strömt aus ihrem Werke wie eine persönlich eigentümliche Kraft. Carl Maria Weber („Erwachen und Bestimmung", Kurt Wolff Verlag) ist zunächst nur ein hingegebener Redner, und wir beschwören die Gestalt, die er noch nicht beschwor. Rolf Lauckners zarte Selbständigkeit im Rhythmus und seine Fähigkeit, Beschreibendes lyrisch überraschend umzuprägen, lebt in seiner Sammlung „Wir Sturm und Klage" (Erich Reiß, Verlag, Berlin) ebenfalls noch nicht ablösbar vom verstärkenden Geräusch der Zeit und von ihrem gespannten Gesicht. Walter Eidlitz („Der goldene Wind", Erich Reiß, Verlag, Berlin) schenkt uns fast nichts und doch —. Wir schenken ihm unsre Sehnsucht nach Liedklang und hören sie gern aus seinen Zeilen, bis er einmal selbst das Wort nimmt

in der schönen Strophe vom Einschlafen: „Nur nicht rühren im Ersehnen, Näherspüren, Vorbereiten! Was sind Wunden, was sind Tränen, wenn wir tiefer gleiten."

Ein positiver Gegensatz zu den eben Genannten: Johannes R. Becher. Denke man über ihn, wie man wolle: seine Verse ergänzen sich nicht aus einer belebenden Kraft unserer Zeit, sondern sie sind ein Teil dieser Kraft. Raffen sie manchmal trotz ihres Gepolters etwas nicht fest zuhauf, so nicht infolge einer Schwäche, sondern als Schwäche unseres gegenwärtigen Daseins. Die verzückt und verzweifelt hingewühlten „Gedichte um Lotte" (Insel-Verlag) und die hingerissenen politischen Bekenntnisse „An Alle" (Die Aktion, Berlin-Wilmersdorf) beweisen es neuerlich. Ein durchblitztes Chaos. Rührend stille Inseln darin; geschont in der Zerstörung? ergreifender Beginn neuer Schöpfung?

Negativer Gegensatz: ein Buch, betitelt – nein, ich nenne den Titel nicht. Er tut nichts zur Sache. Das Buch auch nicht. Die Sache ist ein rechtschaffener bürgerlicher Name und der Apparat der Presse, der ihm Talent zuspricht. Wenn unser dichtender neuer Mann, sagt die Zeitung, ein Genie wäre, merkt euch das und staunt, Leser, so wäre er, und das kommt immerhin nicht alle Tage vor, so wäre er ein Genie. Sie sagt ferner: Gewiß schreibt der neue Mann wirres Zeug, schlägt leeren Wortschaum, aber, gesetzt den Fall, er täte es nicht? Tut darum auch ihr etwas für die Kunst und merkt euch diesen Namen! – Kismet! Ich brauche den Namen nicht mehr zu nennen. Ich könnte seinem Ruhme nichts nehmen, ihm nichts hinzufügen. Ich las, eindrucksbereit, das neue Buch jahrelang, nämlich fast zwei Stunden. Es ist in schöner Type auf schönes Papier gedruckt, in Quarto, Exemplar für Exemplar numeriert. Das Produkt machte keinen Eindruck, aber Eindrücke von ferneher hatten das Produkt gemacht. Die vorletzte Mode etwa nach der Losung: „Lapidare Seifenblasen" war der Presse bekannt geworden und dem Autor, der nun eben lapidare Seifenblasen blies. Eine vor Jahren wesentliche, wenngleich partielle Gedankenmühe war in posthumer Modernität erschienen, und hatte gleichsam abstrakten Beifall gefunden. Dieser Beifall aber und sein Vorwand sind ein Privatissimum. Wenn der Dilettantismus der Tod der Kunst ist, so ist hier das Jenseits von Dilettantismus und Kunst. Und wir stehen mitten im bürgerlichen Leben. Verlassen wir es wieder!

Gedichte, die sich von dem öffentlichen, dem repräsentierenden Geiste der Lebendigkeit nichts einflüstern lassen, deren Gewalt jedoch nicht über die Sphäre des Bildungsbedarfs und der Zivilisationsneugier hinaus einwärts dringt, begegnen heutzutage dem vielleicht hochmütigsten Undank. Lulu von Strauß und Torney gab einen Band Balladen heraus („Reif steht die Saat", bei Eugen Diederichs, Jena). Davor sagt zwar die be-

stochene Gerechtigkeit: „Wie gut vieles! wie prägnant! wie stark! wenn man es mit anderem vergleicht, das man doch weit mehr liebt!" Die unbestochene aber bekennt: „Wir verstehen uns nicht." -- Kühler Respekt oder kühle Ablehnung zwischen uns und der Dichterin, eine tote Zone, wahrscheinlich auf Gegenseitigkeit. Weshalb? Etwa weil wir Balladen vor uns haben? Der halbe Uhland, ein Viertel C. F. Meyer will uns unmittelbar auch nicht mehr ein, das ist nicht schlimm. Ich werde mich hüten, zu proklamieren, die Ära der Ballade ist aus. Morgen kommt einer und beginnt eine neue. Behandeln wir das kleinere erzählende Gedicht, aus Trägheit vielleicht, nicht schon lange als Stiefkind? Oder vielmehr, weil wir seine Gefahr für die Kunst ahnen? Ein erzählender Kern steckt in jedem guten Gedicht, ja in jeder großen Musik, mag er bis zur Unsichtbarkeit vom Klange aufgesogen sein. Das Zeugnis des Epischen ist nötig, um ein Gefühl zur Wirklichkeit zu erlösen. Nur dadurch erkennen wir die Gedichte des Litaipe, obwohl wir sie zerfetzen, schinden, verrenken müssen, um sie ihrem unverrückbaren Sprachgeist zu entreißen, als die schönsten der Welt. (Natürlich nur in Prosa: Hervey St. Denis, auch Heilmann.)

Denn das Epische zeugt die Melodie, die einmalige Weise. Je unwillkürlicher es wirkt, je unfaßbarere Geistgestalt es ist, um so mehr wird es Melodie, um so weniger läßt es sich zurückverwandeln in seine individuelle, körperliche Erscheinung. Man kann seine Sichtbarkeitsgrade und -Stufen verschieden benennen: Fabel, Situation, Kampf mit dem Dumpfen, Vision. Das Entscheidende ist seine Anwesenheit. Verfehlt es seinen Weg und fällt zum Kunstwerk heraus, so liegt es neben ihm als platte Programmusik, – neben dem Gedicht zu schwer als plumpe Erzählung oder zu leicht als Rhetorik. – Dieser Versuch, eine Beunruhigung zu lösen, kämpft nicht wider den Ruhm irgendwessen, sondern sucht zu begreifen, warum seelische Gebilde, durchaus an Gegenwart gebunden, von unserer Veränderlichkeit und kurzen Dauer befreit, unbedingt vom Wohlwollen und der Aufmerksamkeit vieler oder weniger, eine lange Spanne Zeit übersommern und überwintern können. Die Gefahr für die Ballade, mit ihrer starken Materialität das künstlerische Licht zu ersticken, ist besonders groß. Aber ist sie für Lied oder Hymne geringer? Was Lulu von Strauß und Torney betrifft, so sei festgestellt, daß sich in ihren Balladen Melodie und Erzählung findet statt erzählender Melodie oder melodischer Erzählung, daß in den Einzelheiten mehr Stärke ist als in den ganzen Stücken, daß die Strophe mitunter einen größeren seelischen Raum ausfüllt als die Ballade, in der sie steht, daß manchmal das Metrum müßig neben den Dingen spaziert, anstatt sie zu tragen. Trotzalledem, bei minderen Büchern würde man danach nicht fragen, man

würde es nicht bemerken mögen. Der immanente Wille stellt sich schützend oder entblößend vor ein Werk.

Aus Hedwig Lachmanns „Gedichten" (Gustav Kiepenheuer, Verlag, Potsdam) scheint das Bekenntnis zu quellen, daß sie Arbeitspause, Lebenspause sind. Man hat wohlgetan daran, den eigenen Versen der verehrungswürdigen Toten ihr eigentliches Werk in dem gleichen Bande folgen zu lassen, die zwischen kluger Treue und Schönheit eindringlichen, der dichterischen Erkenntnis entgegenfliegenden Übersetzungen aus Rosetti, Swinburne, Wilde, Keats, Shakespeare, Poe, Verlaine, Petöfi und vielen anderen. Die Übertragungen wirken insgesamt wie eigene Gedichte, obgleich man kaum je vergißt, daß man eigentlich mit Geistesgegenwart und gewandtem Verständnis eine fremde Sprache liest. Man genießt eine nicht unangenehme technische Anstrengung mit und fühlt sich davon sogar so erfrischt, daß man den Wunsch, das Original in seiner beruhigten, absichtslosen Vollkommenheit vor sich zu haben, nicht aufkommen läßt. Ähnlich lesen sich die Originalverse Hedwig Lachmanns. Ihr Pausieren ist angestraffte Besinnung, Verantwortungsgefühl noch im gelösten Ausruhen. Sie übersetzt gleichsam das Ergebnis ihres Sehens und Sinnens, sie dient mit hohen Gaben der Forderung, einen aufgegebenen, edlen, humanen Text deutlich zu machen, weiblich einfühlend, aber mit dem Stolze, nichts zu verkümmern oder zu verlängern.

Noch zweier Toten sei gedacht, deren Streben eine Reihe ihrer hinterlassenen Strophen aus der Peinlichkeit des Privaten befreit hat. An der Sammlung der Arbeiten Alfred Lichtensteins („Gedichte und Geschichten", zwei Bände, Georg Müller, Verlag, München) ergriff mich am meisten, wie sich darin das Gefühl des Simultanen in der Welt erneuert und wie das Magische dieser Erkenntnis bewußt den Zielen des Dichters nutzbar gemacht wird. Seit je forderte der Instinkt großer Lyrik, den Nerv der Kausalität zu treffen, so daß das Nacheinander in göttliche Gleichzeitigkeit umsprang. Vor etwa einem Jahrzehnt fing man an, diesen Teil der künstlerischen Gnade unter den verschiedensten Programmnamen als die neue Aufgabe des Künstlers zu bezeichnen. Lichtenstein, ein zartes Talent, von Natur wohl mit den Mimikryfarben seiner Umwelt ausgestattet, ungewaltsam, wurde durch seine Entdeckung erregt, diese Umwelt zu überfallen. Den Rhythmus der durcheinanderstrebenden Erscheinungen sucht er zu ordnen, indem er diese selbst in charakteristischen und daher grotesken Abkürzungen hascht, sie blitzschnell nach dem Muster des längst verschobenen Wirklichkeitsbildes um sich herumstellt und mit zärtlicher Schwermut ansieht. So entstehen bei ihm auch ideell paradoxe Gleichzeitigkeiten: sanfte Grellheit, fromme Frechheit usw. — In Walther Heymann war die artistische Anlage intensiver als bei den meisten anderen

Dichtern, Gabe und Verhängnis zugleich, Erleichterung und Beschwerung. Er nahm die Themen seines Dichtens unstilisiert in ihrer Naturalistik und Wahrheit, aber kaum hatte er sie berührt, so kräuselten sich seine Schöpfungen an den Rändern, in Reim und Syntax, rollten sich zusammen, zogen sich in sich selbst zurück. So waren sie für andere schwierig. Hatte man jedoch den Eingang gefunden, so war nun die anfängliche Schwierigkeit ebenso schwer zu entdecken wie eben zu bannen. Die Mühe war häufig enttäuscht, weil sich ein Stück Natur, ohne nach ihrer dichterischen Überwindung abzudanken, plötzlich als ein Stück Kunst zeigte. Ernstes, Gerades, aus der Tiefe Glühendes entstand mit der Zeit dennoch genug, und in dem Nachlaßbande „Von Fahrt und Flug" (Georg Müller, Verlag) ziehen sich die Objekte oft nicht mehr in der Heymannschen Anschauungsform kraus, sondern sie werden von ihr wie von einem Lichtsaum umzogen.

Johannes Urzidil („Sturz der Verdammten", Kurt Wolff Verlag, Leipzig), in irgendeiner Nebenlinie mit Hölderlin verwandt, breitet das Material eines bedeutenden Dichters vor uns aus. Auch hier ist vieles nur erst Ausspruch, doch auf eine wundervolle Weise. Und Urzidils Bemühung um das Äußerste scheint mir nicht forciert. Auch er umschreibt mit dem Namen Gott etwas nur Mythisches, das sich noch aufklären ließe. Es ist damit so wie in jenem Liedchen von der Größe des Mondes: der Nachbar ahnt, daß der Mond größer sei als er erscheine und dünkt sich weise, wenn er ihm die Größe eines Fuders Heu gibt. Die Fallhöhe des Verdammtensturzes von Gott ins Menschendunkel ist gewaltiger als Urzidils schönes Wort, aber die Tatsache des Sturzes ist bei ihm gefühlt. „Wissend zu sein, ward uns nicht, Unwissenheit ward uns nicht, wie flackernder Pechkranz, geschleudert ins Dunkel versinkt unsre Seele." Was im Sinne einer gehärteten Form Fragment ist, wächst zur Einheit zusammen, in der das ganze Buch durchdringende „Bitternis der königlichen Schwermut, die ohne Leib geboren ist und tränenlos waltet." Hier ist in den besten Stücken die Abhängigkeit von den zufälligen Zivilisationsverhältnissen des Lesers aufgehoben.

Himmlisches und irdisches Theater

von Linke Poot

Die Geschichten sind bekannt: wie einer sein dreiviertel, vierfünftel Leben in Saus und Braus verbringt und es ihm dann plötzlich vorkommt – man bedenke plötzlich – als ob er eingeseift sei, nämlich getäuscht über das, was er eigentlich vorhatte. Er gibt seinem Leben eine andere Wendung. Es sieht aus, als hätte er einen Knacks bekommen. Aber er gilt nicht als zerbrochener Teller, sondern avanciert zum Heiligen, nimmt den Namen Tolstoi und Augustinus an und placiert sich auf eine Säule.

Was ist vorgegangen. Kann sich ein Exemplar einer Tierspezies ummodeln, so daß es sein Gegenteil wird? Ein Löwe zum Schaf werden und Mäh sagen, ein listiger Schimpanse Arme und Beine zur Seite schwenken und sanft wie ein Schmetterling über die Wiese schweben?

Ach man kann appetitlos werden, die Verdauungsorgane haben ihre Mucken; die Medizin beschäftigt sich des längeren damit.

Man kann auch Neurosen und Verdrängungen erleben. Man kann seine Terminologie ändern, Kostüme, Gesten. Die Variabilität einer Tiersorte ist groß. Nur kommt man nicht ohne Saltomortale aus der Zoologie in die Theologie.

Was hat das mit Deutschland zu tun. Das hat mit Deutschland viel zu tun. Sie lieben es in Deutschland, sich mit Herakles zu vergleichen, der den Augiasstall reinigt. Die Untersuchungsausschüsse tagen. In Parenthese: nachdem sie einen Minister ins Wasser geworfen haben, hier zweiunddreißig Matrosen erschossen, dort eine Anzahl Geiseln umgebracht, dort so und soviel katholische Gesellen mit spitzer und stumpfer Waffe niedergestoßen. Es ist die Atmosphäre, an die Diskussion vergangener Sünden zu gehen. Man macht sich den Spaß in der Pause. Man erholt sich beim Richten.

Die Katze fällt auf ihre Beine. Laßt uns loben die Natur, die ihr Beine und ein geschmeidiges Rückgrat gegeben hat, nehmen wir auch Herrn Schücking als Schickung hin. Trösten wir Herrn Bethmann. Das traurige moralgeschwollene Spiel.

Die Götter haben dafür ein lang hintönendes Gähnen.

Wie verlogen die Bestien im Moment geworden sind! Wie sie das Gedächtnis verlieren!

Ich trage noch in meiner Tasche einen Taler von 1913, einen Jubiläumstaler. Auf der Vorderseite hält ein fliegender Adler eine dicke

Schlange in den Krallen; sie zischt gegen ihn auf. Die Rückseite: Reiter, von Studenten, älterem und jungem Volk begrüßt; der König rief und alle alle kamen. Damals zu den Feierlichkeiten im Sommer 1913 waren die Linden und Friedrichstraße pompös auf Kosten der Stadt dekoriert. Eines Abends, in dem warmen Wetter, ich stand im Gedränge gegenüber der Bibliothek, in der Nähe von Habel, blies das kaiserliche Signal vom Brandenburger Tor her. Es dauerte fast eine Viertelstunde, bis der Kaiser in die Höhe der Bibliothek kam. Eingekeilt sein Auto zwischen hochrufenden und brüllenden Menschen, dicht an das Auto gedrängt sah ich ihn von der Seite, wie er gegen die Kupeewand mit steinernem Gesicht grüßte.

Dann der Kriegsausbruch. Über dem Küstrinerplatz in der hellen Sonne mittags ein ergreifender Zug: endlos zu vier und sechs nebeneinander marschierten junge und ältere Männer in Zivil, von Soldaten eskortiert, Koffer und Kartons in der Hand. Frauen neben dem Zug, hinterher Krankenschwestern, Sanitäter. Am Ostbahnhof neben dem Wriezener Bahnsteig bogen sie ein, marschierten die Rampe entlang. An dem großen eisernen Torweg hielten wir. Der dicke Haufen der Frauen, weinend, winkend. Der dumpfe stumpfe Ausdruck der vorbeitrottenden Männer. Die Weiber standen noch lange heulend und klatschend da.

Trillern der Autopfeifen Tag und Nacht. In den breiten Straßen vom Alexanderplatz her die langen Trainkolonnen, gelbes augenbeglückendes Zaumzeug auf braunen Pferdeleibern, wohlgenährte kräftige Tiere, Feldküchen mit aufgestellten rauchenden Schornsteinen. Bauernjungen als Soldaten maskiert.

Die klirrenden Autos. Ein Kind wurde in meiner Nähe überfahren, es war ihm nichts passiert. Tag und Nacht das Rollen der Güterwagen. Beflaggt, bemalt, mit Laub besteckt die Waggons. Das Singen und Schreien der Soldaten, unermüdliches Zusammenlaufen und Hochwinken von der Straße.

Unter den Eisenbahnbrücken patrouillierende Zivilisten mit weißen Armwinden; sie trugen sonderbare kleine Gewehre, uraltes, unschädliches Kaliber.

Die Kasernen können die Masse der Freiwilligen nicht fassen. Bei der Musterung betteln die jungen Männer, man möchte sie einstellen. Sie stehen splitternackt in langer Kette, ziehen an uns vorüber. Jeder muß wie ein Pferd die Fußsohle zeigen. Es war die schöne Zeit, wo man noch auf Plattfüße achtete. Wer angenommen wurde, strahlte. Der musternde Stabsarzt erzählte mir, daß manche von einer Stadt in die andere reisen und schließlich trotz grober Defekte eingestellt werden. Einige bestachen die Listenführer, sie als k. v. zu bezeichnen. Damals

hieß k. v. noch nicht: kannst verrecken und a. v. ausgezeichnete Verbindungen.

Das jedermann erschütternde Schlachten. Die Saat von Langemark. Die Überschwemmungen an der Yser. Ringkampf mit den Elementen, verzehrender Grabenkrieg. Vordringen nach Osten und Süden. Das kolossale Hindenburgprogramm. Vorgänge, gegen die Pyramiden verschwanden. Ausrotten halber Industrien. Nur Kanonen, Tauchboote, Granaten, Giftgase. In den Laboratorien saßen die hellsten Köpfe und arbeiteten. Heranziehen von Kindern und Greisen zum Krieg. Die Kranken wurden nicht geschont. Ausplündern ganzer Volksmassen. Wachsendes Rebellieren der finsteren Menge. Und da begann der zweite Kampf: der Kampf gegen das Land und man gab nicht nach. Der Kampf der Unermüdlichen gegen die Ermatteten und Negierenden, gegen die Gegengewalt. Das zähe erbitterte Heranziehen, Hervorziehen alles Lebendigen, fast aus den Gräbern heraus, trotz massenhaften Flüchtens.

Der fürchterliche Zusammenbruch vor der doch nicht aufgehaltenen Übermacht.

Grandios, sagt man, aber nur quantitativ. Außerordentlich, wird konzediert, aber nur ästhetisch.

Ist eiserne Kraft keine Tugend? Zähigkeit, Stärke, Tapferkeit, List! Gehorchenkönnen, Gebändigtsein, keine Tugend!

Sieg den Hingestürzten.

Preis den Tugenden der Gefallenen.

Wo ist die Nänie, die große Totenklage um diesen Sturz. Das geballte tiefe Lied.

Jaulen, Miauen.

Und nun werden die Schwachköpfe mich für einen Nationalisten halten.

Die Mühsal der gequälten und geknechteten Kreatur. Überall. Überall. Ihr immer lauteres Keuchen. Ihr mächtiges Aufstehen. Ihr schwerer drohender Kampf.

Ihr Wehgeschrei ist es, das jetzt niemand überhört. Ihr starker Rhythmus ist etwas anderes als das klägliche Tränenträufeln, die jämmerlichen Vorwürfe, die liberal-idealistischen Menschheitsrufe.

Die großmäuligen Herren allesamt, die heute die Einheit Europas auf philanthropischer Basis errichten wollen. Bei dem kolossalen Aspekt der Engländer, die sich eben entschließen, ihre Kriegskonsequenzen zu ziehen. Diese Stubenphraseologie. Bei diesem erderschütternden Anmarsch der Massen.

Es triumphiert in der redenden Öffentlichkeit die Weisheit des Kammerdieners, der den Heros erkannte, wie er sich den Mund spülte. Remi-

brandt verbot seine Farben zu beschnüffeln. So hat der Herr der Erde verboten, seine Taten zu beschnüffeln. Man rede nicht von kleinen Menschen. Der Herr der Erde braucht keine großen Menschen. Man achte auf seine Taten.

Ein Dichter singt: Die Völker zechen miteinander, über den Tischen fließt ihr Blut, Deutschland stößt an, so machtgewaltig, daß das Glas in Scherben zerklirrt, daß alle Zecher beben, wanken.

Die starke Gegengewalt hat noch keine Stimme gefunden. Außer den gewaltigen Lenin.

Es war ein schöner Herbstabend, als mein Freund Kurtchen, ein langer Mensch mit babylonischem Vollbart, eine schon völlig mythische Figur, mit mir in das Theater der „Tribüne" ging. Horizontbedeckend ging er durch den Raum; wir waren genötigt uns ganz hinten hinzusetzen. Ich beobachtete bald das Stück, bald meinen Begleiter, wie er sich den Kneifer aufsetzte, um das Programm zu lesen und der Kneifer immer wieder abrutschte. Vorn führte eine Anzahl Stufen zur Bühne hinauf; mit Wehmut mußte man sie betrachten; sie waren übrig geblieben von dem seelenbewegenden neuartigen Theaterraum, wo Publikum und Akteure eine einzige erregte Masse bilden sollte.

Später gingen wir, ich zur Bahn, er zum Abendbrot. Er aß schon unterwegs das Schinkenbrot, das die Einheit seiner Person während seines Erdenlebens darstellt. Er erzählte: ihm seien Hühner abgeschlachtet worden im Stall, ich: mir sei mein Paletot gestohlen, er: ihm sei ein Hund weggelaufen, ich —

Im übrigen war es, wie bemerkt, ein schöner Herbstabend, der Mond schien vorbildlich weiß in der Gegend des Steinplatzes. Ich entsinne mich dann, daß wir durchaus vor dem Schluß weggegangen waren, nach einigen Szenen, in denen ein junger Autor sich um den antinaturalistischen Stil bemühte, vor dem Fall bewahrt von einer außerordentlichen Regie. Das Jaulen und Wimmern auf der Bühne war unerträglich geworden. Es klang uns noch in die Garderobe nach. Außerdem hatte ich die „Freiheit" schon vorher gelesen.

Es kommt ihnen nicht auf Kunst an, sie wollen Erneuerung. Sie wollen die Kunst, wie gewisse Revolutionäre das Parlament wollen, um die Parlamentarier zu entlarven. Sie wollen die Kunst mit anderen Worten mißbrauchen. Aber sie sollen selbst entlarvt werden. Das ethische Mäntelchen soll ihnen nichts nützen.

Das pro-proletarische Engrosdichten hat begonnen. Zweitausend junge und minder junge Männer schreiben Tag um Tag dasselbe Gedicht,

dichten an demselben Drama. Die Massenaktion wird von Genf aus geleitet. Dort ist die Versandzentrale für Moral, entrüstete Empfindungen, kosmopolitische Gefühle. Kannst du zwar nichts, so bist du wenigstens — nichts.

Ungewollt wie uneheliche Kinder erscheinen Kunstwerke und sind da. Dem Künstler bleibt nichts weiter übrig, als sie nachträglich zu legitimieren.

Die Eier, die diese Idealisten legen, vor aller Öffentlichkeit und unter lebhaftester Beteiligung der Öffentlichkeit, haben nur die Eiform und sind nur scheinbar den Weg aller Eier gekommen. Sie stammen aus einem Gang weiter hinten. Man kann sich durch die Nase davon überzeugen.

Hört man diese Autoren, so fragt man sich: sind das Männer. Es ist charakteristisch, daß Brüderlichkeit und Schwesterlichkeit die Szene beherrscht. Mann und Weib gibts nicht mehr. In Genf hat man sich noch nicht entschieden, ob der neue „Mensch" Hermaphrodit oder Eunuch ist.

Die eine Seite liebt sich, sind Brüder und Schwestern, das Gegenüber ist schwarz, völlig finster. Der Ruppiner Bilderbogen hat seine Auflage stark erhöht.

Immer findet man Szenen vor der Erlösung oder fünf Minuten nach der Erlösung; die Herrschaften schwören auf eine Erlösung. Heiliger Voltaire, erhalte ihnen ihren neuen Glauben. Wenigstens heute. Denn auf morgen folgt übermorgen. Sie werdens allein merken.

Man versteht, daß sie angesichts der Stärke ihrer Gefühle auf das schofle Kunsthandwerk herabsehen. In den Gesprächen mit Eckermann findet Eckermann nach dem Vortrag der Motive serbischer Gedichte: Die vorgelesenen bloßen Motive geben ihm soviel als das ganze Gedicht. Worauf der Andere: Frauenzimmer hätten davon keine Ahnung. Sie denken allein an die Empfindungen und das Wort. Ihre Gedichte spiegeln bloß durch die Empfindungen eine Art Existenz vor.

Die Künstler unterscheiden sich übrigens voneinander. Ein Begeisterter hatte es neulich mit den Bauten zu tun und ihm kam es im Gegenteil vor, als ob da ein übertriebener Kult mit der Zweckmäßigkeit getrieben wurde. Es seien niederträchtige Bauten, der simple Nützlichkeitsstandpunkt ruiniere alles. Wir müßten für die Kunst auch etwas opfern von unseren Absichten, solch Haus sei eine bloße Bedürfnisanstalt.

Er hat nicht so unrecht. Man macht Fenster, bloß wegen des bißchen Lichts und weil wir zufällig nicht blind sind, man stellt in die schönste

Fläche einen Ofen hinein, um ein paar erbärmlichen Frostbeulen zu entgehen. Wir müssen verzichten lernen.

Und warum nicht. Nachdem Tausende im Krieg für Dinge, die sie nichts angingen, ihr Leben gelassen haben, warum sollen wir Überlebenden nicht für eine Kunst, die uns auch nichts angeht, Frostbeulen davontragen?

Man wohnt dann eben nicht im Haus. Man wohnt im Nebenhaus.

Die Italiener, sie wissen selbst nicht wie, gehören zu den siegreichen Völkern. Es hat sich dementsprechend der Dichter d'Annunzio nicht für eine Räterepublik hergegeben, sondern für die Eroberung Fiumes.

Jedoch ist nicht dies bemerkenswert, sondern, daß Marinetti, der geldspendende Herr der Futuristen, Anbeter der Fabriken, der Elektrizität, der Rapidität, des Turbodynamos, des Abstrakten, Verwüster der Museen und Bibliotheken, Todfeind Goethes und Dantes, mit einem Worte er selbst sich nach Fiume begeben hat. Er ist unter öffentlichem Begraben des literarhistorischen Schlachtbeils zu d'Annunzio übergegangen. Infolgedessen die meisten Maler als Bolschewisten wahrscheinlich wieder Ziegenherden malen und die Frau ihres Schlächtermeisters gegen eine Wurstpelle illuminieren.

Marinetti nun verkündet mit Settimelli und Corra wie vorauszusehen den Sturz des passeistischen Theaters. Die „Tribüne" verschwindet gänzlich dahinter, wir sind eben ein besiegtes Volk. Er singt vom synthetischen futuristischen Theater. Seine Stücke werden keine Akte haben, sondern sie werden nur wenige Sekunden dauern. Durch diese Kürze wird das synthetische Theater sogar die Konkurrenz des Kinos brechen können. Es ist idiotisch, Expositionen, Kreszendos und Schlußeffekte zu machen. Das futuristische Theater schläft bei einer Szene von Ibsen ein und begeistert sich an den roten und grünen Reflexen des Orchesterfauteuils. Wir erfahren, daß die ersten Theatersynthesen bereits in Paris gespielt sind: Mondlicht von Marinetti, der Übermensch von Settimelli, die Wissenschaft und das Unbekannte.

Aber ein wahrhaft himmlisches Theater baut vor uns, nein über uns der Aviatiker Azari auf. Er verkündet aus Mailand: ich habe selbst im Jahre 1915 — oh Gott wie waren wir abgeschlossen — zahlreiche expressionistische Flüge und Bemühungen um ein Lufttheater ausgeführt unter dem Himmel von Busto Arsizio (was ist Busto Arsizio, es macht sich großartig in dem Zusammenhang; wie würde es klingen: unter dem Himmel von Stralau-Rummelsburg); der Flug ist ein präziser Ausdruck der Pilotenseele. Der Looping manifestiert den Zorn und die Ungeduld, wechselnde Drehungen geben die Nonchalance, breites

Dahinziehen, Sehnsucht und Schwermut. Man kann mit mehreren Aeroplanen Theater spielen und zu Dialogen und großen dramatischen Vorgängen gelangen. Geschlechter lassen sich differenzieren durch die Form des Aeroplans, die Stimme des Motors, den besonderen Rhythmus des Flugs. Ein majestätisch aufsteigender Typ mit zweihundert Pferdestärken hat männlichen Charakter, ein Henriot mit hundertzehn Pferdestärken schwankt weiblich. Das Flugzeug kann charakteristisch bemalt und geschmückt werden.

Das futuristische Luftheater hat den Charakter des Heroismus; oh süßes Wort.

Er jubelt: an diesem Theater werden alle teilnehmen können, dies ist das wahrhaft demokratische Theater der Armen.

An dem einen Satze bin ich hängen geblieben und hänge noch daran: von den rot und grünen Reflexen des Orchesterfauteuils.

Das ist ein schönes und gutes, fast möchte ich sagen gütiges Wort. Und wie ein Chinese mache ich davor Pfötchen und Knixe.

Ich habe mich oft über die extremen expressionistischen Maler gewundert, die Naturfeinde sein wollen. Wie sie es fertig kriegen und können, diese geheimnisvoll ungeheuer blühende Welt radikal zu ignorieren. In Stolz über das, was in ihnen ist und in Abscheu vor der Photographie. Wo es doch gar keine Verdoppelung gibt; nichts läßt sich wiederholen.

Da geriet ich neulich in einen Saal, wo mir ein Mann gezeigt wurde, der zu den entschlossensten dieser Leute gehören sollte, die ich übrigens außerordentlich liebe in ihren Standardexemplaren, weil ich fühle, wie mächtig in ihnen und aus ihnen die Welt glüht.

Ich war ergriffen. Das waren große und kleine, nicht Bilder, sondern Leinwandvierecks in Rahmen. Auf die Leinewand war gelegt etwa schräg von unten nach oben eine breite Latte, sie war mit einigen Farben überzogen, die von der Leinewand herüberkamen. Dann war noch unten eine kleine kaputte Kindereisenbahn drauf: also das Blech einer solchen Eisenbahn breitgezogen und aufgeklebt. Ein Bild war zum Teil aus Bindfäden eines Netzes, eines zerrissenen Fischernetzes, einer Markttasche hergestellt; unten klebten Spielkarten, Zettelchen mit Namen. Es gab einige Bilder, die bestanden aus Fragmenten von Rädern, Drähten, Bahnbilletts, Zeitungsausschnitten.

Ein Begleiter erzählte mir: ein Bild sei mit zerbrochenem Glas angekommen; man habe es dem Maler zurückgeschickt. Er habe es aber unverändert zurückgestellt und nur ein zerrissenes Zettelchen oben auf das Glas geklebt.

So innig habe ich noch keinen Maler die Natur anbeten sehen.

Er wird es mir nicht zugeben. Aber was sagt das.

Man kennt die Freude am Fertigen, Vollendeten, mit dem Rand herum, dem Punkt dahinter. Die sixtinische Madonna, van Gogh, eine Landschaft mit wilden spiralig gedrehten Bäumen und einem Boden, der sich wellig bewegt. Wie mein Blick plötzlich von dem Bild auf den Rahmen abweicht! Wie mich beim Beiseitetreten plötzlich eine – Liebe, so ein ähnliches Gefühl, zur Leinewand dahinter beschleicht! Ich finde die staubige Rückwand des Bildes unwillkürlich sehr – schön. Der Ausdruck ist vielleicht falsch, aber nähert sich dem richtigen. Die staubige Leinewand tut mir in einer nicht sagbaren Weise wohl. So wohl tut sie mir, so tief spricht sie oder schweigt sie. So daß das Bild dagegen oberflächlich wird.

Eine Lokomotive hat manche Reize, die mächtigen Räderpaare, die Pleuelstangen, die ganze blitzende Erfahrung und Machtgefühl demonstrierende Konstruktion. Aber wenn mich mein Weg dann zufällig an einem Alteisenplatz vorüberführt, wo rostige Kessel und Schienen hinter einem zerbrochenen Zaun lagern, so habe ich ganz und gar nicht, wie ich im ersten Augenblick glaubte, den Eindruck des Todes.

Das ist das Element, das sich der menschlichen Umschlingung und Überwältigung entzogen hat. Die aufgezwungene Form von sich geworfen hat. Der Feindschaft, Fremdartigkeit entschlüpft wie durch eine Masche. In den großen Schoß zurückgekehrt ist.

Der braune Rost wie ein Segen darauf. Es ist ein getreues Beieinanderwohnen in ihrer eigentümlichen Freiheit. Eine Gemeinschaft mit mir.

Van Gogh und die staubige Rückwand. Darum dieses eigentümliche willkommene Gefühl angesichts der zerbrochenen Eisenbahn auf jenem Bild. Mit Recht hat er das verbogene Blech und die krumme Latte verklärt, indem er sie in ein Bild tat und Farben zart daran spielen ließ. Er hat nichts an ihnen zu tun unternommen, als sie für Kurzsichtige beleuchten.

Es rührt mich nicht, was er abstrakt dadaistisch theoretisiert; es interessiert mich auch gar nicht. Wie begreiflich, daß er es nicht gewagt hat, die zerbrochene Scheibe zu reparieren. Reparieren, wie man sehr roh sagt.

Will einer das tiefe Geheimnis des Kinos enthüllen? Ich kann es. Jetzt nach den Bildern kann ich es. Es gab Jahre, wo ich wöchentlich mindestens einmal ins Kino ging, später seltener, aber auch jetzt vermisse ich es, wenn ich zwei Wochen nicht hinfand. Ich hatte keine großen Wünsche an die Filmfabrikanten. Es war mir lieb, wenn sie auf die geistigen Umwege verzichteten und es recht munter loszappeln ließen.

Aber dies: das süßbehagliche Stieren auf eine weiße Leinewand, über die etwas Gleichgültiges und so Dummes, Burleskes, Komisches, Pseudotragisches hinging, das Surren des so rollenden Films, die wilde Aufgeregtheit der Bilder, das Spielen der Musik. Ringsherum saßen Menschen. Das war genug.

Oh das war viel.

Das war mehr als Theater. Denn das war ich.

Es war ein Triumph über Akteure und Filmproduzenten. Fern von mir vollzogen sich Tragödien, Komödien. Sie traten mir nicht zu nah. Sie ließen mich leben. Der Geist mit seinen Eintagsgedanken und Wünschen stand zwischen Seele und den Dingen. Er verdunstete hier.

In dem behaglichen Flirren des Films, in dem Stieren auf die Leinewand verging er.

Das Kino braucht nicht besser zu werden. Diese Schundliteratur ist so schön. Sie macht fast fromm.

Und da ist es schon Zeit, zu schweigen.

Die Humanisten werden sich freuen, daß ich ja nun doch zu ihnen gefunden habe, zur Superiorität über die Kunst. Ich habe mit ihnen nichts zu tun. Ihre Borniertheit gackere nur weiter auf dem Hühnerhaufen.

Von diesem Sitz sieht man gnädig auf alle herunter.

Und alles Drängen, alles Ringen ist ewige Ruh in Gott dem Herrn.

Verantwortlich für die Redaktion: Prof. Dr. Oskar Bie, Berlin.
Verlag von S. Fischer, Berlin. Druck von W. Drugulin in Leipzig.

